7. Sekundärliteratur

Missionar Christian Friedrich Schwartz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des Halleschen Missionsarchivs.

Germann, Wilhelm

Erlangen, 1870

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

B: 25

B25
ZK

Bibliothek der Missions-Anstalt
Francke'sche
Stiftungen
Halle (S.)



G. Brinckmann Leipzig.

Christian Friedrich Schwartz,

evangelisch-lutherischer Missionar in Ostindien.

geb. d. 26 October 1726 gest. d. 13. Februar 1798.

Missionar

Christian Friedrich Schwartz.

Sein Leben und Wirken

aus Briefen des Halleschen Missionsarchivs

von

Dr. W. Germann
Pfarrer in Specktsbrunn (Sachsen-Meiningen).

Mit Bild und Facsimile von Schwartz.

Erlangen,
Verlag von Andreas Deichert.
1870.

Bibliothek der Missions-Anstalt
Francke'sche Stiftungen
Halle (S.)



Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

Sr. Hochwürden

Herrn D. C. Ackermann

Oberhofprediger und Generalsuperintendent a. D.

zu

Meiningen

in dankbarer und inniger Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Von Sonnenburg nach Trankebar (1726—1750). S. 1—42.

Zweiter Abschnitt.

Die Missionshochschule in Trankebar (1750—1762). S. 43—124.

Dritter Abschnitt.

Gründung der Station Tritschinopoli (1762—1772). S. 125—215.

Vierter Abschnitt.

Der Königspriester und Bischof von Tanjour (1772—1798). S. 215—396.

Anhang.

Schwartz an Pasche 18. Januar 1776. S. 397—398.
„ „ Freylinghausen 19. Januar 1776. S. 398—400.
„ „ Pasche 11. October 1776. S. 400—402.
„ „ Freylinghausen 14. October 1776. S. 402—403.
„ „ Pasche 20. August 1776. S. 403—404.
„ „ Pasche 21. Januar 1777. S. 404—405.
„ „ Freylinghausen 3. Februar 1777. S. 406—408.

Erster Abschnitt.

Von Sonnenburg nach Trankebar.

(1726 — 1750).

Von der alten Hauptstadt der Brandenburgischen Neumark, von der wassergeschützten Veste Küstrin führt eine dreistündige einsame Wanderung an den Wiesen des Wartebruches hin zu der kleinen Landstadt Sonnenburg. Wer die breiten, mit einstöckigen Häusern besetzten Straßen durchwandert, wird durch nichts Alterthümliches daran erinnert, daß dies Städtchen einst glänzendere Tage gesehen hat und vor anderen seiner Größe in der Geschichte genannt ist. Erst die stattliche Kirche erzählt einem Fremdling, daß solchen Bau arme Ackerbürger nicht aufzuführen vermochten. Noch einige Schritte, und Schloß und Park lassen die Erbauer ahnen. Ein merkwürdiges Abzeichen schmückt in diesem Stadttheil manche Gebäude — ein ebenmäßiges weißes Kreuz, das wohlbekannte Abzeichen der edlen Johanniterritter.

Dies weiße Kreuz, welches seine Träger mit dieser Farbe an die Reinigkeit des Herzens, über dem es getragen wird, und mit seinen acht Spitzen an die acht Seligpreisungen mahnt, ist ja nicht nur in vergangenen Jahrhunderten im heiligen Lande, auf Rhodos und Malta mit Ehren gegen die Muhamedaner vertheidigt, sondern auch in den großen Kämpfen der jüngsten Vergangenheit erschien es wieder, aber diesmal von Freund und Feind, die verwundet auf den Schlachtfeldern lagen, gleich lebhaft ersehnt, gleich freudig begrüßt als Symbol christlicher Barmherzigkeit. Doch wie mag Sonnenburgs Geschichte mit dem im Pilgerhospital zu Jerusalem entstandenen Orden verknüpft sein? Wahrscheinlich sind in der Mark und den anstoßenden Provinzen die Güter des aufgehobenen Templerordens, wie auch in anderen Ländern, den Johannitern zugetheilt, denn schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erfreuten sich letztere dort unter Markgraf Waldemars Schutz bedeutender Besitzungen. Reichthum und Macht unter

fürstlicher Gunst machte die nordischen deutschen Ritter unwillig, Uebergriffe und Zurücksetzungen des Rhodischen Großmeisters zu ertragen, und lange Streitigkeiten endeten noch vor Schluß jenes Jahrhunderts mit einem förmlichen Vergleiche, der dem Herrenmeister der Ballei Brandenburg im Wesentlichen völlige Unabhängigkeit zugestand. So war die Möglichkeit gegeben, daß zur Zeit der Reformation diese Ordensprovinz die reine Lehre annahm und dadurch die in andern protestantischen Ländern erfolgte Einziehung der Güter verhinderte. Seit 1426 bis Anfang dieses Jahrhunderts war Sonnenburg Sitz der Ordensregierung und der Ordenskanzlei, dort geschahen die feierlichen Ritterschläge. Der erste Stadtgeistliche hatte als Ordensinspector die Aufsicht über Kirchen und Schulen des Gebiets. Mit Erneuerung des Ordens ist denn auch Stadt und Schloß wieder Centralsitz geworden. Die schöne Pfarrkirche, welche durch Freigebigkeit der Herrenmeister von 1480 an erbaut worden, ist in gar eigenthümlicher Weise ausgeschmückt. An den Pfeilern und Emporen sind die Wappenschilde von mehr denn sieben hundert Johanniterrittern mit dem Datum des Ritterschlags angebracht. Mitten unter diesen adligen Wappenschilden hängen auf gegenüberstehenden Pfeilern nahe dem Altar zwei Gedenktafeln, mit keinem hochadligen Wappen geziert, nur Namen, Geburts- und Todestage enthaltend und einfachen Bürgersöhnen Sonnenburgs gewidmet. Nicht von Adel, es wäre denn der Adel derer von Beröa (A. G. 17, 11) in Annehmen und Erforschen der Schrift, haben sie doch, wie irgend einer ihrer Nachbarn, das weiße Kreuz auf schwarzem Grunde getragen und vertheidigt, haben im Dunkel der Heidenwelt des Kreuzes reinigende, seligmachende Kraft verkündigt, ohne doch dabei je, wie manche ihrer Nachbarn, das schwarze Gewand mit dem rothen Kriegsmantel vertauscht zu haben. Es sind die Ostindischen Missionare Benjamin Schultze und Friedrich Schwartz, welche Missionsfreunde von Stadt und Umgegend, ihnen selbst zur Ehre, also geehrt haben. Das Leben des letzten und größten der beiden Gottesmänner wollen die folgenden Blätter in Kürze vorführen und namentlich sorgfältig bisher Unbekanntes zur Ergänzung früherer Berichte und Darstellungen zusammen tragen. Auch Benjamin Schultze, als Landsmann, Vorgänger und Lehrer von „Vater Schwartz", wird darin nicht vergessen werden.

Am 27. October 1726 umstanden den Taufstein in der Kirche zu Sonnenburg Glieder der angesehensten Familien des Städtchens — ihre Wohnsitze sind in den großen Bränden von 1752 und 1814 alle ein Raub der Flammen geworden, das Innere der Kirche aber bietet wesentlich heute noch ganz das gleiche Ansehen —: Fräulein Anna

Sophia von Diebitsch, die Frau Bürgermeisterin Dorothea Piltz, die Frau Apothekerin Margaretha Bergemann, die Herren Christoph Beckedorff und Andreas Leppin. Der taufende Geistliche ist wahrscheinlich der Ordensinspector Herr Christian Christoph von der Schulenburg. Als Kindesvater steht da der angesehene Meister George Schwartze, Bürger, Bäcker und Braueigner, ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren. Vor vier Jahren war er mit der gleichalterigen Wittwe des Bergbäckers Hans Schönemann Frau Margaretha, der Tochter des Böttchermeisters Michel Grundt, in dieser Kirche copulirt. Die junge Wittwe hatte in ihrer sechsjährigen Ehe ihre drei Kindlein und dann auch den Mann begraben und war nach mehr als zweijähriger Trauerzeit zur zweiten Ehe geschritten. Georg Schwartz (welcher Name vorher in den Kirchenbüchern der Stadt, grade wie gegenwärtig wieder, gar nicht vorkommt) muß als fremder Geselle eingewandert sein, er wird wohl zuerst die Aufmerksamkeit der verwittweten kinderlosen Frau Meisterin durch Treue und Fleiß auf sich gezogen haben. Als er an jenem 27. October mit den Pathen sein Söhnlein in die Kirche geleitete, füllte Lob und Dank sein Herz, daß ihm zu seinem dreijährigen Töchterchen Maria Sophia nun auch wieder ein Sohn gegeben war als Ersatz für seinen Christian Friedrich, den er im zarten Alter von zwei Monaten vor Jahresfrist hatte bestatten müssen. Christoph Friedrich, so wurde nach dem Hauptpathen das am 22. October geborne Söhnlein in jener heiligen Taufhandlung genannt, aber die Liebe der Eltern muß ihn trotz Kirchenbuch und Pathen stets mit dem vollen Namen des Erstgebornen genannt haben, denn als Christian Friedrich Schwartz ist dieser Täufling in der Geschichte des Reiches Gottes bekannt geworden, und niemals hat er sich anders geschrieben. So nennt ihn denn auch die Gedenktafel in dieser selben Taufkirche jetzt mit vollem Recht, und auch wir müssen dabei bleiben *).

*) Mit obigen genau verbürgten Angaben treten wir also dem bisher Angenommenen in vier Stücken entgegen. Der eigene Geburtstag und Taufname, wie Tauf- und Geschlechtsname der Mutter sind bis jetzt falsch angegeben und zwar auf Schwartzens eigene Autorität hin. Schwartz schrieb nämlich bei seiner Abreise nach Indien kurz seinen Lebenslauf, der in seiner eignen Handschrift vor uns liegt und noch öfter wörtlich citirt werden soll. Im Lebenslauf heißt es: „Um also vom ersten Anfange meines Lebens anzufangen, so war der Tag meiner Geburt der 26. October 1726. In meiner Taufe ist mir der Name Christian Friedrich beigelegt. Gieb Herr Jesu, daß ich in dir einen beständigen Frieden genießen möge und laß mich öfters an den Bund gedenken, den ich mit dir damals gemacht habe. Meine lieben Eltern sind gewesen George Schwartze und

Der Knabe hat seine rechte Mutter nie kennen gelernt, schon 1731, über welches Jahr leider grade die Todesnachrichten des Kirchenbuchs fehlen, wurde sie aus dieser Zeitlichkeit abgerufen*). Nur ein einziger Zug aus ihrem Leben wird uns berichtet, aber dieser genügt sie zu charakterisiren. Mit ihren letzten Worten hat sie auf des Sohnes ganzes Leben bestimmend eingewirkt, wie dieser selbst erzählt: „Von meiner Mutter weiß ich mich nichts zu erinnern. Gott nahm sie mir zeitig und wurde also gar bald Waise. Doch erzählten mir diejenigen, die bei meiner Taufe Zeugen gewesen, daß meine Mutter auf ihrem Todtenbette gegen ihren Beichtvater und meinen Vater bezeuget, daß sie mich dem Herrn gewidmet. Sie hat deswegen von meinem Vater gefordert, ihr eidlich zuzusagen, mich zum theologischen Studium anzuhalten, wenigstens mich nicht zu hindern, welches er auch treulich gehalten." Daß die Pathen gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt haben, läßt sich aus dieser kurzen Notiz schon abnehmen, doch die Mutter konnten sie den unmündigen Kindern unmöglich ersetzen, und daher entschloß sich der Vater zur andern Ehe. „Anno 1732 den 8. Januar ist Meister George Schwartze mit Jungfrau Bellagk copuliret worden. Die beiden Kinder dieser Ehe Georg und Eva Margaretha starben frühzeitig. Anno 1735 den 8. December starb Georg Schwartzens Ehefrau." In diesen wenigen Worten des Kirchenbuchs viel Herzeleid, und die letzten Todesfälle konnte der junge Friedrich schon recht wohl mitfühlen, denn sobald er nur ein wenig zu Verstand gekommen war, wurde er fleißig zur Schule gehalten, und mit dem achten Jahre kam er schon in die sogenannte große Schule zu dem vortrefflichen Rector Helm, dem er ein feines Lob ertheilt: „Da klopfte Gott zuerst an meinem Herzen an. Derselbe unterrichtete uns im Christenthume täglich eine Stunde und ermahnte uns recht väterlich zum fleißigen Gebet, gab uns auch Anleitung, wie wir mit eigenen Worten Gott unsere Noth vortragen sollten. Dieses hatte bei mir die gesegnete Wirkung, daß ich öfters einen Ort suchte, wo ich

---

Maria Grunerin." Die Verwechselung des Taufnamens ist oben erklärt. Der falsche Name der Mutter erklärt sich aus ihrer ersten Verheirathung, dem frühen Tode und dem Vornamen der ältesten Schwester. Den Geburtstag hat Schwartz vielleicht nach dem Tauftag, als in Folge bekannten Herkommens der zweite Lebenstag, berechnet. Uebrigens giebt er in späterem Alter den 8. October als seinen Geburtstag an und räumt damit selbst dem Kirchenbuch die größere Autorität ein.

*) Die Lebensdata sind: geboren und getauft 9. December 1689, erste Ehe 29. Mai 1714 bis 18. Juli 1720, zweite Ehe 18. Nov. 1722.

mein Herz vor Gott nach meiner Einfalt ausschütten konnte. Ich kann mich noch wohl erinnern, was ich damals für süße Empfindungen in meinem Gemüthe hatte, über deren Abwesenheit ich in meinen folgenden Jahren oft sehr betrübt gewesen. Wenn ich damals zu Hause was versehen hatte, so ward ich gleich beunruhigt, und diese Unruhe dauerte so lange, bis ich es Gott wieder herzlich abgebeten hatte."

Leider wurde Rector Helm bald in ein Predigtamt berufen, und weil die Nachfolger nicht die gleiche Gesinnung hatten, wurden auch die Schüler leichtsinnig. Da wandte der Diaconus Everding dem Knaben seine Aufmerksamkeit zu und gab ihm Unterricht, aber nur im Rechnen. Die Zeit der Confirmation nahte, Everding hatte die Vorbereitung, aber er ermunterte nicht wie Helm zur Bekehrung; wer ein wenig seine Fragen beantworten konnte, wurde sehr belobt. Deshalb hatte sein Schüler nur eine trübe Erinnerung an diesen Confirmandenunterricht, wenngleich er gestehen muß, daß Gott sich auch in jener Zeit an ihm nicht unbezeugt gelassen. Als er nämlich zur ersten Beichte gehen wollte, fing er bitterlich zu weinen an. Die Eltern fragten nach der Ursache, er aber konnte selbst nicht recht sagen, warum. Nur das merkte er, daß Gott an sein Herz klopfte und ihn zu sich ziehen wollte, aber wie Samuel in der Stiftshütte kannte er die Stimme des Rufenden nicht recht. Mit der Confirmation schließt Schwartz die erste Abtheilung seines Lebenslaufs, das Leben in der Eltern Hause, um dann noch in zwei Abschnitten seine Seelenführungen auf Schulen und auf der Akademie zu berichten. Er urtheilt über diese erste Lebensperiode: „Das beuget mich sehr, daß ich Ihn nicht frühe gesucht und mein Herz Ihm nicht übergeben habe. Mein Gott, vergieb auch diese Sünde um Jesu willen." Und doch dürften viele Christen nicht auf eine so fromme Gottgeweihte Jugendzeit zurückblicken können.

Es wird demnach wohl in demselben Jahre, in welchem der große König, der zehn Jahre früher in Küstrin als Gefangener gesessen, den Thron bestieg, 1740 oder sicherlich nicht später denn 1741 gewesen sein, als Friedrich Schwartz mit seinem Vater in das nahe Küstrin ging, um dort sein Leben auf Schulen zu beginnen. Küstrin besaß damals zwei Gymnasien, die lutherische Rathsschule und die reformirte Friedrichsschule. Der Rathsschule stand vor der schon hochbetagte Rector Helmreich, neben ihm verdient genannt zu werden der dritte

Lehrer Cantor Günther als Director des wichtigen Chors. Da Schwartz eine so lange und wichtige Zeit, bis zum Herbst 1746, auf dieser Schule gelernt hat, müssen wenigstens die auf Religionsunterricht und Kirche bezüglichen Einrichtungen kurz beachtet werden. In der obersten Klasse gab der Rector zwei Stunden Theologie, zwei griech. N. T., zwei hebräische Grammatik; den Secundanern und Tertianern erklärte der Cantor den griechischen Text der Sonntagsevangelien, in Tertia gab es noch drei Katechismusstunden. An jedem Morgen begann der Unterricht mit Gesang, Gebet und Vorlesung eines Kapitels aus der Bibel. Auf Besuch aller Gottesdienste wurde streng gesehen, selbst Mittwochs und Freitags früh hatten die Schüler auch der obersten Klassen dem zweistündigen Gottesdienst beizuwohnen, in der Fastenzeit selbst den vier Wochengottesdiensten. Vor den drei hohen Festtagen waren immer zwei ganze Vormitttage allein religiösen Lectionen gewidmet, vor jedem Bußtage je ein Vormittag. Als eigenthümliches und in das Privatleben mancher Schüler tief eingreifendes Institut bestand daneben der Singchor, welcher so recht den Zusammenhang von Kirche und Schule repräsentirte. Auch unser Schwartz, als ein ärmerer und musikalisch wohl begabter Schüler, trat diesem Chor bei, welcher nicht nur bei allen Gottesdiensten, sondern auch bei Begräbnissen und auf Hochzeiten zu singen hatte. Die Singstunden am Montag und Donnerstag Nachmittag begannen stets mit dem Gesange „Komm heiliger Geist, Herre Gott" und einem Gebete, nach welchem ein Primaner ein Kapitel aus dem Neuen Testament las. Am Sonnabend Nachmittag hatten die Choristen stets die Beichtvesper zu besuchen und darnach wieder zu üben. Der Herr Cantor berichtete in der spätern Zeit mit Wehmuth, wie reich angefüllt damals die Schulchöre der Kirche waren, wie sich auch erwachsene Schüler zum Chor gedrängt hätten, mit welchem Beifall vollständige Kirchenmusiken und auf den Straßen vierstimmige Motetten aufgeführt seien.

Nach dieser auf authentischen Quellen beruhenden Schilderung muß es frappiren, daß Schwartz kurzweg urtheilt: „Man suchte auf dieser Schule nur was zu lernen, und das that man ohne Gott, deswegen konnte ich mein Herz Keinem entdecken." Wir acceptiren zunächst das große Lob für eine Schule, daß auf ihr tüchtig gelernt wurde, und Friedrich Schwartz gehörte zu ihren fleißigsten Schülern. Er hatte von seinen Eltern wenig Unterstützung zu erwarten, recht im Gegensatz zu seinen zwei Sonnenburger Schulkameraden, die mit ihm zugleich nach Küstrin gebracht wurden. Sie hatten überflüssige Mittel zu Vergnügungen, und er mußte hin und her in die Häuser zu Freitischen

laufen. Er kann nicht genug Gottes Gnade rühmen, die ihm trotzdem des Aeußern so reichlich bescheert habe. Natürlich kamen auch Tage der Verlegenheit und Noth, für ihre Beseitigung dankte er dann mit noch größerem Fleiße; — wie selbst aus seinem strengen Selbstgericht hervorgeht: „Ich weiß mich zu erinnern, daß als ich etliche Tage in der Woche keinen Tisch hatte, ein Mann von freien Stücken mir anbot, die zwei Tage in der Woche einen Tisch zu geben. Als ich von dem Mann wegging, so ergriff Gott mein Herz auf der Straße (es war des Abends), stellte mir seine Liebe vor, wodurch er mich nun lockte, daß ich nicht wußte, wo ich vor Scham hin sollte. Ich versprach Gott unter freiem Himmel, Ihm von nun an mein Herz zu ergeben. Aber so hurtig ich im Versprechen war, so langsam war ich im Halten. Anstatt der Uebergabe des Herzens an Gott, übergab ich mich dem Hochmuthsteufel. Ich dachte, nun mußt du auch dafür recht fleißig sein, stand deswegen des Morgens früh auf, auch wohl des Sonntags, und studirte." Er klagt sich ferner an, meistens um eitler Ehre willen studirt zu haben, er bedauert gelobt zu sein, als er in seinen Studien vorgeschritten, und dadurch innerlich großen Schaden erlitten zu haben. Er habe Gott und der Welt zugleich gefallen wollen und unter den Banden, die ihn an die Welt gefesselt, sei auch die Studirsucht gewesen.

Zu seinem Unglück war er auf eine Stube mit Kameraden zusammengekommen, von denen er nicht viel Gutes sah. Obwohl er sich nun im Aeußern stets sehr ehrbar hielt, ließ er sich doch bisweilen zur Theilnahme an Vergnügungen hinreißen, die allgemein als erlaubt galten, aber von ihm doch nur mit Gewissensunruhe genossen wurden. Die innere Unruhe wuchs mehr und mehr: „Wenn ich zum Abendmahl gehen sollte, so habe oft große Noth ausgestanden, weil ich wußte, daß ich zum Gerichte hinginge. Es wurde uns einmal, als wir zum Abendmahl gehen wollten, ein Buch vorgelesen, darin gezeigt wurde, wie man sich nach den zehn Geboten prüfen müßte, darüber ich in solche Unruhe kam, weil ich mich immer getroffen fand, wenn auch die äußern Ausbrüche fehlten, welches ich doch bei allen nicht sagen konnte." Dann kam ein frommer Diaconus, Namens Stegmann, nach Küstrin, der trotz Haß und Verfolgung der Welt den Weg Gottes recht lehrte und nach seiner Lehre wandelte und dadurch großen Eindruck auf das Gemüth des jungen Gymnasiasten machte. „Wirst du nicht aufs neue geboren, so gehst du wahrlich auf ewig verloren", begann Stegmann seine Antrittspredigt. Seitdem konnte Schwartz keine Predigt mehr mit Aufmerksamkeit anhören, ohne aufs neue be-

unruhigt zu werden. Hatte er aber dennoch darnach wieder eingebildete Ruhe, d. h. war es ihm gelungen durch fleißiges Studiren die Unruhe zu vertreiben, so konnte er auch, seine eignen Worte zu gebrauchen, manche Stunde unnütz und sündlich zubringen. Zu rechter Zeit griff dann stets die gewaltige Hand Gottes in sein Leben ein. Einmal auf dem Wege zur Kirche fingen seine Füße plötzlich an zu schwellen, so daß die Stiefel abgeschnitten werden mußten, nach wenigen Stunden war schon das Bewußtsein geschwunden, die Geschwulst zog sich auf die Brust, und die ihn Umstehenden fürchteten Erstickung. Ein andermal bekam er so heftiges Seitenstechen, daß er weder liegen noch gehen konnte, nur mit größten Schmerzen Athem holte, ja fast nicht mehr beten konnte. Und der innere Erfolg dieser Heimsuchungen? Nach eigener Anschauung waren es nur vergebliche Mahnboten: „Als man mir den folgenden Tag von der Gefahr der Erstickung erzählte und in was für einer Gefahr ich gewesen, so erschrak ich sehr, betete sehr herzlich und war voll heißer Andacht. Aber ich war wie ein falscher Bogen, ich bekehrte mich nicht recht, Hosea VII, 16. Gott machte mich gesund am Leibe und hatte durch die Krankheit mich wollen zu sich ziehen, aber ich merkte hernach nicht mehr auf des HErrn Stimme, sondern war wie eine verlockte Taube. In der zweiten Krankheit, ob ich es gleich nicht sagte, war ich auch auf Gott unwillig, daß er mir solche schmerzhafte Krankheit zuschickte, und war darnach nicht um ein Haar gebessert. In der Noth und Angst wollte ich fromm werden, aber wenn die Noth vorbei war, so war ich der alte und ungeänderte Sündenwurm. Durch den Ernst Gottes wurde ich nicht bewogen ihn zu suchen, so erzeigte mir Gott viele Wohlthaten und suchte dadurch mein Herz zu erweichen."

Unter diesen Wohlthaten steht oben an die Bekanntschaft mit dem frommen Syndicus Kern, dessen einzige Tochter er täglich eine Stunde in Schreiben und Rechnen zu unterrichten unternahm gegen ein jährliches Honorar von zwölf Thalern und einen wöchentlichen Freitisch. Ein anderer Wohlthäter gewährte ihm Wohnung, Holz und Aufwartung frei. Schwartz dünkte sich dem Glück gleichsam im Schooß zu sitzen. Doch er sollte dem Syndicus noch für viel Größeres danken. Kern war zur Zeit der großen Erweckung in Halle gewesen und hegte große Liebe zu den ersten Lehren, d. h. zu A. H. Francke und seinen gleichgesinnten Freunden. Er hatte sich einige Bücher, darunter besonders die segensvollen Fußtapfen des noch lebenden Gottes in Gründung und Erhaltung des Waisenhauses mitgebracht. Dies letzte Buch lieh er dem jugendlichen Lehrer seiner Tochter. Schwartz las es unter

vieler Gemüthsbewegung, ja mit Thränen, und hegte von da an große Neigung, Halle zu sehen, ja er setzte diesen Zeitpunkt gleichsam als Termin, von dem an er sich ernstlich zu Gott wenden wollte. Für bekehrt hielt er sich nämlich noch immer nicht. Er meinte, in Küstrin sei es bei so vielen Hindernissen nicht möglich; er würde verspottet werden, würde dort nicht treu bleiben. Es sei eine verdrießliche Sache, wenn man den ganzen Tag betrübt und traurig einhergehen müsse, es sei auch eigentlich unmöglich ganz nach den Forderungen des Wortes Gottes zu leben, denn wie oft hatte er sich dies ernstlichst bei Beichte und Abendmahl vorgenommen, und immer war nichts daraus geworden. Sollte er nicht verdrossen sein? ja es würde ihn verdrossen haben zu leben, leuchtete ihm nicht Halle noch als letzter Stern. So war der Herbst 1746 herangekommen, und er wurde reif für die Universität erklärt, nichts stand also dem ersehnten Besuche in Halle mehr entgegen, denn wenn er auch selber sich noch nicht genug für die Universität vorbereitet glaubte, so hoffte er doch die beste Vorbereitung auf der Schule des Waisenhauses zu finden, welche noch eine Zeitlang zu besuchen er fest entschlossen war.

Bei der geringen Entfernung Sonnenburgs und Küstrins ist es selbstverständlich, daß Schwarz nicht nur jede Ferien im elterlichen Hause zugebracht hat, sondern auch mit der Familie fortlebte, als wäre er noch ganz im Hause. Das ändert sich natürlich mit dem Beziehen der fernen Universität, und darum ist es hier am Platze, kurz die häuslichen Ereignisse der ganzen Periode anzumerken.

Schon am 11. Oct. 1736 hatte sich der Vater wieder verehelicht, mit Jungfrau Sträußler, der zwanzigjährigen Tochter des Kunstgärtners auf dem hochfürstlichen Amte. Im März 1739 war die Schwester Dorothea Luise, und im September 1740 Anna Elisabeth geboren und getauft. Im April 1745 wurde zur größten Freude des ganzen Hauses ein zweiter Sohn geboren und Karl Ludwig genannt. Herbst desselben Jahres aber kehrte Trauer ein, das noch vor Karl Ludwig geborene Töchterlein Anna Katharina starb, zwei Jahre alt. — In der Stadt Sonnenburg selbst scheinen nach den vom Heermeister Markgrafen Karl 1735—1737 vollzogenen höchst feierlichen und prunkvollen Ritterschlägen, die sicher damals des Knaben ganze Aufmerksamkeit erregten, weitere bemerkenswerthe Vorfälle nicht vorgekommen zu sein. Selbst Küstrin war von den Wellenschlägen der Weltgeschichte trotz der zwei ersten schlesischen Kriege wenig berührt worden, denn bekanntlich vermied der große König den Besuch dieses ihm so traurige Erinnerungen bietenden Ortes, ohne daß dies übrigens

dem Patriotismus der Bewohner Eintrag gethan hätte, wenigstens blieb Schwartz bis ins späteste Alter ein Bewunderer dieses Fürsten. Kurz, es war in aller Beziehung ein entscheidender Schritt ins Leben und in die Welt hinaus, als der zwanzigjährige Jüngling über Küstrin nach Berlin und weiter nach Halle abreiste. Der Vater wandte sich zum Abschied an seinen lieben Friedrich, die einfache Nahrung und Kleidung, die oft absichtlich auferlegte harte Lebensweise würden ihn zur Uebung der Selbstverläugnung auch in künftigen schweren Tagen vorbereitet haben. Auf welche Lebensbahn ihn der liebe Gott auch führen möge, er werde gelernt haben, sich in jede Lage zu schicken. Es war, als sehe der Vater schon mit Seherauge des Sohnes schwierigen und verläugnungsvollen Lebensberuf. Wie mag er in seinen Ahnungen bestärkt sein, daß dieser Sohn zu Größerem aufbehalten sei, als sein Friedrich ihm kurz nach der Abreise schon eine Lebensrettung berichten mußte. Eine Pastorin Schwartze bat den Namensvetter, ihren Sohn auf das Hallesche Waisenhaus zu bringen, bis Berlin wolle sie ihm dafür freie Reise gewähren. Er acceptirte das Anerbieten und reiste mit dem Knaben noch einmal in den Wohnort der Mutter. Dort ließ er sich bewegen eine Flinte zu nehmen und zum Schießen auszugehen. Er legte an, aber die Flinte verfehlte, immer und immer schüttete er neues Pulver zu, aber stets sagte sein Gewehr ihm ab. Da nahm er sie endlich wieder auf den Rücken, ging heim und gab sie dem Besitzer mit Erzählung des Vorgefallenen. Als der sie untersuchte und halb mit Pulver gefüllt fand, erschrak er gewaltig und sagte dem Gaste, wäre die Flinte so losgegangen, hätte er sein Leben einbüßen können. Die Worte waren für Schwartz ein Schlag auf Herz. Gott hat es verhindert, bekannte er lobpreisend.

Von Gott wurde denn auch nach glücklicher Ankunft in Halle die Ausführung des schon erwähnten Planes, nicht gleich die Universität zu beziehen, verhindert, ein Plan — welcher den ganzen Lebensgang des jungen Studenten würde anders gestaltet haben. Auf dem Waisenhause in Halle lebte nämlich ein Mann, der für Schwartz als Autorität galt und trotz gebrochener Körperkraft noch immer gewohnt war, seinen Willen durchzusetzen. Magister Benjamin Schultze, zu Sonnenburg den 7. Januar 1689 geboren, von 1719—1743 Missionar in Trankebar und Madras, ein hochbegabter und fleißiger Arbeiter, der nur leider für gemeinsame Arbeit etwas zu eigenwillig gewesen, hatte sich auch in der Fremde ein lebhaftes Heimathsgefühl für seine Vaterstadt bewahrt. Als ihn unerträgliches Asthma aus

Indien vertrieben, war er im Frühjahr 1744 von Kopenhagen nicht zuerst nach Halle, sondern nach Sonnenburg gereist und länger dort geblieben. Bei einem bald folgenden zweiten Besuche machte er, der unverheirathete, selbst eine Stiftung für Predigerwittwen der Stadt, wie er auch stets von seinen zahlreichen Schriften je ein Exemplar der Vaterstadt präsentirte. Schwartz mußte wohl dieses Landsmannes Bekanntschaft schon bei dessen Sonnenburger Besuchen gemacht haben, genug der erste Gang in Halle ging auf dessen Stübchen, wohl um sich in äußern Dingen Rath und Fürsprache zu erbitten. Rath wurde auch von dem erfahrenen Landsmann ertheilt, und zwar sehr entschiedener, nur ganz anderer, als erbeten war. Schwartz wußte kaum, wie ihm geschah, sein ganzes Concept wurde ihm verrückt. Schon zwanzig Jahre alt und in klassischen Wissenschaften wohl gesattelt, da zieme sich die lateinische Schule nicht mehr. „Ich sollte gleich auf die Akademie mich begeben. Ich war darüber sehr betrübt. Doch mußte ich darin gehorchen. Also fing mein akademisches Leben an", klagt Schwartz, während andere an seiner Stelle gejubelt hätten.

Nun erst der Rückblick auf sein bisheriges Schulleben, drei Jahre später von ihm niedergeschrieben, für das maßvolle moderne Christenthum fast anstößig stark: „Was mein Schulleben anbetrifft, so sieht man daraus, aus dem was Gott an mir gethan und wie ich mich gegen Gott verhalten habe, unläugbar zunächst die Tiefe des menschlichen Verderbens. Besonders glaube ich gewiß, daß nicht leicht Jemand so verderbt gewesen als ich. Daß einer so viel grobe Laster begehen könne, zweifle ich nicht. Aber bei so vielen Aufweckungen immer im Schlafe der Sünden zu bleiben, ist beinahe unglaublich. Das soll mich durch Gottes Gnade immer kleiner und niedriger machen, daß ich gern einen andern höher halte als mich. Ach Gott, entdecke mir mein Verderben und sonderlich mein gekrümmetes Herz noch besser und beuge mich noch mehr. Hernach wird man aus dem, was ich kürzlich erzählt habe, sehen, daß der Gottlose keinen Frieden habe, wie Gott in Jesaia einigemal versichert. Wenn ich an die unaufhörlichen Bearbeitungen Gottes gedenke, so werde ich am meisten beschämt vor seinem Angesicht. O wie hat Gott eine Seele so lieb, wie geht er ihr nach. Auf wie mancherlei Weise sucht er einen Menschen zu sich zu ziehen, bald durch Liebeserweisungen, bald durch Ernst, und wird des Erbarmens nicht müde. Dies hat Keiner an mir sehen können, daß Gott mich so viel bearbeitet; also glaube ich, daß kein Gottloser am Tage des Gerichts sich entschuldigen wird. Gott wird einen Jeden schon hinlänglich bearbeitet haben. Ich kann hiebei des

Lobes und Dankes Gottes nicht verschweigen, denn ob es gleich zu nichts mit mir gekommen in den Jahren, so ist er doch nicht Schuld daran. Am meisten preise ich Gott, daß er mich damals nicht in die Ewigkeit gerissen als ein todter Baum, sondern mich noch um der Fürbitte Jesu willen stehen lassen."

Wird die geängstete Seele endlich auf der Akademie zur wahren Ruhe gelangen? das Interesse an der Beantwortung dieser Frage wird auch ferner noch bei unserer Erzählung im Vordergrund stehen müssen, ist doch die Seelenführung eines Mannes, der Tausenden ein Führer zum Leben geworden, der eigentliche Schlüssel zu seiner Amtsführung. Doch soll nach Schwartzens eigenem Vorgang zuerst von seinem äußern Ergehen in Halle berichtet werden.

Er kam mit sehr geringen äußern Mitteln nach Halle und hat doch nie Mangel gelitten. Für seinen Tisch hatte er gleich nicht zu sorgen, er setzte sich an den von Gott bereiteten Tisch und ging nie hungrig weg, das will unzweifelhaft besagen, er genoß den Freitisch im Waisenhaus. Wie viele andere arme Studenten wurde er bald zum Unterrichten verwandt und zwar an der sogenannten deutschen Schule. Im ersten Halbjahre wohnte er mit einem Pommern Backe, dem Sohn eines Präpositus bei Stettin, auf einem Zimmer, wohl im Waisenhause selbst, im zweiten Semester gesellte sich noch ein dritter, ihnen beiden und besonders Backe sehr nahe stehender Student zu ihnen, Namens Hindenburg. Im dritten Semester trennten sich diese beiden Freunde wieder von Schwartz, da ein in der Stadt wohnender Student so dringend bat, er möchte ihn auf sein Zimmer nehmen, daß endlich selbst Backe und Hindenburg, wiewohl ungern, riethen, es auf ein halb Jahr zu wagen. In der Zeit geschah es denn einmal, daß Schwartz nichts, ja weniger als nichts, nämlich noch etliche Thaler Schulden hatte. Da fragte ihn unvermuthet Jemand, ob er auch Mangel litte. Er konnte nicht verhehlen, daß er eben nicht viel habe, ob er wohl noch keinen Mangel gelitten. Darauf gab ihm der Gönner so viel, wie gerade nöthig war, und solche Aushülfen erfuhr Schwartz häufig. Unter solchen Umständen konnte er den vertrauensvollen Antrag, die Aufsicht über die in Halle studirenden Griechen zu übernehmen und zu ihnen zu ziehen, nicht ablehnen.

Diese Griechen erregten damals in Halle und den mit Halle verbundenen pietistischen Kreisen viel Aufsehen. Ende 1745 erschienen mit Empfehlungen des Bischofs und nachmaligen kais. Beichtvaters Todorsky, der sich etwas früher in Halle aufgehalten hatte, zwei griechische Priester Arsenius Theophanowicz und Ephraim Georgiowicz

nebst zwei Knaben aus Peterwardein, die nichts als slavonisch und lateinisch redeten, um die Knaben auf den Schulen erziehen zu lassen, sich selbst aber in der Theologie und in den Sprachen zu vervollkommnen. Man kam ihnen in Halle aufs zuvorkommendste entgegen, gewährte ihnen freie Wohnung auf dem Waisenhause und Freitische. Es wurden unter Oberaufsicht des Pastor Weise und des für Pensylvanien bestimmten Past. Handschuh Studenten angestellt, ihnen in theologischen Studien behülflich zu sein und ordentlichen sprachlichen Unterricht zu ertheilen. Nach einem Jahr ging es mit dem Deutschen noch so schwach, daß Prof. Knapp ihnen neben den öffentlichen privatim theologische Vorlesungen hielt. Der ältere Theophanowicz wurde bald als Guardian des Klosters Grabovatz bei Peterwardein zurück berufen, sandte aber an seine Stelle einen Freund, den Presbyter Sophronius Kyrillowicz. Im Februar 1748 kamen dazu noch zwei griechische Studenten aus der Wallachei Nicolaus Coleoceus und Petrus Barbulowicz, die in Alt- und Neugriechisch wohl bewandert waren. Man hegte in Halle weitgehende Hoffnungen, zumal gleichzeitig mit dem Kloster Athos Verhandlungen über Sendung eines lutherischen Theologen schwebten, der dort eine Schule nach Halleschem Muster einrichten sollte. Selbst die Bedingung, daß dieser deutsche Theologe, wie die dortigen Mönche, niemals Fleisch oder mit Butter bereitete Speisen genießen dürfe, würde man eingegangen sein, wenn nicht andere Hindernisse griechischer Seits sich erhoben hätten. Hiernach läßt sich nun ermessen, welch großes Vertrauen schon damals in Schwartz gesetzt wurde, wenn man seine specielle Einwirkung auf die Griechen wünschte. Es war schon gleichsam ein Missionsposten und sicherlich ein im höchsten Grad anregender. Nur das Eine Bedenken könnte aufsteigen, ob er nicht dadurch zu frühzeitig vom eigenen Studium abgezogen sei. Er bezeugt aber selbst, die Griechen seien ihm nicht hinderlich gewesen weder im Studiren noch im Christenthum, er merkte Fortschritte in seinem Studium.

Die Professoren, bei denen er die üblichen Collegien hörte, waren Baumgarten, Knapp, Adjunct Freylinghausen, Michaelis, Kruger. Merkwürdiger Weise nennt er G. A. Francke nicht, vielleicht weil der Lebenslauf zunächst zu dessen Kenntnißnahme geschrieben. Im Uebrigen hören wir wieder die alte Klage über Studirsucht, die aber so thöricht gewesen, daß er sogar vor Menschen sich derselben schämen müsse. Er meinte, wenn er zu viel Zeit auf das Gebet und zur Betrachtung des Wortes Gottes anwende, so würde er im Studiren gar zu großen Schaden leiden. Er merkte wohl Segen im Studium, doch wenn er erst Gott gesucht

und sich ihm ganz ergeben hätte, so würde er sich auf manches mehr und auf vieles weniger gelegt haben. Der bloße Einzug in Halle hat demnach, dies wird der geneigte Leser schon gemerkt und daher auf weitere Ausführung sich gefaßt gemacht haben, den ersehnten Seelenfrieden nicht geschafft. Der Herr im Himmel läßt sich keinen Termin setzen und hat auch hierin Tag und Stunde seiner Macht vorbehalten.

Der gelegentlich erwähnte Pastor Weise, der Oberaufseher der deutschen Schule, pflegte im zweiten Eingange des Waisenhauses Betstunden zu halten und zeigte dabei eine besondere Gabe dringend zu bitten, sich dem HErrn zu ergeben. Dies machte auf Schwartzens Stubengenossen Backe großen Eindruck, er wurde erweckt und stellte nun an seinen lieben Contubernalen, wie er noch in hohem Alter als Pastor zu Fritzow bei Kammin Schwartz nannte, das Verlangen, sie wollten sich unter einander erwecken und durch gemeinsames Gebet ermuntern. Aber seine sehr brüderliche Erinnerung fand nicht das gehoffte Entgegenkommen, sondern die unwillige Abfertigung: „Herr Backe, thun Sie, was Sie wollen." So oft sie seitdem auch gemeinsam studirten, Gebetsgemeinschaft wurde nicht gepflegt, und so blieb es das ganze erste Semester, obgleich Schwartz jedesmal in der Sonnabend-Betstunde, und besonders wenn Past. Weise sie hielt, aufs neue angegriffen wurde. Hören wir, wie er sich selbst in dieser Zeit schildert: „Ich plagte mich, weil ich den Liebeszügen Gottes nicht gehorsam werden wollte, noch immerhin mit meiner Unruhe und herznagenden Bekümmerniß. Ich dachte beständig, fast täglich: Anders muß es mit dir werden, weil du die Wiedergeburt noch nicht an deinem Herzen erfahren. Weil ich aber von der greulichen Menschenfurcht so geplagt wurde und einige Stricke, womit ich gebunden, nicht wollte zerreißen lassen, so wurde aus allen guten Bewegungen und Vorsätzen nichts. Ich konnte auch, wenn mich Jemand frug, nichts antworten, sondern verstummte. Heucheln wollte ich nicht, und was Gutes war in mir noch nicht. Deswegen, als ich einmal zum Diaconus Niemeyer kam wegen der Abend-Expectanz und er sehr freundlich frug, wie es in meinem Gemüth aussehe, so konnte ich nicht eine Sylbe darauf antworten. Ich ging in diesem Zustande auch nicht zum heil. Abendmahl, weil ich wußte, daß ich es zum Gericht genösse, wenn ich in dem Zustande hinzuginge. O wie beuget mich meine Härtigkeit des Herzens, mit der ich noch täglich zu kämpfen habe."

Als im zweiten Semester der Student Hindenburg aus persönlicher Freundschaft zu ihnen zog, kam es doch zu gemeinsamer Betrachtung der Schrift und zum gemeinsamen Gebet, obwohl auch dies

nach Schwartzens Urtheil nur ein Bauen auf Sand war, ein Flickwerk ohne Aenderung des ganzen Herzens. Das schon berichtete Auseinanderziehen der Freunde betrachtete er als Eingreifen Gottes, weil er seinen Genossen mehr hinderlich als förderlich gewesen, indem sie wohl merkten, daß sein Herz nicht rechtschaffen sei. Der Erfolg bestätigte dies Urtheil. Kaum waren sie auseinander gezogen, so wurden Backe und Hindenburg aufs neue kräftig erweckt, so daß auch Schwartz die Veränderung der lieben Freunde bald merkte. Es war ihm ein Schlag ans Herz, und nach wenigen Wochen fing auch er an, den HErrn ernstlich zu suchen. Selbst sein Leib wurde von den schweren innern Kämpfen in Mitleidenschaft gezogen. Er wurde von gotteslästerlichen Gedanken so geplagt, daß er vor Kummer auch dem äußern Ansehen nach verfiel. Wenn er sich zu Bett legte, fürchtete er jedesmal, er möchte über Nacht sterben und verloren gehen. Er betete, aber die Angst wurde größer. Da fiel ihm der Lebenslauf und die Leichenpredigt auf den eben damals verstorbenen frommen Superintendenten Lau zu Wernigerode in die Hände. Die Erzählung, wie dieser Zeuge Gottes von seinen Anfechtungen befreit und darnach reichlich erquickt worden, fiel als Balsam auf sein verwundetes Herz und wirkte gleiche Erquickung. Seinen Lehrern sich in der Zeit der Anfechtungen zu entdecken, hatte Schwartz sich nicht entschließen können; die Furcht, was würden sie über ihn denken, hemmte seine Schritte. Doch genoß er in dieser Zeit das heil. Abendmahl und zwar mit spürbarem Segen. Als er einige Wochen später etwas that, wovon er wußte, daß es nicht recht war, so ergriff ihn gleich darnach eine unbeschreibliche Angst, er fiel nieder und betete, Gott möchte ihn doch deswegen nicht ganz verstoßen. „Von der Zeit arbeitete Gott an meinem Herzen kräftig (die eigenen Worte werden hier am liebsten gehört werden). Wiewohl ich noch bemerken muß, daß die folgenden Erweckungen nie so mächtig waren der Empfindung nach als die ersten. Da fing ich an zu bejammern, daß ich nicht gleich den andern Gnadenbearbeitungen des heil. Geistes Platz und Raum gelassen. Ich bat Gott öfters, er möchte mich doch nur einmal so empfindlich rühren. Doch besann ich mich wieder und bejammerte zwar meine Untreue, dachte doch aber bei mir selbst: Ist das nicht Gnade genug, daß Gott dich elenden Wurm noch einmal erwecket? Hast du wohl Fug und Recht ihm die Art und Weise und die Grade vorzuschreiben? Ich erweckte mich öfters im Gebet auch mit meinem lieben Freunde Backe, der es nun merkte, daß ich Gott Raum geben wollte zur Bekehrung. Doch weil ich nicht recht wachte über mein Herz, so

blieb gar lange in Aengstlichkeit und Klagen und kam nicht weiter. Hörte ich, wie Gott diesen und jenen erwecket und gar bald zur Versicherung der Gnade gebracht, so wurde ich darüber sehr gebeugt und gleichwohl nicht klug gemacht. Die Ursache war theils meine Studirsucht, theils aber mein unvorsichtiger Umgang mit andern, daß ich doch manchmal mitscherzte oder mich doch nicht recht aus thörichter Menschenfurcht offenbaren wollte. Endlich machte mich Gott selbst los von solchen Banden und befreite mich von der Menschenfurcht. Ich suchte mich öfters mit denen zu erwecken, von denen ich gewiß wußte, daß sie sich zu Gott gewendet."

Von überaus großem Segen war damals für Schwartz, daß ihm die Haltung der Betstunde auf dem sog. Meierhofe übertragen wurde. Da vollste Aufrichtigkeit und Lauterkeit als Grundzug seines Charakters bezeichnet werden können, so gerieth er zwar oft in große Noth, wenn er über etwas reden sollte, das er noch nicht ganz innerlich erfahren hatte, z. B. über den wahren Frieden, aber die Noth trieb ihn auf die Kniee, und nicht nur seine Zuhörer, sondern er selber auch kehrte gewöhnlich recht erquickt aus der Stunde heim. Manchmal wenn er etwa am Tage sich dem Leichtsinn hingeben wollte, fiel ihm alsbald ein: Wie willst du auf den Abend Gottes Wort den Leuten mit einer rechten Freudigkeit sagen? und wehe ihm, wenn er der innern Stimme nicht Gehör schenkte. Wenn er des Tages über gefehlt und vor der Stunde noch keine Gelegenheit gefunden, es seinem Gott auf den Knieen abzubitten, wie mußte er dann Abends in der Betstunde zittern und konnte kein Wort mit Freudigkeit reden! Ebenso wurde ihm der Unterricht an der deutschen Schule ein Mittel zur Förderung des inwendigen Menschen, weil er auch dort nicht gerne etwas reden wollte, was er nicht zuvor an sich selbst lebendig erfahren, doch bei weiterem Nachdenken findet er auch hier die höchste Ursache sich vor Gott zu beugen über die unzähligen Fehler und Vergehungen bei dieser so wichtigen und seligen Arbeit.

Aus der Erweckungszeit erübrigt noch, zwei kräftige Ermunterungen der geängsteten Seele nachzutragen. Pastor Struensee, der spätere Professor und nachmalige Schleswigsche Generalsuperintendent, mit dem auch Schwartz noch von Indien aus in Briefwechsel stand, sprach in einer Betstunde über Joh. 14, 9: So lange bin ich bei euch und du kennst mich nicht, wobei dann während der Betrachtung Schwartz die Anwendung auf sich machte: So lange arbeitet Gott an deinem Herzen, und du kennst ihn noch nicht recht als deinen in Jesu versöhnten Vater. Ein andermal, als Prof. Francke in einer Erbaumgsstunde mit

den Lehrern der Mädchenschule den Text Matth. 17, 33 zu Grunde legte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und sehr nachdrücklich anwandte, fiel auch der Same in ein wohlbereitetes Land, und erneuerter Ernst war die schöne Frucht. In diesem Sommer am fünften Trinitatissonntag 1748 wird es auch aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein, daß Schwartz zum ersten Male die Kanzel bestieg, nicht aus unzeitigem Sichvordrängen, sondern auf Bitten eines Studienfreundes zur Aushülfe bei dessen kränklichem Vater, dem ehrwürdigen frommen M. Sommer, Pastor zu Schortwitz (in Anhalt?). Das Evangelium handelte von Petri Fischzug und unauslöschlich prägte sich die Stelle: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das thaten, beschlossen sie eine große Menge" dem Herzen des Predigers ein. Fast zehn Jahre später schreibt er aus Indien an den Director des Waisenhauses, daß er manchmal an diesen Text denken müsse, als über welchen er ehedem zum ersten Male gepredigt, dabei ihm denn oft eingefallen: „Durch diesen Text, darüber du zuerst gepredigt, hat dich Gott in die Armuth des Geistes, aber auch zum kindlichen Vertrauen auf sein Wort gewiesen." Die Erinnerung an den köstlichen Text erweckt ihn ferner zu schönen Betrachtungen über den Segen des Gottes, von dem allein alles Gedeihen komme: wer ganz an sich und seinen Kräften verzage, in aller Demuth mit Gebet und Flehen ausgehe und das Verlorne suche und dann warte auf den Früh- und Spatregen vom HErrn, der empfange Segen von Gott und werde vor vieler Unruhe bewahrt. Als er damals zum ersten Male predigte, wogte es noch auf und nieder in seinem Innern, er hatte wohl schon einige Einsicht von seinem innern Verderben, fühlte auch Erquickung vom Angesicht des HErrn her. Wenn er dann aber von Gott ein besonderes Maaß von Traurigkeit und Thränen verlangte, aber nicht erhielt, so kamen wieder Stunden der Angst, und er zweifelte an seiner Bekehrung. Er klagte sich im Gebet als den Allerverfluchtesten an und wollte sich dadurch zu Thränen bewegen, aber es war vergeblich, er mußte geduldig warten, bis ohne alles äußere gemachte Wesen ihm Ruhe von oben gegeben wurde — und diese göttliche Ruhe schwand nicht wieder, es war die sanfte Eliasstille, in welcher der HErr mit Seinem Knechte reden und ihn in das Arbeitsfeld berufen wollte, für welches Er durch alle bisherigen Seelenführungen sich Seinen Knecht erzogen hatte. „Gott half bald aus der Noth, daß ich in Ruhe lebte bis auf die Zeit, da der Ruf an mich gelangte nach Ostindien zu gehen," diese wenigen Worte geben uns ja das Resultat der göttlichen Seelenleitung, indem sie zugleich zur

speciellen Berufungsgeschichte überleiten. Denn selbstverständlich hat auch Schwartzens Berufung zum Missionsdienste ihre Geschichte und der liebe Missionsfreund wird aus dem Bisherigen schon abgenommen haben, daß da dies Ende erst das Werk krönt, Schwartzens eigenhändiger Lebenslauf auch hierüber sich verbreitet haben muß.

Wir wüßten keine bessere Ueberschrift über diesen Abschnitt als den Anfang des Schreibens an einen guten Freund auf dem Waisenhause zu Halle vom 28. Sept. 1751: „Die viele Liebe, die ich von E. H. in meinen akademischen Jahren genossen, verbindet mich ja billig ein paar Zeilen aus Indien an Dieselben zu schreiben, zumal da Dieselben den Ruf nach Indien zuerst, wiewohl nur von Weitem, an mich gebracht. Wenn ich daran und an die ersten Zubereitungen, die Gott von Weitem machte, gedenke, so muß ich ja billig den allein weisen Gott loben und danken. Es ist dies auch in meinem Herzen ein gar süßer Trost, daß ich sagen kann: Du hast mich ja mein Gott hieher geführt, ich bin nicht hieher von selbst gelaufen, sondern wäre wohl lieber dem Ruf entlaufen, wenn mich nicht deine verborgene Hand zurückgehalten hätte." Wer etwa noch zweifeln sollte, an wen dieser Brief gerichtet ist und worin die allererste Zubereitung von Weitem bestanden, dem kann es ein folgender Passus des Briefes genauer sagen: „Was die Sprache des Landes betrifft, so dachte ich manchmal auf der Reise: Siehe, in Halle hast du ein Vierteljahr Malabarisch gelernt, und es ist nicht viel daraus geworden, was wird das für Zeit kosten, die Sprache zu lernen?" Der Brief ist an Benjamin Schultze gerichtet, und dieser war von Gott der Ehre gewürdigt, wohl unwissend und unabsichtlich den ersten Anstoß zu Schwartzens Wahl zu geben. Durch ihn kam der Stein ins Rollen.

Die von Ziegenbalg dem Gründer der deutsch-tamulischen Mission begonnene, von B. Schultze vollendete Uebersetzung der Bibel ins Tamulische hatte sich unter den Angriffen sprachgelehrter katholischer Missionare, namentlich des Jesuiten Beschi, als sehr verbesserungsbedürftig erwiesen. Die nachfolgenden Missionare hatten gemeinsam fleißig an einer Revision gearbeitet und schließlich unter Pressiers und unter Walthers Leitung, als eines sprachlich und allgemein wissenschaftlich besonders befähigten Uebersetzers, das Matthäusevangelium gleichsam als ihr Programm erscheinen lassen. Schultze fühlte sich durch dies Beginnen in seiner Autorehre ungemein verletzt. Er setzte nach Europa heimkehrend in Kopenhagen und Halle alle Hebel dagegen in Bewegung und erwirkte auch wirklich einen Collegialbefehl, daß die Bibel in Halle unter seiner Aufsicht sollte gedruckt

werden. Während nun aufs eifrigste die Druckvorbereitungen getroffen und namentlich tamulische Typen gegossen wurden, wollte Schultze zwei Studenten im Tamulischen unterrichten, damit sie ihm bei den Correcturen behülflich sein könnten. So machte er denn seinem jungen studirenden Landsmann von Sonnenburg den Antrag, und dieser willigte nach einigem Zögern auch ein. „Der erste göttliche Wink, so erzählt Schwartz selber, zu meinem Lehramt unter den Heiden war wohl ohne Zweifel dieser: Es sollte die Bibel in tamulischer Sprache in Halle unter der Direction des Herrn Missionarius Schultze abgedruckt werden. Weil aber Herr Missionarius Schultze wegen seiner Schwächlichkeit die Correction nicht allein übernehmen konnte, so wurde mir aufgetragen die Correction mit noch einem Studiosus Namens Turow zu übernehmen und zu dem Ende erst die tamulische Sprache zu erlernen. Ich hatte anfänglich keine Neigung dazu, weil ich vermuthete, es möchte eine Sache von erheblichen Folgen sein. Weil aber Gottes Hand hierunter versirte, der aller Menschen Herzen leicht lenken kann, so geschah es auch, daß ich mich dazu willig finden ließ. Als ich beinahe ein halb Jahr in Erlernung der Sprache zugebracht, so hieß es, die tamulische Bibel wird nun in Halle nicht gedruckt werden. Dies war mir nun sehr schmerzlich. Weil ich aber wußte, daß Gott nichts ohne weise Ursachen geschehen läßt, so beruhigte ich mich in der gnädigen Fügung Gottes.“ Schwartz hat dann später im Tamulenlande selbst eingesehen, daß der Schultze'sche Bibeldruck in Halle für die Mission ein Unglück gewesen wäre; daß die Absicht Gottes in der ganzen verwickelten Streitsache über den Bibeldruck allein seine Gewinnung zum Missionar gewesen, hat ihm seine Demuth nicht erlaubt auszusprechen, und doch ist dies für sehende Augen unverkennbar. Zunächst wurde die tamulische Sprachstunde bedeutsam für den endlichen Ausgang seiner langen innern Kämpfe: „Es kam [zu andern schon erzählten Erweckungen] hinzu, daß ich die malabarische Sprache zu lernen anfangen sollte. Und dies war in meinem Herzen eine überaus große Ermunterung zum rechten Ernst, denn von der Zeit an dachte ich oft: Du wirst noch einmal die Vocation nach Indien bekommen. Unbekehrt kannst du nicht hingehen, deswegen mußt du es dir einen Ernst sein lassen.“

Etwa ein halbes Jahr war seit Abbrechung der tamulischen Stunden verflossen, als der uns schon bekannte Pastor Weise unsern Schwartz zu sich rufen ließ, es wird an einem Märztage 1749 gewesen sein, und ihn fragte, wenn ein Ruf nach Ostindien an ihn gelangen sollte, ob er denselben wohl annehmen würde. Schwartz bezeugte

seine große Untüchtigkeit zu einem so wichtigen Amte, auch wisse er seiner Eltern Willen darüber nicht. Daheim betete er herzlich, Gott möge ihn recht prüfen und sein Herz erforschen, ob es redlich und lauter sei oder nicht, und wäre sein Sinn noch unlauter, daß er zurückgehalten würde, den Ruf nicht anzunehmen. Dies war der Inhalt seiner Gebete, bis ihm am Bußtag nach Ostern des sel. A. H. Francke Tractat vom Gebet in die Hände fiel. Als er unter Anrufung Gottes nach den darin angegebenen Kennzeichen, an welchen zu erkennen, ob Jemand in Anfechtung sei, sich prüfte, so wurde er von solcher Freudigkeit des Herzens ergriffen, daß er sich einer ähnlichen Empfindung in frühern Zeiten nicht erinnern konnte. In dieser Stimmung wurde er nun zum jüngern Prof. Francke gerufen und empfing eine förmliche Berufung Namens des Missionscollegiums. Eine augenblickliche Antwort wurde nicht verlangt, und Schwartz wußte auch nicht, was er dagegen sagen sollte. Er schwankte hin und her, und seine Ungewißheit wurde nicht wenig gesteigert, als etliche Tage später Pastor Struensee ihm eröffnete, er habe ihn zum Predigtamt nach Rothenburg (nördlich von Halle) bei den Bergleuten vorgeschlagen. Schwartz erzählte ihm, was bisher vorgegangen, und bat um seinen Rath. Struensee aber wollte nicht rathen, er solle nur vor Gott die doppelte Berufung erwägen, der würde schon sein Gemüth auf das Rechte lenken. Jeder Missionsfreund meint ganz gewiß zu wissen, wie die Antwort und Entscheidung gelautet hat und dennoch — der eigenhändige Bericht belehrt uns eines Andern: „Ich ging in die Stille und bat Gott herzlich, er möchte mir hierinnen seinen heiligen Willen zu erkennen geben, damit ich nicht wider seinen Willen handelte. Allein mein Herz war nun damals so eingenommen, daß ich den Ruf nach Ostindien zu gehen abschlug. Es waren kaum etliche Tage verflossen, so gerieth ich in große Noth deswegen, daß ich auch endlich Gott bat, wo es sein Wille sei, daß ich nach Ostindien gehen sollte, so möchte er den Ruf noch einmal an mich ergehen lassen. Von dem Allen sagte keinem Menschen etwas. Nach etlichen Tagen kam ich zu meinem Herzensfreunde Backe, welcher mir sagte, daß der Herr Diaconus Niemeyer mich zu sich rufen lassen würde. Ich dachte gleich, das wird es sein, er wird dir den Ruf noch einmal antragen, und so geschah es auch. Nun konnte ich nicht mehr so leicht widerstehen. Ich konnte aber dennoch zu keiner Beruhigung kommen, reiste deswegen nach Hause mit obengedachtem Herrn Backe. Auf dem Wege beteten wir oft auch dieser Sache wegen, und Gott erhörte auch unser Gebet, daß auch Herr Backe es mir ansehen konnte, es müßte was Besonderes in

meinem Gemüthe vorgehen. Ich bezeugte ihm, daß ich nun eine solche Beruhigung hätte, daß ich kein Bedenken trüge es anzunehmen, und der Gott, der mein Gebet erhöret und mein Herz gelenket es anzunehmen, der würde auch meiner Eltern Herz lenken, mich in Friede ziehen zu lassen. Und so geschah es auch."

Es waren entscheidungsvolle Tage, auch Backe hat sie nie vergessen, in hohem Greisenalter schreibt er an den Halleschen Director unterm 24. April 1793, die Missionsgaben seiner Gemeinde übersendend: „An den theuern Schwartz denke ich täglich um so mehr in meinem Gebet, da ich sowohl mit ihm auf einer Stube gewohnt, als auch bis zu seiner Abreise nach Indien ihn brüderlich geliebt, ja auch zu seinem Entschluß, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen, viel beigetragen habe." Wann jene entscheidende Reise nach Sonnenburg gemacht wurde, und wie lange sie gedauert, hat sich mit völliger Genauigkeit nicht mehr ermitteln lassen, obwohl mehrere Anhaltspunkte geboten werden. Am 14. Juli quittirt Schwartz fünf Thaler wiedererstattetes Reisegeld nach Sonnenburg. Aus einer erhaltenen Tischrechnung wissen wir aber, daß er schon vom 11. Juni bis 12. Juli mit seinem Freund Poltzenhagen auf Missionskosten in Halle gespeist hat. Noch früher am ersten Pfingstfeiertage, der in jenem Jahre auf den ersten Juni fiel, schrieb Inspector Fabricius an den Hofprediger Albinus nach London, daß Schwartz, von dessen persönlicher Willigkeit zur Annahme des Rufes er schon früher geschrieben, nun bestimmt angenommen habe. Also waren die Reisenden zu Pfingsten schon wieder von Sonnenburg zurück. Doch wenn sich auch über die Heimreise selbst nur die einzige Notiz erhalten hat, daß Backe's Vater, ein Vorpommerscher Präpositus, in Potsdam den Sohn mit seinem Freunde erwartete, um sie auf eigenem Gefährt weiter zu bringen, so wissen wir doch mehr über die Entscheidungsstunde im Bäckerhause zu Sonnenburg. In der Selbstbiographie finden sich nur die Worte: „Als ich mit meinen Eltern sprach, so bezeugten sie zwar, daß sie es gerne gesehen, wenn ich bei ihnen geblieben wäre, doch könnten sie mich hiervon nicht abhalten, wenn ich nur göttlichen Willens gewiß wäre. Und so nahm ich denn diese Vocation an. Nun der Gott, der mich gerufen, der wolle mich auch mit seinem Geiste salben und tüchtig machen zu diesem wichtigen Amte. Und wie ich ihn oft angerufen, daß wo ich ihm schädlich wäre in seinem Weinberge, er mich nicht hineinlassen möge, so hoffe und glaube ich auch, daß er mich nicht ohne Segen lassen wird."

Der englische Biograph Pearson, dem auch einige deutsche

Vorarbeiten zu Gebot standen und aus dessen zweibändigem Werke wiederum alle deutschen Lebensbeschreibungen des berühmten Missionars geflossen sind, will genauer wissen, daß anfänglich in Sonnenburg alles ungünstig sich anließ. Niemand glaubte, daß der Vater dem ältesten Sohne, der Hauptstütze der Familie, die Erlaubniß ertheilen würde. Wider Erwarten der Hausgenossen sei jedoch die feierlich vorgetragene Bitte nicht gleich abgeschlagen, sondern der Vater habe zwei bis drei Tage Bedenkzeit verlangt und die Stunde der Beantwortung genau festgesetzt. In getheilter Erwartung sitzt die Familie. Friedrich Schwartz befürchtet einen Abschlag, Mutter und Geschwister die Zusage, da kommt der Vater vom obern Zimmer herab, giebt seinem Sohn den Segen und heißt ihn in Gottes Namen ziehen. Einige dieser Züge werden wirklich durch spätere Briefe bestätigt, welche wir an ihrem Ort einfügen werden. Incorrect ist es aber, wenn der deutsche Uebersetzer den Vater von seiner obern Arbeitsstube herabkommen läßt, dies ist mit dem jetzt kund gewordenen Bäckerberuf nicht zu vereinigen. Daß des Sohnes damalige Stimmung psychologisch nicht ganz richtig geschildert ist, wissen wir vorgehend aus seinen eignen Worten, wie wir es uns denn zur Regel gemacht haben, jedesmal dann die eignen Worte zu gebrauchen, wenn es gilt andere Berichte so aufs kürzeste zu verbessern und zu widerlegen. Es möge an dieser einmaligen Zurechtstellung und der Versicherung genügen, daß alle Abweichungen von der englischen Biographie und ihrer deutschen Uebersetzung nicht unbewußte, sondern wohl motivirte sind, wie z. B. der Zeitpunkt der Rothenburger Berufung, die Verneinung der Selbstanbietung zum Missionsdienste. Auch mit dem Verzicht auf das väterliche Erbtheil gelegentlich jenes Sonnenburger Besuches hat es nicht seine Richtigkeit.

Aus dem Sonnenburger Kirchenbuch ist außerdem zu entnehmen, daß Schwartzens einzige rechte Schwester Maria sich am 11. Mai 1749 mit dem Bäckermeister Johann Friedrich Knospe, einem sehr wohlhabenden Bürger Sonnenburgs verheirathete. Es kann nun auch ohne ausdrückliche Angabe nach den schon oben gegebenen Daten kaum einem Zweifel mehr unterliegen, daß Schwartz gerade zur Feier dieses Tages das väterliche Haus aufgesucht hat. Wenige Tage darnach, so wechseln Freud und Leid, stand er mit den Seinen auch noch an einem frischen Grabe. Am 15. Mai starb der jüngste Bruder Georg Wilhelm im Alter von nur vier Monaten. Dagegen war ihm auch die Freude zu Theil geworden, den in seiner Abwesenheit geborenen, schon zweijährigen Johann Gottlieb als Ge-

spielen des nun vierjährigen Bruders Karl Ludwig zu begrüßen. Dem alten gottesfürchtigen Vater, so gefaßt er nach außen erschien, mag doch das Herz geschlagen haben, als er fast gleichzeitig die älteste Tochter aus dem Vaterhause entließ, den jüngsten Sohn zur Reise in den Himmel und endlich den ältesten zur Reise nach Indien einsegnete mit den Worten: „Vergiß deines Vaters Hauses."

Wir haben nun mit großer Genauigkeit berichtet, was sich irgend über des Missionars Jugendleben, Familienverhältnisse und Entwicklungszeit noch ermitteln ließ. Manchem wird es wohl des Guten zu viel erscheinen, und Luther hat ähnlich gedacht, wenn er eine werthvolle, ihm durch die Verläumdung, als stamme er aus Böhmen, von hussitischen Eltern, abgedrungene Mittheilung über seine Familie und seine Jugendzeit in einem Briefe an Spalatin mit den Worten schließt: „Hier hast du mein Leben und Verwandtschaft. Ich hätte gewünscht, diese Sache wäre wie Christus vor Herodes und Hannas mit Stillschweigen übergangen worden, — Abstammung soll weder besungen noch beklagt werden, auch wird von ihr vergebens die Brauchbarkeit eines Menschen abhängig gemacht." Und doch, wer bedauert nicht Luthers Zurückhaltung und die durch spätere Biographen nicht mehr auszufüllenden Lücken seines Jugendlebens. Der Name Christian Friedrich Schwartz wird nun auch schon in den verschiedensten und entferntesten Ländern mit solcher Verehrung genannt, daß auch geringfügigen Lebensumständen schon ein Interesse zugewandt wird. Sollte dies grade für Deutschland und auch jetzt noch nicht zutreffen? Wir gestehen offen, wenn wir bei diesen biographischen Notizen eine Tendenz verfolgen, so ist es der durch englische Bitten, um Vervollständigung des bisherigen Materials aus deutschen Quellen, überdies nahe gelegte Wunsch, den gefeierten Missionar seinem Vaterlande und der deutsch-evangelischen Kirche gleichsam wieder zurückzuerobern. Dieser objectiv berechtigte Wunsch möge rechtfertigen oder entschuldigen, wenn wir auch hier noch nicht Halt machen, sondern den nunmehrigen Missionscandidaten Friedrich Schwartz noch weiter Schritt für Schritt auf deutschem Boden begleiten und stets seine Stellung zu vaterländischen Freunden und Glaubensgenossen besonders beachten.

Nachdem Prof. Francke schon mehrere abschlägige Antworten erhalten hatte, wurde er durch Schwartzens endliche Zusage recht erfreut und gewann Hoffnung, auch noch zwei Collegen für ihn zu finden. Das Missionscollegium zu Kopenhagen hatte zwar diesmal nur um zwei neue Missionare gebeten, aber Francke fand es angezeigt

drei zu erwählen. Die tiefern Gründe werden später anzudeuten sein, vorläufig genüge ein Hinweis auf die gelichtete Zahl der Missionare. Die Plätze der verstorbenen Missionare Obuch und Dal waren neu zu besetzen, Bosse war schon länger zur Ausrichtung seines Amtes völlig unfähig und seine Abberufung wurde von Trankebar immer dringender gefordert, Breithaupt hatte zur Aushülfe an die englischen Stationen Kudelur und Madras überlassen werden müssen, nachdem Geister den dortigen Missionsdienst quittirend nach Batavia gegangen war *). Als zweiter nach Schwartz nahm der schon oben kurz erwähnte Candidat David Poltzenhagen den Ruf zum Missionsdienst an. Er war als Sohn des Windmüllers Michael Poltzenhagen zu Wollin in Vorpommern im October 1726 geboren, seinen Geburtstag hat er alles Nachfragens ungeachtet nie in Erfahrung bringen können, sein Tauftag war der 20. October. Zu Anfang seines dritten Jahres verlor er schon den Vater. Die Mutter Regina Knuth hat den Knaben mit seinen vier Geschwistern trotz ihrer bedrängten Umstände treulich erzogen und fleißig zur Schule gehalten, während sie selbst in ihrer Jugend vergeblich mit Thränen ihre Eltern um die gleiche Wohlthat gebeten hatte und ganz ohne Schulbildung aufgewachsen war. Im Jahr 1741 ließ sie ihren Sohn David das Gymnasium zu Stargard be-

*) Ueber Geister's Ende, der in Miss. Fabricius Leben [Erlangen 1865] eine so große Rolle spielt, sind so widersprechende Nachrichten verbreitet, daß folgende Stelle aus einem Briefe, den G. A. Francke am 3. Dec. 1750 nach Indien schrieb, willkommen sein wird: „Herr Geister würde wohl nicht unterlassen haben, in Europa seinen Haß gegen das Werk Gottes zu offenbaren. Von Cabo aus hat er noch an die Societät nach England geschrieben, welche sich aber mit ihm einzulassen keine Neigung gehabt, sondern froh gewesen, daß sie seiner einmal los worden und erkannt, daß er der vorige einzige Aufenthalt des Fortgangs der englischen Missionen gewesen. Von seinem Tode aber hat man durch den Herrn Pastor Müller zu Wevelsfleth, einen besondern Freund der Mission, Nachricht erhalten, welcher gemeldet, daß ein Kaufmann aus Batavia mit einem andern Schiffe in Amsterdam angelangt, der ihn in Batavia sehr wohl gekannt, englisch von ihm gelernt, auch bei der Abreise einige hundert Thaler von ihm auf Conto bekommen und ihn mit dem andern Schiff in Amsterdam erwartet, bei dessen Ankunft er aber seinen Tod erfahren. Da nun der Herr Pastor Müller zugleich gebeten, den Anverwandten des Herrn Geister die Nachricht davon zu ertheilen, und der gedachte Kaufmann (aus Hamburg) sich zugleich erboten, den Erben seine Schuld an Geister auszuzahlen, so ist an der Richtigkeit dieser Nachricht nicht mehr zu zweifeln. Er hat auch erzählt, die lutherische Gemeinde zu Batavia sei nicht abgeneigt gewesen, ihn zum Prediger zu erwählen, sie seien aber, nachdem er eine Gastpredigt gehalten, wegen seiner schlechten Gaben wieder von ihm abgegangen."

ziehen und gab ihn in Kost bei einem Lehrer, dem nachmaligen Pastor Strahlen. Auf dem Gymnasium herrschte nicht mehr derselbe Geist, wie vor zwanzig Jahren, als der spätere Missionar Walther hier seine Ausbildung empfing und der treffliche Schöttgen sein Lehrer war. Die Docenten blieben oft ganze Stunden aus, und der Müllerssohn von Wollin, auf den zuerst die plötzliche innere Umwandlung seines Hauswirthes und sodann die Predigten und Andachtsstunden des treuen Pastor Hecker eingewirkt hatten, glaubte dazu nicht schweigen zu dürfen, er eiferte zum öftern dagegen, „aber mit großem Unverstand und großer Heftigkeit, ich wollte gern alle bekehren und fehlte mir leider noch selber daran," wie sein Selbstbekenntniß lautet. Für solche Charaktere gab es nun damals keinen geeigneteren Platz als Halle, dahin zog er denn auch schon 1744 auf Heckers Zureden zusammen mit einem Kameraden Namens Noth, mit dem er in dessen elterlichem Hause zuletzt auf Einer Stube gewohnt hatte. Von da an ist sein Lebenslauf derselbe mit fast allen unsern alten Missionaren: Aufnahme ins Waisenhaus, Erweckungen und innere Kämpfe, namentlich Anregung durch die Johannis 1746 beginnende große Erweckung der Schüler, Abgang auf die Universität Michaelis 1746, baldige Verwendung als Lehrer. Im Juli 1748, als er wegen zunehmender Schwächlichkeit nach Hause reisen mußte, hing es an einem Faden, daß er nicht der Einladung eines Verwandten, des Consistorialraths Ewald, Folge leistend zu ihm nach Königsberg übergesiedelt wäre. Als ihn dann bei der zweiten Reise nach Halle seine Mutter fragte, wann er wieder kommen würde, hatte er wie vorahnend geantwortet, es könnte sein, gar nicht und daß ihn Gott nach Indien schickte. Das Letztere sollte sich nun also erfüllen.

Kann man sich bei Schwartz und Poltzenhagen kaum der Befürchtung entschlagen, sie möchten für ihren wichtigen Beruf noch zu jung sein, so gilt dies noch in höherem Grade von ihrem Collegen Hüttemann, und manches Traurige in seiner Missionslaufbahn dürfte wirklich auf die mangelnde heimathliche Erfahrung zurückzuführen sein. Georg Hüttemann wurde zu Minden am 29. Januar 1728 geboren, frequentirte das dortige Gymnasium bis April 1746, da er vom Rector Opitz mit einem glänzenden Zeugniß und vielen Lobsprüchen auf die Universität Halle entlassen wurde. Im ersten Studiensemester verlor er den Vater, die katholische Mutter mit vier Geschwistern wurde in so großer Dürftigkeit zurückgelassen, daß sie der noch studirende Sohn schon unterstützen mußte. Drost von Ledebur zu Minden aber nahm sich Hüttemanns, der als Gymnasiast seine Kinder unter-

richtet hatte, auch auf der Universität an, und das Uebrige that natürlich wieder der Director der Franckeschen Stiftungen. Hüttemann mußte an der deutschen und lateinischen Schule Unterricht geben, wurde dann Waisenpräceptor und vom Februar 1749 auch Lehrer am königlichen Pädagogium. Sein Lebenslauf ist nicht ganz im hergebrachten Halleschen Ton geschrieben, weiß von innern Kämpfen weniger zu berichten und spricht auch nicht von länger verborgen gehegter Missionsliebe. Als er aber endlich auch sein Ja gesprochen, da ergriff auch ihn das Liebesfeuer seiner Genossen. Die neuen Herren Missionäre, wie von da an schon ihr officieller Titel lautete, welchem auch das vom Vocationstage gezahlte volle Gehalt entsprach, zogen nun zusammen in den sog. zweiten Eingang, um gemeinsam ihre Reisevorbereitungen zu treffen. Man kann sich denken, wie der alte thätige Benjamin Schultze neu auflebte und aufs schnellste das Einbinden dreier tamulischer Grammatiken besorgte und ihnen auch sonst mit Rath und That zur Seite stand. Zur Instruction und Unterhaltung der Damen in Missionsnähvereinen könnte nun nach den sorgfältig aufbewahrten Rechnungen genau jedes zur Ausstattung angeschaffte Kleidungsstück mit Preisen, die arbeitenden Wäscherinnen und Näherinnen, Kleider- und Schuhmacher, auch Aufwärter u. s. w. mit Namen angegeben werden. Für etwaige gemischte Kreise muß aber die Notiz genügen, daß Schwartz sich auf das Thermometer der Moden nicht recht verstanden zu haben scheint und an ewige Herrschaft der Peruquen geglaubt haben muß. Nicht zufrieden mit Herstellung seiner alten und Ankauf einer neuen, bestellt er noch eine zweite zu vier Thalern, welche er sich aber verpflichten muß in Indien zurückzuzahlen.

Die ermüdenden Ausrüstungsarbeiten wurden Ende Juli durch einen erquickenden Ausflug unterbrochen, unter Leitung des Pastor Weise reisten alle drei Missionare nach Pöltzig, um sich von Prof. Francke, der dort grade eine Kur brauchte, für Kopenhagen Instructionen zu holen und sich gleichzeitig der hochgräflichen Herrschaft vorzustellen. Der alte fromme Graf Henckel gehörte ja zu den ältesten und treuesten Unterstützern der Halleschen Stiftungen, er war ein persönlicher Freund des jüngern Francke, der grade in jenen Jahren öfter sich dort zu erholen pflegte. Als am 24. Juli 1748 das fünfzigzährige Gedächtniß der Grundlegung des Waisenhauses feierlichst begangen wurde, durfte der Graf mit seiner Familie nicht fehlen. Er hatte eben damals den Herrn Sohn auf die Ritterakademie nach Soroe gebracht, welches die Missionare auf der nöthigen Kopenhagener Reise so leicht besuchen konnten. So wollten sie sich nun für den jungen Herrn

persönliche Grüße holen, und dabei aus der mustergültigen christlichen Haushaltung sich geistliche Zehrung mitnehmen. Besonders auch die junge Comtesse konnte aus eigner Erfahrung von rechtschaffenem Christenkampfe und der daraus folgenden kräftigen Versicherung der Sündenvergebung Zeugniß ablegen; man traf sie, die bereits im Lateinischen und andern Wissenschaften einen guten Grund gelegt hatte, über dem Studium des Griechischen. Die reich gesegneten Erbauungsstunden, welche abwechselnd vom Ortspfarrer Mathäus und einem die Stelle eines Hauskaplan vertretenden jungen Theologen gehalten wurden, genügten ihr noch nicht, sie wollte aus der Quelle selber schöpfen. Abwechselnd wurden auch alle vierzehn Tage unter Direction der regierenden Grafen zu Pöltzig und zu Köstritz Predigerconferenzen abgehalten. Den frommen Grafen Heinrich XXIV. Reuß trafen unsere Reisenden freilich nicht mehr unter den Lebenden. Er war schon am Tage des Halleschen Jubelfestes freudig in die Ewigkeit eingegangen, „wohin sein Gemüth schon längst mit großem Verlangen gerichtet gewesen", aber seine gleichgesinnte Wittwe hatte darauf bestanden, die Predigerconferenz müsse auch ferner unter ihrem Dache gehalten werden, auch die herkömmliche Zusammenkunft christlicher Schullehrer hatte in dem Sommer noch fortgesetzt werden müssen. Mit welch freudigen Herzen und dankbaren Gefühlen am 31. Juli unsere Freunde aus dem reich gesegneten Landstriche wieder nach Halle zu rückkehrten, ist hiernach selbstverständlich.

Nach wenigen Tagen am Abend des 7. August finden wir die angehenden Missionare zu gemeinsamem Gebet mit ihren Freunden beim Diaconus Niemeyer versammelt. Das prophetische Wort Jes. 46: „Ja, ich will euch tragen bis in das Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es thun, ich will heben und tragen und erretten," erfüllt ihre Herzen mit freudigem Muth, denn am nächsten Morgen sollen sie die Reise nach Kopenhagen antreten, um dort examinirt und ordinirt zu werden. Trankebar war ja nicht nur dänisches Gebiet, sondern die dortigen Missionare waren auch königlich dänische Missionare und wurden nicht wie jetzt aus freiwilligen Beiträgen, sondern aus einer königlichen Stiftung besoldet und waren einer Staatsbehörde, dem königlichen Missionscollegium, untergeben, mußten also auch allen staatlichen Anforderungen an die Theologen genügen. Schwartz als der zuerst Berufene führte auf diesen und den ferneren Reisen die Kasse, er hatte die Rechnung abzulegen und war auch zu regelmäßiger Berichterstattung neben seinen Collegen verpflichtet, daher auch aus

diesem Zeitraum manche Briefe von ihm vorliegen, die freilich für seine Missionslaufbahn von wenig Bedeutung sind.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß als sie aus Halle ausfahrend mit einem Mitpassagier ein Gespräch anknüpften, derselbe sich als alten Indier zu erkennen gab. Derselbe hatte zwei und zwanzig Jahr zu Calcutta, zuletzt als Capitain der englischen Besatzung, gelebt und in dieser ganzen Zeit das h. Abendmahl nicht genießen können, bis ihn endlich sehnsüchtiges Verlangen nach gemeinsamer Erbauung mit Glaubensgenossen wieder in die Heimath zurückgetrieben. Seine Klagen über die Vernachlässigung der deutschen Lutheraner in fremden Ländern machten ebenso tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, wie seine Mittheilungen über Land und Leute ihre feurige Missionsliebe neu anfachten. Die fleißigen muntern Schnitter überall auf den Feldern legten ihnen dazu den Gebetsgedanken nahe, der große Herr der Ernte wolle auch ihnen gleiche Freudigkeit schenken, nach den Kräften, die er selber darreicht, Hand anzulegen in der großen Ernte, da auch die Fülle der Heiden gesammelt werden soll in die Kirche unsers Heilandes. Den Sonntag über, es war das Gedächtniß der Zerstörung Jerusalems und auch gerade der zehnte August, rasteten sie in Magdeburg, hörten einen treuen Missionsfreund, den Consistorialrath Sucro, über den rechtmäßigen Gebrauch der Gnadenzeit predigen und speisten bei einem Freund des sel. Miss. Walther, dem frommen Rathmann Stielken, der ihnen viel Erbauliches aus seines Freundes Leben zu erzählen wußte. Walther war auf seiner letzten Reise nach Dresden im März 1741 kurz vor seinem Tode vierzehn Tage in diesem Hause gewesen, und alle Familienglieder sprachen noch mit vieler Dankbarkeit von ihm. Ganze Nächte habe der selige Missionar vor Gott mit Gebet und Flehen gelegen und ihnen zu nicht geringer Erweckung gereicht.

Der liebe Sonntag sollte leider nicht enden, wie er angefangen. Am späten Nachmittage hatten sie weiter reisen müssen, nach zwei Stunden saßen sie mit der Postkutsche fest in einem tiefen Sumpfe, der Postillon war vom rechten Wege abgekommen, lange wurde vergeblich nach Hülfe gespäht, ja schließlich entspann sich noch eine Schlägerei, bei der ein Soldat den Säbel zog. Unsere Reisenden waren voll von Lob und Preis Gottes, daß es doch ohne Verwundungen abging und man endlich wieder zurecht kam. Sie nahmen den Unfall als thatsächliche Warnung des Herrn, nicht aus Unachtsamkeit vom rechten Wege der Seligkeit abzuirren; statt etwa zu murren, sangen sie: „Wunderbarer König, Herrscher von uns allen, laß dir unser Lob gefallen. Deine Vatergüte hast du lassen triefen, ob wir schon von dir wegliefen.“ Bei

dem Generalsuperintendenten Noltenius in Stendal konnten sie sich andern Tags von ihrem Schrecken erholen. Er nahm besondern Antheil an Katechet Rajanaikens Wirken in Tanjour und bat, ihm herzliche Segenswünsche zu bestellen. Die regelmäßigen Conferenzen aller Missionsarbeiter unter gemeinsamem Gebet hatten des Herrn Generalsuperintendenten besonderes Wohlgefallen, in deren Ermangelung seien auch in der Heimath die Geistlichen gleich einzelnen, nicht zusammengebundenen grünen Reisern. Ihm bestand zwischen Missionaren draußen und Geistlichen daheim kein anderer Unterschied als der des verschiedenen Arbeitsfeldes, und so begrüßte er seine jungen Gäste als Mitarbeiter, die an Einem Netze zögen, aber in anderem Nachen säßen, wolle deshalb auch nach Luc. 5, 7 thun und mit herzlichem Gebet ihnen stets zu Hülfe kommen. In Hamburg machte ein vornehmer Gönner der Mission den Führer und zeigte ihnen die ersten Seeschiffe mit der ermunternden Verheißung: Wenn große Wasserfluthen kommen, sollen sie nicht an dich reichen. Die weite Reise brachte wenig geistliche Erquickung von außen, doch hatte Gottes Brünnlein bei und in ihnen stets Wassers die Fülle. Bei der schnellen Fahrt über den Belt sangen sie dem „Ewigen Monarchen, Erbherrn aller Dinge" nach Stimmen aus Zion pag. 643: „Du hast guter Hirte uns, die auf dir lagen, glücklich übern Belt getragen; Wind und gutes Wetter mußten sich hier paaren, uns fein bald ans Land zu fahren." Am 23. August wurde Kopenhagen erreicht. Wie nun in dieser Stadt die Glieder des Missionscollegiums besucht wurden, welche ungleich spätern Nachfolgern alle, der Präsident Graf Holstein und der Secretair Finckenhagen voran, die lebhafteste Theilnahme und großes Verständniß für das Missionswerk zeigten, wie alles Sehenswerthe der Stadt in Augenschein genommen wurde, übergehen wir hier, so weit nicht Schwartz selbst in dem nachfolgenden Briefe an G. A. Francke, den er zugleich im Namen seiner Collegen geschrieben, dessen Erwähnung thut:

Hochwürdiger, hochgelehrter Herr Doctor,
In unserm theuren Heilande hochgeschätzter Vater!

Wir erfahren hier in Kopenhagen alle Tage, wie die Güte unsers Gottes und seine Treue groß und alle Morgen über uns neu wird. Gott hat uns große Gnade erzeiget, besonders an unsrer Seele, hat aber auch im Aeußerlichen und Leiblichen alles so eingerichtet, daß wir hohe Ursach finden seinen Namen, der so herrlich ist, zu preisen. Wo wir hingekommen sind, bei Kindern und Knechten Gottes, da sind

wir gestärkt, aufs neue ermuntert und erquickt worden. Wir wollen Ew. Hochwürden nur eins und das andre hiervon kürzlich berichten. Vor allen haben sich der Herr Geheime Rath von Holstein sehr gnädig gegen uns bewiesen. Sie ließen uns zu sich auf Dero Gut Ledrebourg, fünf Meilen von Kopenhagen, kommen und freuten sich herzlich, daß der Herr uns erwecket hätte zu den armen Heiden zu gehen, thaten uns im Aeußern viel Gutes, ermahnten uns zur brüderlichen Liebe und Eintracht und versprachen alles, was ihnen möglich sein würde, zu thun, was zur Ausbreitung des Reiches Jesu gereichen könnte, freueten sich herzlich, daß Gott Ew. Hochwürden bisher zu Ihrem großen Vergnügen erhalten, und befahlen uns, Ew. Hochwürden zu bezeugen, wie Dero Bemühen auch in Kopenhagen wohl erkannt und Gott darüber gepriesen würde. Die übrigen Mitglieder des Collegiums haben uns ebenfalls liebreich aufgenommen. — Wir haben alle drei geprediget, Herr Poltzenhagen in der deutschen Kirche, woran Herr Doctor Hauber stehet, Herr Hüttemann und ich aber in der Garnisonkirche. Es haben uns darauf viele redliche Leute besucht, mit denen wir uns im Gebet und erbaulichen Gespräch erweckt haben, denen wir manches Vergnügen gemacht, wenn wir sie mit einigen Tractätchen beschenkt haben. Den 6. September wurden wir von dem Herrn Bischof Hersleb examinirt, da denn ein Jeder wie sonst in sein Kämmerchen sich begeben und die ihm vorgelegten Fragen beantworten mußte. Der Herr Bischof Hersleb versicherte uns darauf, daß er uns gleich ordiniren wollte, wenn nur ein dänischer Candidat wäre, der mit uns müßte ordinirt werden und der auch die Predigt hielte. Der Herr Bischof reiseten darauf auf ihr Landgut und ließen uns durch Dero Herrn Schwiegersohn, den Herrn Bischof Harboe*) melden, daß Sie vollkommen vergnügt wären mit unsern Antworten. Der Herr Bischof Harboe gaben uns zugleich die gewisse Versicherung, daß wir den 17. September sollten von Ihnen ordinirt werden mit zwei

*) Bischof Hersleb hatte sich seines Alters halber fast schon ganz vom Amt zurückgezogen. Sein Schwiegersohn Harboe, von Geburt ein Deutscher, war ihm als Bischof adjungirt. Da Harboe beim Eintreffen der Missionare gerade zu Kirchenvisitationen abwesend war, ersuchte Justizrath Finckenhagen den alten Bischof um Uebernahme des Examens. Er erbot sich von seinem Landgut hereinzukommen und bestimmte einen Tag, an welchem die Candidaten predigen sollten. Darauf erklärte sich Finckenhagen wider das Predigen, es sei wider die Gewohnheit und würde dem Missionscollegium Eintrag thun, er berichtete auch deshalb an den Präsidenten des Missionscollegiums von Holstein. Schließlich hat man doch Hersleb nachgeben müssen.

nach China bestimmten Schiffspredigern und einem dänischen. — So hat uns also Gott bis hieher geholfen und seine Verheißung an uns Elenden erfüllt, daß er uns heben und tragen wollte. Der Herr wolle uns auch auf der Rückreise von Kopenhagen begleiten und Gelegenheit schenken, etwas Gutes zu reden und zu thun, das zu seines Namens Ehre gereicht. Wir sind versichert, daß Ew. Hochwürden und andre Knechte und Kinder Gottes uns mit Ihrem Gebet zu Hülfe kommen werden. Der Herr lasse alles Seufzen, so wir auch für Ew. Hochwürden Wohlfahrt zu Gott abschicken, aus Gnaden erhöret sein. Diesem unsern guten Gott empfehlen wir Ew. Hochwürden und verharren mit kindlicher Ehrfurcht Dero

Kopenhagen, den 16. Sept. 1749.

kindlich gehorsamste Diener
Christian Friedr. Schwartze
nomine reliquorum.

Zur Ergänzung dieses Briefes, namentlich über die wichtigen Tage des Examens und der Ordination mögen Extracte des gemeinsamen Tagebuchs dienen: „3. Sept. Dieser Tag war uns ein erquicklicher Tag. Den Vormittag über ergötzten wir uns an dem Worte Gottes, welches dem David und allen Kindern Gottes süßer ist als Honig und Honigseim. Nachmittags besuchten wir den theuern Herrn Pastor Giese (vorher in Wernigerode), welcher die Gütigkeit hatte, mit uns nach Friedrichsberg zu reisen. Wir sahen da die zwei Löwen und erinnerten uns dabei des Löwen vom Stamme Juda. Als wir wieder zurückreiseten, redeten wir von den verschiedenen Wegen, die Gott brauchte, seine Knechte zu überzeugen, daß er sie da oder dorthin rufe. Den 5. September speisten wir bei Herrn Consistorialrath Rohne. Der Herr Consistorialrath hat das Vertrauen zu Gott, daß noch ganze Schaaren der Heiden zu seiner seligen Gemeinschaft kommen und ihn als den Gott, der sie gemacht hat, kindlich verehren werden, dazu er denn den jetzigen Segen als eine Vorbereitung und gleichsam liebliche und angenehme Morgendämmerung ansieht. Der Herr erfülle seine gnädige Verheißung und lasse seine Güte und Gnade über die armen Leute walten, auf daß sie ihn preisen und loben mögen. „6. Sept. Heute wurden wir von Ihro Hochwürden dem Herrn Bischof Hersleb examinirt, sonderlich über die Artikel von Christo, Sünde, freiem Willen, Erleuchtung, Wiedergeburt und Rechtfertigung, der h. Schrift, Predigtamt, h. Abendmahl, ingleichen über Prädestina-

tion und Engel *). Auch mußten wir einige Fragen erörtern in Absicht der Pflichten eines Missionars. Ueberdem mußten wir einige Stellen der h. Schrift erklären, als 2. Kor. 3, 6 und 1. Tim. 3, 16, da sonderlich die Worte sollten erklärt werden „gerechtfertigt im Geist"; ingleichen 1. Kor. 2, 14, da sonderlich sollte erörtert werden, wie dieser Spruch sich reime mit der Deutlichkeit der h. Schrift. Hernach wurde einem unter uns das 7. Kap. an die Römer vorgelegt, da gezeigt und bewiesen werden sollte, ob Paulus in diesem Kapitel von sich als einem wiedergebornen oder unwiedergebornen rede, ingleichen Prov. 16, 4 „der Herr macht alles um sein selbst willen, auch den Gottlosen zum bösen Tage", welcher erklärt und dabei erörtert werden sollte, ob man mit Grund daraus die Lehre von der absoluten Verwerfung beweisen könnte. Dies geschah Morgens von halb Acht bis halb Eilfe. Nachmittags bereiteten wir uns noch etwas vor für die den folgenden Tag von uns zu haltenden Predigten und sprachen auf den Abend den Herrn Prof. Ewald, welcher ein Mitglied des Missionscollegiums ist.

„Den 16. Sept. gingen wir bei Herrn Oberkapellan Schütz zur Beichte und suchten uns durch Gebet und Flehen auf unsere bevorstehende Ordination anzuschicken. Gegen Abend besuchten wir den Herrn Professor der Mathematik Ziegenbalg **). Am 17. wurden

---

*) Hüttemann hat von den schriftlich beantworteten Examenfragen eine Abschrift hinterlegt: I. Potestne aliquis absque regeneratione esse bonus Theologus? II. Num Scriptura Sacra in necessariis ea est perspicuitate, ut etiam homo absque illuminatione illius sensum capere queat? et si hoc, quomodo conciliarem dictum Pauli 1. Cor. 2, 14 »Animalis homo non percipit.« III. Num creatio mundi recte Patri attribuitur, nonne verius Filio adscribi potest? IV. Num recte Angeli ad imaginem Dei creati dicuntur? V. Daturne praeter peccatum mortale et veniale alia distinctio in mortuum et vivum? VI. Quomodo inter se differunt satisfactio et meritum Christi? VII. Quodnam intercedit discrimen inter conversionem, regenerationem et justificationem? VIII. Quum ministerium N. T. non literae, sed spiritus dicitur, nonne hinc sequitur praedicationem legis in N. T. esse tollendam? IX. Num regeniti in regeneratione novam naturam accipiunt? X. Quis in S. S. amicus Dei vocatur? XI. Ubinam Christus Apostolus vocatur? XII. Quo sensu Christus dicitur justificatur?

**) Sohn des Begründers der Trankebarschen Mission, des Propstes Ziegenbalg. Er lebte seit 1740 in Dänemark. Im nächsten Abschnitt wird eingehender über Ziegenbalgs Familie zu sprechen sein.

wir nebst noch drei andern Candidaten von Sr. Hochwürden dem Herrn Bischof Harboe ordinirt, bei welcher Gelegenheit Dieselben eine Rede hielten über Act. 26, 17. 18: „Ich will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende u. s. w." Der Herr lasse auch diese feierliche Handlung zum ewigen Segen gereichen, er mache uns selbst tüchtig, dem feierlichst gegebenen Versprechen mit allermöglichster Treue ein Genüge zu leisten. Nach geschehener Ordination empfingen wir das heilige Abendmahl. Gelobet sei der Herr unser Gott für alle Gnade, die uns an diesem Tage so reichlich widerfahren."

Am 19. Sept. wurde die Rückreise angetreten, viel später als die angehenden Missionare es sich bei ihrem Einzuge gedacht; man hatte nämlich in Halle das Versehen gemacht, nicht das Alter der Berufenen nach Kopenhagen zu melden, deshalb mußte dann dort erst in aller Form um die Altersdispensation nachgesucht werden. Schwartz war der Verzug so unlieb, daß er noch von London aus an Prof. Francke schreibt, dies künftig ja nicht zu versäumen. Desgleichen bittet er, doch künftig genau einzuschärfen, welchen von den Mitgliedern des Collegiums die ersten Besuche zu machen seien; man denke sonst nicht, daß es so genau genommen würde; sie müßten erst durch einen eigenen Boten, den das Collegium hielte, angemeldet werden. Diese Auslassung läßt ahnen, daß es bei den Besuchen sehr förmlich herging und einige Verstöße gemacht wurden. Im Uebrigen schieden sie alle von Kopenhagen außerordentlich befriedigt, und nennen es dankbar einen gesegneten Ort, darin sie so viele durchs Wort der Wahrheit erweckte und zu Christo gebrachte Seelen kennen gelernt hätten. Am 26. September kamen sie wohlbehalten in Hamburg an, wo sich ihre Wege auf kurze Zeit trennten, indem Hüttemann direct weiter nach Halle reiste, während Schwartz und Poltzenhagen einen weiten Umweg durch Mecklenburg, Pommern und die Neumark machten.

Poltzenhagen konnte nämlich der Sehnsucht nicht widerstehen, Mutter und Geschwister noch einmal in diesem Leben zu begrüßen, ein gewiß gerechtfertigter Wunsch, hatte doch auch Schwartz noch vor wenig Monaten die Seinigen besucht, und mußte man Hüttemann's Vaterstadt Minden noch auf der Reise nach London passiren. Nun meinte Poltzenhagen, es würde seiner Mutter zu großem Trost gereichen, wenn einer der Brüder mit ihm käme. Hüttemann wies auf Schwartz hin, der so auch Gelegenheit bekäme, seine Familie noch einmal zu sehen. Anfangs hatte Schwartz gar keine Neigung, es zog ihn schnell nach Halle, doch entschloß er sich endlich in Hamburg dazu, obwohl nur

mit vielen Bedenken, denen er auch in einem Briefe an Prof. Francke Ausdruck gab, dessen Schluß lautet: „Ich überlegte es im Gebet vor Gott, hatte aber noch den Zweifel, ob es Ew. Hochwürden angenehm sein würde. Meine lieben Brüder versicherten aber, daß sie es bei Ew. Hochwürden gut machen wollten. Ich habe also den Schluß vor Gott gefaßt, morgen mit Herrn Poltzenhagen abzureisen. Was die Unkosten auf meiner Seite betrifft, die sich etwa auf zwanzig Thaler belaufen möchten, so hat Herr Poltzenhagen sich anheischig gemacht, zehn Thaler davon zu bezahlen, die übrigen zehn will ich gerne bezahlen. In Berlin werden wir uns keinen Tag aufhalten, sondern gleich durchreisen. Wir hoffen also mit göttlicher Hülfe den 20. October in Halle zu sein. Sollte es aber nöthig sein, daß wir eher kämen, so bitten wir recht kindlich, Ew. Hochwürden wollen uns nur durch den lieben Herrn Fabricius einige Nachricht davon geben. Er könnte gleich nach Wollin schreiben, da ich dann nicht nach Sonnenburg reisen wollte. Uebrigens trauen wir Gott zu, er werde diese Reise an unsern Seelen und zum Nutzen der Mission gereichen lassen. Wir bitten nur noch herzlichst, Ew. Hochwürden wollen es gütigst excusiren." Sein erhaltenes ausführliches Tagebuch bezeugt im Uebrigen, mit welcher Freudigkeit er gereist ist, und daß mit jenem Brief alle Bedenken fortgeschrieben waren. Auf den Posten fehlte es nicht an mancherlei Conflicten, wenn etwa ein Lieutenant zu ihren geistlichen Liedern seine „schändlichen" Gesänge im Grundton brummte, andere Mitreisende aber bezeugten ihre Dankbarkeit und Freude. Als einer derselben sich als Gottes Kind erklärte und dafür auf seine Taufe berief, und daß er zum heil. Abendmahl gehe, auch die heil. Schrift zweimal durchgelesen habe, wurde ihm aus Gottes Wort bezeugt, „daß man durch eine jede muthwillige und wissentliche Sünde der Gnade Gottes verlustig ginge, und man sich auch dann nicht mehr, bis man sich wieder bekehre, der Taufe rühmen könne."

In Stettin wurde ein mehrtägiger Aufenthalt genommen, denn schon damals und bis in unser Jahrhundert hinein unter dem Generalsuperintendenten Ringeltaube, der mit Freuden seinen Sohn als Missionar nach Indien entließ, waren dort viele eifrige Missionsfreunde vereinigt. Der älteste Kohlhoff hatte das dortige Gymnasium besucht und sein Schulfreund Zeglin, ein geborner Stettiner, war ihm 1740 nach Indien gefolgt. So brauchten die beiden Reisenden dort gar nicht erst um ein Logis anzufragen, sie ließen an einem späten Abend ankommend, ohne Weiteres ihr Gepäck zu einem christlichen Freunde Namens Brehmer bringen, der sie auch mit vieler Freude

aufnahm. Der erste Besuch am nächsten Morgen galt dem Consistorialrath Schiffmann, der mit Consistorialrath Protz und den Pastoren Brandt und Löper in Halle einen sehr guten Namen hatte. Der regelmäßige Correspondent der Hallenser Past. Wilcken in Frauendorf konnte nicht genug zu seinem Lobe berichten. Als 1745 viele adelige Herrschaften und Pfarrfamilien aus den an Polen angränzenden Landstrichen in Kriegsbefürchtung nach Stettin geflohen waren, hatte Schiffmanns Haus den Kindern Gottes unter ihnen zu einem Sammelpunkt gedient. Er hatte sich mit dem jugendlich eifrigen Past. Löper an St. Petri und Pauli gleichsam in die Arbeit getheilt, der weniger von amtlichen Arbeiten in Anspruch genommen, regelmäßige Bibelstunden in seiner Kirche halten und die meisten Hausbesuche besorgen konnte. „Herr Consistorialrath Schiffmann freute sich herzlich über die Nachricht vom Wohlsein Sr. Hochwürden des Herrn Prof. Francke. Er erkundigte sich nach einigen Umständen der Mission (die Missionsberichte für Stettin und Umgegend gingen durch seine Hand) und erzählte von dem Herrn Zeglin, wie er gleichsam ein anderer Joseph sei, da er jährlich von seinem wenigen Gehalt seinen Eltern etwas mitgetheilt."

Der Nachmittag war diesen hochbetagten Eltern des Missionars Daniel Zeglin gewidmet. Der alte Vater Christian Zeglin war ein einfacher Stellmacher, seine Frau Katharina Burchart eine Schulzentochter aus dem Dorfe Borren. Ihr Sohn Daniel, geboren 26. August 1716, hatte im Frühjahr 1726 die Universität Halle bezogen und war im September 1739 zum Missionar berufen. Die erste Berufung hatte er mit noch entschiedenerm Nein als Schwartz abgewiesen, um mit plötzlichem Umschwung so sich darzubieten, daß auch der Eltern Weigerung ihn nicht zurückhalten sollte. Die Eltern aber waren durch das Lesen der Missionsnachrichten so treue Missionsfreunde geworden, daß der Tadel der halben Stadt, ja auch vieler Geistlichen sie nicht von der freudigen Zustimmung zurückzubringen vermocht hatte. Ein Feldprediger Namens Hirte, ein großer Freund der Mission, wußte unsern Reisenden Manches von Zeglins Lebensgange und von dem großen Widerspruch gegen seine Annahme des Missionsberufes zu erzählen. Mancher herzliche Empfang war den angehenden Missionaren schon hie und da geworden, am herzlichsten aber werden sie doch wohl in der einfachen Wohnung der lieben alten Zeglins begrüßt sein. „Der alte venerable Greis bezeugte seine Freude mit Thränen, daß er zwei zu sehen bekäme, die mit seinem Sohn einmal an Einem Werk arbeiten würden. Er sagte, wie sein Sohn ihm über Vermögen Gutes gethan hätte." Es mag die

letzte Freude seines Lebens gewesen sein, gerade ein Jahr später grub man sein Grab, und die alte Mutter überlebte ihn auch nicht viel. Hatte dieser Besuch sie im Geiste ganz nach Trankebar geführt, so sprachen sie im folgenden Hause beim Kriegsrath Kistenmacher die Schwestern des Mannes, der mehr als mancher Missionar für die tamulische Mission gethan hat, des noch öfter zu erwähnenden Hofpredigers Ziegenhagen in London. Der fromme Hofapotheker Meier bat seinen Sohn in Trankebar zu grüßen, er meinte einen tamulischen Knaben, den er auf seine Kosten erziehen ließ. Schon aus diesen Andeutungen, um das Namenregister nicht zu sehr anschwellen zu lassen, läßt sich abnehmen, wie reger Missionssinn damals in Pommerns Hauptstadt herrschte, und wie überaus angenehm der damalige kurze Aufenthalt für Schwartz und Poltzenhagen sein mußte.

Zur Fahrt nach Wollin über das große Haff bestiegen sie dann ein kleines, leider zu kleines Boot. Der dritte October auf dem großen Stettiner Haff wird wohl auch durch die große und gefährliche Fahrt über die Oceane nach Indien in ihrem Gedächtniß nicht ausgelöscht sein. Der Wind war ihnen sehr entgegen und wurde immer heftiger, Welle auf Welle schlug über das kleine Boot hin. So schwebten sie den ganzen Tag auf dem Wasser in nicht geringer Gefahr und kamen nicht weiter, bis endlich der Schiffer sich entschloß, am nächsten Ufer anzulegen und in einem Kruge zu übernachten. Gottes schützende Hand war über ihr Boot gebreitet gewesen, während ein anderes von gleicher Größe mit vier Personen zu Grunde gegangen war. Am nächsten Mittag erst landeten sie gesund und fröhlich bei Wollin. „Was für eine Freude bei Poltzenhagens Mutter und Geschwistern entstand, kann man sich besser vorstellen, als beschreiben." In Wollin und Umgegend herrschte ein reges geistliches Leben. Es war im Jahr 1743 oder 1744, als ein Pastor Beyer von Zezen nach Fritzow bei Cammin versetzt wurde, ein unermüdeter Arbeiter Tag und Nacht, mit ganz besonderer Gabe Leuten ans Herz zu reden, dabei von seiner gleichgesinnten Frau eifrig unterstützt. Nach noch nicht dreijähriger Amtswirksamkeit war in und um Fritzow eine allgemeine Erweckung vorgegangen, besonders das eingepfarrte Fischerdorf Divenow hatte sich redlich bekehrt und war ein Licht und Salz für die ganze Gegend geworden. Aus Cammin und Treptow kamen die Gleichgesinnten in Fritzow zusammen, um sich namentlich auch über das Missionswerk zu unterhalten; im Winter kamen zuweilen auch Wolliner über das Eis dazu, doch nur um sich der brüderlichen Gemeinschaft zu freuen, denn sonst waren sie unter dem eifrigen Präpo-

situs Plümke in aller Beziehung wohlversorgt. Diesen treuen Missionsfreund hörten unsere Reisenden am nächsten Tage nach ihrer Ankunft über das geordnete Evangelium vom Zinsgroschen predigen. Gegen Abend kamen verschiedene redliche Seelen zusammen, sich des gehörten Wortes zu erinnern, und auf deren Bitte um eine Zusprache aus Gottes Wort, leiteten dann die Missionare die Betrachtung ein über Hebr. 4, 14—16 von unserm großen Hohenpriester. Der folgende Dinstag und Mittwoch ist im Tagebuch genauer beschrieben: „Diesen Tag meditirte ich Schwartze auf eine Predigt, die den folgenden Tag für den Herrn Präpositus Plümke halten sollte. Ich fand mich sonderlich erweckt durch die große Liebe Jesu zu den armen Menschen und lockte also für diesmal alle, doch ja von Jesu nicht wegzubleiben, und die zu ihm gekommen, bei ihm zu bleiben. Es war uns dies ein überaus gesegneter Tag. Der Herr Präpositus erweckte sich mit uns Nachmittags, wir erneuerten unsern Bund vor dem HErrn, ihm treu zu sein bis ans Ende. Um daran beständig zu gedenken, so schrieb er in mein, Schwartzens Stammbuch:

Geh, werther Bruder, geh und eile zu den Schaaren der braunen Malabaren.
Dein Heiland führet dich, es geht zum Himmel zu, das weißt und glaubest du.
Mach Gottes Lamm, sein Blut, sein Wort den schwarzen Lämmern kund,
Doch denk vor Gott auch an Wollin und den gemachten Bund.

Der folgende Tag war der Schwartz befreundeten Pfarrfamilie Backe zu Martentin gewidmet. Den gleichnamigen Präpositus, der sie eben erst in Stettin begrüßt hatte, trafen sie auch dort, er konnte sich von dem Freund seines Sohnes gar nicht trennen und wollte sie durchaus zwingen sein Geschirr nach Freyenwalde und Stargard zu benützen; es mußte ausgeschlagen werden, weil auf nächsten Sonntag beide in Wollin zu predigen übernommen hatten. Die folgenden Tage vergingen schnell im Verkehr mit christlichen Brüdern, deren Mehrzahl den Pastor Beyer als geistlichen Vater nannte und nicht genugsam die Treue und den Ernst dieses Mannes rühmen konnte, welchen nicht mehr kennen zu lernen und wirkend zu finden nach so vielem Lobe für Schwartz gewiß eine Entbehrung war. So war unvermerkt der letzte Sonntag, der Abschiedstag, herangekommen, über den wieder das Tagebuch berichten möge: „Den 12. October als den Sonntag predigten wir beide. Ich Poltzenhagen predigte über das ordentliche Evangelium Matth. 9 von der Vergebung der Sünden als einer Quelle wahrer Freuden. Ich Schwartze predigte Nachmittags in der großen Kirche über die Epistel Ephes. 4. 22 ff. von der täglichen Erneuerung, was sie voraussetze, nämlich ein wahre Bekehrung, und worin sie be-

stehe. Gegen Abend reiseten wir aus Wollin und Poltzenhagens Geburtsstadt unter Anwünschung tausendfachen Segens. Meine Mutter und Geschwister bezeugten sich ganz gelassen in den göttlichen Willen, sie begleiteten uns zum Thore hinaus, da wir denn in Gottes Namen unsere Reise in Begleitung einiger christlicher Freunde fortsetzten. Gelobet sei Gott für die mannichfaltige Erquickung, so wir nach Seele und Leib an diesem Ort genossen." In Stargard sollte nur kurz bei Poltzenhagens Gönner Pastor Hecker vorgesprochen werden. Zu nicht geringer Ueberraschung fanden sie die Freunde des Herrn Jesu von hie und da zu letzter Begrüßung bei diesem schon versammelt. Der unermüdliche Präpositus Backe war nämlich dahin vorausgeeilt, um noch einmal ihre Hände zu schütteln und hatte sie so im Voraus angemeldet.

Küstrin dagegen bewies sich zuletzt gar nicht gastfrei gegen Schwartz; sie kamen Abends an, als die Festungsthore schon geschlossen waren, erlangten keinen Einlaß mehr und mußten sich über Nacht mit dem elendesten Logis, einer ungemein heißen gesundheitsgefährlichen Backstube begnügen. Am nächsten Morgen blieb nur noch Zeit, Consistorialrath Beyer persönlich zu begrüßen, der sich herzlich über den Besuch freute und sich gerne erzählen ließ, wie Gott sie geführt. Als sie bei der Rückreise von Sonnenburg dann noch einmal vorsprachen, ermahnte er besonders zur fleißigen Erforschung der h. Schrift und zu ihrem beständigen Gebrauch unter den Heiden. Wie es kommt, daß Schwartz diesen von ihm offenbar hochgeachteten Geistlichen nicht schon früher in seiner Lebensbeschreibung erwähnt hat, läßt sich kaum anders als aus deren schneller Abfassung erklären. Beyer war schon 1738 als Archidiaconus und zweiter Inspector nach Küstrin gesetzt und war dann von 1741—1751 erster Stadtgeistlicher, also so lange überhaupt Schwartz sich in Küstrin befunden. Er war auch, nach der Küstriner Chronik, ein sehr beliebter Prediger, welcher mit vieler Geschicklichkeit eine gewissenhafte Amtstreue verband.

Für Sonnenburg blieben diesmal nur die zwei Tage vom 15.—17. October. Schwartzens Eltern waren sehr verwundert und erfreut, den Sohn in diesem Leben noch einmal zu sehen. Der Vaterstadt sind im Tagebuch folgende Zeilen gewidmet: „Ich Schwartze besuchte einige, die dem HErrn in der Wahrheit anhangen und ermunterte mich mit ihnen. Den folgenden Tag speiseten wir bei dem Herrn Diaconus Dienemann (von 1747 bis an seinen Tod 1779 in diesem Amte) und genossen viele Liebe bei ihm. Wir sprachen bei ihm auch ein Fräulein, die den HErrn fürchtet. Hernach besuchten wir Fräulein von

Marwitz (Tochter des Hauptmanns v. d. Marwitz in Sonnenburg), die seit vielen Jahren Sonnenburg zur Erweckung dienen können. Sie erzählte uns mit vielem Lobe Gottes, wie Gott auch jetzt bald diesen, bald jenen Knecht des Herrn zu ihnen schickte, der ihnen den Weg Gottes recht lehrte, indem weil der Herr Inspector Campe nicht da war, der Herr Pastor Steinbart aus Züllichau da geprediget nicht ohne Segen. Wir hatten häufig Gelegenheit was Gutes zu reden. Wir verspürten besonders auch göttlichen Gnadenbeistand, denn als wir eine gewisse Person besuchten und von den Hindernissen der wahren Bekehrung redeten, sonderlich wie auch viele durch die Sünde der Ungerechtigkeit sich davon abhalten ließen, indem sie nicht wiedererstatten wollten, was sie andern genommen, so fand sich Jemand so getroffen, daß er mit uns ging und weitern Unterricht darin verlangte, sonderlich wie er es recht anfangen sollte. Gott nehme sich doch auch dieser Stadt an und lasse ihr Heil widerfahren." Daß der Ordensinspector Campe grade verreist war, that Schwartz sehr wehe; wir werden im spätern Verlauf noch sehen, wie eng er mit diesem ersten Geistlichen seiner Vaterstadt verbunden war, wie Schwartz in allen Familienverhältnissen auf seine Einsicht und seinen Rath sich verläßt. Sicherlich wollte er ihm das geistliche Wohl seiner Familie auch noch mündlich besonders ans Herz legen. Obwohl Campe erst 1741 nach Sonnenburg gekommen war, also in dem Jahre, da wahrscheinlich Schwartz zu Ostern confirmirt und sicherlich auch alsbald nach Küstrin aufs Gymnasium gebracht worden war, ist bei der Nähe Küstrins doch als selbstverständlich anzunehmen, daß er dem Gymnasiasten bald seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Als fleißiger und ständiger Correspondent nach Indien bis an seinen erst 1785 erfolgten Tod ist er und seine Freundschaft für Schwartz von unschätzbarem Werth geworden; das Nichttreffen beim letzten Besuche Sonnenburgs hatte also nicht die vielleicht gefürchteten übeln Folgen.

Genau am 20. October, wie Schwarz es von Hamburg aus versprochen, kamen Beide wieder in Halle an, um am 4. November die große Reise, zunächst nach London anzutreten, nachdem Prof. Francke noch den letzten Abend dazu benutzt hatte, sie ganz genau von den Missionsverhältnissen zu unterrichten. Bis Könnern gaben ihnen Diaconus Niemeyer und Sebastian Fabricius, Bruder des bekannten Madrasser Missionars und rechte Hand des Halleschen Directors in allen Missionssachen, noch das Geleit. Der Gesang des Liedes: Lobe, lobe meine Seele, erhob sie über die Schmerzen der Trennung und die Betrachtung und Anwendung des 68. Psalmes auf ihre gegen-

wärtigen Umstände vertrat die Stelle vieler Abschiedsworte. Der als Poltzenhagens Freund in Stargard uns schon bekannte Candidat Noth ging ganz bis London mit, um bei dem Hofprediger Ziegenhagen Gehülfe zu werden. Die weitere Reise über Wernigerode, Hannover, Stadthagen und Minden durch Holland bis nach Zwolle, dann über die Zuidersee, Amsterdam und Rotterdam nach dem Hafen Helvoetsluis, von dort über den Kanal nach Harwich und endlich mit der Post nach London, welches am 8. December erreicht wurde, ist von fast allen Missionaren gemacht und daher wohl bekannt. Besonderes ist auf der ganzen Reise auch nicht vorgefallen. Es wäre also nur das Schwartz persönlich Angehende zu notiren. Zu der Predigt, welche er in der Sylvesterkirche zu Wernigerode hielt, wählte er Psalm 73, 23—28 und zeugte von der Liebe Gottes als Reizung zur Gegenliebe. Da in Minden, der Vaterstadt Hüttemanns und auch Missionar Wiedebrocks des dermaligen Missionsseniors, der dort 1713 geboren, ein längerer Halt gemacht wurde, bestieg Schwartz die Kanzel der Martinikirche zu einer Predigt über Röm. 5, 1 u. 2. von drei gesegneten Früchten der Rechtfertigung, wobei er zuerst von den Personen, sodann von den Früchten selbst redete, nämlich dem Frieden, dem Zugang zu aller Gnade und endlich der Hoffnung künftiger Herrlichkeit*). Die Predigt, welche er in der Hofkapelle zu London am ersten Weihnachtsfesttage gehalten (über zwei andre hat sich keine weitere Notiz gefunden), handelte nach dem Festevangelium von dem in Christi Geburt dargebotenen Gute und der rechten Freude darüber.

Der sechswöchentliche Aufenthalt in London war hauptsächlich der Erlernung der englischen Sprache gewidmet. Die Herren von der englischen Missionssocietät, der Christian Knowledge Society, fanden den Zeitraum zu kurz, um sich zu einer Sitzung zu entschließen und die Missionare sich vorstellen zu lassen**). Der Engländer Pearson irrt auch, wenn er den Missionaren freie Ueberfahrt gewährt sein läßt, o nein, Jeder hatte die damals sehr hohe Summe von 50 Pfund Sterling als Verpflegungsgelder zu zahlen. Der Ausdruck „freie Ueberfahrt" bedeutet

*) Nach Halle schrieb eine Mindener Missionsfreundin: „Es ist eine rechte Erweckung in der Martinikirche gewesen, in welcher der Herr Schwartz in großem Segen gepredigt. Sonst hat man sich überhaupt allhier gewundert über das gesetzte und gegründete Wesen dieser Männer, die von so wenigem Alter sind."

**) „Es ist bei der Societät nichts zu thun. Die meisten Glieder sind todte Leute, denen die Ausbreitung der Erkenntniß Christi wohl wenig am Herzen liegt Von dem Missionswerk wissen die wenigsten etwas und wollen zum Theil nichts davon wissen. — Die Missionarien dürften vielleicht gar nicht präsentirt werden,

nur, daß überhaupt das Mitfahren von der Compagnie gestattet wurde. Seit Secretair Newman's Tod war die Sorge für die tamulische Mission kaum mehr als Privatsache des vortrefflichen Ziegenhagen. Vielleicht kommt es auch mit daher, daß Schwartz von diesem Mann mit einer Begeisterung und Verehrung spricht, wie selbst von Keinem seiner Halleschen Lehrer, und diese Verehrung bewahrte er dem gediegenen Theologen und opferfreudigen, einsichtigen Missionsfreunde bis über's Grab hinaus. In spätem Alter werden wir ihn noch Ziegenhagensche Schriften und Manuscripte mit größtem Eifer studiren finden. Scharf, sehr scharf dagegen lautet der jungen Missionare Urtheil über die damaligen kirchlichen Verhältnisse in England und den dortigen Klerus: „Das Verderben der englischen Clerisei ist so groß, daß auch sogar zu unserm großen Erstaunen die Hofprediger und andere Geistliche Acteurs in den Opern und Comödien sind. Da ist es denn freilich kein Wunder, daß England so viele Ungeheuer liefert, welche sich aus der geoffenbarten Religion nichts machen. Von der Princessin von Wales, welche zur Reise der Missionare zehn Guineen übersandte, wird gerühmt, sie sei eine sehr feine Dame, die nicht ohne Bearbeitung des Geistes Gottes sein solle, nur sei zu bedauern, daß dieselbe theils von ihrem Gemahl und den übrigen des Hofes, theils von der Geistlichkeit, welches ein im Grunde verderbter Klerus, hingerissen werde auch wider Willen. Von diesem dunkeln Grunde hebt sich die Schilderung vom Eifer der Wesleyaner und namentlich Whitefield's, dessen Bekanntschaft die Missionare bei Ziegenhagen machten, sehr günstig ab.

Zu gründlichen Beobachtungen, noch dazu bei Unkenntniß der Sprache, war natürlich der Aufenthalt zu kurz. Am 29. Januar 1750 fuhren sie auf dem Schiffe Lynn unter dem wackern Capitän Egerton von Deal ab. Mit sehr günstigem Winde war das Schiff bald in den Biscayischen Busen gekommen, als heftige Stürme es zur Umkehr nach Falmouth zwangen und bis zum 12. März dort im Hafen zurückhielten. Das war eine Geduldsprobe, aber die Erinnerung an Gottes gnädige Bewahrung vor jenem Sturm, in dem so viele Schiffe und auch das, welches sie zuerst hatten besteigen sollen, zu Grunde gegangen waren, erstickte auch die leiseste ungeduldige Aeußerung. Um so schneller ging es dann auch vorwärts, als das Schiff endlich zum zweiten Male in

woran auch nicht viel wird versehn sein, zumal die Societät auch dies Jahr, da sie doch von der Reise derselben und ihren Kosten weiß, nichts mehr als 50 Pfund über die gewöhnlichen Gehalte zu senden erlaubt hat," schreibt Albinus Ziegenhagens College nach Halle.

See stechen konnte. Zwar fehlte es auch nicht an heftigen Stürmen, und Schwartz hatte gleich im Anfang vom 21. März bis 10. April ein heftiges, sehr mitnehmendes Fieber durchzumachen, aber Der, welcher den Krankheiten gebietet und die Wellen stillt, half gnädig durch alle Gefahren, und nach vier Monaten und vier Tagen ankerte das Schiff Lynn an der Küste Coromandel. In der Nacht vom 16. zum 17. Juli war das Schiff dem Lande so nahe gekommen, daß Anker geworfen werden mußte, und als die Missionare in der Frühe des 17. Juli erwachten, fanden sie sich auf der Rhede von Kudelur, wo der aus Schweden gebürtigte Missionar Kiernander stationirt war. Kaum mochten sie ihren Augen trauen, daß der gnädige Gott sie grade direct vor Kudelur geführt, dann brachen sie aus in Lob und Preis Gottes: „Nun Ihr, die Ihr Christi Namen nennt und seine Macht auf der See erfahren, gebt ihm dafür Preis und Ehre, und wer es lieset, mit uns. O wie gut und sicher dient sich's nicht dem ewigen Monarchen, im Feuer ist er Zuversicht, für's Wasser baut er Archen." Bis Kudelur war ihr Schiff durch der Gläubigen Gebet eine Arche gewesen und bald darnach — eine zerschelltes Wrack. Von Kiernanders Gastfreundschaft wurde nur wenige Tage Gebrauch gemacht. Unter Wiedebrocks Geleit, der vom südlichern Trankebar zur Begrüßung herbeigeeilt war, zogen unsere Reisenden bald nach Trankebar weiter und hielten am 30. Juli Abends ihren Einzug in diese ehrwürdige Missionshauptstadt.

Von Sonnenburg nach Trankebar war und ist auch noch gegenwärtig ein weiter Weg, und wer ihn gegangen, mag wohl Gottes Gnadenführungen preisen. Doch daß die innere Lebensführung, welche zum gleichen Ziel geleitete, noch unendlich preiswürdiger ist, wird hoffentlich auch aus der schmucklosen Erzählung der Jugendführungen unsers Christian Friedrich Schwartz hervorleuchten. Dann dürfen wir auch diesen Abschnitt mit den Worten schließen, mit welchen Schwartz von Halle scheidend seine Biographie geschlossen hat: „Eben Ezer! bis hieher hat mich der HErr geführet und mir geholfen, er wird ferner helfen bis in die frohe Ewigkeit, da will ich ihm mit verklärten Lippen danksagen für die unzähligen Wohlthaten, die er mir erwiesen. O daß ich aber schon hier tausend Zungen hätte ihn zu loben. Doch hier will er nur ein Herz haben, das ihn allein liebt, und das will er noch dazu schenken. O welch eine Tiefe der großen Gnade! Mein Herz freuet sich schon zum voraus, daß er so herrlich helfen wird. Ihm sei Ehre in Ewigkeit, Amen. Hallelujah."

Zweiter Abschnitt.

Die Missionshochschule in Trankebar.

(1750 — 1762).

Da für die nächsten zwölf Jahre Trankebar Wohnsitz und Wirkungsplatz unsers Schwartz ist, werden die Verhältnisse der dortigen Mission im Landungsjahre 1750 kurz in Erinnerung gebracht werden müssen. Es arbeiteten in dem von Ziegenbalg und Gründler begründeten, von Schultz und noch mehr von Walther und Pressier geschickt weiter geführten Werke damals fünf europäische Missionare. Der Westphale Wiedebrock und der Pommer Kohlhoff seit 1737 die beiden ältesten, und zwar Wiedebrock, obwohl an Jahren der jüngere, doch weil etwas früher berufen, Senior der Mission und eigentlicher Pastor der gesammelten Gemeinde, welche alle ihre Angelegenheiten und Streitigkeiten vor ihn zu bringen pflegte, während Kohlhoff speciell das Missionsgut zu verwalten hatte. Der kränkliche Zeglin und der eifrige Elbinger Klein, welcher vier Jahre vor unsern Reisenden angekommen war, scheinen noch keinen besondern Theil der Geschäfte als eigenthümliche Provinz sich gesichert zu haben, sondern übernahmen nach Bedürfniß bald diese, bald jene Arbeit an den tamulischen Gemeinden. Der Däne Oluf Maderup dagegen, welcher nicht in Halle studirt hatte, sondern 1742 direct von Kopenhagen herausgesandt war und immer eine etwas gesonderte Stellung einnahm, hatte auch sein besonderes selbständiges Arbeitsfeld: die aus den Sclaven und Sprößlingen der Europäer mit Eingebornen gesammelte portugiesische Gemeinde von 323 Seelen. Dieser vollen Selbständigkeit erfreute sich Maderup freilich noch kein volles Jahr, erst seit Entlassung und Abreise des als unverbesserlicher Trunkenbold bekannten Bosse, und auch diese Befreiung war keine vollständige, denn als unordinirter Gehülfe war ihm an Bosse's Statt ein Herr Hutter beigegeben, früher bei Schultze in Madras portugiesischer Katechet, und dann von diesem auf

eigene Kosten nach Europa mitgenommen, leider aber wieder zurückgekehrt*), der so ziemlich in Bosse's Fußtapfen trat. Gleicher Leidenschaft hatte sich auch der Missionsarzt Dr. Cnoll ergeben, der auch dem Werke keine Hülfe, sondern nur eine Last war. Doch ließ sich solche Unannehmlichkeit noch ertragen, weil Gouverneur und Rath und in Folge dessen auch die andern europäischen Einwohner der etwa 20,000 Seelen zählenden Colonie der Mission sehr geneigt waren. Auf dem Compagniegrunde befanden sich für 1674 tamulische Christen drei Missionskirchen, in Trankebar die nur zu Betstunden gebrauchte alte Jerusalemskirche und die eigentliche Gemeindekirche Neu-Jerusalem, im nahen Poreiar die Bethlehemskirche. Die im Gebiete der anstoßenden heidnischen Fürsten gesammelte Landgemeinde von 3555 Seelen war in fünf Kreise getheilt, der größte Mayaveram, dann Tirupalaturei, Combaconum, Madevipatnam mit Marrava und endlich Tanjour. Die Besorgung dieser Landgemeinde war den beiden eingebornen Landpredigern Diogo und Ambrosius anvertraut, welche jedoch wie die Missionare auf dänischem Gebiet wohnend (Diogo in Tilleiali, Ambros in Poreiar) nur zu Festzeiten ihre Kreise bereisten, und auch dann nicht immer mit voller Freudigkeit und Hingebung. In Tanjour stand der einzige Landkatechet, der berühmte Pariah Rajanaiken, auch er war nicht mehr der alte muthige Glaubenszeuge, sondern bei seinen vielen Vorzügen und glänzender Begabung vielfach Kummer und Besorgniß erregend. Den erfreulichsten Anblick boten die Schulen, zwar nicht die geringen Anfänge von Landschulen, sondern die in Trankebar auf den sogenannten Ziegenbalg'schen Plätzen um Kohlhoffs Wohnhaus vereinigten Anstalten. In Trankebar konnte doch zumeist in Frieden gebaut werden, während im übrigen Lande Krieg und Kriegsgeschrei herrschte. Fabricius und Breithaupt in Madras fingen erst wieder an nach den Schrecken der französischen Invasion ihre Station neu zu gründen, sie mußten sich mit ihrer kleinen Christenschaar jämmerlich behelfen. Kudelur, die andere Außenstation, machte den äußern Umständen nach einen befriedigenderen Eindruck, doch nur für einen fernerstehenden Beobachter. Missionar Kiernander, der einstige Reisegenosse

*) Schultze suchte vergeblich eine Schuld von ihm bezahlt zu erhalten und trat sie endlich an die Mission ab, erntete aber dafür nicht geringe Vorwürfe von Hutter, der alle seine Verdienste bei Eintreibung von Schultze's Ausständen aufzählte. Francke schreibt dadurch veranlaßt am 27. Januar 1751: „Es hat das Gewerbe, in welches sich der Herr Missionar Schultze einflechten lassen, überall vielen Anstoß und Schaden verursacht."

von Fabricius und Zeglin, hatte sich nicht die Gesinnungsgemeinschaft mit seinen Freunden erhalten. Man wird aus dieser kurzen Uebersicht erkennen, daß die neuen Ankömmlinge neben vielem Erfreulichen auch manches Betrübende gleich Anfangs wahrnehmen mußten. Es war keine Krise, sondern eine Zeit ruhiger Entwicklung. Keine glänzenden Thaten, keine besonders hervorragenden Männer, aber überwiegend stille Arbeit treuer Knechte Gottes. Dieselbe Signatur trägt auch diese erste Periode der Schwartz'schen Missionsthätigkeit — seine Lehrzeit.

Den neuen Brüdern wurde der allerherzlichste Empfang bereitet, und nicht blos vor Augen, Zeglin schrieb bald nach Europa: „Die getroffene Wahl der drei neuen, gar lieben Herrn Missionarien ist ein ganz offenbares unwidersprechliches Zeugniß, daß Gott an sein Werk allhier und in Kudelur und Madras noch mit Nachdruck gedenke. Ach der HErr erhalte sie in seinem Namen." Hüttemann wurde von Klein ins Quartier und von seinem Landsmann Wiedebrock an den Tisch genommen. Schwartz und Poltzenhagen bezogen gemeinsam die früher von Maderup inne gehabte Wohnung; eine eigene Wirthschaft sich einzurichten, überhob sie Kohlhoff's freundliche Einladung bei ihm zu speisen, welches mit größter Dankbarkeit angenommen wurde. Schwartz meldet es an seinen theuern Freund den jungen Inspector Sommer zu Halle mit den Worten: „In Trankebar wurden wir recht brüderlich aufgenommen. Ich und der liebe Bruder Poltzenhagen wohnen zusammen in Einem Hause, wofür ich Gott preise. Wir speisen auch zusammen und zwar bei dem Herrn Kohlhoff und es ist mir gar besonders, daß Gott es so gefüget, indem ich auf dem Schiffe immer sagte, ich glaube, daß Herrn Kohlhoffs Gemüth, so viel ich's aus den Briefen erkennen kann, sich recht für mich schicket, ich wünschte mit ihm zu speisen." Poltzenhagen und Schwartz in Einer Wohnung, welch eine Quelle heiliger Freuden, verband sie doch die edelste und hingebendste Freundschaft. Poltzenhagen's Worte über Schwartz athmen eine fast bräutliche Liebe: „Gott erhalte ihn gesund. Es war mir eben nicht wohl zu Muthe, wie der Schiffsmedicus auf dem Schiffe bei seinem Fieber sagte, er zweifle, ob er das Leben davon bringen würde, indem er es für ein hektisches Fieber hielte. Ach wie manche Thränen und Seufzer preßte mir dies vor Gott aus, ja öfters wünschte, wenn von uns Jemand sterben sollte, daß ich es sein möchte, weil ich glaube, daß ihn Gott zu vielem Segen hier gebrauchen wird. Und o wie erfreulich war es mir, da ihm Gott wieder aufhalf und ihm auch noch bis jetzt (7. Oct. 1750) außer wenigen Tagen, da er wieder ein kleines Fieber hatte, eine erwünschte Gesundheit giebt. Gelobet sei Gott auch dafür."

Uebrigens fingen die Wege beider Freunde schon einen Monat nach der Ankunft an etwas aus einander zu gehen. So lange hatten sie gemeinsam fast den ganzen Tag tamulisch getrieben und nur drei Stunden wöchentlich von Maderup portugiesischen Unterricht genossen, nun sollte nach Conferenzbeschluß Poltzenhagen sich aufs Portugiesische legen nnd Maderups Gehülfe werden. Er that es, ohne jedoch das Tamulische aufzugeben, und andrerseits arbeitete auch Schwartz später mit dem Freunde weiter, so daß sie sich Fertigkeit in beiden Sprachen erwarben. Für den Anfang freilich wurde von Schwartz das Portugiesische nach dem Conferenzbeschluß gänzlich zurückgestellt, und mit ungewöhnlicher Energie widmete er sich ganz dem Tamulischen und kam darin bald so weit, daß er am letzten Sonntage des Kirchenjahres am 22. November in der neuen Jerusalemskirche über Matth. 11, 25—30 als das nach ausdrücklicher Angabe in der dänischen Kirche verordnete Evangelium, seine erste tamulische Predigt hielt. Der Ruf des Herrn an alle Mühseligen und Beladenen wurde Anlaß zu zeigen, wie Jesus alle zum Genuß der Gnade einlade, wie diese Gnade aber eine heilige Gnade sei und sie Niemand erlangen könne, der sich nicht in die Ordnung, die Gott in seinem Worte geoffenbart, bequemen wolle. Der Schlußwunsch, daß Gott dies erste Lallen um Jesu willen überschwänglich segnen wolle, ist reichlich erfüllt worden, und diese erste Predigt kann wohl als Programm seiner ganzen Missionsthätigkeit gelten. Am vierten Advent bestieg er zum zweiten Male die Kanzel und dann schon wieder am dritten Weihnachtstage, diese letzte Predigt wiederholte er noch am Nachmittage katechetisch mit den Kindern.

Von den ersten Tagen des Januar an übernahm er auch eine regelmäßige Arbeit. Klein übergab ihm die beiden untersten Knaben- und Mädchenklassen, mit denen er nun täglich von 9 — 10 Uhr die Heilsordnung katechetisch durchnahm. Mit welcher Freudigkeit er an diese Arbeit ging, läßt ein Brief an einen Freund zu Wernigerode vom 2. Jan. 1751 erkennen: „Nun werde in etlichen Tagen eine katechetische Stunde mit unsern malabarischen Schulkindern und zwar mit den kleinen übernehmen, wie ich in Halle hatte. Das werden mir rechte Erquickungsstunden sein. Erbitten Sie mir dazu und zu allem andern viele Gnade und dann auch reichen Segen, auf solche Weise nehmen Sie mit Theil an allem Guten, so geschieht. Es sind unter der Jugend und den Alten manche, die Gott herzlich fürchten, und da Sie ein Freund der Kinder sind, sonderlich derer, die Jesum lieben, so wünschte ich, daß Sie unsere Lämmer einmal sehen sollten. Sie würden doch Gott darüber herzlich

loben *). An bösen fehlt es auch nicht, da bitten Sie mit uns, daß Gott sie bekehren wolle." Als Schwartz dies schrieb hatte er die größten Schwierigkeiten der Sprache eigentlich schon überwunden, so daß jener Unterricht an den Kindern schon wirklicher Selbstzweck und nicht mehr blos Mittel zum Zweck war, das stete Zusammenarbeiten mit Hüttemann hatte es ihm so sehr erleichtert. Ein zweites Schreiben an Sommer beweist, welches Gefühl von Sicherheit im Gebrauch der Sprache er schon damals erlangt haben mußte: „Ich bedauere herzlich, daß so viele munter angelegte Talente mit Erlernung einiger Sprachen nicht zehn, sondern mehr Jahre zubringen und doch zu keiner Festigkeit darin kommen; mich deucht, das kommt daher, weil man so viele Sachen auf einmal tractirt. Wir haben von Morgen bis fast an den Abend nichts als malabarisch tractirt, und so merkten wir auch bald einen gesegneten Fortgang. Nun der Herr wird ferner helfen und alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen." Seit Hüttemann am 29. December 1750 auf seine Station Kudelur abgegangen war, beschränkte auch Schwartz die regelmäßige tägliche Uebung in der Sprache darauf, daß er sich mehrere Stunden vorlesen ließ und zwar nicht die christliche, sondern die heidnische Litteratur. Ein späterer intimer Freund von Schwartz, der Engländer Chambers weiß, offenbar aus mündlichem Bericht, daß Schwartz, nachdem er sich die erste zureichende Bekanntschaft mit der Sprache erworben, fünf Jahre lang die mythologischen Schriften des Volks genau erforscht habe, weshalb er dann auch im Umgang mit Heiden stets beliebte Sprüchwörter gegenwärtig hatte und auf bekannte Bücher und Geschichten anspielen konnte. Es war gewiß Dankbarkeit für die ihm gewährte freie Zeit und Anleitung — außer den Missionaren war der Missionsschreiber Christoph, der gut deutsch verstand, sein Sprachlehrer**) —, daß er noch im späten Alter so gern den ankommenden Missionaren den ersten

*) Wie gern er diesen Unterricht an den Kleinsten Jahre lang fortgeführt hat, zeigt ein Schreiben vom 12. Oct. 1754: „In der Schule habe noch die kleinen Lämmer zu unterrichten. Die Information in Halle bei den kleinen Kindern, die mir wohl anfänglich nicht gar wichtig vorkommen, ist also nach der gütigen Leitung Gottes ein Hauptstück meiner Präparation zum künftigen Amte worden. Das Loos ist mir hierin gar lieblich gefallen. Mein Heiland gebe mir nur ein in der Liebe zu ihm recht brünstiges Herz."

**) „Wir haben den Christoph bei uns, der, weil er auch deutsch redet, uns vortreffliche Dienste in der Sprache leistet. Was wir nun nicht treffen, muß er uns sagen." Schwartz am 8. Oct. 1750.

sprachlichen Unterricht ertheilte. Ja er muß später den fleißigen Briefwechsel seiner Anfangsjahre bereut haben, da er bei seinen Schülern das Briefschreiben durchaus nicht gerne sah. Ein Grund mehr für uns, die noch ungedruckten Briefschaften recht zu verwerthen, damit die auf sie verwandte kostbare Zeit noch weniger bereut werden mag, wie gewiß schon seiner Zeit die heimischen Empfänger sehr dankbar dafür waren. Hierher gehört auch noch ein Brief an Prof. Francke vom 9. Jan. 1751, der hier im Auszug zu geben: „Was die Reiseunkosten betrifft, so bin ich recht erschrocken über die Größe derselben, und wenn Ew. Hochwürden einen Jeden etwas von denselben zu bezahlen bestimmen wollten, hätten wir es gern thun wollen. Da aber Ew. Hochwürden uns alles schenken, so danken wir herzlich dafür und bitten Gott, daß er auch diese Unkosten der Mission auf andre Weise wieder ersetzen wolle. Was nun meine jetzigen Umstände betrifft, so befinde mich recht wohl mit meinen lieben Brüdern. Ich habe zwar einige Zeit kleine Anfälle von Krankheiten gehabt, daß ich auch einmal in vierzehn Tagen nicht aus dem Hause gehen können, weil die Füße voller Blutgeschwüre waren, hernach habe das Fieber eine kurze Zeit gehabt. Gott aber hat mich nur einen Augenblick geprüft. O daß nur alles unlautere Wesen und alles andre, was ihm noch an mir mißfällt, möchte gänzlich abgeschmolzen sein. Nun ihm ergebe ich mich ganz, er wolle mich doch in diesem Lande etwas zu seiner Ehre wirken lassen. Er wirds auch thun, denn er hat verheißen, daß wer sich zu ihm halten würde, zu dem wolle er sich wieder halten. Nun zu ihm will ich mich gerne halten, er soll mein Gott sein. In der Zeit, da wir nun hier sind, hat der Herr seine Gnade so zu uns gewandt, daß wir es mit Freuden haben merken können. Besonders hat uns Gott reichlich gesegnet bei Erlernung der Sprache. Ich und der liebe Herr Hüttemann haben uns mit Fleiß aufs Tamulische gelegt. O der Herr sei demüthig gelobt für den Anfang. Eben-Ezer auch bis hieher hat der Herr geholfen."

Wir kennen schon diesen Denkstein Eben-Ezer in Schwartzens Leben als eine wichtige Periode abgränzend. Ein großer Schritt war äußerlich vorwärts gethan, er hatte sich körperlich und geistig acclimatisirt. Hört man dazu die begeisterte Aussprache der ältern Collegen, namentlich Kleins, so muß Schwartz mit seinen einstigen Reisegenossen in dieser Periode auch innerlich sehr gefördert sein. Klein erzählt uns dabei gelegentlich noch von einer neuen Weise zur Aneiferung in Erfüllung des eigentlichen Missionsberufes: „Alles Ding währt seine Zeit, allein Gottes Liebe in Ewigkeit. Sonderlich hat mir Gott durch die Ankunft der drei neuen lieben Brüder viel Gutes erzeiget, denn sie sind

mir bisher immer in der Nähe gewesen und der werthe Herr Hüttemann so gar in meinem Hause selbst. Durch ihren erweckten Geist und herzlichen Umgang, auch ganzen Wandel, Emsigkeit, Eifer, Treue und Unverdrossenheit bin ich öfter beschämt, gebeugt und aus meiner Trägheit aufgeweckt, für welches alles ich den Namen des Herrn nicht genugsam preisen kann; ich hoffe auch, daß sich der Segen hiervon noch weiter ausbreiten wird. Besonders wenn ich gedacht, mit welcher Inbrunst sie der Herr zu uns gebracht, ach so weiß ich nicht, was ich vor Scham denken und sagen soll. Nun es soll und muß ja eine Kohle durch die andre angezündet werden. Also habe ich das Vertrauen zu Gott durch Christum, daß ich zukünftig recht aus der Fülle meines Herzens und in dem seligsten Genuß aller der göttlichen Wahrheiten, wovon ich rede, predige, katechisire, unter die Heiden ausgehen und mit ihnen mich unterreden werde. Dieses ist es auch allein, was ich vor Gott wünsche und im Namen Jesu Christi mir zuversichtlich erbitte. Wir haben zu dem Ende (nämlich ich und die drei neuen lieben Brüder) im vorigen Jahre des Abends ein und andere Stunde dazu ausgesetzt gehabt, die Briefe, welche von Anfang der Mission aus Kopenhagen, Halle und London an die ehemaligen Missionarien geschrieben worden, zu unserer Aufmunterung durchzulesen: welches auch der Herr nicht ungesegnet gelassen, und so haben wir uns denn unter einander erwecket zum öfteren Ausgehen unter die Heiden. Ich gehe sehr gerne, wenn ich dazu kommen kann, des Morgens frühe aus, wie ich es auch bisher öfter gehabt habe, und zwar entweder allein oder mit einem der neuen Herren Missionarien."

Unter den neuen Herren ist von der Zeit an, da Klein schreibt, am 18. Jan. 1751 eigentlich nur noch Schwartz zu verstehen, da ja Poltzenhagen zur portugiesischen Gemeinde abgegeben und, wie schon erwähnt, Hüttemann mit Ende des Jahres nach Kudelur abgegangen war.

Es wird hier am Platz sein, diese höchst auffällige Versetzung Hüttemann's zu besprechen. Es galt in der Hallisch-dänischen Mission als unverbrüchliche Regel, daß die von Hause aus für englische Stationen bestimmten Missionare nicht in Kopenhagen, sondern in Wernigerode ordinirt und in London von der englischen Societät begrüßt wurden. Hüttemann bildet die einzige Ausnahme, in London sahen wir die Societät von den Missionaren keine Notiz nehmen, ja selbst die gedruckten englischen Berichte schweigen über Hüttemann's eigentlichen Bestim-

mungsort*), und in Kopenhagen wurde man durch den dritten Missionar, da nur zwei verlangt waren, recht eigentlich überrascht. Am 15. Juli 1749 richtete Francke an das Missionscollegium die Bitte, auch Hüttemann zu vociren und zu ordiniren, und vor Eintreffen einer Antwort wurde die Reise dahin schon angetreten. In einem Briefe an Bischof Hersleb vom 25. Juli 1749 erklärt sich Francke näher: „Der dritte, Herr Hüttemann, eigentlich für die englischen Missionen bestimmt, wird auch auf mein geziemendes Ansuchen von einem hochlöblichen Missionscollegium als dänischer Missionar vocirt werden, weil man die Absicht hat, daß derselbe mit nach Trankebar gesandt und daselbst in der Sprache und sonst zum Werke vollends zubereitet und hiernächst erstlich den englischen Missionaren auf ihr Ansuchen überlassen werden soll." In derselben Weise war ja auch Fabricius auf eine englische Station gekommen, und Schwartz ging später denselben Weg, aber es war doch nicht gleich von Anfang mit ihnen die Absicht gewesen, im Gegentheil, es ging nicht ohne Kämpfe ab. Man sieht, daß die Missionsleitung in jenen Jahren ganz in Francke's Händen lag, und er hatte wichtige Gründe so entscheidend durchzugreifen. In Madras war erst kürzlich ein heftiger confessioneller Kampf durchgefochten worden, indem Missionar Geister im halben Einverständnisse mit Missionar Kiernander in Kudelur den Katechismus der englischen Kirche einführen und so beide Gemeinden dieser Kirche incorporiren wollte. An Fabricius' entschiedenem Widerspruch, der Geister deshalb selbst die Tischgemeinschaft kündigte, war alles gescheitert. Geister war zuerst nach Kudelur und dann nach Batavia

*) Warum, läßt deutlich ein Brief erkennen, den Albinus in Ziegenhagen's Namen am 16. Mai a. St. 1749 nach Halle schrieb: „Was die Mission betrifft, so danken wir zuvörderst Gott herzlich, der schon ein Subject angewiesen und willig gemacht, sich daselbst zur Anrichtung und Pflanzung einer Heerde Christi brauchen zu lassen. Der wolle noch zur fernern Bemühung seinen Segen geben. Der liebe Herr Hofprediger sähe es auch sehr gern, wenn noch ein drittes Subject zum Besten der englischen Mission möchte gesandt werden, weil es die Noth erfordert. Er meint also, daß im Fall Gott ein Subject anweisen sollte, von welchem man Hoffnung hätte, daß es wohl einschlagen würde, solches auf die Art, wie der Herr Dr. Francke vorgeschlagen, im Namen Gottes angenommen werden möchte. Denn obgleich zu dieser Zeit bei der Societät wegen der Salarirung desselben noch nichts zu hoffen sei, man auch es nicht einmal wagen dürfe, deshalb Vorstellung zu thun, so würde Gott darin zu rechter Zeit auch Mittel und Wege zeigen. Es danket derselbe inzwischen für die viele Liebe und Sorge, so Herr Dr. Francke der englischen Mission halber haben und übernehmen. Der Herr wolle auch darin ein reicher Vergelter sein."

gegangen. Aber damit war die Sache noch nicht erledigt, in London mußte sein Abgang doch Aufsehen erregen, auch war noch Geister's Wiederkommen zu befürchten. Ob Francke etwa durch seine holländischen Correspondenten schon von dem Mißlingen des Geister'schen Planes in Batavia sich eine Stellung zu suchen, unterrichtet gewesen, oder ob sein vorsichtiger Scharfblick dies vorausgesehen, sei dahingestellt. Genug am 8. März 1749 schrieb Geister von Batavia an Kiernander: „Da es nun nicht scheint, daß Batavia lange mein Wohnplatz wird bleiben können, sowohl wegen des nöthigen Unterhalts als auch wegen der Gesundheit, so haben sich meinem Gemüth zwei äußerliche Veränderungen vorgestellt, nämlich wieder zurück nach der Mission oder nach Europa zu gehen. Sollte die Societät die Mission können und wollen fortführen und begehren, daß ich ihr weiter sollte dienen (unter Bedingung, daß die elenden, heimlichen und zänkischen Umstände wegfielen), so bin ich zufrieden, es wieder auf mich zu nehmen und könnte ich dann, wills Gott, in drei Monaten vielleicht wieder auf Coromandel sein. Durch Gottes Segen ist Batavia mir gewesen ein Platz von mancherlei Schwierigkeit, aber auch ein Platz von vieler Ruhe und Stille, so daß ich Zeit gehabt habe, mich wegen der vorigen sehr bekümmerten Jahre zu besinnen, Gott wird weiter helfen. Es kann sein, daß die Tage des Leidens ein Ende haben." Den Hintergedanken bei Abfassung dieses Briefes läßt ein zweites Schreiben an Kiernander vom 23. März 1749 erkennen:

„Auf einen weitläuftigen und ungewissen Verspruch wollte ich die Reise [nach Coromandel] nicht gern unternehmen. Geht es dann auch nicht vor sich, so soll dieser Vorschlag mir vor Menschen zur Defension dienen, daß da ich durch nichts anderes, als die elenden Kriegsumstände von Coromandel bin weggetrieben worden, ich mich der ersten Gelegenheit bedient habe, wieder dahin kommen zu können." Kurz darnach schiffte er sich nach Europa ein, vom Kap aus schrieb er noch einen den Missionaren feindlichen Brief an die Societät, ohne aber Eingang zu finden, wie Francke schon am 21. Oct. 1750 nach Indien melden kann. Er starb an einer Krankheit, bevor das Schiff in Amsterdam landete, und in diesem Todesfall erkannte man deutlich eine besondere Hand Gottes. Und gesetzt diese Geister'sche Angelegenheit hätte nicht gleichzeitig in der Luft geschwebt, so konnte der überaus klägliche Zustand der englischen Societät, den Hofprediger Ziegenhagen noch am 13. Febr. 1760 tief beklagt*), und ihr fast auf

*) In einem Briefe an Kiernander: „Noch muß ich auch gedenken, im

den Gefrierpunkt gesunkenes Missionsinteresse Francke's praktische und an und für sich sachgemäße Entschließung motiviren. So viel über Hüttemann's Versetzung, über dessen Person nur noch zur Abwehr entgegenstehender Behauptungen (Ev. luth. Missionsbl. 1869 p. 299) bemerkt werden soll, daß er in seinen ersten Jahren ein treuer Missionar und völliger Gesinnungsgenosse von Schwartz war, der viel auf seines Hüttemann's Ansichten gab und ihn bei seinen innersten Seelenzuständen befragte, wie er dann auch schließlich nach seines Schwiegersohns Gericke Zeugniß in vollem Glauben sehr erbaulich verstorben ist.

Hüttemann's Einfluß auf Schwartz zeigt sich besonders in der Frage vom Ausgehen unter die Heiden, einer Lebensfrage für die Mission. Bis zum Jahre 1751 war das Tanjoursche Gebiet den Missionaren gänzlich verschlossen, sie konnten die zahlreichen Landgemeinden niemals persönlich besuchen. Auch jenes Ausziehen zur directen Heidenpredigt, von dem oben Klein redete, blieb auf die engen Gränzen des Compagniegebiets eingeschränkt. Seitdem aber Engländer und Franzosen sich in die Kriegshändel jenes Fürsten mit seinen Nachbarn mischten, waren auch europäische Truppen feindlich oder freundlich nach Tanjour gekommen, und die Missionare machten sich diese Veränderung bald zu Nutz. Schwartz war der eifrigste; Wiedebrock bezeugt, er laufe Meilen weit zu Fuß, so daß er selber bei seinen geschwächten Kräften nicht mit könne. Wenn im Tagebuch steht, daß einer oder zwei der Missionare auf Heidenpredigt ausgezogen seien, so können wir getrost Schwartzens Namen suppliren. Am 26. Oct. 1751 bittet er Francke um Erlaubniß, ihm eine Frage zur Entscheidung vorlegen zu dürfen: „Meine Frage betrifft das Ausgehen unter Heiden nicht nur auf den Compagniedörfern, welches ohne Hinderung geschieht, sondern auch weiter im Lande. Herr

---

Fall der Secretarius von der Societät Herr Broughton in seinem jetzigen Schreiben an Sie sich nicht völlig ratione der Meinung oder Gutfinden und Approbation der Societät betreffend die neue Bengalische Anstalt ausdrücken sollte: so bitte sich nicht darüber zu sehr zu verwundern, noch viel weniger Anstoß daran zu nehmen, weil leider! der Zustand der Societät und die Gesinnung mancher Glieder derselben nicht so ist, wie man wünschen möchte, sondern fast etwas verworren. Der gnädige Gott wird helfen, daß es besser darin werde. Sed haec sub rosa.«

Hüttemann hat mich auf den ersten Gedanken davon gebracht. Er meinte nämlich, daß da 1) unsere Gemeinde im Lande sei, die unserer Besorgung wohl bedürfe 2) man den Katecheten nicht in allem trauen könne 3) die Katecheten und Landprediger auch wohl gedenken: wir trieben sie nur ins Land, wir sollten es auch selbst thun. Dies ist wohl nicht ein bloßer Verdacht 4) die Gefahr auch jetzt nicht so sehr groß sei, als sie zu des sel. Herrn Ziegenbalg's Zeiten gewesen: so wären wir Missionarien verbunden, auch bei Gefahr ins Land zu gehen und die Gemeinde theils selbst zu besorgen, theils in Absicht der Katecheten gute Aufsicht zu haben, anbei auch das Evangelium den Heiden zu verkündigen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Gedanken, den mir der liebe Herr Hüttemann nur in privat entdeckte, nicht habe los werden können. Von den Katecheten ists gewiß, daß man sich nicht auf sie verlassen kann. Denn wenn öfters eine Sache herauskommt, so muß man, wo man weiter untersucht, über manches Untreue erschrecken. Dem könnte aber vielleicht dadurch abgeholfen werden. Indessen habe ich keine Gewißheit. Wenn man in Lebensgefahr käme, könnte einem leicht einfallen, man sei Gott vorgelaufen. Dabei mir aber auch eingefallen, daß Gott in dieser Absicht einen solchen Fehl, der aus guter Absicht geschehen, gnädig vergeben würde. Wenn ich auf der andern Seite bedenke, wie manche Seele vielleicht könnte gerettet werden, so will mir das fast wichtiger vorkommen als die Gefahr. Hierüber wünsche ich wohl eine ausführliche Antwort, damit mein armes Herz nicht in Ungewißheit bliebe, gleichwie auch Gott demüthig anrufen werde, daß er mir seinen Willen immer mehr zu erkennen und Kraft, denselben zu vollbringen, geben wolle. Meine Brüder sind von diesem Zweifel auch nicht ganz frei. — Heute trete ich durch die Erbarmung Gottes in das 26. Jahr meines natürlichen Alters. Gott sei demüthig gelobt für alles Heben, Schonen, Erbarmen und wunderbare Führung. Ach daß ich doch ein rechter munterer Jüngling in Christo sein möchte, der den Bösewicht überwinden und Gottes Wort dazu als ein Schwert muthig brauchen würde. Herr Jesu, hilf im Christenthum und im Amte. Amen."

Die große Zahl der Taufcandidaten gerade im Jahre 1751 und 1752, deren Vorbereitung den Missionaren viele Zeit kostete — auch Schwartz hatte in beiden Jahren fünf Präparationen, und jede Präparation beanspruchte sechs Wochen hindurch täglich Morgens und Abends fast zwei Stunden — nahm der Frage etwas ihren brennenden Charakter, so weit es beim Ausgehen auf Gewinnung der Heiden abgesehen war. Was aber die Pflege der gesammelten Christen an-

langt, so wurde sie gerade durch diesen Zuwachs eine noch brennendere, doch man fand auch alsbald die glücklichste Lösung, indem die bedeutendsten Landkreise der speciellen Pflege des eifrigen Schwartz übergeben wurden. So konnte die Theorie sich durch die Praxis fester gründen und corrigiren. Francke meinte, es komme Knechten Gottes nicht zu, mit Gewalt in Länder einzudringen, deren Obrigkeit ihnen das Betreten untersage. So habe Aquila auf des Kaisers Befehl Rom verlassen, und Christus habe seinen Jüngern befohlen, wenn sie in einer Stadt verfolgt würden, in eine andere zu fliehen. Ohne näheren und ausdrücklichen Beruf habe man sich in eine deutlich vorausgesehene Gefahr nicht hineinzustürzen. Francke sah recht, die offene Thür ins Tanjoursche Land wurde noch nicht gegeben, obwohl Wiedebrock im Juli 1753 Erlaubniß erhielt und sie benutzte, mit einem dänischen Abgesandten in die königliche Residenz selber zu reisen. Bald wurde das Land durch die Einfälle der Mahratten unsicherer, die Stimmung gegen die Europäer feindlicher denn jemals, ja in der Hauptstadt erhob sich eine förmliche Christenverfolgung, welche zwar eigentlich gegen die Katholiken gemeint war, aber doch auch die Evangelischen in Mitleidenschaft zog. Diese Thatsachen erklären die resignirte Stimmung, in der sich Schwartz am 12. Oct. 1754 über diese Materie gegen Francke ausspricht: „Die Hauptsache kommt wohl, wie Ew. Hochw. auch geschrieben haben, auf den Wink Gottes an, damit man nicht in Eigenliebe und Eigenwirken Gott zuvor laufe und sich stoße. Es gehört ein recht lauteres, seine Ohnmacht recht fühlendes und doch auf den Herrn vertrauendes Herz dazu. Oft will man laufen, wo kein Wink Gottes ist. Oft ist ein Wink da, und dann hat man weder Lust noch Kraft, daß es vieles Kampfs und Nöthigens bedarf, ehe man sich reget. So ein armes taumelndes Wesen fühle ich Elender öfters, welches mich beschämt, doch aber zu Dem hintreibt, der da Licht und Weisheit, Gnade und Kraft reichlich darreichen kann und will."

In dieser Gesinnung wartete er nun geduldig des Winkes des Herrn, und der Herr wußte seine Zeit, inzwischen treu und gewissenhaft das Kleine ausfüllend, über welches ihn die göttliche Gnade gesetzt. Und in diesem engen Kreise auf dem Gebiet der Seelsorge gab es gar viel zu wirken, weil zu desideriren. Wie die meisten jungen Missionare hatte auch Schwartz viel zu hoch gespannte Erwartungen über die christliche Reife und Erkenntniß der Gemeindeglieder mitgebracht: „Gott sucht meiner Seele auch wohlzuthun, wiewohl manche Noth in meinem armen Herzen oft erfahren, dazu nun dies wichtige

Amt, worin ich getreten, und wozu ich mich von ganzem Herzen höchst ungeschickt erkenne, nicht wenig beiträgt. Ich stellte mir in Halle die äußern Umstände zu hart und den Zustand der Gemeinde zu gut vor und habe in Beidem geirrt. Doch Gott wird helfen. Ich denke öfters, wenn ich die Noth der Gemeinde erwäge, an den Gegensatz, der von Paulo bei der leiblichen Noth gemacht wird und applicire ihn so: Aber Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter uns reichlich sei." Besonders niederdrückende Erfahrungen hatten die Missionare in jener Zeit an ihren eingebornen Gehülfen zu machen. Gleich die erste Weihnachtsfreude wurde den neuen Missionaren vergällt. Der Schullehrer Muttiappen, welcher als Unterkatechet bei der Bethlehemskirche wohnte, regelmäßig in der Kirche zu katechisiren und die Christen verschiedener Dörfer zu beaufsichtigen hatte, verschwand plötzlich in der Nacht mit seiner ganzen Familie, viele Leute um ihr Geld und werthvolles Geschmeide betrügend. Kurz darauf wurde offenbar, daß Muttu-Schawri, Gehülfe in Cuttannullur Antheil am Sclavenhandel genommen und selbst von der heidnischen Obrigkeit seines Orts dafür bestraft war. Er wurde selbstverständlich verabschiedet. Und diese Vorkommnisse waren keine vereinzelten, selbst die beiden Landprediger und der Katechet Rajanaiken gaben zu mancherlei Ausstellungen Veranlassung. Dem erst 1743 ordinirten Landprediger Ambrosius in Tilleiali wird von Klein das Zeugniß ertheilt, daß sein Gemüth und Aufführung noch ziemlich seien, er lasse sich sagen und nehme Vorstellungen an, bedürfe aber immer des Antreibens und Erweckens. Jedoch Landprediger Diogo in Poreiar, der schon 1734 mit dem ersten eingebornen Prediger Aaron auf der Wahl stand und 1741 ordinirt wurde, auch anfänglich sehr fein lief, scheine sehr von der alten Kraft heruntergekommen zu sein und wolle sich auch öfter nicht sagen und bedeuten lassen: „Er ist freilich durch seine Kinder und Schwiegerkinder, die ihm manche Noth machen mit ihren Diebereien u. s. w., als sein Sohn Thomas*) und sein Schwiegersohn David und Curapadam in viel Herzeleid gekommen, jedoch ist gar kein rechter Trieb und Eifer sich der ihm anvertrauten Seelen anzunehmen, und haben wir große Mühe ihn zu seinen Reisen ins Land, auf die Weise als es billig ist, nämlich fein lange und weit, zu persuadiren. Wir wissen zuweilen gar nicht, was er thut, indem er mehrentheils zu Hause ist.

*) Er war Schullehrer und hatte von dem Reis gestohlen, den ein Heide in seiner Kammer aufgeschüttet hatte. Er wurde gleichfalls entlassen, und sein Vater Diogo mußte viel Geld für ihn zahlen.

Es ist ihm mit Liebe und Ernst oft Vorstellung geschehen, es scheint aber nicht den gehofften Nutzen zu haben." Endlich Rajanaiken, den durch das Lesen der h. Schrift der evangelischen Kirche gewonnenen ehemaligen katholischen Unterofficier zu Tanjour, das Gottgesegnete Werkzeug, durch dessen Dienst seit 1728 so viele Hunderte der evangelischen Wahrheit gewonnen waren, der so viele Verfolgungen um seines Glaubens willen muthig und freudig ertragen hatte, „von ganz besonderen Gaben und ausnehmender Erkenntniß": er übernimmt sich zuweilen im Trunk und läßt in seiner Haushaltung zu viel darauf gehen und versetzt dadurch die Missionare „in unbeschreibliche Bekümmerniß". Dazu kam bald eine andere Noth. Der König von Tanjour übertrug Rajanaiken die Aufsicht über die Todtenverbrenner, also die Inspection über Leute, welche amtlich heidnische Ceremonieen verrichten müssen. Vergebens waren schriftliche Vorstellungen, vergebens Wiedebrock's mündliche Ermahnungen in Tanjour selbst, er muß trauernd melden: „Auch sein Gemüth leidet bei diesem Amt, so mit vieler Distraction verknüpft ist, großen Schaden. Der Herr wolle ihn aus dieser schweren Versuchung erretten, sonst könnten wir leicht an ihm einen geschickten Mann verlieren." Im Anfang 1754 nahm man ihn auf Francke's Vorschlag auf einige Zeit nach Trankebar, aber er ließ sich nicht lange halten und übernahm in Tanjour wieder das anstößige Amt. Darauf thaten die Missionare im Herbst jenes Jahres einen weiteren Schritt. Da ihn jenes Geschäft sehr an Ausrichtung seines Katechetenamtes hinderte, wurde zur Aufsicht über die Dörfer um Tanjour ein Supernumerar-Gehülfe dahin entsandt, und zu dessen Besoldung Rajanaikens Gehalt um monatlich zwei Thaler verkürzt. Dies wirkte. Er legte Anfangs November das Amt über die Todtenverbrenner nieder und erhielt gleich wieder die volle Löhnung, auch kam er Anfang 1755 auf einige Wochen nach Trankebar. „Sein armes Gemüth war in großer Verwirrung. Es ist auf alle Weise an ihm gearbeitet worden; er giebt auch manches vor, wie er seine Sünde (den noch gefährlichern Strick der Trunkenheit) erkenne und bereue. Gott erbarme sich seiner und gebe ihm wahre Buße zum Leben, sonst ist's mit ihm verloren." Es ist eine erschütternde Nachricht, aus einem Briefe Klein's vom 16. Oct. 1758 zu erkennen, daß alles Arbeiten vergeblich war. Klein hatte den Muth wegen der Zustände in der Gemeinde so gänzlich verloren, daß er oft dachte, seine Entlassung zu nehmen. Sein Register von Untreue der Gehilfen schließt ab: „Rajanaiken steckt noch in großen Schulden und leider sind die meisten, wie man hört, vom Saufen.

Er kann es nicht lassen. Wenn er hier ist, wie er sich denn vom März bis Mai hier aufgehalten, so nimmt er sich ziemlich in Acht, doch kann er es nicht ganz lassen. Gott wolle ihn doch bekehren. Wir setzen ihm deswegen oft zu, allein er kommt bald darüber weg. Es ist kein Gefühl, Ueberzeugung und Abscheu bei ihm zu merken. Dies ist es, was wir noch schließlich hinzu thun wollten. O, wollte Gott, daß dies mein letzter Brief wäre und mich mein Erbarmer balde, ach ja fein balde, aus dieser sünden- und jammervollen Welt ausspannen und selig vollenden möchte". Von der Beschaffenheit der Häupter muß ja leider auf die ganze Gemeinde zurückgeschlossen werden. Die gemeinsamen Briefe, z. B. einer vom 27. August 1753, sprechen auch die Klagen unumwunden aus: „Der innerliche Zustand unserer Gemeinden ist nur sehr schlecht und preßt uns manchen Seufzer aus, daß wir fast gar keine reelle Frucht unserer Arbeit sehen. Wir beugen und schämen uns vor dem Herrn herzlich, wollen aber den Muth nicht gänzlich wegwerfen; sondern uns vielmehr zum Glauben an den Allmächtigen erwecken, der da machen kann, daß allerlei Gnade auch unter uns und unsern Schafen und Lämmern reichlich sei. Der Herr, der in Europa hin und wieder solch herrliche Erweckungen anrichtet, kann und wird ja auch hier ein Feuer anzünden und die todten Gebeine beleben." Mit diesem Glaubenswort sei denn auch hier diese traurige Schilderung abgebrochen, und wie seiner Zeit die Missionsleiter in Halle und Kopenhagen sich von solchen traurigen Botschaften nicht niederschlagen ließen, vielmehr alles aufboten, ihre bekümmerten Sendboten zu trösten und zu ermuthigen, so dürfen noch viel weniger jetzt die Missionsfreunde über solche Enthüllungen erschrecken, und beträfen sie einen so allgemeinen Liebling wie Rajanaiken. Ohne die Kenntniß dieses dunkeln Hintergrundes würde das eigentliche Verständniß für die wichtigen inneren Vorgänge bei Schwartz fehlen, deren ausführliche Darlegung unsere nächste Aufgabe bildet.

Schwartz eignete sich anfänglich unter diesen betrübten Umständen die eigenthümlich pietistische Abneigung vor der Privatbeichte an und wollte Versagung des Abendmahls angewandt wissen. Doch war er bedächtig genug, nicht eigenmächtig vorzugehen, und fragte am 23. Oct. 1752 erst um Prof. Francke's Rath an: „Es ist mir nichts schwerer als Beichtsitzen und die Austheilung des h. Abendmahls. Es ist Ew. Hochw. bekannt, daß wir hier in dieser Sache mehr Freiheit haben, als andere Knechte Gottes in Europa, denen in vielen Stücken die Hände ziemlich gebunden sind. Wir haben durch Gottes Gnade zwar mehr Freiheit hierin. Unterdessen bekenne ich gern, daß es mir

an Weisheit fehlt, der Freiheit mich recht zu bedienen. Es sind viele, die zum Abendmahl gehen, die zwar Besserung zusagen, unterdessen kann man aus ihrem Verhalten, wenn man es mit Gottes Wort zusammenhält, fast mit Gewißheit erkennen, daß sie nur aus Gewohnheit hingehen und daher nicht den rechten Segen davon haben können. Was man mit offenbar Gottlosen, Säufern, Spielern, Hurern u. s. w. thun soll, weiß ich einigermaßen; was man aber mit den Christen, deren Christenthum nach Gottes Wort für nichts zu halten, an denen man keine Lust zu Gottes Wort bemerkt, daher auch öfters die Gelegenheiten dazu versäumen, die manchmal in Zanken leben, ihre Kinder zu keinem Guten anhalten, sie nicht zur Schule schicken wollen oder andere Kennzeichen von sich geben, woraus man erkennen kann, daß es ihnen kein Ernst ist in Schaffung ihrer Seligkeit, die zwar gute Versprechungen geben, sie aber nicht halten, kurz was man mit solchen Leuten, von denen man vermuthlich und sehr wahrscheinlich erkennen kann, daß sie es unwürdig empfahen werden, thun soll? Ob man sie abweisen solle, bis man eine merkliche Aenderung sähe, oder ob man ihnen zureden und sich von ihnen nur immer gute Versprechungen solle geben lassen und dabei glauben, Gott könne sie auch wohl einmal durch den Genuß des h. Abendmahls erwecken? Was ich in des sel. Dr. Speners Bedenken gelesen, bezieht sich mehr auf die calamitosen Umstände in Europa, da den meisten Predigern die Hände sehr gebunden sind, dabei der sel. Mann erinnert, daß es bei guter Kirchenzucht allerdings anders sein sollte. Wollten Ew. Hochw. mir darauf einige Antwort schicken, ich würde es mit Dank erkennen."

Wie die Antwort auf diesen Brief ausgefallen, ist leicht zu denken. Der Kirche steht nicht zu, über das Verborgene des Herzens zu richten. Gute Vorsätze wurden oft in allem Ernst gefaßt, und nachher fehlte doch die Kraft der Ausführung. Pflicht des Beichtvaters sei es, Rückfälligen desto beweglicher und nachdrücklicher zuzureden; höchstens dürfe er etliche Wochen zurückzubleiben rathen. Zweck der Kirchenzucht ist Besserung der ganzen Gemeinde und der einzelnen Glieder, daher die Leute nicht gänzlich abzuhalten, damit man Gelegenheit behält, an ihnen zu arbeiten. Durch die heilige Handlung selbst und durch die vorausgehende Bereitung mit dem Worte kann die Gnade Gottes einem Herzen näher treten, daher es doch besser ist, daß die Leute immer noch aus Gewohnheit hinzugehen, als wenn sie aus Verachtung und Verstockung ganz davon bleiben, ob es ihnen gleich, so sie der Gnade Gottes nicht Raum geben, nichts hilft, ja zu

ihrer mehrerern Verantwortung und Gericht gereicht, so aber nicht auf den Lehrer, der das Seinige treulich gethan, sondern auf die Leute selbst fällt.

Eine Aeußerung, wie Schwartz diese Entscheidung aufgenommen, ist nicht erhalten, man müßte denn eine Aussprache im gedruckten Diarium von 1757 (Hall. Nachr. VIII, 455) dafür nehmen *). Es hatten sich auf Weihnachten gegen 300 Communicanten gemeldet, das Beichten währte fünf Stunden und war den Missionaren die angenehmste und erquicklichste Arbeit, weil sie mit ihren Beichtkindern nach Herzenslust reden und umgehen und an dem herzlich einfältigen Gebet Vieler sich erquicken konnten. Unzweifelhaft ist dies auch aus Schwartzens Herzen mitgeschrieben, dafür bürgt uns seine ganze spätere Amtsführung. So liebreich, freundlich, mit so unermüdlicher Geduld, so gänzlich frei von allem gesetzlichen Treiben ist wohl kaum ein anderer seiner Collegen den verlorenen Söhnen nachgegangen. Ueber kein Wort der h. Schrift hat er so oft Ansprachen gehalten, wie über das Gleichniß vom verlorenen Sohn, die Rechtfertigung durch den Glauben allein aus Gnaden bildet so sehr die Grundlage und den Schlüssel zu seiner ganzen missionarischen und gemeindlichen Thätigkeit, daß er zu dieser festen unerschütterlichen Stellung nicht aus theologischen Rathschlägen, nicht durch Studium, auch nicht allein

---

*) Die Beichtpraxis der Missionare läßt sich deutlich aus einem Briefe Kohlhoff's vom 4. Januar 1751 erkennen: „Ach, wenn die gar zu große Armuth die armen Leute nicht so unterdrückte, würden sich gewiß mehr Regungen und Wirkungen Gottes zeigen. Inzwischen muß man öfters erstaunen über diesen und jenen, von welchem man es nicht vermuthet hätte, daß er einen so schönen Schatz in seinem Herzen hat. Das ist uns, wie sonst, also auch noch in diesen Tagen im Beichtstuhl offenbar worden, daher wir den Beichtstuhl recht hoch schätzen. Wir gehen oft recht gestärkt und gelabet aus dem Beichtstuhl nach Hause, wiewohl wir gemeiniglich 2, 3 bis 4 Stunden darin aushalten müssen. Da der liebe Bruder Klein den 24. December in Neu-Jerusalem Beichte saß, traf es sich, daß eine Christin unter ihrem Gebet, so sie aus dem Herzen that, an zu weinen fing, hierdurch wurden die übrigen sechs Personen, so mit im Beichtstuhl waren, so erweckt, daß sie alle bitterlich weinten. Ich hatte an eben diesem Tage draußen in Bethlehem einige, welche so herzlich und kindlich beteten, daß es mich in der Seele afficirte, und der liebe Bruder Wiedebrock hatte am folgenden Tage, da er in Alt-Jerusalemskirche Beichte saß, gleiche Exempel. Der liebe Bruder Zeglin sucht das Verlorene mit großem Fleiß auf. Die neuen Brüder, welche nun schon einige Mal gepredigt haben, sind recht begierig ihr Talent anzuwenden."

durch amtliche Erfahrungen, sondern vor allem durch eigene innerste Seelennoth und selbsterfahrene Gnade gekommen sein kann. So lehrt uns die Geschichte eines Augustin, eines Luther. Der Wunsch zu erfahren, wie es komme, daß an Schwartz nicht der geringste Zug von einer Zurückstellung der Rechtfertigung hinter die Heiligung zu erkennen, welches doch der pietistischen Schule gewöhnlich vorgeworfen wird, war die erste Veranlassung zu diesen genauen Nachforschungen über sein Leben. Die rückhaltlose Veröffentlichung des Resultats wird bei allen erfahrenen Christen dem gepriesenen Missionare nichts von seiner wahren Ehre vor Gott rauben.

In derselben Zeit, wo Schwartz durch strengere Kirchenzucht auf eine größere Heiligkeit des Wandels der Gemeindeglieder hinwirken wollte, fing er auch an, den allerstrengsten Maßstab an sein eigenes gegenwärtiges und vergangenes Leben zu legen. In eben jenem Briefe, der die Bedenken über die Beichte offenbarte, findet sich auch nach seiner Berufung zum Missionsdienst das erste Zeichen, daß er aufs neue von Gewissensnoth über seine Vergangenheit ergriffen ist und sie ängstlich durchforscht. O wenn ich bedenke, was Gott an mir gethan in Christo Jesu, wie er mich von Jugend auf zu sich zu ziehen gesucht, wie er mich auf der Schule und Akademie bei meinem argen und verfluchten Betragen geschonet, immer aufs neue erweckt, ob ich ihn gleich tausend und abermal tausendmal, so zu sagen, getäuscht, wie er mich, da ich kaum den geringsten Anfang der Umkehr gemacht, zu seinem Boten erwählet, mich auf der See gnädig bewahret, ohne mein Verdienst und Würdigkeit, wie er hier in Indien bei meinen täglichen Gebrechen mich nicht aus seinem Hause und Amte verstoßen, sondern als ein treuer Weingärtner mich bearbeitet und zu reinigen gesucht, so gedenke ich mit demüthiger Zueignung an das Wort Petri: die Geduld unseres Herrn achtet für eure Seligkeit. Unendliche Geduld, Erbarmen, Verschonen, Heben und Tragen hat Gott an mir verderbten und fluchwürdigen Menschen bewiesen. Ihm sei Ehre, Ruhm und Anbetung bis in die Ewigkeit. Mein theurer Heiland hat sich in diesem Jahr (1752) sonderlich darin sehr geschäftig an mir bewiesen, daß er mich von meinem gräulichen eigenliebischen und eigenwilligen Wesen zu reinigen gesucht, zu dem Ende hat er mir mein Elend öfters nachdrücklich zu erkennen und zu fühlen gegeben, dabei mir wohl einfiel: hättest du dein böses Herz vorher so erkannt, du hättest unmöglich den wichtigen Ruf nach Indien annehmen können. Ob nun zwar bei Annehmung des Berufs viel Leichtsinniges vorgegangen, so glaube ich doch, daß es nicht ganz

ohne meines gnädigen Heilandes specielle Providenz geschehen. Er hat mir auch mein Elend nicht deswegen entdecket, daß ich nun von dem Amte entfernt zu sein wünschen soll, sondern vielmehr, daß ich meine vorige Versäumniß wehmüthig und mit Scham erkennen und noch die Gnade und Kraft dazu aus seiner Fülle annehmen und mich also noch recht brauchbar zu diesem wichtigen Amt machen lassen solle. Ew. Hochw. wollen mir hierzu viel Gnade erbitten helfen, daß die allgütigste Absicht meines Schmelzers an mir nach seinem Herzen und Wohlgefallen erreicht werde. Seine Güte und Barmherzigkeit hat auch in diesem Jahr mich fast täglich erweckt, in dem mir anbefohlenen Amt an Heiden und Christen wacker und munter zu sein, so daß ich meinem gütigen Immanuel zum Preise nachrühmen kann, daß er mir die Beschwerlichkeiten des Leibes, die damit verknüpft sind, versüßet, so daß dieselben nicht sehr empfunden. Nun erkenne von Tag zu Tag immer mehr, wie untüchtig und höchst ungeschickt ich bin zu diesem Amte. O wie bedauere ich öfters in der Stille, daß so viele edle Zeit auf der Schule und Akademie zu Lappalien und unnützen Dingen angewendet, davon nun keinen Nutzen habe. Zu diesem Amte wird nicht eine große menschliche Gelehrsamkeit, sondern Weisheit und Gnade von oben, ein recht lebendiger Glaube an Jesum und an die väterliche Providenz Gottes, eine willige Verläugnung alles dessen, was an der treuen Ausrichtung dieses Amtes auf irgend eine Art hinderlich ist. Diese wichtigen Stücke erlangt man nur, wenn man sich dem Geiste Jesu völlig hingiebt, nicht aber, wenn man auf Allotria verpicht ist. Nun Gott sei gelobt, der mir meine Augen noch jetzt geöffnet. Er wolle und wird sich meiner erbarmen und mir die so nöthigen Gaben seines Geistes nicht versagen."

Die Schlußbetrachtungen lassen ahnen, daß diese innern Kämpfe noch lange nicht durchgekämpft sind. Im Kreislauf ist er wieder zu dem im Anfang seiner Bekehrung gehegten Irrthum zurück verschlagen, hauptsächlich die gelehrten Beschäftigungen dafür verantwortlich zu machen, daß die Geistesgaben in ihm nicht zur Herrschaft gekommen, der göttliche Friede noch nicht in seine Brust eingekehrt ist. Im tiefsten Grunde sieht er doch eigentlich außer sich, nicht in sich die größten Hindernisse des Seelenfriedens. Auf dieser abschüssigen Bahn geht es nun noch weiter. Besondere Gewissensbisse macht er sich über die Zeit, da er in Küstrin Mitglied des in seiner Einrichtung schon geschilderten Sängerchors war. Der erste Brief, welcher diese durch eine ganze Reihe von Jahren sich hinziehende Correspondenz eröffnet, datirt vom 28. August 1753:

„Was mein armes Herz und den Zustand meiner Seele betrifft, so will ich kürzlich eine Sache berühren, welche mir, seit zwei Jahren sonderlich, viele Unruhe gemacht hat, daher sie nicht wohl länger bei mir behalten mögen. Ich hatte mich in meiner sehr leichtsinnig zugebrachten Jugend mit der Sünde der Ungerechtigkeit versündigt, da ich noch in Küstrin im Chor ging. Weil mir nun dieses gar bald Noth machte, sonderlich da ich mich zu Gott wenden wollte, so suchte ich es durch einen dritten zu erstatten und bat, Gott wolle es um Jesu willen vergeben, und so hörte die Unruhe dieserwegen auf, daß ich auf der Seereise keine Noth deshalb verspürte. Nachher als ich schon in Trankebar war, fiel es mir gar plötzlich auf's Herz, daß ich das Geld wiedererstattet hatte, da schon einige von dem Ort abgegangen, und daß also nicht alle, so ich dadurch um das Ihre gebracht, daran participirt hätten. Wie sehr mich der Punkt genaget, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich fiel dann darauf, ich wollte es dem Herrn Consistorialrath Beier schreiben und ihn bitten, noch einmal so viel, als ich vorhin gegeben, an die auszutheilen, denen ich Unrecht gethan. Ich that dies auch, erfuhr aber in diesem Jahr mit nicht geringer Bestürzung, daß Herr Consistorialrath Beier gestorben, ehe er den Brief bekommen. Ich denke, mein Vater wird ihn wohl dem Herrn Inspector Campe gegeben haben. Von der Zeit an habe ich viel größere Unruhe ausgestanden. Denn es fiel mir ein, siehe du hast vorhin sonderlich Kegel gespielet und hast ohne Zweifel von diesem und jenem etwas gewonnen. Nun ist ja dies Geld nicht der Kinder eigenes, sondern ihrer Eltern Geld, das ist auch ein Diebstahl. Ingleichen hieß es, du hast von manchem was geschenkt bekommen. Ein Kind kann ja aber nichts verschenken. Als ich nun sonderlich auf meine Arbeit im Waisenhause kam, da dachte ich, ich habe so viel Gutes genossen und gleichwohl habe ich die Arbeit untreu verrichtet, sowohl an den Kindern als auch auf dem Meierhofe, das ist ja alles ein Raub, ebenso ging's mir mit dem Seminar, so ich genoß und doch nicht treu abwartete. Was mir dies alles für große Unruhe gemacht, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich betete, konnte aber keine Zuversicht fassen. In meinem Amt hinderte es mich nicht wenig, denn ich hatte nun mehr Furcht, außer der Compagnie Grunde, wo etwa was zu befürchten war, zu gehen. Ach, dachte ich, möchte ich doch Ruhe für meine Seele finden! Ich sagte im Gebet zu Gott: Mein Gott, ist es dein Wille, so bin ich bereit es zu restituiren, zeige mir nur deinen Willen, daß ich nicht etwas thue, was dir mißfällig ist. Indessen ist die Unruhe bis jetzt nicht völlig gehoben.

Ich dachte zwar, alle die Personen werden es nicht einmal annehmen, wenn ich es ihnen auch geben wollte. Indessen fiel mir ein, das mag wohl nur ein Schlupfwinkel deines bösen Herzens sein. Hierbei bitte ich nun Ew. Hochwürden wollen die Gütigkeit haben und mir ausführlich schreiben, wie ich es hier machen soll, dabei ich bitte meiner nicht zu schonen. Wenn ich auch etwa des Herrn Dr. Knappens Meinung hierin erfahren könnte, sollte es mir lieb sein. Ich habe vorher manchmal gedacht, wie kommt doch das, daß du nicht recht betrübt bist wegen der Sünden der Jugend. Es mag aber wohl daher gekommen sein, daß ich nicht eine ernste Prüfung angestellt. Nun mein Gott wolle sich auch hierin meiner um Jesu willen erbarmen. — Ich hätte Ew. Hochw. gar gern mit dieser höchst betrübten Sache verschonet, weil ich aber befürchte, ich möchte in guter Meinung, wenn ich nach meinen Gedanken darin verführe, dem Werk Gottes Schaden zufügen, so habe ich diesen Weg lieber erwählen wollen."

In einer Nachschrift bittet er sich sodann Antwort über folgende specielle Fragen aus: „1) Ob ich nicht verbunden den Eltern, mit deren Kindern ich in meiner Jugend gespielt und denen ich, wie ich glaube, auch was abgewonnen, eine Nachricht davon zu geben und ihnen meine Willigkeit zur Restitution wenigstens zeigen müsse? 2) Ob ich nicht verbunden sei oder es doch wenigstens für's Gewissen rathsamer von dem Gelde, so ich aus dem Seminar genossen, wenigstens etwas zu restituiren, da ich dasselbe nicht treulich abgewartet, wie auch so dem Waisenhause. Wobei ich versichere, daß wenn Ew. Hochw. in beiden nach Dero Belieben was auszahleten und es auf meine Rechnung schrieben, es mir recht angenehm sein würde. 3) Ob man nicht solche Geschenke, sollten es auch nur Kleinigkeiten betreffen, so man von Kindern bekommt, so noch nichts verschenken können, den Eltern zu restituiren verbunden sei, so viel man sich dessen erinnern kann. 4) Ob ich nicht verbunden sei einem Professor, der mir schwerlich glauben können, daß ich es nicht hätte, für ein Collegium das Nöthige zu bezahlen, und daher es fast gar nicht oder doch sehr schwer gratis geben wollen, nunmehr da ich es geben könnte, noch das Honorar zuzustellen. Wenn Ew. Hochwürden die Frage bejaheten, bäte dem Herrn Professor Bode vier Thaler zuzuschicken."

Innerhalb der nächsten Monate wird dieselbe Sache noch in vier Briefen nach Halle berührt und behandelt. In Indien selbst entdeckte er sich Hüttemann, und Brief auf Brief ging nach Kudelur, wahrscheinlich hätte ihm der Gedanke, in Trankebar selbst einen Mitwisser zu haben, alle Freudigkeit in Haus und Amt vollends geraubt.

Hüttemann war es auch, der die Mittheilung nach Halle anrieth. Diese Correspondenz, durch welche sie sich einander zum rechtschaffenen Wesen in Christo, wie auch zur heilsamen Führung des Amts offenherzig und brüderlichst erweckten, wurde auch von Gott nicht ohne Segen gelassen; die dunkeln Schatten gänzlich zu vertreiben war Hüttemann nicht vermögend. Der, welcher einst so scharf auf das Ausgehen unter die Heiden gedrungen, zitterte, wenn nur die geringste Gefahr von ferne zu drohen schien, er möchte in seinen Sünden dahin gerafft werden. Die beständige Unruhe wirkte nicht nur auf das Gemüth, sondern auch auf das körperliche Befinden ungünstig ein. Ihn ergriff die größte Sehnsucht wieder in Europa zu sein, um völlig frei nach seinem Gewissen die Sache ordnen zu können. Wenn ihn die Träume der Nächte nach Europa versetzten, so zahlte er mit Freude und Wonne auch den letzten Heller zur Genugthuung aus. Im letzten dieser Briefe erscheint endlich ein Lichtblick, er hat manchmal gefürchtet in gesetzliches Wesen zu verfallen, er weiß auch, daß Restitution des Entwandten keine Vergebung in Gottes Gericht verschafft, — doch die Tücke des Herzens in diesem Stücke hindert ganz und gar die Erlangung und Vergewisserung der Vergebung, darum wollte er lieber vor der ganzen Welt zu Schanden werden, als noch länger sich mit einem verborgenen Banne schleppen.

Im November 1754 wurde nun von Dr. Knapp eine sehr eingehende, fünf Bogen starke Entscheidung ausgearbeitet, zu der sich Francke in allen Stücken bekannte. Der grundlegende Theil, welcher von der Wiedererstattung fremden Guts handelt, dürfte den besten Abhandlungen über diese wichtige ethische Frage beizuzählen sein, und zu den gestellten Fragen übergehend wird sowohl Anzeige als Ersatz widerrathen. Bezüglich der auf der Universität genossenen Wohlthaten wird ausdrücklich erklärt, daß die bußfertige Erkenntniß solcher Versündigungen von den Verleihern für den besten Erfolg gehalten und viele solche aufrichtige Nachfolge gewünscht werde. Mit dem Erlaß des Honorars werde ja leider auch von Vermögenden großer Mißbrauch getrieben, und die wenigsten machten sich über diese Unbilligkeit ein Gewissen, die persönlichen Verhältnisse des Fragstellers und seiner Eltern rechtfertigten aber die Nachsuchung des Erlasses so vollständig, daß der wohlhabende Herr Professor sich die nachträgliche Zahlung verbitten und viel lieber sehen würde, wenn man den Dürftigen, die man allezeit um sich habe, es zuwenden würde. Francke fügt dem theologischen Gutachten, welches nicht nur um seines Inhaltes, sondern um der Liebe willen, mit dem einer einzelnen Seele in ihren

Bekümmernissen nachgegangen wird, eine Ehre für den Verfasser ist, noch väterliche tröstliche Worte bei, in denen er den Grund alles gesetzlichen Wesens aufdeckt. Durch Erstattung des unrechtmäßig erworbenen Gutes könne nicht das geringste von der Sündenschuld gebüßt oder der von Christo geleisteten Genugthuung an die Seite gesetzt und beigefügt werden, sondern sie werde von einem Bußfertigen, in deß Geist kein Falsch ist, als eine Treue erfordert. Wenn man nun nicht um deswillen die Restitution unterläßt, daß man dergleichen ungerechtes Gut gern behalten wollte, sondern von Herzen willig ist es zu erstatten und nur aus ermangelnder Gelegenheit solches nicht thun kann, so ist die Bekümmerniß, die man deswegen empfindet, ein hinlänglicher Beweis, daß man solche Sünde von Herzen verabscheue und kein Falsch im Geiste sei, mithin man sich das Verdienst Christi völlig zueignen könne. Bei der vorhandenen Treue und wahren Verabscheuung aller auch geringen und von manchen unerkannten Sünden dieser Art, hat man demnach die Ruhe des Gemüths ja nicht auf die Restitution, wenn dieselbe auch möglich ist und wirklich geschieht, sondern allein auf das Verdienst Christi zu gründen, damit sich nicht unvermerkt eine eigene Gerechtigkeit mit einschleiche und das Gewissen nur allein im Evangelium seine Ruhe finde. „Brauchen Sie nur das Gesetz, wozu es gegeben ist, nämlich zur Demüthigung vor Gott und Kreuzigung des Fleisches, ohne es nach der Warnung Luthers über das Gewissen herrschen zu lassen, als worinnen man durch das Evangelium den Frieden zu bewahren suchen soll."

Noch ehe diese eingehenden Trostschreiben von Halle einliefen, fand das bekümmerte Herz doch bisweilen einige Erquickung, ein Brief vom 8. Januar 1755 scheint doch ein wenig mehr Ruhe zu verrathen, obgleich Schwartz selber eine merkliche Aenderung seines Seelenzustandes noch nicht anerkennt: „Oft fällt mir ein, warum nimmst du die Gnade Gottes in Christo nicht in Demuth an, warum weigerst du dich und bist ungläubig. Bald aber fällt mir auf der andern Seite ein, man muß auch nicht frech zugreifen. Nur jetzt, ehe ich diesen Brief schrieb, kam mir in dem bekannten Schatzkästlein Nr. 107 vor die Augen: Vergieb und gedenke nicht unserer vorigen Missethat. O der gnädige Gott bringe meine arme Seele zur wahren und gegründeten Ruhe in Christo und seinem allertheuersten Versöhnopfer, so soll mein Mund und Herz ihn kindlich loben, lieben und anbeten."

Endlich im October 1755 ist Knapps Gutachten eingelaufen, und zum ersten Male hören wir wieder nach dem Kyrie-eleison ein Halle-

lujah: „Ich finde mein Herz um ein merkliches erleichtert. Gott sei dafür gelobt. Ach er lasse sein Antlitz in Christo Jesu über mich armen und elenden Wurm in Gnaden leuchten und schenke mir Friede, ja Friede wolle er mir aus Gnaden schenken." Viel freudiger klingt es in einem Briefe an Francke vom 15. Juni 1759: „Es fehlt ja dem mächtigen und in Christo versöhnten Gott nicht an Kraft, um mich Schwachen damit auszurüsten. Sein Brünnlein hat Wassers die Fülle, daher meine Seele flehet: Sende dein Licht und deinen Geist. Es fällt mir oft das stärkende Sprüchlein aus Joh. 15, 16 ein, welches Ew. Hochwürden bei meiner Abreise in mein Schatzkästlein geschrieben: Ihr habt nicht mich erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, auf daß so ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe. Nun ja Amen, das werde wahr nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit." Der Segen der durchgekämpften Anfechtung offenbarte sich auch sogleich im ganzen amtlichen Thun. Francke äußert bald sein ganz besonderes Wohlgefallen, daß die Erfahrung von der Geduld des Herrn ihn gelehrt habe, mit den unachtsamen und widerspenstigen Menschen selber mehr Geduld zu haben.

Man darf übrigens nicht glauben, daß jetzt die Zeit der innern Anfechtungen für Schwartz wirklich überstanden sei, in ihrer Kraft sind sie gebrochen, aber so lange er in Trankebar blieb, hatte er auch diesen Pfahl im Fleisch zu tragen, und immer wieder kamen einzelne trübe Stunden, immer wieder regten sich Bedenken, ob die Wunde auch so geheilt sei, daß sie nicht in der Todesstunde wieder aufbreche. Bei solchen Anfechtungen nahm er dann seine Zuflucht zum göttlichen Wort. Neben dem Neuen Testament erquickte ihn besonders der Psalter. Bald nach seiner Ankunft in Trankebar war ihm Francke's hebräische Psalterausgabe in die Hände gefallen. Er befolgte gewissenhaft die in der Vorrede gegebenen Rathschläge, den Psalter sich ganz zu eigen zu machen durch stetes Achten auf den Parallelismus der Worte und Gedanken. Der Psalter wurde ihm je länger je lieber und überaus gesegnet in Erweckung seines Gemüths zum Umgange mit Gott. In den vier Jahren von 1755—1759 las er mit dem neuen Missionar Dame die hebräische Bibel zweimal durch, stets eine Stunde benutzend, wo große Hitze das Ausgehen verbot, und gleichsam als Vorbereitung zum Ausgehen auf die Heidenpredigt. Neben dem Worte brauchte er auch fleißig das Sacrament. Zur würdigen Vorbereitung auf den Genuß des h. Abendmahls verschrieb er sich das für seine Gemüthsstimmung allergeeignetste Beicht- und Communionbuch von Fresenius.

Als er im October 1754 zum Tisch des Herrn gehen wollte, kam ein lieber Freund, der den Herrn Jesum lieb hatte, zu ihm und sagte: Hier habe ich für Sie einen Spruch aufgeschlagen, das ist mein Wunsch für Sie. Es war im Schatzkästlein Nr. 159 „Deine Sonne wird nicht mehr untergehen item ich will schaffen, daß ihre Arbeit soll gewiß sein. Ich freute mich darüber, fügt Schwartz der Erzählung hinzu, hoffend der Herr werde mir auf irgend eine Weise einen Segen schenken im Amte. Werth bin ich es nimmermehr, doch soll ich es auch um meiner Würdigkeit willen nicht hoffen, sondern um der Verheißung willen, auf daß es Gnade sei und Gott darüber gepreiset werde." Wort und Scarament versagten denn auch endlich nach göttlicher Verheißung an dieser angefochtenen Seele, welche sich Gott gerade durch die Anfechtung zu einem auserwählten Rüstzeug bereitete, ihre alte Kraft nicht. Ein jeder Missionsfreund wird sich mit freuen endlich im Januar 1762, da der Trankebarer Aufenthalt zu Ende sich neigte, auch die freudige letzte Mittheilung über die Trübsalsjahre zu vernehmen: „Zuvörderst preise Gott für alle seine Barmherzigkeit, die er um der Versöhnung und Fürbitte Jesu Christi willen mir ärmsten auch in dem verflossenen Jahre erwiesen. Täglich und stündlich hat er sich meiner gnädigst angenommen, mich gelehrt, bestraft, durch seinen Geist geleitet, auch nicht ganz ohne Trost gelassen. Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist müsse sich doch freuen Gottes meines Heilandes. Ja dazu habe ich die höchste Ursache, denn er hat die Niedrigkeit seines Knechtes angesehen, wahrhaftig angesehen mit Erbarmung. Von empfindlichen Tröstungen oder jauchzender Freude kann ich eben nichts sagen. Allein das ist auch nicht die Hauptsache. Wenn Gott nur mein Gott in Christo ist und ich Gnade vor seinen Augen finde, Friede mit ihm habe durch meinen Herrn Jesum Christum, einen Zugang im Gebet zu ihm habe und eine gegründete Hoffnung des ewigen Lebens und sein Geist auch in Leidensumständen meinem Geist Zeugniß gibt, daß ich ihm angehöre, so genüget mir. Und o das wolle er mir väterlich schenken um des theuern Versöhnopfers Jesu Christi willen!"

Wüßten wir auch weiter nichts über Schwartzens Trankebarsche Periode, welche ein volles Viertheil seiner ganzen indischen Wirksamkeit begreift, als daß er durch so große innere Kämpfe zum Seelenfrieden und vollsten inneren Verständnisses des Versöhnopfers Christi

durchgedrungen sei, wir müßten sie eine entscheidungsvolle, tiefeingreifende nennen. Aber auch die bisherige Erzählung wird schon hin und wieder haben ahnen lassen, daß Schwartz in seiner Missionslehrzeit keineswegs so zurückgetreten oder auch durch die engen Verhältnisse so sehr in der Entwicklung und Entfaltung seiner Kraft und Begabung gehindert gewesen sei, wie gewöhnlich angenommen wird. Noch mehr wird dies hervortreten, wenn jetzt, nachdem die innere Entwicklung, wie ihrer Wichtigkeit gebührt, voraus dargestellt ist, zur Erzählung seines weiteren äußern, persönlichen und amtlichen Lebens und Wirkens in historischer Folge übergegangen wird. Leider tritt uns hier das principielle Verschweigen von Namen in den gedruckten Berichten nicht nur, sondern auch in allen nur halbwegs amtlichen Schreiben hinderlich entgegen. Schon Francke hat diesen Mangel lebhaft empfunden und wiederholt gebeten, die Missionare möchten doch in den Berichten ihre Namen nennen. Seine Wünsche waren sonst stets Befehl, in diesem Punkte aber wurde ihm nicht gewillfahrt. Das zweite gemeinsame Schreiben, welches Schwartz am 30. Dezember 1750 mit unterzeichnete, schlug Francke's Ansinnen höflich, aber bestimmt ab. Zugleich wird uns in demselben ein lehrreicher Einblick in die damalige Missionsverfassung und ihre Handhabung gegeben. Während Ziegenbalg Propst der Mission gewesen und Gründler als designirter Propst gestorben, standen nämlich seitdem die Missionare, nachdem des ältern Francke's mehrfache Bemühungen einen neuen Propst zu finden, fehlgeschlagen waren, coordinirt in einer Conferenz zusammen, mit gewissen Ehrenrechten für den jeweiligen Senior und einer jährlichen Gehaltszulage (seit 1749) für die vier ältesten. Der betreffende Passus lautet: „Wir haben solches (Abschlagen) dem Willen Gottes gemäß zu sein erachtet, weil obgleich wir dieser Sache wegen mehrmalen conferirt, das was dabei einem und dem andern für und wider zu sein geschienen, eröffnet und über die Zweifel deliberirt, wir dennoch zu keinem einmüthigen und gewissen Schluß kommen können. Durch Mehrheit der Stimmen aber die Sache auszumachen, hielten wir in dieser Sache nicht thunlich, weil wir Keinen wider Einsicht und Gewissen zu handeln, auf einigerlei Weise anhalten konnten. Ach unsere herzliche Bitte zu Gott, dem in Jesu uns ausgesöhnten Vater, ist und bleibt hierbei, daß er doch unsere Namen in dem Buche des Lebens im Himmel wolle angeschrieben werden sein und bleiben lassen. Wenn er uns einmal dahin bringen wird, wo wir ohne Sünde ihn ewiglich loben können, da werden wir auch mit innigster Demuth ihm zu Ehren aus hocherfreuter Seele erzählen, was seine Gnade an uns

von Natur so überaus schnöden Sündern gethan hat, und dann mögen auch andere ihm zum Preise erzählen, was er durch das Wort, so er in unser Herz und Mund gelegt hat und zu ihnen reden lassen, bei ihnen zu ihrem Heil gewirket." Vor diesen hochachtbaren Gründen wird sich ein jeder Missionsfreund beugen und wird darnach auch an die folgenden Zeilen nicht mehr den Anspruch stellen, Schwartzens ganze Thätigkeit in Trankebar genau geschildert zu finden. Nur Mosaikstückchen haben sich erhalten deren Zusammenstellung wir hier versuchen.

Wir verließen anfänglich Schwartz, wie er mit Poltzenhagen zusammenwohnte und mit ihm gemeinsam an Kohlhoffs Tisch aß, über beiderlei Fügungen recht erfreut. Mit der Familie Kohlhoff, die noch heute im Tamulenlande blüht, ist Schwartz bis an sein Lebensende aufs allerengste verbunden gewesen, und der Name wird uns noch so oft begegnen, daß ein näheres Umschauen in diesem Hause zur weiteren Orientirung nöthig ist. Johann Balthasar Kohlhoff, Sohn eines Bürgermeisters zu Neuwarp in Vorpommern, stand bei Ankunft der drei neuen Missionare im 40. Lebensjahre und im 13. seines Missionsamtes. Bald nach seiner Ankunft 1738 war ihm die Inspection der tamulischen Schule übertragen, und er war deshalb auch 1741 in die neu hergerichtete Ziegenbalgsche Wohnung, neben welcher große Schulgebäude errichtet waren, gezogen. Im Februar dieses Jahres 1741 verheirathete er sich mit Margaretha Wilhelmine Wiger, einer in Trankebar 1724 gebornen Apothekerstochter. Zu dreien Malen verfiel diese Frau, mit der er in glücklicher Ehe lebte, in Irrsinn, das letzte Mal hatte dieser unglückliche Zustand volle sechs Monate gewährt. Seit dem Februar 1749 hatte sie jedoch wieder ihre volle Vernunft und pflegte ihren oft kränklichen Mann und ihr kleines Töchterchen, ja fühlte sich so frisch, daß sie auch die neuen Ankömmlinge gern an ihrem Tisch willkommen hieß. Am 12. September 1751 wurde ihnen eine zweite Tochter beschеert, bei der auch Schwartz Pathe stand. Der Freude folgte bald große Trauer, am 18. November starb die Mutter an den Folgen der Geburt. In den Tagen ihrer letzten Krankheit und am Sterbebette war von den Missionaren viel gebetet, auch gesungen zur großen Erquickung der frommen Dulderin. Als sie nun am Abend des Sterbetages auf dem „Auferstehungsacker bei Neu-Jerusalem" beerdigt wurde, hielt Schwartz die Leichenrede über Psalm 119, 109: „Ich trage meine Seele immer in meinen Händen, und ich vergesse deines Gesetzes nicht", welcher Spruch ihr noch am Tage vorher beim Aufschlagen des Schatzkästleins sehr eindrücklich gewesen war. Er handelte vom rechten Gebrauch des Wortes Gottes als ein bewährtes Mittel, bei aller Gefahr

des Todes getrosten Muth zu behalten*). „Es war sein Vortrag, schreibt der trauernde Wittwer, so gründlich erbaulich und gewaltig, daß es gewiß die Herzen der Begleiter rührte; am nächsten Tage sandte eine gewisse Person und begehrte die Predigt im Concept, um selbe sich noch einmal vorlesen und ins Dänische übersetzen zu lassen."

Daß dieser Todesfall eine Aenderung in der häuslichen Einrichtung der jungen Missionare bewirken mußte, läßt sich denken. Konnte Kohlhoff sie nicht mehr an seinem Tische bewirthen, so blieb Schwartz doch der treueste Hausfreund, der alle Sorgen des Wittwers theilnehmend theilte und namentlich in seiner Freundlichkeit sich der verwaisten Kinder annahm. Ließ er es sich doch, als sie mehr herangewachsen waren, nicht verdrießen ihnen vier Stunden wöchentlich Schreibunterricht zu geben, wozu ihn allerdings seine sehr schöne deutliche Handschrift und fast moderne Orthographie besonders befähigten. Mit dankbarer Liebe ist Kohlhoff deshalb auch betrübt, wenn dem Freunde etwas zustößt, und schreibt es nach Halle, wie im August 1753: „Der liebe Bruder Schwartz hat in diesen Monaten sonderlich heftige Zahnschmerzen gehabt, noch gegenwärtig laborirt er daran recht empfindlich. Er ist aber unter allen Schmerzen ein recht stilles und geduldiges Schaf." Derselbe Monat, welcher den gemeinsamen Tisch kündigte, nöthigte auch Freund Poltzenhagen die gemeinsame Wohnung zu verlassen. Was länger vorausgesehen war, mußte endlich geschehen: Hutter, der bisher die Dienste eines Schreibers und Gehülfen an der portugiesischen Gemeinde versehen hatte, mußte seiner Trunksucht halber entlassen werden. Schon bald nach seiner Ankunft hatte Schwartz für diesen Fall vorsorglich nach Halle geschrieben, damit die Missionare nicht zu sehr von Aeußerlichkeiten in Anspruch genommen würden, baldigst einen Aufseher über die Druckerei und Gehülfen in äußern Geschäften zu senden. Er brachte einen gottesfürchtigen, auf dem Halleschen Waisenhause beschäftigten Buchdrucker, Namens Hesse, in Vorschlag. Wahrscheinlich ist es derselbe, der auch Schultze's tamulische Sachen gedruckt hat, denn er gab den abreisenden Missionaren zur Vertheilung an die Schulkinder tamulische Lieder mit, deren correcter Druck drüben Aufsehen erregte. Wenn nun auch dessen Berufung sich zerschlug, so wurde Schwartzens Antrag doch Veranlassung zur Berufung des Factors Meissel. Doch ehe dieser herauskam, vergingen noch Jahre, und Maderup brauchte augenblickliche Hülfe in der por-

*) Eine genaue Inhaltsangabe der Rede findet sich Alte Hall. Missionsber. VII, 537 u. 538.

tugiesischen Kostschule, weshalb in der Conferenz Poltzenhagens Uebersiedelung zu den Kindern beschlossen wurde. Ganz allein zu wirthschaften war nicht nach Schwartzens Sinn, deshalb engagirte er sich einen Koch, Namens Arndt, in Gemeinschaft mit Klein, und wie einst Poltzenhagen, so weiß auch bald der neue Hausfreund den mannichfachen Segen des täglichen nähern Umgangs zu rühmen.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie Schwartz auf Schritt und Tritt die Herzen gewinnt, ein treuer Freund nach dem andern wird ihm geschenkt und meist wird eine Freundschaft fürs Leben geschlossen. Zu den treuesten der Treuen zählt der Lieutenant und spätere Capitain Strobel. Er hatte sich schon in der Heimath durch reiche Gaben als Missionsfreund bewährt. Als er nun 1751 nach Trankebar kam, war sein Erstes, daß er noch vom Schiff aus die Missionare schriftlich ersuchte, ihm eine Wohnung zu besorgen. „Weil nun damals, schreibt Schwartz einige Jahre später, schon alles sehr besetzt war, und wir nicht wußten, wo wir ihn hinbringen sollten, so sagten meine lieben Brüder, da ich eine ledige Kammer hatte und sonst auch in ledigem Stande wäre, so würden sie, wenn sie in meiner Stelle wären, ihm dieselbe einräumen, mit der Bitte sich unter der Hand nach einem andern Logis umzusehen. Dies that ich denn, und da ich selbst nichts für die Stube nehmen wollte, so hat er der Mission wohlgethan, wie er denn auch jetzt noch (Januar 1755) einen Knaben erhält. — Des Herrn Capitain Strobels Umgang ist uns gesegnet, und sein Wandel den Christen sowohl als Heiden erbaulich." Man sieht, das Umsehen unter der Hand nach einem andern Quartier wurde bald aufgegeben, und aus Wochen waren Jahre geworden und es kam noch eine Reihe von Jahren dazu. Strobel kann als sehr einflußreicher und thätiger Laiengehilfe betrachtet werden, im Kreise der Missionare hatte er volles Heimathsrecht. Wie oft waren die Brüder Abends bei Kohlhoff versammelt und sangen, indem Strobel und der Hauswirth mit der Flöte begleiteten, geistliche, liebliche Lieder, deshalb dankte auch Kohlhoff sehr verbindlich für die von Halle übersandten zwei Flöten und schrieb vergnügt an Francke: „Wir pflegen zuweilen des Abends nach Tisch einige Lieder zu spielen, dabei dann einige Brüder gar lieblich darunter hersingen." Daß unter den lieblichen Sängern der ehemalige Currendeschüler von Küstrin, der später noch vor dem Könige von Tanjour allein sein Lied frisch zu singen verstand, nicht als der letzte gemeint ist, kann auch ohne Namennennung errathen werden. Außer dem Kohlhoff'schen Hause kam für das gesellige Leben der Missionare unter einander nur noch die Zeglin'sche Familie in Betracht, da Wiedebrock

Wittwer war und Maderup, der bei Ankunft der Missionare auch verwittwet war, in zweiter Ehe wieder eine Dänin, die Schwester der Gouverneurin Bonsack, heirathete, sich gesellig mehr seinen Landsleuten anschloß. Zeglin, seit 1747 mit Miss. Obuch's Wittwe verheirathet, war der Tochter seines sel. Collegen ein treuer Vater, da ihm in jenen Jahren nach der Geburt eines todten Söhnleins noch zwei Töchter wenige Tage nach der Geburt starben. Seine Frau war nicht nur ihm bei seiner steten Kränklichkeit, sondern auch den verwaisten Missionarskindern und unverheiratheten Missionaren eine treue sorgsame Pflegerin und erfahrene Rathgeberin in allen Angelegenheiten der Haushaltung. Seit dem Herbst 1753, da man keinen bessern Gehülfen für den Ort Tattenur im Kreise Mayaveram wußte als Arndt, den Koch bei Schwartz und Klein, hatte Frau Zeglin sich auch dieser beiden ledigen Brüder, die keinen passenden Koch wieder auftreiben konnten, im Essen annehmen müssen. Es mag auch wohl aus andern Gründen an der Zeit gewesen sein, da Klein anfänglich klagt, die schmackhaften Speisen der Frau Zeglin wollten ihm dem „an sehr leichte Speisen" gewöhnten nicht recht bekommen. Auch Schwartz schaute Anfangs sehnsüchtig nach der größern Einfachheit zurück: „Herr Klein und ich speiseten vorher allein, welches mir auch ganz wohl bekam. Denn wenn Jemand ausgehen wollte von uns, so nahm er ein wenig Reis mit sich und ließ unterwegs kochen. Wir wurden aber aus Mangel einer Person, die sich für uns schickte, bewogen die Haushaltung aufzugeben." Er blieb aber doch der Frau Zeglin treu, bis er Tranke barverließ.

Um das häusliche Gleichgewicht nicht zu stören, sei nun noch Einiges von Herrn Zeglin angeführt. Durch eine nicht näher erzählte „erschreckliche Begebenheit in der Kirche" am letzten Pfingstfeiertage 1751 wurde bei ihm der Grund zum Schwindel gelegt, und fünf Jahre hindurch konnte er die etwas hohe Kanzel in Neu-Jerusalem nicht besteigen und mußte beim Taufstein unten stehend predigen. Weil er auch große Schwäche in den Beinen bekam, wurde im folgenden Jahre um seinetwillen ein kleines Missionspferdchen angekauft. Das kostete aber Mühe und Ueberredung den gar furchtsamen Mann aufs Pferd zu bringen, besonders nachdem er einigemal recht gefährlich abgeworfen war. Doch Gewohnheit ließ ihn allmälig die Scheu überwinden und minderte die Gefahren; fast dreißig Jahre ist er so auf seinem Pferdchen herumgeritten, eine wohlbekannte geliebte Erscheinung in der ganzen Umgegend von Trankebar, freudig begrüßt von den Christen, vor deren Hütten er hielt, und auch von den Heiden, die gern von ihm ein Wort der Ermahnung annahmen.

Es wird nun den Missionsfamilien in Trankebar wohl ihr Recht widerfahren sein, und wir dürfen uns ins Gedächtniß zurückrufen, daß außer Trankebar noch Kudelur und Madras mit europäischen Missionaren besetzt war. Da diese Stationen nicht durch das Band derselben Oberleitung mit Trankebar verbunden waren, wurde um so größerer Fleiß auf die Erhaltung des persönlichen Bandes verwandt, und im Februar 1754 brachen daher Kohlhoff und Schwartz in Folge eines Conferenzbeschlusses zu einem zweiwöchentlichen Besuch nach Kudelur auf.

Kudelur war damals die zweite Stadt der Engländer an der Küste, ja nach der Eroberung von Madras durch die Franzosen 1746 mehrere Jahre Sitz der obersten Regierung. Selbständige Missionsstation war es seit 1737, in welchem Jahre Sartorius und Geister des Friedens halber von Schultze in Madras sich trennten und nach Kudelur übersiedelten, da Schultze nicht geneigt war sich der Ordre von London zu fügen, welche seine Versetzung dahin befahl. Ein unersetzlicher Verlust war des edeln und begabten Sartorius Tod gleich im ersten Jahre. Geister war weder der Mann eine Mission zu gründen, noch zu erhalten. Kiernander, welcher 1740 dahin kam, ließ sich von Geister beeinflussen und hemmen. Dann kamen die schweren Kriegsjahre, welche Kudelur mit dem Schicksal von Madras bedrohten, doch ging das Missionswerk vorwärts, namentlich während zweier Jahre, in denen der eigentlich für Madras bestimmte Breithaupt dort mitarbeitete, weil er an seinen eigentlichen Bestimmungsort wegen der Kriegszeiten nicht gelangen konnte. Wie später in Madras wurde auch hier eine ehemalige katholische Kirche von der Regierung der Mission überwiesen. Die Trankebar'schen Gäste fanden, daß zu dieser Missionskirche eine eingeborne Gemeinde von 600 Seelen gehörte, denen tamulisch und portugiesisch gepredigt wurde. Außerdem wurde englischer Gottesdienst gehalten, aber nicht allein für Engländer, sondern auch für Mitglieder der eigenen protestantischen Gemeinde, und eben jetzt war für Kudelur in Trankebar ein englisches Gesangbuch unter der Presse, ein Auszug von 55 Liedern aus dem in London erschienenen German Psalmody von Jakobi. In Ermangelung englischer Prediger konnten die Missionare eine Aufforderung zu solchem kirchlichen Liebesdienste gar nicht von sich weisen, so lange nicht ihnen zugemuthet wurde, dabei die abweichenden Lehren und Gebräuche ihrer eigenen Kirche zu verläugnen. Daß dies durchaus nicht geschah, beweist schon der Gebrauch jener übersetzten deutschen Choräle. Dem Schweden Kiernander freilich hätte es auch keine Scrupel gemacht, ganz zur anglikanischen Kirche überzugehen. Hüttemann aber stand damals ganz anders.

Einem katholischen Priester, mit dem er wenige Monate später auf dem Thomasberge bei Madras zusammentraf, gab er sich als „evangelisch-lutherischer Missionarius" zu erkennen (Alt. Hall. Nachr. VII, 1740). Weil Kiernander früher einmal den englischen Katechismus gebraucht hatte, suchte sich Hüttemann in der lutherischen Lehre immer fester zu gründen, studirte aufs eifrigste die symbolischen Bücher und Luthers Schriften, zu deren Ruhm er kaum Worte genug findet. Als die Trankebarer Brüder kamen, erbauten sie sich denn auch gemeinsam aus Luthers Postillen. Am klarsten präcisirt er seine kirchliche Stellung im September 1752: „Unsere evangelisch-lutherische Kirche ist mir durch das Lesen obgedachter Schriften (von Luther, Arndt, Anton, den beiden Francke's) so wichtig geworden, daß ich mir ein groß Gewissen mache von dem Vorbilde der heilsamen Lehre, so wie solche nach der h. Schrift in unsern symbolischen Büchern enthalten ist, auch nur im geringsten abzuweichen." Diese entschiedenen Worte schrieb er nach einem Besuche bei Fabricius in Madras, der seit dem Geister'schen Versuche die Gemeinden in Madras und Kudelur durch Einführung des englischen kirchlichen Katechismus der englischen Kirche in die Hände zu spielen, als Wächter auf der Warte stand*); so daß er selbst ein Gesuch seiner verheiratheten Collegen Kiernander, Breithaupt und Hüttemann um Ge-

*) Es sei gestattet, aus jener Zeit, da Fabricius in Madras Geisters Incorporationsversuche zu bekämpfen hatte, einen kleinen Zug zu berichten, aus dem erhellt, wie Fabricius mit Leib und Seele Tag und Nacht mit jenem Attentat auf den Confessionsstand seiner Gemeinde beschäftigt war. Es ist ein kleiner Brief von Fabricius an Zeglin datirt Madras 22. December 1745: „Am gedachten 22. November h. a. hatte ich einen Traum, den ich Ihnen erzählen muß. Nämlich ich sollte an einem Ort predigen und hatte nur wenig Zeit mich zu präpariren. Da ich nun einen Text suchte, so gefiel mir der vor allen andern bequem: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Zum Exordium fielen mir meine Sachen ein, nämlich, daß man zum Gebet so laß sei und auch insonderheit nicht immer recht früh auf sei dazu, daher denn Gott so herzlich zum Gebet erwecke. Da das Exordium fertig war, so dachte ich auf den Text selbst, und da fiel mir gleich in die Augen, daß das ganz natürlich drei Theile gebe. Nun war noch die Proposition oder das Thema nicht ausgefunden, indem ich mich nun darauf bedachte, so hieß es der Church Catechism. Das kam mir im Traum ganz parador vor, ich wachte aber gleich auf, und da merkte ich, daß sich die Proposition sehr wohl schickte, daher auch gleich aufstund und mich vor Gott demüthigte im Gebet nach Anleitung des Spruchs, und da war's just die rechte Aufstehenszeit, nämlich fünf Uhr. Ich hoffe, Gott werde diese Sache schon durch die drei Theile durchführen, wenn wir nur mit dem ersten recht fortfahren."

haltserhöhung, die er ihnen von Herzen wünschte, mit einer bezüglichen Clausel begutachtete und empfahl: „Daß solches [die geschilderte Noth] in der That wahr ist, kann ich wohl erkennen und wünsche, daß die gegenwärtigen geliebten Brüder in diesen englischen Plätzen, die da Familien haben, hierin auf eine gute Manier so soulagirt werden könnten, daß nur auf der andern Seite doch auch klüglich präcavirt würde, damit nicht etwa (sonderlich wenn Gott einmal wieder bessere und wohlfeile Zeiten bescheeren sollte) interessirte Leute Lust zu solchen Bedienungen bekommen mögen oder wohl gar Leute von einer andern Kirche und Confession." Nach einem zweiten Besuch bei Fabricius im Herbst jenes Jahres 1754 zog sich Hüttemann denn auch gänzlich auf die Pflege der tamulischen Gemeinde und die Heidenpredigt zurück, indem er Kiernander Portugiesen und Engländer allein besorgen ließ. Noch später erklärte er sich principiell gegen englische Gottesdienste, wahrscheinlich weil sein College doch wiederum englischen Zumuthungen nachgegeben hatte. Es scheint aber nicht diese confessionelle Frage gewesen zu sein, welche eigentlich Kohlhoff und Schwartz zur Reise nach Kudelur veranlaßte. Als Hüttemann auf seine Station gekommen war, fand er sich plötzlich in so schwierigen Verhältnissen, daß er bei vorheriger genauer Kenntniß niemals dahin abgegangen wäre. Kiernander war den Versuchungen des Landes erlegen, die Verwandtschaft seiner ersten, schon vor einigen Jahren verstorbenen Frau, von welcher ihm keineswegs, wie gewöhnlich gemeint wird, ein großes Vermögen zugebracht war, hatte ihn in Handelsgeschäfte hineingezogen. Seine zweite Heirath, Herbst 1750, brachte ihn vollends in weltförmige Kreise. Es gab nach außen hin mancherlei Anstöße und die Missionsarbeit war völlig bei Seite gelassen. Hüttemann konnte Gott danken und dankte Gott, daß er erst nach und nach Kenntniß von diesen Zuständen erhielt und so stufenweise die Schwierigkeiten überwinden konnte. Herr Kiernander war ein reicher Handelsherr; Sandelholz, Corallen, Bengalische Zeuge, alle Arten von Wein lagen in seinen beiden großen Häusern auf Stapel. Ein angesehener Tamule machte den Ladendiener, ein Brahmine war Rechnungsführer, zwei Taliaren standen stets zu Diensten bereit. Die Haushaltung war auf glänzendem Fuß eingerichtet, Gastmahl folgte auf Gastmahl mit Tänzen und andern Lustbarkeiten. Das Missionshaus selbst war als zu bescheiden an Engländer vermiethet, die ein anstößiges Sündenleben darin führten. Der Ruf von Kiernanders Reichthum war so groß, daß ihm der von den Engländern unterstützte Fürst Muhamed Ali Khan die Pacht der Provinz Poganeripatnam, eine halbe Tagereise westlich, für 150000 Rupies antragen

ließ. Wider die Annahme dieser Pacht trat nun Hüttemann mit aller Entschiedenheit auf. Er bat die Brüder in Trankebar um ein Gutachten. „Und weil ich ein besonderes Vertrauen zu dem redlichen Herrn Schwartzen habe, so schrieb ich an ihn besonders. Seine Antwort gehet auch mit." Leider hat sich diese Antwort nicht erhalten, doch haben wir in diesen Worten den Schlüssel, warum Schwartz mit nach Kudelur reiste. Während Fabricius seinen Freund Kiernander schon völlig aufgegeben hatte*), fanden die gemeinsamen Vorstellungen unerwartet eine günstige Statt. Er demüthigte sich aufrichtig, erkannte und bekannte seine schwere Versündigung und zog sich von allen Handelsgeschäften zurück. Es kämpfte in diesem Manne Liebe zu Christo und Liebe zur Welt stets um die Oberhand, bald neigte der Sieg dahin, bald dorthin. Eine genaue Geschichte seines Lebens würde ein seltsames Kapitel in der Missionsgeschichte geben. Als Schwartz und Kohlhoff in Kudelur eintrafen, war eine Krise zum Bessern eingetreten; namentlich war zu bewundern, daß Kiernander seinem Collegen es nicht im Geringsten nachtrug, daß er selbst nach Halle hin genaue Mittheilungen gemacht hatte. Es wird die Hauptaufgabe jenes brüderlichen Besuchs gewesen sein, das gegenseitige gute Verhältniß der Collegen zu festigen und Kiernander auf der Bahn des Guten zu erhalten. Daß diese Absicht ziemlich erreicht worden, bezeugt Fabricius im Herbst jenes Jahres aus persönlicher Kenntnißnahme. Auch nicht die geringste Bitterkeit gegen Hüttemann sei zurückgeblieben, und dann habe Kiernander eine feine Gabe in Unterredungen und eine nicht geringe Brünstigkeit im Gebet und in Betrachtung des Wortes Gottes. Aeußere Schicksalsschläge trugen dann bei, den verirrten Bruder immer völliger zur Besinnung zu bringen. Kaum hat er sich entschlossen die Handelschaft aufzugeben und begonnen seine Kapitalien

*) „Was Herrn Kiernanders Verfall und Versinkung in die Liebe der Welt und des Irdischen betrifft, so habe ich schon vor geliebten Bruders (Hüttemann) Ankunft aus Europa daran desperirt, daß er wieder daraus nüchtern werden wird. Es hat unsrerseits an Erinnerungen und nachdrücklichen Vorstellungen und Bitten nicht gefehlt, weil aber solche in Wind geschlagen worden, so werden schwerlich dergleichen Vorstellungen, ob ihrer auch tausend wären, hinfüro Platz finden. Es hat mir nur im Sinn gelegen, geliebtem Bruder vor Ihrer Abreise von Trankebar eine nähere Kenntniß von Herrn Kiernanders Umständen zu Ihrer desto mehreren Vorsicht zu geben. Doch da ich nach erhaltener Nachricht von Ihrem Ernst und Redlichkeit im Anhangen an den Herrn Jesum und Haß aller Weltförmigkeit und Weltsünde solches für unnöthig gehalten, habe ich lieber warten wollen, bis Sie selbst ihn kennen und alles augenscheinlich beobachten würden." 30. Mai 1752.

herauszuziehen, so folgt ein unerwarteter Schlag auf den andern, und fast das ganze Vermögen ist verloren. Der Tod eines sehr geliebten Sohnes, den er eben nach Halle schicken wollte, lenkte sein Herz noch mehr nach oben von dem Irdischen ab. Dazu verlor er gerade im Momente der Umkehr das Vertrauen der Londoner Societät. Vielleicht waren auch Gerüchte nach London gedrungen, genug die Briefe der nächsten Jahre enthalten einen Vorwurf nach dem andern. Bald war zu viel gebaut, bald war es nicht recht, daß die Missionare in Indien einen kurzen englischen Bericht hatten drucken lassen zur Verbreitung unter den ansässigen Europäern, um — und allerdings mit Erfolg — zu größern Beiträgen anzureizen. Aus diesen Mittheilungen über die Verhältnisse in Kudelur läßt sich nun nachträglich ermessen, welch eine eigenthümliche göttliche Fügung es gewesen, daß unsere Reisenden 1750 gerade vor Kudelur hatten Anker werfen müssen, denn bei aller Zurückhaltung Kiernanders werden doch die Ankömmlinge gewiß alsbald manches erblickt haben, was gar nicht mit ihren Illusionen stimmte. Schwartzens erzählter zweiter Besuch war demnach auch keine Erholungsreise; nach dem Tagebuch sind viele brüderliche Conferenzen damals gehalten worden, wie manches ernste Wort da gesprochen sein wird, ist nicht aufgezeichnet und braucht es auch nicht mehr. Kiernanders Aenderung und Besserung war ja leider nicht von langer Dauer.

Zu diesen nicht ganz erfreulichen Erfahrungen auf der einen Außenstation kam gleichzeitig eine höchst wichtige Controverse mit den Missionaren der andern englischen Station Madras. Verhandlungen über eine neue Bibelübersetzung veranlaßten Missionar Fabricius vom 1. Mai bis 8. Juli 1754 in Trankebar zu verweilen. So ward Schwartz die große Freude zu Theil, endlich diesen unbestritten bedeutendsten der damaligen Missionare von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, nachdem er in Halle schon mit dessen Bruder Sebastian genaue Freundschaft geschlossen. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft war an Fabricius geschrieben worden, zwei Brüder gedächten ihn zu besuchen, aber das Anerbieten war mit großem Bedauern ausgeschlagen, weil er kein Oertchen hätte, wo er einen Bruder beherbergen könnte. Ueber den Stand der Bibelübersetzungsfrage, welche dann den lieben Gast selbst nach Trankebar führte, ist hier *) nur so weit zu

*) Ausführlicher von mir besprochen in Joh. Phil. Fabricius p. 210—218 Erlangen, A. Deichert und Hall. Nachr. 1865, 2.

reden, als Schwartz mit darin verflochten ist. Er hatte ja Tamulisch in Halle gelernt, um Schultze beim Druck der tamulischen Bibel behülflich zu sein. Nun hatte jener Druck auf Betrieb der Missionare unterbleiben müssen, aber wie leicht konnte es sein, daß Schwartz eine besondere Vorliebe für die Arbeiten seines Lehrers und Landsmannes mitgebracht und deshalb der weitern Revisionsarbeit Schwierigkeiten bereitet hätte. Francke trat diesem Bedenken schon in einem Briefe vom 17. December 1749 entgegen, welcher die Berufung der drei neuen Missionare nach Trankebar also meldete: „Außerdem habe ich bei dem hier vorgehabten Bibeldruck eine besondere Probe der göttlichen Regierung wahrgenommen, da dieses Unternehmen dem Herrn Schultze die erste Gelegenheit gewesen, daß der Herr Schwartz in Vorschlag gebracht worden, über den ich Gott vornämlich zu loben Ursache gefunden, und auf den man sonst so leicht nicht gekommen sein würde *), da sich denn auch die andern eher gefunden. Daraus man also siehet, wie Gott, wenn man eine solche Sache, damit man sonst nicht zufrieden ist, eine Zeit lang, weil man sie nicht gleich hindern kann, so gehen lassen muß, nach seiner unendlichen Weisheit so regieren kann, daß das daraus werde und geschehe, was er beschlossen hat, und andere Absichten hingegen zurückgehen müssen. Und auch dafür sei sein Name herzlich gepriesen. Sowohl an dem Herrn Schwartz als den übrigen neuen Herren Missionarien habe wahrgenommen, daß sie den Herrn Schultzen selbst so durchsehen gelernet, daß eben nicht nöthig gehabt, ihnen viel nähere Anleitung dazu zu geben. Daher Sie auch nicht zu besorgen haben, daß sie mit seinen Principien imbuiret seien."

Das Echo auf diesen Brief hören wir in einer Aussprache Schwartzens gegen Francke vom 26. October 1751: „Den beiliegenden Brief an den Herrn Missionar Schultze bitte gütigst zu bestellen. Ich habe ihn offen gelassen. Euer Hochwürden wollen nach beliebter Durchlesung desselben ihn gütigst zusiegeln und Herrn Schultze einhändigen lassen. Er hat sich beschwert, daß er keine Briefe von mir bekommen, da ich doch so reichlich geschrieben. Ew. Hochw. belieben nur gar nicht in Sorgen zu stehen, als wenn ich wegen der neuen Revision mit ihm correspondiren würde. Denn das werde ich nimmermehr thun, könnte es auch nicht mit gutem Gewissen thun." Zum Verständniß dieses

*) Auch in seinen Briefen nach Kopenhagen hat Francke nach Fenger darauf Gewicht gelegt, daß Schwartz schon Tamulisch gelernt hatte. Einmal schreibt er, Schwartz habe im Malabarischen eine solche Fertigkeit erlangt, daß er den Evangelisten Johannes fließend exponiren könne, wie auch, daß er sich durch Munterkeit und Reinheit besonders empfehle.

Briefes ist einzuschalten, daß alle Montag und Donnerstag Nachmittag von 3—5 Uhr sämmtliche Missionare sich zur Revision des Neuen Testaments versammelten, und daß auch die neuen Ankömmlinge sogleich zu den Sitzungen zugezogen wurden. Es ging aber mit diesem Bibeldruck ähnlich wie mit dem in Halle, der Hauptzweck mißlang gänzlich, für Schwartz aber war wieder eine kostbare Gelegenheit geschaffen tiefer in die Sprache einzudringen. Man lebte bei jener Revisionsarbeit von der Hand in den Mund. Vergebens mahnte Francke, daß die Einzelnen auch außer jener festgesetzten Zeit sich privatim damit beschäftigen sollten, in dem gemeinsamen Brief vom 30. December 1750 wird ihm angezeigt, daß man mit dem Druck bis in die ersten Kapitel des Johannisevangeliums, in der Revision „etwas weiter" gekommen sei: „außer den gemeinschaftlichen Stunden aber, deren wöchentlich ordinair vier zu der accuratern Revision, wornach wir uns ziemlich in der nach und nach unter die Presse gehenden neuen Edition richten, bestimmt sind, können wir kaum noch privatim dazu kommen wegen anderer nöthigen Geschäfte und nicht zu versäumender Recreation des Körpers. Der Herr sei uns seinen schwachen Werkzeugen gnädig." Wiedebrock und Kohlhoff waren eben nicht die Leute, eine Bibelrevision zu unternehmen. Während sie vier Stunden wöchentlich arbeiteten, saß in Madras der von Gott berufene Revisor Fabricius Tag und Nacht an der Arbeit in völliger Unkenntniß über die Trankebarer Revision, weil mit Namensunterschrift früher ein Vergleich gemacht war, es dürften die alten Bücher nur mit Zustimmung der auswärtigen Brüder revidirt gedruckt werden. Dabei hatte man in Trankebar alle Hochachtung vor Fabricius' sprachlicher Begabung, der Revision wurde ja eine von Fabricius eingeschickte neue Uebersetzung bis zum zweiten Corintherbrief, deren Ueberarbeitung er sich aber vorbehalten, zu Grunde gelegt, und je länger, je ähnlicher wurde der Neudruck dem Fabricius'schen Manuscript, und als es im Sommer 1753 zu Ende ging, erbat man sich die Fortsetzung. Hüttemann, der schon im August 1752 Madras aufgesucht hatte, giebt ihm aus Aller Munde ein herrliches Zeugniß: „Der Umgang des theuern Bruders Herrn Fabricius hat mich sehr erbaut, sein demüthiger Wandel, sein kindlicher Sinn in Christo und seine Verläugnung der Welt und des Irdischen hat mich sehr beschämt und erwecket. Der theure Bruder besitzt überdem eine ganz ausnehmende Geschicklichkeit in der tamulischen Sprache und kommt ihm hierin Keiner von den gegenwärtigen Missionaren gleich, wie solches die sämmtlichen Brüder selbst bekennen. Ich habe daher auch hierin mich seines Umgangs zu Nutze zu machen gesucht und mir ver-

schiedene Erläuterungen zweifelhafter Wörter ausgebeten." Zwei Jahre später ergänzt er diese Mittheilung, daß Fabricius nach Absolvirung des Neuen Testaments nun auch am Alten arbeite, auch eine neue Uebersetzung deutscher Lieder ausgearbeitet habe, welches alles weit von den in Trankebar gedruckten Büchern abgehe. Die Schulmeister hätten die neuen Uebersetzungen abschreiben müssen, und schon würde in Madras daraus gelesen und gesungen.

Man kann den Gedanken nicht ganz zurückdrängen, daß trotz der einmüthig gespendeten Anerkennung die älteren Brüder im Lande nicht ganz von aller Eifersucht frei waren. Doch als Fabricius grade heraus und offen das Vorgehen bei der Revision als unbrüderlich in der Form und materiell ungenügend tadelte, wurde alsbald eingelenkt, wenn auch bezeichnender Weise die Antwort an Poltzenhagen, den als portugiesischen Missionar wenigst Betheiligten, übertragen wurde. Fabricius aber zog jetzt mündliche Besprechung vor. Als er in der Nacht des 1. Mai in Poreiar eintraf, wurde er dort von seinem lieben Freunde und Reisegefährten Zeglin nebst Schwartz und Poltzenhagen empfangen. Gleich folgenden Tags begann die angestrengte Arbeit und ein scharfes Debattiren. „Weil unsere Einsichten, heißt es in einem gemeinsamen Trankebarschen Berichte nach Halle, in manchen Stücken ziemlich verschieden waren, so haben wir nicht viel absolvirt. Doch hoffen wir, daß wir nach und nach dabei mehr in einen guten Gang kommen werden." Fabricius setzte durch, daß hinfort nichts ohne seinen Consens gedruckt werde, gänzlich hat er jedoch die ältern Trankebarer nie zu seinen Ansichten bekehrt *), er wartete ruhig zu, gewiß daß ihm die Zukunft Recht geben würde. Neben dieser Arbeit fand

*) So schrieb Kohlhoff am 30. September darnach nach Kudelur und Madras: „Uebrigens habe noch anzeigen sollen, daß unsere Buchdrucker nun bereits gegen die 90 Thaler für nichts bekommen haben. Wir haben nichts abgedruckt und wissen auch nicht, quid faciendum. Ich habe an meinem Theile heute bezeuget, daß ich auf solche Art von der Revisionsarbeit mich auch absentiren und excludiren wolle, denn es thut mir wehe, daß so viel edle Zeit mit — — (eine Lücke) verdorben wird." Auch Klein äußert sich ein Jahr später sehr ungehalten. Die Revisionsarbeit des tamulischen Neuen Testaments sei sehr anstrengend und nehme den ganzen Montag und Donnerstag Nachmittag in Anspruch, „welche Arbeit ich sonderlich nicht im Glauben thue, weil mir gar viele Bedenklichkeiten dabei im Gemüthe sind, die ich auch öfter meinen Collegen angezeigt habe. Ich bleibe bis jetzt noch im Gehorsam." Klein's Bedenken sind nach einigen Anzeichen den Kohlhoffschen gerade entgegengesetzt. Nach Fabricius' Arbeit mochte ihm weitere Revision Zeitverschwendung scheinen.

der Gast noch Zeit zum Predigen und fleißigen Ausgehen unter den Heiden in Begleitung andrer Brüder. Daß Schwartz zu seinen fleißigsten Begleitern gehörte und wie vorher Hüttemann zu lernen suchte, ist als selbstverständlich anzunehmen. Als Fabricius am 8. Juli wieder abreiste, hatte er einen neuen Herzensfreund an Schwartz gewonnen, der ihn auch in Kaveripatnam, wo Zeglin und Poltzenhagen von der Begleitung umkehrten, noch nicht verließ, sondern weiter bis Tirumaliwasel geleitete. In der Frühe des nächsten Morgens trennten sich dann die Wege, indem Schwartz Landeinwärts ging, einige Christen aufzusuchen; an seiner Statt aber übernahm es sein lieber Hausgenosse Strobel, den theuern Freund sicher bis nach Madras zu bringen. Die Lebenswege der beiden großen, in ihrer Thätigkeit sich ergänzenden Missionare, führten sie noch öfter wieder zusammen. Vierzig Jahre haben sie ja neben einander gearbeitet.

Das nächstfolgende Jahr brachte den Missionaren die ganz unerwartete Freude der Ankunft eines neuen Mitarbeiters, indem am 2. Juli 1755 der Flensburger Petrus Dame landete, zugleich mit dem schon länger von Schwartz erbetenen Vorsteher der Druckerei, der endlich in der Person eines Herrn Meissel gefunden war. Mit Dame's Sendung hatte es eine eigenthümliche Bewandtniß. Das Missionscollegium setzte voraus, oder fürchtete, daß Maderup sich bereden lassen würde mit seinem Schwager dem Gouverneur Bonsack heimzukehren, und fragte deshalb schon im April 1754 an, ob Francke Bedenken hätte, wenn in diesem Falle vom Collegium direct in Kopenhagen ein Nachfolger gesucht würde, damit weil doch die Mission von Dänemark den Namen führe, wenigstens ein dänischer Unterthan unter den Missionaren sei. Bei Francke erregte diese Anfrage großes Bedenken, er wies darauf hin, daß sein ganzes Verhältniß zu den Missionaren nur auf persönlichem Vertrauen basire und erbot sich, einen ihm bekannten dänischen Unterthan vorzuschlagen. Zugleich schlug er vor die Aussendung alsbald vorzunehmen, möge Maderup bleiben oder heimkommen, damit bei eintretender Vacanz die Hülfe nicht erst Jahre lang auf sich warten lasse. Das Collegium antwortete sehr begütigend, es werde durch einen directen königlichen Befehl genöthigt, auf die Wahl eines dänischen Unterthanen zu bestehen, wolle aber gern Francke's Vorschläge vernehmen, da auch in Kopenhagen sich noch Niemand gemeldet. Die Wahl Dame's fand allseitige Anerkennung. Leider läßt diese Anerkennung merken, wie sehr es in Deutschland mit dem rechtschaffenenen christlichen Wesen in wenig Jahren bergab gegangen.

Ein den Missionaren nahestehender Pastor wundert sich, daß bei den gegenwärtigen elendsvollen Zeiten, da auf den meisten Universitäten der eigentliche Kern, das rechtschaffene Wesen in Christo nur noch als Nebensache getrieben werde, Gott für die Mission ein solches Kleinod zubereitet habe. Derselbe Klageton, daß in Europa dergleichen tüchtige Kräfte rar zu werden anfangen, klingt auch in Schwartzens Dankschreiben durch. Er hatte besondere Ursache Gott zu loben, da der neue Bruder sich gerade an ihn mit besonderem Vertrauen anschloß. Nur möchte er gern Maderup noch außerdem behalten. Er schreibt äußerst betrübt, daß Maderup, als nach Dame's Ankunft ein gemeinsamer Brief ans Collegium zum Durchsehen circulirte, in einem beigelegten Zettel verlangt habe, man solle noch einrücken, daß er um Erlaubniß zur Rückkehr bäte. „Es ist heute (am 10. Oct. 1755) in der Conferenz davon geredet worden, allein er hat sich nicht überwinden können die Sache fahren zu lassen. Der gnädige Gott wende alles nach seinem Willen und lenke sein Herz, so es ihm wohlgefällig, noch ferner dem Werk des Herrn zu dienen." Maderup blieb wider Erwarten dennoch, und Dame war von der göttlichen Vorsehung zur Ausfüllung einer ganz andern Vacanz bestimmt.

Maderups Bleiben wurde darum so sehr gewünscht, weil man sich zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission in Trankebar rüstete und aus verschiedenen Anzeichen schloß, daß Gott vorhabe, sein Reich grade bei diesem fröhlichen Dankfeste zu erweitern. Die dänische Compagnie hatte zu Calicut auf der Pfefferküste festen Fuß gefaßt und dazu Erlaubniß erhalten, in Bengalen eine Festung und drei Handelslogen zu gründen, zur Besitznahme der Nicobaren wurde eine Expedition vorbereitet, und endlich war durch einen im Dienste des Königs von Tanjour stehenden deutschen Offizier die Reise auch in diese Hauptstadt, so hoffte man, den Missionaren wenigstens einmal jährlich gestattet. Klein, der seit 1744 die jährliche kurze Nachricht von der Mission zu concipiren hatte, wählte daher als Ueberschrift für das Jubeljahr den Spruch Jes. 60, 4. 5. von der Bekehrung der Menge am Meer.

Da erfüllte sich einmal wieder: man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Am 30. Juni brach plötzlich aus unbedeutenden Ursachen ein Tanjoursches Corps auf das dänische Gebiet. Die kleine dänische Besatzung in Tileiali wehrte sich tapfer, wurde aber, da sie sich bald verschoß, in der dortigen Pagode zusammengehauen, während es zur größten Freude Aller dem sehr gefährdeten Capitain Strobel ge-

lang, seine Leute von Anandamangalam wieder in die Stadt zurückzuführen. Nun wurde das ganze Gebiet geplündert, und in Brand gesteckt, was verbrennbar war. In der Bethlehemskirche wurde eine große Zerstörung angerichtet, Thüren und Fensterladen zertrümmert, Altardecken und Bücher geraubt. Die Kirchhöfe und Missionsgärten der Stadt waren mit geflüchteten Christen überfüllt. So brach der Festtag herein, der neunte Juli, an dem vor fünfzig Jahren Ziegenbalg und Plütschau in Trankebar ankamen und das Werk des Herrn anfingen. Obwohl die gegenwärtige Lage eher zu Klage- als Lobliedern aufforderte, hielt man doch für billig ein Dankfest zu feiern. Ein Blick auf die Zahl der Missionare, allein acht in Trankebar, so viel wie niemals wieder, dazu je zwei in Kudelur und Madras, auf die Gemeinden und eingebornen Gehülfen, Kirchen- und Missionsbesitz konnte ja wohl über die traurigen äußern Umstände des Tages hinwegsehen lassen. Hatte doch bei dem hundert Jahre später in unsern Tagen gefeierten 150jährigen Dankfest die lutherische Kirche im Tamulenlande noch nicht ganz wieder jenen Umfang und jene Bedeutung erlangt. So folgte denn vom frühen Morgen bis späten Abend ein Gottesdienst, ein Loblied dem andern. Nachmittags betrat auch Zeglin die Kanzel, eine im Frühjahr nach Madras gethane Reise hatte ihn wieder gekräftigt. Dies war ihm eine so herzliche Freude, daß er es selbst noch 24 Jahre später in den eigenhändig für sein Begräbniß gemachten Notizen anmerkte: „Das war ein eigener Periodus. Gott half, wäre das nicht geschehen, so hätte ich am 9. Juli 1756 des Nachmittags das Jubelzeugniß nicht ablegen können über 2 Kor. 5, 19."

Inwiefern Schwartz bei der eindringlichen Feier thätig gewesen, läßt sich wegen Unterdrückung der Namen im Diarium nicht mehr sagen. Es wird angemessen sein, statt dessen einige Worte über die Familie des ersten Missionars herzusetzen. Unter den Festgästen befand sich auch ein Sohn Ziegenbalgs, selber ein thätiger Missionsfreund. Ziegenbalg hatte drei Söhne, der mittelste Johann Christian Lebrecht wurde geboren am 4. Mai und nach einer Notiz des ältesten Tagebuchs getauft am 7. Mai 1718. Er starb am 3. Mai 1719 und wurde als erste Leiche auf dem Neu-Jerusalemskirchhofe begraben. Der jüngste Sohn wurde am 26. Juli 1719 nach seines Vaters Tode geboren und soll in der Jugend gestorben sein. Der älteste Ernst Gottlieb sei mit seiner Mutter, welche sich im Januar 1720 mit dem Trankebarschen Rathsherrn Lygaard *)

*) Ein Sohn dieser zweiten Ehe wird im Diarium 1760 im April sehr rühmend erwähnt. Er reiste als Schiffsprediger in den Ostindischen Gewässern

verheirathete, und seinem Stiefvater nach Kopenhagen gegangen, habe auf königliche Kosten Theologie in Tübingen und Jena studirt, dann zwei Jahre in England sich aufgehalten, sei endlich zur Mathematik übergegangen und Professor der Mathematik in Kopenhagen geworden. Es ist schon erwähnt, wie Schwartz mit seinen Freunden ihn 1749 in Kopenhagen in dieser Stellung besuchte. Weiter wird erzählt, er sei Director der dänischen Handelsniederlassung in Frederiksnagor in Bengalen geworden, wieder zurückgekehrt auf andere Reisen gegangen und endlich 1758 gestorben. Das wäre ein sehr seltsamer und verwickelter Lebenslauf. Die Lösung liegt darin, daß die gewöhnliche Annahme, die schon bei Niekamp (Kurzgefaßte Missionsgeschichte I, 244) und Fenger (Geschichte der Trankebarschen Mission S. 283) sich findet, der nachgeborne Sohn sei in der Jugend gestorben, falsch ist, und wir nun in obigen Notizen den Lebenslauf beider Brüder unentwirrbar zusammengeworfen sehen. Wir wollen wenigstens Einiges zur Klärung beitragen. Der älteste Sohn ist niemals wieder nach Indien gekommen, sondern sein jüngerer Bruder, und wenn das Todesjahr 1758 für den Professor richtig sein sollte, so sicher nicht für den Secretair und spätern Director Ziegenbalg. Diesen finden wir im März 1754 im Missionshause zu Kudelur in einer amtlichen Mission auf der Durchreise von Trankebar nach Pondischerry. Er war das Jahr vorher im Dienste der Compagnie aus Europa nach Trankebar gekommen. Am 23. Februar, dem Todestage seines Vaters, schickt er den Missionaren Kostgeld für einen portugiesischen Knaben, den er vor einer Reise nach Bengalen, von der er im Januar jenes Jahres zurückgekehrt, in die Kostschule geschickt hatte. Am 16. August 1757 geht er als Director von Frederiksnagor nach Bengalen, nachdem er seine Soldaten mit Gesangbüchern und Arnd's wahrem Christenthum versehen hat. Als Director betrieb er sehr die Gründung einer Bengalischen Mission, und als dann Kiernander wirklich in Calcutta sich niederließ, mußte er auch öfter auf Ziegenbalgs Aufforderung in der dänischen Niederlassung predigen und das heil. Abendmahl austheilen. In den ersten Monaten des Jahres 1764 nach Trankebar zurückkehrend, schenkte er im Mai der Mission ein ganzes Stück dunkelrothen Atlas zu Decken für Altar, Taufstein und Kanzel in der Neu-Jerusalemskirche. Zum letzten Mal begegnet er uns in einem Briefe Maderups vom 27. September 1764, der ihn darin zugleich ausdrücklich

---

und machte an den Landungsplätzen durch seine erbaulichen Predigten großen Eindruck.

vls den jüngern Sohn bezeichnet: „Der Sohn (junior) des seligen Probst Ziegenbalgs, der vormals Directeur in Bengalen über die dänische Loge gewesen, hält sich nun allhier auf, um auf die französische Flotte zu warten. Er hat sich im vorigen Jahre auf Bengalen mit einer französischen Madame verheirathet und gedenkt mit ihr nun bald bei Ankunft der französischen Schiffe nach Europa zu gehen. Er wird von der dänisch-asiatischen Compagnie sehr verfolgt, da man allhier dazu keine andere Ursache weiß, als daß er aus dem Seinigen den verzagten und verlassenen Franzosen auf Bengalen aus Mitleiden und christlicher Liebe assistirt habe." Es stimmen demnach alle Zeugnisse vom ersten bis zum letzten, daß dieser Sohn die edle fromme Gesinnung und Missionsliebe seines seligen Vaters geerbt hatte, und darüber werden gewiß auch die Missionare an jenem Jubelfeste aufrichtig dem Herrn gedankt haben.

Wenn Ziegenbalgs und der Seinigen im Jubeljahr gedacht wird, darf auch sein College Plütschau nicht ganz vergessen werden. Die Missionare nennen ihn in den die Jubiläumsfeier einleitenden Worten den „vielleicht noch lebenden Herrn Pastor Plütschau im Holsteinischen," der Herausgeber der Halleschen Missionsnachrichten aber bemerkt dazu, Plütschau sei vor einigen Jahren als Prediger zu Beyenflieth selig verstorben. Freundliche Mittheilung aus dem Kirchenbuch der Pfarrei Beydenfleth bei Itzehoe berichtet genauer, daß Heinrich Plütschau am 4. Januar 1752 gestorben und den 11. Januar beerdigt worden, wahrscheinlich vor dem Altar seiner Kirche, an der er 37 Jahre gestanden, und daß er ein Alter von 77 Jahren erreicht habe*). Seine Frau Dorothea geb. Dietrich aus Neuruppin war ihm zwei Monate früher vorausgegangen. Sein Sohn Andreas, der später dieselbe Stelle verwaltete, wurde gemüthskrank und mußte 1763 emeritirt werden. Weiter vermögen wir die Familie der beiden ersten Missionare in Trankebar nicht zu verfolgen.

Es hat sich aus dem Jubeljahr noch ein Brief von Schwartz vom 4. October erhalten, und wenn er auch des Festes selber darin nicht gedenkt, so schildert er doch lebhaft die traurigen Zeitumstände. Möge er darum das letzte Wort behalten: „Zu bejammern ist, daß durch die Kriegsumstände der Eingang ins Tanschaursche Land ziem-

*) Er ist darnach etwa 1674 geboren und ungefähr neun Jahre älter als Ziegenbalg gewesen. Unsere in „Ziegenbalg und Plütschau" p. 50 ausgesprochene Vermuthung über das Altersverhältniß Beider wird dadurch in unerwartetem Maße bestätigt.

lich versperrt ist, da man sonst vor dieser Unruhe ohne alle Hinderniß gehen konnte. Nun Gott kann öffnen, was verschlossen ist. Er kann mehr thun, als wir bitten und verstehen, welchen Spruch nebst den vorhergehenden Versen gestern in der deutschen Gemeinde betrachtete. Auf unsern Compagniedörfern sieht es ziemlich wüste aus. O welch ein heiliges und gerechtes Gericht. Indessen dachte Gott auch in der Trübsal der Barmherzigkeit und ließ uns nicht aus seinen Händen. Da die Mannschaft in Tileiali jämmerlich darniedergehauen war, so war in der Stadt ein Schrecken, dergleichen nicht leicht zu beschreiben. Außerdem war fast alles in Confusion und vor Menschenaugen war es fast unmöglich, daß die Stadt würde sich halten können. Gleich nach der Niederlage hatte ein Tanschaurischer Capitain gesagt: Laßt uns nun gleich die Stadt anfallen, da sie sich noch in keine rechte Positur zur Gegenwehr gesetzt. Ein anderer aber hatte nicht dem beistimmen wollen. Dies war ein rechter Ahitophels-Rath, den der Herr gnädiglich zurücktrieb. Denn verständige Europäer gestehen, hätten sie gleich nach der Niederlage in Tileiali einen Angriff auf die Stadt gethan, die Stadt hätte sich nicht eine Stunde halten können. So hat uns also Gott errettet väterlich. Möchten wir es nun erkennen, uns vor ihm demüthigen und seine Gnade in Christo suchen. Aber es sieht gar nicht darnach aus. Das vorige ruchlose Leben, worin mancher ist hingerafft worden, wird fortgesetzt. Die Ursache des Gerichts wird in Nebendingen gesucht. Die rechte Ursach geht man vorbei, damit der alte Adam in seiner Ruhe ungestört bleibe. Indessen kann Gott helfen. Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern. Daß uns der gnädige Gott erhalten, ist doch ein Zeugniß, daß er's noch mit uns versuchen wolle. Die Schenkung der Gnadenfrist gehet darauf und fasset in sich eine Verheißung der Gnadenarbeit und des Segens. O unser Herz müsse sich in dem Gotte unsers Lebens doch noch recht ermannen. So wir glauben, werden wir die Herrlichkeit Gottes sehen. Ach ja Amen, das werde wahr um des Versöhnopfers und der kräftigen Fürbitte Christi willen."

In demselben Briefe berichtet Schwartz ein bedeutsames Ereigniß, welches auch seine eigenen Arbeiten und persönlichen Umstände gänzlich änderte. Zur Besitznahme der Nicobaren war im Herbst 1755 ein dänisches Schiff abgesegelt. Die Expedition glückte, und weil unter der auf einer Insel zurückgelassenen Besatzung sowohl europäische wie tamulische Christen sich befanden, so konnten die Missio-

nare eine wiederholte Aufforderung der Regierung, einen aus ihrer Mitte vorläufig auf ein halbes Jahr zur Recognoscirung einer zweiten Expedition beizugeben, nicht von sich weisen. Poltzenhagen, durch Stimmenmehrheit erwählt, übernahm willig den Auftrag, und ging am 31. August 1756 an Bord. Am selben Tage noch verließ Schwartz sein bisheriges Quartier, um in Poltzenhagens Wohnung überzusiedeln und die Inspection der portugiesischen Schule zu übernehmen, während Dame in seine Stelle bei den jüngeren tamulischen Klassen trat. Seine nunmehrige Arbeit beschreibt er in folgenden Worten: „Des Morgens halte von 6—7 Uhr die Betstunde, in welcher das Neue Testament in der Ordnung gelesen und etwas über ein jedes Kapitel catechetice gesagt wird. Des Montags und Donnerstags von 9—10 wird die Ordnung des Heils tractirt. In der portugiesischen Gemeinde predige ich alle vier Wochen einmal, indem ich die Predigten in der malabarischen Gemeinde in der Stadt und in Bethlehem noch mitverrichte, auch das Ausgehen auf die Dörfer zu Christen und Heiden fortsetze. Diese Arbeit an der portugiesischen Gemeinde und Schule habe nur bis zur Rückkunft des Herrn Poltzenhagen übernommen. Der erbarmende Gott verleihe Licht, Gnade und Kraft, wie auch Segen zur Arbeit." Es ist ein Beweis von Schwartzens nicht geringer Tüchtigkeit, daß ihm ohne Weiteres die Mitbesorgung der portugiesischen Gemeinde übertragen werden konnte. Andrerseits erkennt man auch aus der Fassung dieses Berichtes, daß er selbst die Arbeit am eigentlichen tamulischen Volke als seine Hauptaufgabe betrachtet, nur aushülfsweise widmet er sich den Portugiesen, und auch dabei läßt er sich das tamulische Predigen und Ausgehen unter die Heiden nicht nehmen. Sobald Poltzenhagen zurückkehrt, will er wieder ganz den Tamulen sich widmen, aber Poltzenhagen kehrte nicht zurück, und so drohte denn die große Gefahr, daß Schwartz seinem eigentlichen Berufe entzogen wurde.

Nach achttägiger Reise schon hatte Poltzenhagen sein Ziel erreicht. Mit großem Eifer unterzog er sich seiner Aufgabe, mit Hülfe des Portugiesischen erforschte er die Nicobarischen Wörter und begann ein Verzeichniß anzulegen. Unermüdet suchte er Land und Leute und vor allem ihre religiösen Anschauungen kennen zu lernen. Da brachen ansteckende Fieber unter der dänischen Besatzung aus, täglich mehrere Todesfälle, er eilt von Krankenlager zu Krankenlager, tröstet und reicht das Sacrament, nur drei sind noch gesund. Am 19. November legt auch er sich, ergeben in den Willen seines Gottes, zwei Tage später muß er vor Schwäche die Führung des Tagebuchs abbrechen, und am

28. November am ersten Adventssonntage war sein letztes Stündlein gekommen. Als am 11. Januar 1757 ein dänisches Schiff in Tranke-bar von den Nicobaren landete, überbrachte sein Diener die Trauer-nachricht, erzählte von seinem seligen Ende und überreichte seine von großem Fleiß zeugenden interessanten Tagebücher und letzten Aufzeich-nungen. Wie große Betrübniß in den Gemeinden und unter den Missionaren entstand, und wie tief namentlich Schwartz seinen Jona-than betrauerte, läßt sich leicht ermessen. Als nächster Freund des Verstorbenen und einziger persönlicher Bekannter seiner Familie, der er auch noch von Indien aus geschrieben, hatte er nun die traurige Pflicht die Hinterlassenschaft zu ordnen und den trauernden Verwandten die nöthigen Nachrichten zu geben. Diese Briefe sind uns leider nicht erhalten, in einem Briefe an seine eigenen Eltern, die ja auch den verstorbenen Freund in Sonnenburg einst kennen gelernt, gedenkt er jedoch des Trauerfalls: „Auf einer der Nicobarischen Inseln hat Gott unsern lieben Bruder Herrn Poltzenhagen abgerufen, wohl zu-bereitet und also selig, im Glauben an Jesum. Sein Tod ist mir über die Maßen schmerzhaft gewesen. Nun der HErr lehre mich be-denken, daß auch ich sterben müsse. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit mei-nem Ende gut."

Dieser betrübte Todesfall lenkt demnach die Blicke wieder auf die Heimath und legt die Frage nahe, welche Veränderungen im Kreise der Bekannten und Verwandten inzwischen mögen vorgekommen sein, zunächst im Hause Prof. Francke's und weiter in Halle. Jene Reise nach Pöltzig, woselbst Francke zu einer Brunnenkur sich aufhielt, ver-schaffte den jungen Missionaren zugleich die sehr angenehme Bekannt-schaft der künftigen Frau Professorin, denn Francke verlobte und ver-ehelichte sich im nächsten Jahre mit der „den neuen Herrn Missionarien wohlbekannten Fräulein von Gersdorff, die bisher sich zu Pöltzig auf-gehalten." In Folge dieses Umstandes sind auch deren Briefe an Francke herzlicher und familiärer gefärbt. Francke's Beispiel folgte sein Privatsecretair Seb. Fabricius. Seit 1752 dem kränklichen In-spector der Bibelanstalt Grischow adjungirt mit dem Recht der Nach-folge, war er in das obere Stockwerk der Bibelanstalt gezogen und hatte sich mit einer Lippstädter Pfarrerstochter, die lange Jahre bei der Pöltziger Herrschaft*) gewesen, verheirathet. Fabricius aber be-

*) Schwartzens persönliche Beziehungen zur gräflichen Herrschaft erloschen

hielt neben dem neuen Amt doch die Besorgung der Correspondenz, er ist auch der Concipient der „Relationen", welche alljährlich für Indien und Nordamerika abgefaßt wurden, jene auswärtigen Freunde in genauester Kenntniß der Heimath zu erhalten. Diese Relationen sind eine wahre Fundgrube für die specielle Personalgeschichte jenes Zeitraums und für das Verständniß und zur Ergänzung der Missionscorrespondenz sehr werthvoll. Manche genauere Notiz dankt auch diese Erzählung den Relationen von Fabricius. Freund Backe war 1750 Inspector der deutschen Knabenschule geworden. Als im Beginn des Jubiläumsjahres die Missionare sich große Hoffnungen über bevorstehende schnelle Ausbreitung des Evangeliums machten, hätte Schwartz gar zu gern den lieben Freund nach Indien gezogen. „Sollte der gnädige Gott, wie wir glauben, seinem Worte weitere Bahn und Lauf verschaffen, würden Ew. Hochw. wohl väterlich sorgen, daß wir neue Gehülfen bekämen, sonderlich wo Herr Maderup zu repatriiren von dem hochlöblichen Missionscollegium Erlaubniß bekäme. Da wünschte ich wohl, wenn es möglich, den redlichen Herrn Backe hier zu sehen. Doch das sind nur meine einfältigen Gedanken. Des Herrn Wille geschehe." Als dieser vom 9. Februar 1756 datirte Brief in Halle ankam, war Backe gerade als Conrector nach Salzwedel abgegangen, wahrscheinlich durch den gemeinsamen Freund Hindenburg dahin gezogen, welchen ein von Schwartz an ihn 1755 eingelaufener Brief schon als Pastor in dem nahen Arendsee fand. Ein auch mit Briefen von Schwartz bedachter Specialcollege der Inspector der Mägdlein-Schule Jagemann von Wesel war zu Pfingsten 1756 als Pastor nach Hohenthurm bei Halle berufen, aber noch im selben Herbst an der Schwindsucht verstorben. Von den theologischen Professoren war Struensee, mit dem Schwartz auch von Indien aus noch correspondirte, zuerst als Propst nach Altona und einige Jahre später als Generalsuperintendent nach Schleswig berufen. Ferner taucht im Briefwechsel der bisher zufälliger Weise noch gar nicht vorgekommene Name eines Freundes auf, welcher den allerregsten und regelmäßigsten Briefwechsel mit Schwartz unterhalten, der auch viele der erhaltenen Antworten in die gedruckten Nachrichten hat aufnehmen lassen, nur ohne Nennung seines Namens. Es ist der aus Küstrin stammende Pastor **Sorge**. Ausführlicheres wird über ihn zuerst in einem Brief Schwartzens vom 29. December 1757

---

bald. Ein Brief an den Grafen vom 17. Januar 1753 mit französischer Adresse liegt noch bei den Acten. Graf Erdmann Heinrich war beim Eintreffen desselben schon nicht mehr am Leben.

berichtet, darnach ist er erst als Schüler auf dem Waisenhaus gewesen und ha sodann an der lateinischen Schule informirt. Im gedachten Jahre hatte er an Schwartz, den er als Schulfreund bezeichnet, ausführlich geschrieben. „In diesem Schreiben bezeugt er eine große Lust in Ostindien den Heiden das Evangelium zu verkündigen, meldet auch, daß er schon etwas von der tamulischen Sprache erlernet bei dem Herrn Missionar Schultze, ja er schreibt sogar, daß wenn er auch schon im Amte stünde, er gar gern dasselbe niederlegen und einen Ruf nach Indien annehmen wollte. Anbei meldet er, was Gott an seiner Seele gethan und wie er ihn durch seinen Geist aus Gnaden zu sich gezogen." Dieser Vorschlag von Schwartz hatte leider dasselbe Geschick, wie vorher die Bitte um seinen Freund Backe. Sorge war inzwischen Pastor geworden zu Schildberg bei Soldin in der Neumark, dem Geburtsorte des Missionars Walther, der auch seine Jugendzeit im dortigen Pfarrhause verlebte. Er hatte bei dem Einfall der Russen sehr viel ausgestanden und berichtete nun genauer an Schwartz über die Verwüstungen seiner Heimath. Eine Berufung als Missionar ging ihm nicht zu. Man sehe wohl, daß er sich im Amt viel kräftiger aufmuntern lassen, da man in der letzten Zeit zu Halle einen rechten Ernst im Christenthum nicht recht an ihm wahrnehmen können. Gemeinde und Patron, die ihn nicht einmal zu einer Collectenreise hätten fortlassen wollen, würden ihn festhalten. „Daher um so mehr alle Reflexion auf ihn wegen der Mission wegfällt, die sonst wegen seines Gemüths und seiner Gabe, sich in alle Umstände zu schicken, wohl bei ihm stattgefunden hätte, durch den Umstand aber, daß er schon im Amt steht, schon an sich selbst einiger Bedenklichkeit unterworfen wäre." Diese Bedenklichkeiten beraubten die Mission des Dienstes zweier Männer, von denen man im Rückblick auf ihre lange treue Amtswirksamkeit und bis ans Ende bewahrte Missionsliebe sagen darf, daß ihre Berufung ein großer Gewinn für die Mission gewesen sein würde. Wenigstens behalten wir aus diesen Verhandlungen den erfreulichen Eindruck, wie Schwartz so sehr in der Mission lebte, daß er auch alle seine persönlichen Beziehungen ihr dienstbar machen wollte.

Den treuen Freund lernen wir ferner als fürsorglichen Bruder und dankbaren Sohn kennen. Nach kaum halbjährigem Aufenthalt in Indien giebt er schon Beweise von solcher Sorgfalt und Liebe, indem er am 9. Januar 1751 an Francke schreibt: „Ich bin in meinem Gemüth gedrungen worden, meinen Eltern was weniges zu senden, und zwar habe ich es übrig behalten von dem Salar, so mir gleich hier ist ausgezahlt worden. Damit ich es nun thun könnte, so habe

mich etwas enger eingeschränkt. Ich bitte, Ew. Hochw. wollen es meinen Eltern durch Jemanden zusenden lassen. Die Ursach, warum ich es gethan, ist die Dürftigkeit meiner lieben Eltern, welche in etwas ist verursacht worden durch die Hülfe, die sie mir in Halle haben gethan. Und weil sie mich so willig gehen ließen, wohin mich Gott rief, so habe sie durch dies wenige zu erquicken gesucht. Zweitens wollte wohl kindlich bitten, wenn es möglich wäre, meinen Stiefbruder (Karl Ludwig) auf das Waisenhaus zu nehmen. Anjetzt würde es noch nicht nöthig sein. Ich habe es nur deswegen geschrieben, damit ich mit künftigen Schiffen davon Nachricht bekäme, ob es möglich oder ob es nicht anginge. Ich wünschte, daß er unter die Waisenkinder genommen und die Wohlthat, die die Waisenkinder genießen, zugleich mitgenießen möchte. Nun ist er keine Waise, daher es auch Schwierigkeit machen wird. Daher wollte wohl anfragen, ob es anginge, will mich auch gern bescheiden, wenn mir dergleichen abgeschlagen wird. Ich wäre auch mit dieser Bitte nicht beschwerlich gefallen, wenn meine Eltern ihn ordentlich als Schüler zu halten vermöchten, und mir möchte es auch sehr schwer fallen dergleichen zu thun."

Die mit diesem Schreiben assignirten 20 Thaler wurden dem alten Vater Schwartz durch Inspector Campe ausgezahlt. Dieser Liebesbeweis und die aus Indien erhaltenen guten Nachrichten versetzten den würdigen Meister und seine ganze Familie in eine unbeschreibliche Freude. Der Inspector kann als Dank zum Preise des treuen Gottes eine gar angenehme Nachricht von des lieben Vaters und mehrerer Anverwandten seligen Veränderung beifügen. Dem Bruder Karl Ludwig wird seiner Zeit zwar nicht die Aufnahme unter die Waisenknaben, aber auf die lateinische Schule zugesagt, wo ihm außer den gewöhnlichen Wohlthaten noch besondere Vortheile sollen zugewandt werden. Am 23. October 1752 erfolgt auf diese erfreulichen Nachrichten die Antwort: „Sollte mein Vater es nöthig haben, so wird er vielleicht sich noch etwas ausbitten, welches ihm auf meine Rechnung auch zu geben bitte. Er hat bei seiner Armuth sich als ein sehr zärtlich gesinnter Vater bewiesen, und nicht von seinem Ueberfluß, sondern von geliehenem Gelde mir etwas zufließen lassen, davon er vermuthlich noch jetzt die Zinsen geben muß. Daher es wohl göttlichem Willen gemäß zu sein erkenne, daß ihm wieder wenigstens ein dankbar Gemüth zeige, denn seine Liebe kann ich ihm mit einigen Thalern nicht vergelten. Was meines kleinen Bruders Reception betrifft, so danke herzlich für die gütige Anerbietung. Daß er nicht füglich unter die Waisenkinder aufgenommen werden konnte, erkannte bald, ehe ich den

Brief schrieb. Unterdeß schrieb ich es doch, vermuthlich aus Unglauben, weil ich nicht geglaubt, daß er auf andre Art würde unterhalten werden können. Trachtet er nur nach der Ermahnung des Herrn Jesu, erst ins Reich Gottes einzugehen und ein Kind des Vaters, der im Himmel ist, zu werden, so wird er die väterliche Fürsorge täglich erfahren, so daß ihm sein Brot wird gegeben werden und ihm sein Wasser gewiß sein wird." Nachschrift: „Wenn Ew. Hochw. meinem Vater zehn Thaler zusendeten, ohne daß er deswegen Ansuchen thut, wäre es mir sehr angenehm."

Als dieser Brief geschrieben wurde, war schon über Sonnenburg ein großes Unglück hereingebrochen, und der Vater nahm gern die angebotene Unterstützung doppelt an. Am Bußtag vor Pfingsten 1752 entstand bei heftigem Sturm in einem Hause nahe dem Kirchhof der Vorstadt ein entsetzlicher Brand. Die Gottesackerkirche, die Vorstadt bis auf einige Häuser, die Hälfte der Stadt bis ans Inspectionshaus, das auch von der Flamme schon ergriffen, wurde eingeäschert. Nur der äußersten Anstrengung gelang es die schöne Pfarrkirche zu retten. Auch Schwartzens Geburtshaus brannte nieder. Gleich ist er mit seiner Hülfe zur Hand, denn jene erste Unterstützung erschien ihm bei Weitem nicht genügend: „Es haben meine Eltern mir in diesem Jahre berichtet, wie bei der Feuersbrunst, womit Gott die Stadt Sonnenburg heimgesucht, auch ihr Haus und Hof in Asche geleget. Weil ich nun in dieser Noth ihnen meine kindliche Dankbarkeit gern in etwas bezeugen wollte, so hatte mir vorgenommen, ihnen 50 Thaler reichen zu lassen. Weil aber ein redlicher Lieutenant (Strobel) diese Noth erfahren, so kam er von freien Stücken und sagte: Ich will Ihren Eltern 30 Thaler schicken. Ich deprecirte es zwar, allein er sagte, daß ich ja ihm nicht wehren könnte, wozu ihn Gott selbst ohne mein Gesuch willig gemacht. Hierauf habe es also mit Danksagung angenommen." Aus den Kopenhagener Acten ist durch Fenger noch ein anderer schöner Zug ans Licht gestellt, über den die Halleschen Berichte schweigen, daß nämlich Schwartz sich mit Sendung dieser 80 Thaler noch nicht genug gethan, und daß er in Ermangelung baaren Geldes seine silberne Uhr zum Verkauf nach Kopenhagen mit einem von kindlicher Liebe zeugenden Briefchen übersandt hat. Justizrath Finckenhagen übermittelte die in öffentlicher Auction gebotenen 14 Thaler und 3 Schilling nach Sonnenburg.

Ein Jahr später finden wir den inzwischen zum Capitain avanirten Strobel wieder in einem Liebesstreit mit seinem Hausgenossen Schwartz. Strobel wies wiederum 25 Thaler für Sonnenburg an.

Schwartz glaubte, es sollte eine Art persönlicher Ersatz für die Gewährung des Logis sein, was aber Strobel durchaus nicht zugab, und demnach auch wieder seinen Willen durchsetzte. Mit Beginn des siebenjährigen Krieges stockten auch Schwartzens Nachrichten aus der Heimath, aber wenn er auch über drei Jahre keine Nachrichten erhielt, setzte er doch die Unterstützungen von seinem geringen Einkommen fort; namentlich als sein Bruder das Alter erreichte, um auf den Halleschen Schulen aufgenommen zu werden, reichte er im Voraus die Mittel für die Reise und erste Einrichtung dar. Es hat sich aus dieser Zeit ein einziger Brief an die Eltern erhalten, der aus später zu erzählenden Umständen unbestellt geblieben, hier als Denkmal kindlicher und brüderlicher Liebe stehen soll:

Meine in dem HErrn Jesu herzlich geliebten Eltern!

Da ich glaube, daß in wenig Wochen ein Schiff von hier abgehen werde, so schreibe diese Zeilen an Sie. Zuvörderst preise Gott mit Ihnen, der in aller Noth, innerlich und äußerlich, so väterlich Ihnen geholfen. Nun sein Name sei dafür gelobet und angebetet! Er wird und wolle uns doch von allem Uebel erlösen und aus Gnaden um des Blutes seines Sohnes willen aushelfen bis in sein himmlisches Reich, da denn alles Weinen und Klagen ewig wird weichen, Freude und Wonne uns aber ergreifen. So lange wir aber noch in der Wüsten dieser Welt wallen, wolle er unsere Seelen mit seinem göttlichen Lichte erleuchten, daß wir lernen erkennen, wie die ganze Welt und alles, was sie hat, nichts als Schaden sei gegen das überschwängliche Erkenntniß Jesu Christi unsers Herrn. Und durch dies kräftige und durch seinen Geist gewirkte Erkenntniß wolle er unser Aller Herzen mächtig von der Welt abziehen, uns aber zu Christo seinem Sohn und zur gläubigen Ergreifung desselben ziehen. Ach ja, das wolle der erbarmende Gott an Ihnen in Europa und auch an mir in Indien thun. Das wünschet und verlanget meine Seele. Jesum Christum den theuern Heiland recht zu erkennen, mit ihm innigst vereinigt zu werden, seiner Büßung und des Segens derselben immerdar durch den heiligen Geist zu genießen, ihm kindlich anzuhangen und demüthig zu dienen, ihn zu lieben und zu loben, darnach hungert und dürstet meine Seele. In dieser Schule des Herrn Christo habe ich wohl kaum das ABC gelernt. Beten Sie für mich, daß mich der Herr Jesus zu seinem lautern und treuen Knecht mache. Und das ist auch mein Wünschen Ihretwegen. Der aber, der mehr thun kann, als wir bitten und verstehen, wolle alles Seufzen gnädiglich erhören. Wie

würden wir uns freuen, wenn wir uns einmal vor dem Thron des Herrn Jesu mit Freuden antreffen sollten. Es müsse ja doch Keiner von uns dahinten bleiben!

Eben dieses bitte meiner lieben ältesten Schwester vorzulesen. Eins ist Noth, Maria hat das beste Theil erwählet. Luc. 10. Der Herr Jesus wolle auch sie zu einer solchen Maria machen, die mit Verachtung des Irdischen das einige Nothwendige erwähle. So denn bitte und lasse sie bitten, ihren Vater und Mutter nicht gering zu halten. Wir haben in der Jugend das vierte Gebot genug übertreten und genug abzubitten. Da wir nun zu mehrern Jahren gekommen, sollen wir es ja auch nun durch die Kraft Christi besser machen. Meine übrigen lieben Geschwister grüße ich herzlich und auch meine recht zärtlich geliebte Anna Elisabeth, welche vor zwei Jahren zum ersten Mal zum heiligen Abendmahl gegangen. O daß sie doch dem Herrn Jesu in rechtem Glauben und rechter Liebe ewiglich anhangen möchte! Ich stelle mir nun vor, daß Dorothea Luise und Anna Elisabeth als liebe Kinder Gottes auch den Eltern fein gehorsam und folgsam sein werden.

Was meinen Bruder Karl Ludwig betrifft, so schreibe ich mit dieser Gelegenheit an den Herrn Dr. Francke, um ihn ins Waisenhaus zu Halle aufzunehmen. Als Waisenkind kann er nicht angenommen werden, weil seine beiden Eltern noch leben. Daher jährlich etwas wird müssen gegeben werden. Ich will an meinem Theil gern thun, was ich kann, werde auch jetzt an Herrn Dr. Francke schreiben, daß er 10 Thaler für ihn behalten solle, 10 Thaler aber Ihnen zusenden solle, damit Sie ihn nach Halle senden können. Wird er sich fein Gotte ergeben, so wird ihm Gott auch helfen. — — Hiermit schließe ich, da ich auch etwas matt bin von Zahnschmerzen, so ich seit zehn Tagen abwechselnd gehabt habe, übergebe Sie, meine lieben Eltern, Geschwister, Schwager und übrigen Freunde der Gnade Jesu Christi und verharre lebenslang meiner in dem Herrn Jesu herzlich geliebten Eltern

Tranckebar, den 29. December 1757.

gehorsamster Sohn
Christian Friedrich Schwartz.

Als endlich am 20. November 1759 wieder Briefe eintrafen, meldeten sie eine dreifache Todesbotschaft aus Sonnenburg. Die beiden jüngsten Schwestern waren gestorben, zuerst die im Herbst 1752 geborene Eva Maria am 16. März 1758 und grade zwei Monate

später auch Maria Sophia, und wieder nach nur einem Monate am 17. Juni 1758 folgte seinen jüngsten Töchtern der würdige Meister Georg Schwartz, nachdem er sein Alter auf 67 Jahre gebracht. Der Brief, in welchem Inspector Campe dem fernen Sohne „die erbaulichen Umstände seines seligen Abscheidens" ausführlich gemeldet, ist nicht erhalten, nur Francke's Notiz, daß der Sohn darüber Gott loben werde, der an seinem seligen lieben Vater solche Barmherzigkeit erzeiget und ihn selig vollendet. Auf flehentliches Bitten des schwer erkrankten Greises hatte ihm Francke umgehend 50 Thaler geschickt, durch welche Sendung ihm denn noch bis an sein letztes seliges Ende eine Erquickung bereitet wurde. Karl Ludwig war sofort nach diesem Trauerfall unter die Waisenknaben aufgenommen. Während drüben der besorgte Sohn sich noch ängstigte wegen der aus den Zeitungen ersehenen Annäherung der Russen, die ja auch die ganze Neumark schrecklich verwüsteten und Küstrin zu einem Schutthaufen machten, war also der alte Vater schon allem Leid und aller Unruhe dieser Erde enthoben. Schwartz schrieb als Antwort auf diese Trauernachrichten am 10. Januar 1760 herrliche Worte, bei denen man in Zweifel steht, ob man mehr den Vater, welchem ein solches Zeugniß gegeben wird, oder den Sohn, welcher sich selbst durch diese Aussprache unbewußt ehrt, lieben und achten soll. „Insonderheit hat die Liebe, so Ew. Hochw. meinem nun seligen Vater auf seinem Kranken- und Sterbelager erwiesen, mich einige Tage lang zu Freudenthränen beweget. Schwerlich hätte mir im Leiblichen eine größere Wohlthat erzeigt werden können als diese, daß Dieselben meinen armen und kranken Vater so liebreich erquicket. Der Herr Jesus gedenke Ihrer dafür im Besten, er kröne Dero Arbeit mit überschwänglichem Segen, versüße Dero Leiden und erquicke Dieselben reichlich, wenn die Zeit des Abscheidens kommt, auf Dero Siechbette, ja erfreue Sie ewig vor seinem Angesichte. Nie werde diese Liebe, meinem überaus zärtlich geliebten Vater erwiesen, vergessen, so lange ein Odem in mir ist. Die herzliche Sorgfalt meines seligen Vaters für meine Auferziehung; die willige Darreichung alles Dessen, was dazu nöthig war, sollte es auch mit Aufnehmung von Schulden geschehen, die willige Dimission, so er mir zu meiner Reise nach Indien ertheilte mit den letzten Worten: Vergiß deines Vaters Hauses, und endlich sein väterlicher Segen, so ich höher als viele Schätze achte, machen es, daß ich ihm nachweine und doch auch nachjauchze. Vergesse ich seiner Liebe, so werde meiner Rechten vergessen. In dieser Absicht gereicht es mir zur innigsten Freude, daß Ew. Hochw. ihm in seiner Armuth und Krankheit etwas zur Er-

quickung gesendet. Mit innigstem Vergnügen will und habe es ersetzt an die hiesige Missionskasse. Es ist mir dabei oft lebhaft ins Gemüth gefallen, wie gut es sei, wenn Eltern nicht abgöttischer Weise an ihren Kindern kleben und sie daher nicht wider den Willen Gottes bei sich zu haben begehren, sondern Gott freie Hand lassen, sie zu gebrauchen, wo er will. Wer weiß, ob ich meinem seligen Vater im Geringsten hätte beistehen können, wenn ich in Deutschland geblieben. Vielleicht hätte ich ihm noch weniger etwas mittheilen können als aus Indien geschehen. (Dieses führte mir der rechtschaffene Herr Pastor Weise schon in Halle zu Gemüth). Es gab mir auch einen Eindruck, da ich hörte, wie er gegen die Personen, so seinen Consensus zu meiner Reise nach Indien als thöricht ansahen, bezeuget, daß er glaube, es würde ihm auf dem Todtenbette Noth machen, wenn er mich zurückhalten wollte. Der Herr Jesus drücke es mir doch recht ins Herz, was in dem schönen Liede „O Lamm Gottes" am Ende des 26. Verses stehet: Was verläugnet, was gelitten, wird dein Segen überschütten."

Dieselbe Liebe erweist Schwartz nach des Vaters Tode auch noch ferner der Mutter und den Halbgeschwistern, obgleich sich herausfühlen läßt, daß er vom geistlichen Leben der Mutter keine sehr hohe Meinung hat. Als er im September 1761 in den Zeitungen des Jahres 1760 die Trübsal las, welche über sein Vaterland ergangen war, wurde er von inniger Wehmuth ergriffen. „Dabei habe auch an meine arme Mutter und Geschwister gedacht, von welchen nun in zwei Jahren nichts erfahren habe. Die Noth wird sie ohne Zweifel sehr ergreifen. Ach möchte sie sich doch dadurch zu dem rechten Helfer treiben lassen." Gleichzeitig weist er für sie 25 Thaler an. Die wurden aber ebenso wenig ausgezahlt, als eine andere Summe, welche Francke durch Campe aus englischen Collecten ihr zu zahlen aufgegeben hatte. „Anno 1760 den 18. Mai starb Frau Anna Louise Schwartzen, alt 44 Jahre," sagt das Sonnenburger Kirchenbuch aus und mehr enthalten auch unsere Quellen nicht, nur fügt Francke aus einem Brief des Inspectors Campe noch die Notiz bei, daß die Geschwister keine Beihülfe nöthig hätten, nachdem sich zu der einen Tochter ein Bräutigam gefunden, der Vermögen habe und sich der übrigen Kinder annehme. Es ist die älteste Halbschwester Dorothea Louisa gemeint, welche im December 1760 mit dem Bäckermeister Georg Wilhelm Gädicke zu Sonnenburg copulirt wurde. Die angewiesene Summe wurde demnach wieder nach Indien gesandt und mit Freuden angenommen, denn Schwartz hatte sich alle jene Gelder eigentlich am Munde abgespart, wie er nun selbst unwillkürlich gesteht: „Die Be-

trachtung der Kriegsumstände bewegte mich, aus allen Kräften zu helfen. Da aber meine Geschwister es nicht so nöthig haben, so werde nun damit inne halten, zumal ich bei meiner Schwächlichkeit auch einer mehrern Pflege jetzt bedarf."

Eine ganze Reihe von Todesfällen in dem Schwartz nahestehenden heimathlichen Kreise waren jetzt schon zu berichten, und da neue persönliche Beziehungen von der Ferne aus schwer geknüpft werden können, so schließen sich solche Lücken nicht wieder, die Verluste sind in gewisser Beziehung unersetzlich, denn der Beziehungen des Missionars zum Heimathlande werden immer weniger, mag auch das Herz noch so warm schlagen. Zu den bisherigen Trauermeldungen kam aus demselben Jahre, da die Mutter starb, noch eine zweite. Wie erwähnt, fand der ältere der beiden Halbbrüder nach des Vaters Tode sogleich Aufnahme im Halleschen Waisenhause. Dort fand er am alten Missionar Schultze einen zweiten Vater, der ihm manche, freilich nicht nöthige Beihülfe gewährte, und auch nach Indien häufig gute Botschaft sandte, welche mit großem Dank entgegengenommen wurde, wie denn Schwartz ihm am 12. Januar 1760 schrieb: „Was Dieselben von meinem Bruder gemeldet, ist mir sehr angenehm. Wird er nur erst sein Herz Gott ergeben, so wird der treue Gott, der ein Vater der Waisen ist, ihn nicht verlassen noch versäumen, und sein Zunehmen im Lernen wird auch gewiß größer sein, als wenn er ohne Furcht Gottes dahin geht. Ew. Hochwohlehrwürden bitte anbei kindlich, ihn als Vater zu vermahnen und auf ihn soviel als möglich mit Acht zu haben, daß er nicht auf Abwege gerathe."

In den Missionssachen bewies Schultze bis zuletzt sein reges Interesse, aber er wurde auch immer krittlicher, so daß seine Eingaben und Vorschläge ans Missionscollegium den Missionaren zu Zeiten höchst unbequem wurden. Er war schriftstellerisch thätig bis zum letzten Athemzuge; leider läßt sich nicht sagen, daß er mit Glück aufgetreten sei und viel Nutzen dadurch geschafft habe. Arnd's wahres Christenthum und Paradiesgärtlein, welche nach von J. Ph. Fabricius eingeholtem Gutachten als die besten Manuscripte tamulisch in Halle gedruckt wurden, werden jedoch bis auf den heutigen Tag noch von den tamulischen Christen eifrig gesucht und öfter schon ist eine verbesserte Auflage begehrt. Die in der Canstein'schen Bibelanstalt gedruckten Teluguschriften als Luther's großer und kleiner Katechismus, Heilsordnung, hundert Lebensregeln, Gespräch von Christo, Arnd's Paradiesgärtlein würden sicherlich jetzt mit Freuden auch in ihrer unvollkommenen Gestalt von den Hermansburger Missionaren angenommen

und als Grundlage zu neuen Uebersetzungen benutzt werden, wenn sie nur erst wieder aufgefunden wären. Leider waren bis jetzt alle Bemühungen erfolglos. Die Hindostanischriften als Grammatik, Matthäusevangelium, Prophet Daniel, erster Theil der Psalmen sind später in Schwartzens Händen doch noch von einigem Nutzen geworden. Die Anzahl der Manuscripte, welche er hinterlassen, muß außerdem ganz bedeutend gewesen sein. Aus einem vorliegenden Verzeichnisse heben wir hervor auf Telugu: Die ganze Bibel, Arnd's wahres Christenthum, Grammatik, Telugo-tamulisches biblisches Vocabular, Religionsgespräch eines Telugupriesters mit fünf Brahminen, 27 Gespräche zur Veranschaulichung der Sitten und Anlagen der Telugus,*) Thomas a Kempis, Papstverbrennung oder Historische Erzählung, warum jährlich am 5. November a. St. das Bild des Papstes in Madras verbrannt wird. Letzte Schrift zugleich tamulisch, wie auch eine andere Schrift gegen das Wunderkreuz auf dem großen Thomasberge, sogar ein Compendium der Astrognosie auf tamulisch wird aufgezählt, auch hat er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Madras die anglikanische Liturgie, das common prayer-book, ins Tamulische und den dazu gehörigen Katechismus auch ins Telugu übersetzt. Im Missionsarchive zu Halle liegt von allem jetzt nur noch ein Katechismus auf Hindostani, der jedoch die lutherische Erklärung nicht befaßt, und die deutsche Uebersetzung einer in Hindostani geschriebenen Widerlegung des Koran. Nach einem am 15. März 1760 für die Missionare verfaßten Memoriale hat er sogar den kleinen Katechismus und ein ander Büchlein in Sanscrit verfaßt und bei sich in guter Verwahrung. Schade daß so viel Fleiß und Begabung sich so verzettelte, fast hätte er schließlich noch den Schmerz erlebt, eine andere tamulische Bibelübersetzung als die seinige in die Hände zu bekommen.

Es ist schon verschiedentlich angedeutet, wie eifersüchtig er in diesem Punkte war, so daß selbst bei Meldung seines Abscheidens es nach Indien noch darüber zu berichten gab. Wir geben diese Meldung nach einem Briefe

*) Das ursprünglich in Telugu verfaßte und kurz „Madras" citirte Buch erschien 1750 zu Halle in englischer Sprache unter dem Titel: The large and renowned town of the English nation in the East-Indies upon the coast of Coromandel Madras or Fort St. George, representing the genius, the manners, the carriage, the behaviour and the very character of the natives; likewise their torade and house-keeping; the product of the country and usefulness of the gardens, by way of thirty familiar Dialogues." Es ist ein seltenes und seltsames Büchlein von 122 Seiten, welches für die Localgeschichte von Madras einiges Interesse hat und Stellenweise von den Madras-Zeitungen zur Erheiterung als Feuilleton wieder gebracht werden könnte.

des Inspectors Fabricius an seinen Bruder in Madras vom 8. December 1760: „Bei dem neuen Abdruck der Version des Neuen Testaments, wie derselbe nach deiner Arbeit und genommenen Abrede in Trankebar vom Anfange der zweiten Epistel an die Korinther zu Ende gebracht worden, ist nichts weiter zu erinnern, da der Herr Dr. Francke seine Zufriedenheit über diese mit allgemeinem guten Einverständnisse der sämmtlichen Herren Missionarien zu Stande gebrachte heilsame Sache bereits vorher bezeuget, und der liebe Bruder auch in dem heute an mich eingelaufenen Briefe vom 24. December 1759 nochmals versichert, daß du mit allem vollkommen zufrieden seiest, was diesen letzten Theil des Testaments betrifft. Unser alter Herr Missionarius Schultze ist am verwichenen 25. November im 72. Jahr seines Alters, wie man mit Grund hoffen kann, im Herrn selig eingeschlafen. Er hat außer seinem beständig fortgedauerten Asthmate convulsivo keine besondere Krankheit und Bettlägerigkeit ausgestanden. Ich bin bei seinem Tode gewesen, ob ich gleich wegen schon überhand genommener Schwachheit nicht viel mit ihm reden und keine Antwort verstehen können. Es war ein besonderer Umstand, daß er ungefähr drei Wochen vorher expreß zu mir herüber kam, weil er aus dem von Trankebar überschickten gedruckten Zettel und dem darauf befindlichen Bibelspruch eine Veränderung der Version wahrgenommen, worüber er sich beschwerte und vorgab, daß es poetisch sei und er es selber nicht verstünde. Wie nun bisher alles, was wegen der neuen Version vorgegangen, sorgfältig vor ihm verborgen gehalten worden, so ließ ich mir auch weiter nichts merken und stellte ihn damit zufrieden, daß ich versprach mit Dr. Francke deshalb zu sprechen." Eine Antwort darauf hatte er dann nicht mehr erlebt. Auf dem St. Georgen-Gottesacker zu Glaucha wurde er nach seiner ausdrücklichen Anordnung in der Stille begraben. Fast scheint es nach Schwartzens Briefen aus dem Jahre 1760, ihm lag als Landsmann die fortdauernde Correspondenz ob, als habe man Schultze's baldiges Ende erwartet; im ersten Briefe wünscht er ihm, der Herr wolle, wenn seine Stunde gekommen, ihn im Frieden zu sich nehmen, und der letzte schließt: „Möchte es doch bald heißen, daß Gott unserm lieben Vaterlande wieder Frieden gegeben. Der erbarmende Gott schenke es aus Gnaden um Christi willen. Ew. Hochehrwürden aber wolle er in Dero hohem Alter mit seiner Gnade stündlich nahe sein, Sie stündlich erquicken, mit seinem Heil laben und dann ewiglich in seinem Reiche erfreuen. Meine lieben Brüder vereinigen sich in diesem Wunsche." Schultze's Gedächtniß, so schließen wir mit Niekamp, wird in der Mission in Segen bleiben, obgleich Art und Weise seines Auftretens nicht immer gebilligt werden konnten.

Schwartzens letzter Brief an Schultze vom 2. October 1760 möge uns nun wieder nach Indien zurückversetzen, wo wir die Ereignisse der letzten Jahre nachzuholen haben.

„Der gnädige Gott hat das Missionswerk väterlich erhalten. Die sämmtlichen Missionarien, meine geliebten Brüder, befinden sich sämmtlich wohl, wie auch die beiden Landprediger. P. Ambros kränkelt zuweilen und wird schwach von wegen der güldenen Ader, die ihn oft beschwert. — Da nun Kudelur von den Engländern wieder eingenommen ist (am 5. Mai 1758 nach der Eroberung durch die Franzosen waren die Missionare nach Trankebar geflohen), so ist der Herr Hüttemann den 17. September a. c. wieder dahingegangen, um die zerstreuten Schafe zu sammeln. Er hat zuerst in dem Missionshause Gottesdienst gehalten, weil die Kirche noch allzu unrein ausgesehen. Gott wolle sein Werk allda in Segen und gleichsam aufs neue fortführen und befestigen. Herr Kiernander (welcher im September 1758 mit seiner Familie ungeduldig von Trankebar nach Kalkutta gegangen) befindet sich noch in Bengalen und arbeitet an Kindern und Erwachsenen." Krieg überall in Europa und Indien, aber Trankebar eine Friedens- und Zufluchtsstätte. „Wir genießen durch die Erbarmung Gottes bisher eines guten Friedens, Gott lasse uns diese Ruhe recht anwenden," ähnliche Wendungen finden sich häufig in den Schwartzeschen Briefen jener Periode. So hatte also Hüttemann ruhig die feindliche Occupation Kudelurs in Trankebar abwarten können, und das Unglück vor Menschenaugen wurde unter Gottes Leitung sogar die Veranlassung zur Gründung der so lange geplanten Bengalischen Mission in Kalkutta.

Eine den Missionaren nicht so angenehme Folge der dänischen Neutralität trat mit jener den Engländern günstigen Wendung des Kriegsglückes ein. Als das benachbarte französische Kareikal erobert und noch mehr als auch Pondischery bedroht ward, wurde Trankebar von Jesuiten und ihren Schülern förmlich überschwemmt. Die fremden Gäste ließen sich bald häuslich nieder, veranstalteten prächtige Processionen, begannen sogar eine neue Kirche zu bauen. Was aber den Missionaren am allerwehesten that, war der Umstand, daß unter den Flüchtlingen auch eine ganze Zahl ihrer ehemaligen Gemeindeglieder sich befanden, welche abtrünnig geworden offen bei den Processionen mit herumzogen und auch noch treugebliebene Verwandte zum Schwanken brachten. Oft wurde da in den Conferenzen besprochen, ob man beantragen sollte, gegen diese Abtrünnigen die Strenge der Gesetze in Anwendung zu bringen und demnach Ausweisung zu beantragen, aber stets fiel der Schluß dahin aus, es seien

solche Zwangsmaßregeln dem Sinne Christi nicht gemäß. Am wenigsten ängstlich war Schwartz, er theilt in einem Briefe mit, wie er die neue Arbeitsgelegenheit lebhaft benützte: „Wir haben Römische in großer Menge allhier und also auch Gelegenheit an ihnen zu arbeiten. Gar viele erkennen wohl, was das reine Evangelium für einen Vorzug habe vor den das Gewissen verwirrenden Menschenlehren. Wenn wir daher in den Häusern katechisiren, so invitiren wir sie liebreich anzuhören, da wir dann erstlich catechetice die Grundlehren von dem Verderben der Menschen, von Christo und der durch ihn gestifteten vollkommenen Versöhnung, von dem Wege und Ordnung seiner ganzen Versöhnung theilhaftig zu werden, handeln, nachher uns freundlich an ihr Gewissen adressiren. Einmal redete mit einem ziemlichen Haufen über Matth. 5, 1—12 und zeigte ihnen, was der Herr Jesus vom Wege zum Leben gelehrt und wie es zu bedauern, daß man von diesem Wege so weit sich entfernt in der Römischen Kirche." Viel näher noch trat die Gefahr von Spaltung und Abfall als unvermuthet in Trankebar eine neue evangelische Mission sich niederließ *).

Am 2. Juli 1760 kamen auf dem Schiff Graf Moltke vierzehn Herrnhuter an, unter ihnen als Aeltester Stahlmann und zwei studirte Missionare Buttler und Völckel. „Kaum waren sie ans Land gestiegen, wurde für sie gesorgt und ihnen Anweisung gegeben, wo sie wohnen könnten (die ersten Missionarien mußten den ganzen Tag auf dem Markt stehen und Keiner sah sich nach ihnen um: doch das ist ein Zeichen, daß sie und das Werk zum Kreuzreiche Jesu gehören). Sie haben ein großes Kapital mitgebracht, etliche sagen 16000 Thaler. Draußen vor der Stadt haben sie Garten und Haus für 1100 Thaler gekauft. In der Stadt suchen sie sich auch große Häuser. Zu uns haben sie sich noch nicht gemacht" schreibt Kohlhoff vierzehn Tage später. Bald darnach besuchten die beiden Studirten Dame, wurden persönlich freundschaftlich aufgenommen, aber empfingen auch die offene Erklärung, daß er gemeinsame Sache mit ihnen nicht machen könne. Als bei einem folgenden Besuche Buttler bat, das Losungsbuch der Brüdergemeinde ihm einzubinden, befragte Dame erst sämmtliche Collegen und nach gemeinsamem Beschlusse wurde es uneingebunden zurückgesandt, weil an-

*) Bezüglich des nun folgenden Berichts habe ich voraus zu schicken, daß im Archiv zu Herrnhut in einem „Missionsversuche" überschriebenen Fache auch die vertraulichen Berichte der Brüdermissionare in Trankebar von mir gesehen worden sind. Die Unitätsdirection aber hat meine Bitte um Zusendung dieser Acten abgeschlagen. Um so mehr halte ich mich verpflichtet, hier nur actenmäßige Mittheilungen über diese seltsame Invasion zu geben.

stößige Ausdrücke und Redensarten darin sich befänden. Damit war natürlich aller persönliche Verkehr abgebrochen.

Buttler legte sich nun auf das Portugiesische, Völckel aufs Tamulische, zur schnellern Erlernung der Sprachen besuchten sie auch fleißig die betreffenden Gottesdienste der lutherischen Missionare und bald verlautete, beide hätten angefangen, Zinzendorfs Berlinische Reden über den zweiten Glaubensartikel zu übersetzen. Am 29. August 1761 landeten wiederum 13 Herrnhuter, darunter ein Arzt, die andern Repräsentanten der verschiedensten Handwerke. Die allgemeine Gunst und Aufmerksamkeit wandte sich den stillen fleißigen Ansiedlern zu, aber immer näher trat darum auch die Gefahr einer Spaltung in den bereits gesammelten Gemeinden, bereits im folgenden September wird sehr bedenklicher Bericht erstattet: „Mit Völckel haben einige Landkatecheten, vornämlich Rajanaiken mehrmalen zu reden gesucht, und weil sich derselbe sehr familiär gegen ihn bewiesen, mit ihm auf Einer Bank gesessen, ihn Thee und Kaffee mittrinken lassen, ihm auch zu einer andern Zeit Früchte aus dem Garten reichen lassen, so ist er völlig bezaubert worden. Sie haben ihnen den Namen Njanigel d. i. Weise gegeben. Dieser ist unter den Heiden sehr rühmlich. Rajanaiken und Schinnappen sein Bruder, den wir wegen vieler Untreue und gegebenen Aergernisse kürzlich vom Amte suspendiren müssen, sind wirklich Willens gewesen, haben auch an Völckel schon den Antrag gethan, die Christen von ihrer Besorgung zu ihrer Gemeine zu bringen; sie sind aber nicht angenommen worden, wovon zum Theil die Ursache mit ist, daß Völckel noch wenig, ohne einen Interpreten zu haben, tamulisch reden kann. Die beiden, so ihnen interpretiren, sind in der tamulischen Schule erzogene und von uns im Deutschen unterwiesene junge Leute. — Der HErr nehme sich selbst seiner Kirche allhier in Gnaden an und bewahre uns wie vor den Wölfen, auch vor den kleinen Füchsen, welche den Weinberg gar sehr verderben und verwüsten dürften."

Bedenkt man die Kleinheit des Trankebarschen Gebietes und die Ueberzahl von Missionaren, die dort lutherischer Seits schon stationirt waren, während so vielen vielen Millionen Heiden an andern Orten das Evangelium noch nicht verkündigt worden, so wird jeder Unparteiische es verzeihlich finden, daß die Missionare nicht ohne Erregung über diese Vorfälle schreiben und sich verpflichtet hielten bei der Regierung anzufragen, ob die Herrnhuter ein königliches Privilegium hätten, in Trankebar eine Mission zu errichten. Der den alten Missionaren sehr gewogene Gouverneur Forch, ein Mecklenburger, ertheilte darauf die klare Antwort, die Herrnhuter seien vom königlichen

Hofe selbst berufen, auf den Nicobaren sich niederzulassen und daselbst Plantagen anzulegen und einzurichten. Auf ferneres Ansuchen der Directoren der Asiatischen Compagnie sei auch die feste Niederlassung in Trankebar mit denselben Privilegien wie auf den Nicobaren gestattet, sie dürften freien Gottesdienst nach ihrer Disciplin halten und an Orten, wo sie einzeln wohnten, sich zu den lutherischen Kirchen halten, auch unter den noch nicht getauften Indianern und andern heidnischen Nationen das Evangelium frei verkündigen. Diese Botschaft wurde natürlich mit großer Verwunderung vernommen und noch mehr stieg das Erstaunen, als zweien Gelegenheit gegeben wurde, einen flüchtigen Blick in das Privilegium „mit seinen ungemein großen und weitläuftigen Freiheiten zu thun, nach welchen unter andern den Predigern der verschiedenen Orte verboten war, wider dieselben zu reden und der ungehindertste Proselytismus jenen erlaubt war. Man muß sich den ganzen scharfen Gegensatz zwischen Halle und Herrnhut vergegenwärtigen, um das Entsetzen der alten Missionare, die den Ruin ihres ganzen Werkes schon gleichsam vor Augen sahen, zu begreifen. Alle ohne Ausnahme, auch Schwartz, unterschrieben jenes Memorial an den Gouverneur, in welchem es hieß: „Dieselben werden bereits hinlänglich unterrichtet sein, wie die Principien, Lehren und ganze Verfassung dieser Gemeinde so beschaffen, daß sie den göttlichen Wahrheiten, welche in der heiligen Schrift und unsern symbolischen Büchern enthalten, schnurstracks entgegen. Bei so gestalteten Sachen ist es für uns eine gänzliche Unmöglichkeit, mit ihnen in eine gottesdienstliche Gemeinschaft zu treten." Ebenso ist von Schwartz in Bezug auf die Herrnhuter der Wunsch mit unterschrieben: „Der Herr Jesus wolle die lautere, reine und vollständige Verkündigung seines theuern Evangeliums unter uns unverrückt erhalten und uns und unsere Gemeinden vor allen seelenverderblichen Irrthümern und Schwärmereien gnädiglich bewahren."

Selbst in den strengsten lutherischen Kreisen wird heute die Brüdergemeinde milder beurtheilt, aber in allen Missionskreisen ohne Unterschied der Richtung wird auch ihre Mission in Trankebar, wenn nicht schwerwiegende Entscheidungsgründe vorgebracht werden, noch heute derselben Verurtheilung begegnen. Den Nicobaren gönnte jeder Freund der alten Mission schon damals nach Poltzenhagen's Tod einen neuen Evangelisationsversuch, aber jeder Unbefangene mußte auch bekennen, daß die großartige Niederlassung in Trankebar und das Erlernen der tamulischen Sprache dadurch nicht erklärt wurden, da ein einziger Factor in Trankebar genügt haben würde, die nach den Nicobaren auslaufenden Schiffe mit allen Nothwendigkeiten zu versehen. Hatten denn

die Missionsfreunde und Vorgesetzten in Halle und Kopenhagen geschlafen und gänzlich ihre Pflicht vergessen, daß sie nicht bei Zeiten der beim besten Willen unausbleiblichen Störung und Verwirrung vorgebeugt hatten, wie es heut zu Tage jedwede Missionsleitung thun würde und müßte?

Francke bekam die erste Kunde von einem den Brüdern ertheilten Privilegium im September 1759 durch einen Candidaten, welcher eine Zeitlang sich zu den Brüdern in Barby gehalten, aber unbefriedigt sich wieder zu Abt Steinmetz nach Klosterbergen begeben und demselben auch berichtet hatte, wie in den öffentlichen Versammlungen der Herrnhuter verlesen worden, daß der König von Dänemark ein illimitirtes Privilegium für Trankebar und alle andern dänischen Besitzungen in Ostindien ertheilt und dabei aufgegeben habe, der alten Mission nicht entgegen zu arbeiten, sondern mit derselben gemeinschaftlich zu handeln. Kurz darnach kam vom Pfarrer Annony in Muttenz bei Basel, einem sehr thätigen Missionsfreunde, die besorgte Anzeige und Anfrage: „Man rühme Herrnhutischer Seits zu Basel, Graf Zinzendorf habe das Königlich Dänische Patent erhalten, das Missionswerk auf der Küste Coromandel zu besorgen und nach seinem Gutfinden einzurichten." Francke schrieb nun schleunigst nach Kopenhagen und erbat sich Auskunft, aber siehe keinem Gliede des Collegiums war bis dahin die geringste Notiz zugegangen, wie Finckenhagen am 9. October berichtete: „Ihre hochgräfliche Excellenz der Herr Präses haben von dem allen nicht das geringste gewußt, mir aber expreß befohlen allen möglichen Fleiß anzuwenden, um gewisse Nachricht davon einzuziehen und dabei Ew. Hochw. zu versichern, daß wenn etwa in künftiger Zeit ein Privilegium, wovon bisher nichts bewußt, sollte verlangt und accordirt werden, würden Höchstdieselben aus allen Kräften sich dahin bestreben, daß selbiges zu keinem Nachtheil für die Mission gereichen sollte." Eben jetzt, „indem nicht das geringste vorhin davon vernommen," erfährt aber auch der Schreiber, daß auf einem nach China bestimmten Schiffe 4 bis 5 Herrnhutische Familien sich einschiffen, welche eigentlich nach den Nicobaren gehen, aber vorläufig aus Mangel directer Gelegenheit in Trankebar abgesetzt werden sollten. Alle Bemühungen, in Kopenhagen über die so geheimnißvoll betriebene Angelegenheit Genaueres zu erfahren, blieben erfolglos. Volle zwei Jahre waren erforderlich, ehe Francke auf einem andern Wege durch Struensee in Rendsburg und den Geheimrath Baron Söhlenthal in Rantzau gewisse Botschaft aus der persönlichen Umgebung des Königs erhielt. Endlich kann Söhlenthal aus dem Munde eines gar würdigen Mitgliedes des

Königlichen Conseils melden, daß im Conseil allerdings ein Privilegium ausgefertigt sei, aber es gehe lediglich auf die Nicobaren und es sei expreß den Brüdern verboten, sich im Geringsten mit der Mission in Trankebar abzugeben. Erst als Francke gewissere Nachrichten aus Indien erhalten und dieselben an Söhlenthal geschrieben, wird von demselben herausgebracht, daß schon am 5. Januar 1759 jene allein die Nicobaren betreffende Acte im Conseil ausgefertigt sei, aber am 19. Januar sei ohne Vorwissen des Conseils eine zweite Verfügung erlassen auch für Trankebar, welche auch daselbst Niederlassung und Anrichtung einer Mission mit ausgedehntesten Freiheiten zugestehe. Nun erst konnten Schritte gegen die „Mission in der Mission" geschehen. Der Minister Bernstorff, Söhlenthal und Struensee vereinigten sich, nach Möglichkeit Schaden abzuwenden und die Concession rückgängig zu machen. Man hatte bald herausgebracht, daß der einflußreiche Graf Moltke, Director der Asiatischen Compagnie, das zweite Privilegium erwirkt hatte und daß dem König offenbar die Tragweite des zweiten Erlasses nicht vorgestellt war, da Se. Majestät niemals in eine Schädigung des alten Missionswerks gewilligt hätten. Es bedurfte also nur einer directen Vorstellung und die Gefahr war abgewandt; dieser Erkenntniß ist es wohl zuzuschreiben, daß Graf Moltke auf Söhlenthal's Vorstellungen durchgreifende Abhülfe verhieß.

Immer aber bleibt es noch unerklärlich, weshalb der inzwischen verstorbene Graf Zinzendorf die Begründung einer Gegenmission in Trankebar betrieben hatte, denn daß die Nicobaren nur Mittel zum Zweck waren, um nach Trankebar zu gelangen, darüber scheint nach den bisherigen Mittheilungen und der ganzen geheimen Art des Vorgehens kein Zweifel zu bestehen. Endlich kam man in Halle auch hier auf die rechte Spur. Als in Dänemark sich jene günstigere Wendung einleitete, erschien in Leipzig, es war im October 1762, bei dem Inspector Fabricius der Syndicus Köber aus Herrnhut Namens des Directoriums der Brüdergemeinde, um mit Inspector Fabricius, welcher ja der Missionscorrespondenz sich unterzöge, eine vorläufige Unterredung über die Missionsaffaire zu halten. Dieselbe wurde dann in Halle fortgesetzt und das von Fabricius unterschriebene Protocoll nach Kopenhagen zur Mittheilung an die einflußreichsten Personen geschickt. Nach Köber war die Hauptabsicht allerdings auf die Nicobaren gerichtet, aber die Brüder hätten sich keineswegs zur Anbauung derselben verpflichtet, sondern erst wenn die Asiatische Compagnie eine Colonie dort angelegt, wollten sie eine Mission dort begründen, inzwischen sollte Trankebar als Zwischenstation dienen und zwar sei die Sammlung ei-

ner eigentlichen Gemeinde daselbst den Brüdern untersagt. Der allerwichtigste Fingerzeig aber wird erst in der Nachschrift des Protocolls gegeben: „Noch ist sehr merkwürdig, daß der Herr Syndicus Köber bei seinem letzten Besuch in Halle gegen mich Seb. Andr. Fabricius ausdrücklich geäußert, man möchte doch ihnen jetzt nichts in den Weg legen, denn es sei doch bekannt, daß bei erfolgendem Absterben des Herrn Dr. Francke es ganz anders mit dem Halleschen Waisenhause werden würde, da es denn doch gut wäre, wenn die Missionen durch die Brüder unterstützt werden könnten. Man siehet also deutlich, was ihre ganze Absicht sei, nämlich nichts Geringeres als die ganze Direction der Mission an sich zu ziehen. Es wurde darauf geantwortet, was sie hoffen und wünschen möchten, sei nicht zu besorgen, da Herr Dr. Knapp von Sr. Majestät in Preußen als Condirector und Successor bereits confirmirt sei, und man werde aus unzeitiger Sorge für das Künftige keine krummen Wege und Absichten begünstigen, sondern Gottes Weisheit alles überlassen."

Haben die Hallenser, wie anzunehmen, hiermit die eigentlichen Beweggründe Herrnhuts richtig erfaßt, so kann man im Hinblick auf den spätern Verfall der Mission, welcher allerdings bei der mit Macht hereinbrechenden Neologie im Voraus zu befürchten stand, den Schritt nachträglich erklärlich finden, ja der Erfolg würde sicher die erste Gehässigkeit bei weiser Zurückhaltung in allgemeines Lob verwandelt haben, grade wie in Deutschland die Brüdergemeinde als Bewahrerin des Glaubenslebens in dürrer Zeit gepriesen wird, hätte nur nicht auch dieses Salz in Indien nach und nach die Würze verloren. Vorläufig durchkreuzte die folgende strenge königliche Ordre alle solchen Pläne, wie sie auch uns für jetzt weiterer Berichte und Betrachtungen überhebt:

An Präses und Directeurs bei der Asiatischen Compagnie: Fridericus Quintus etc.

Unsern besondern Gruß zuvor! Nachdem Wir sehr ungern haben vernehmen müssen, daß die zu den Nicobarischen Eiländern destinirten sogenannten Herrenhuter sich noch nicht haben dahin begeben, sondern in Trankebar sich aufhalten, wo ihre Gegenwart Unruhe in der Religion verursachen soll, so ist hierdurch Unser allergnädigster Wille und Befehl, daß Ihr den erwähnten Herrenhutern mit dem in diesem Jahre nach Trankebar abgehenden Schiffe zu wissen thun laßt, daß wofern dieselben innerhalb Verlauf eines Jahrs, nachdem diese Unsere allergnädigste Ordre ihnen ist bekannt gemacht worden, sich nicht nach den besagten Nicobarischen Eilanden hinbegeben, sollen vorgedachte Herrenhuter mit dem nächsten Schiffe nach Europa retourniren, so daß

Keiner von ihnen allda zurückbleiben muß: wozu Ihr die nöthigen Anstalten zu verfügen und Euch darnach allerunterthänigst zu richten habt; befehlend Euch Gott.

Geschrieben auf Unserm Schlosse Friedensburg den 16. Nov. 1762.

Unter Unserer Königlichen Hand und Insiegel.

Friderich R. J. L. v. Holstein.

In einem Stück würde Schwartz, von dem aus dieser Zeit eigene Aeußerungen über die Brüder nicht zu finden, gern die Hülfe der Herrnhuter angenommen haben; wenn er die Stumpfsinnigkeit des alten Doctor Knoll mit der Freundlichkeit des Brüderarztes verglich und seine eigene geschwächte Leibeshütte betrachtete, so wünschte er sich, unter Behandlung eines gleichgeschickten und gleichwilligen Arztes von Halle zu stehen. Nachdem er jene schwere Krankheit auf dem Schiff überstanden und auch der Acclimatisation seinen Tribut gezollt, hatte er öfter am Almorein zu leiden. Mit dem Wort werden alle Arten von Blutflüssen (fluxus sanguineus) bezeichnet; es könnten also wohl Congestionen damit gemeint sein, es scheinen aber vielmehr Krankheiten wie Ruhr und Dysenterie darunter begriffen zu werden. Unterm 23. Oct. 1752 heißt es: „Was meine Leibeshütte betrifft, so hat es dem gnädigen Gott gefallen mich einigemal mit dem Almorein zu belegen, wie ich denn nur vor etlichen Tagen davon wieder völlig befreiet bin. Es sind viele Soldaten von denen, die dies Jahr mit den Kriegsschiffen herausgekommen, daran gestorben, mich aber hat Gott aus Gnaden wiederum genesen lassen. Es seien ihm denn nun auch meine Kräfte des Leibes aufgeopfert. Ich nehme mich in der Speise so sehr in Acht, als ich es nur weiß, und will es noch mehr thun, damit ich keinen Vorwurf in meinem Gemüth deswegen leiden darf. Siehet Gott, daß ich unter den armen Heiden einigermaßen zur Verherrlichung seines Namens gereichen könne, so ist es ihm ein Leichtes mir einen gesunden Leib zu schenken. Sein Wille geschehe auch hierin."

Von diesem Zeitpunkt an begegnen wir manches Jahr hindurch dem Danke für die geschenkte leibliche Gesundheit und dem Wunsche, diese Kräfte auch recht zur Ausbreitung des Reiches Christi zu gebrauchen, zuletzt am 29. Dec. 1757: „Im Leiblichen hat mich Gott seit manchen Jahren so gestärkt, daß ich, einige Anfälle von dem Almorein ausgenommen, immer gesund gewesen bin. Sein Name sei in Demuth dafür gepriesen. Er wolle auch Gnade verleihen, daß alle Leibes- und Seelenkräfte nur in seinem Dienst und zu seiner Ehre verzehrt werden mögen." Ein wenig wird man für diesen guten Gesundheitszustand der treuen Pflege der Frau Zeglin und der sorgsamen Aufmerksamkeit seines jeweiligen tamulischen

Dieners zuschreiben dürfen. Diese Diener hatten bei den alten Missionaren eine ganz andere Bedeutung als gegenwärtig, sie waren nicht Parias, sondern Sudras und der tägliche Umgang mit den Missionaren war eine lehrreiche Schule für den spätern Kirchendienst, deshalb wurden immer nur begabte Jünglinge so ausgezeichnet. Im September 1756 wird uns als Schwartzens Diener aufgeführt Arulappen von Maduckur, sein Herr hatte ihn nebst seinen Geschwistern selbst getauft, wobei Klein Pathe gewesen. Er wird geschildert als ein feines Gemüth, der wohl lerne und Hoffnung gebe ein guter Gehülfe in Schule und Kirche zu werden. Es wird wohl derselbe sein, der im Juli 1762 vom Küster an Neu-Jerusalem zum Stadtschulmeister und im nächsten Jahre zum Katecheten an Bethlehem avancirte. Seine Schwester war mit Klein's Diener Maniko verheirathet und dessen Schwestersohn Daniel war Dame's Diener. Es ist dies der auch als Uebersetzer bekannte Daniel Pillay, menschlichem Ermessen nach wohl die edelste Frucht, welche der Baum der tamulisch-lutherischen Kirche bisher getragen, dem aber in jener Zeit bei großem Lob seiner Anlagen doch das Prädicat „sehr flüchtig" ertheilt wird. Alle drei unter sich, ebenso wie ihre Herren, eng verbundenen Jünglinge nahmen auch Theil an Kleins deutschen Stunden. Anfänglich bis zum Herbst 1753 hatte Schwartz auch in diesen deutschen Stunden unterrichtet, er hatte den Schreibunterricht gegeben und die Beibringung der ersten Grundlagen übernommen, aber mit den Worten „Herrn Schwartzens deutsche Stunde ist endlich eingegangen" berichtet uns Klein eine der wenigen mißlungenen und wiederaufgegebenen Unternehmungen, von denen sein Leben zu erzählen weiß. Er war mehr in seinem Element, wenn er tamulisch mit den tamulischen Heiden reden konnte. Wir mußten früher gedenken, wie bei Poltzenhagens Abgang auf die Nicobaren ihm die Inspection der portugiesischen Schule übergeben wurde und zu fürchten stand, daß Poltzenhagens Tod ihn ganz vom Tamulischen weg zur portugiesischen Gemeinde überführen werde. Jene Nachricht aber hatte grade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, Schwartz zu den Tamulen zurückzuversetzen und durch Dame abzulösen. Gewiß wäre dies nicht ohne Schwartzens Drängen geschehen. Er ließ keine Woche verstreichen, ohne auf directe Heidenpredigt auszugehen. Auf solchen Wanderungen, die auch sehr zur Erhaltung seiner Gesundheit beitrugen, ließ er sich gern von einem deutschen Schüler, der darin auch Fiasco gemacht, dem Schulmeister Philipp begleiten.

Wir haben schon manche traurige Erfahrung der Missionare mit ihren eingebornen Gehülfen berichtet, drum werde hier auch Philipp's Zeugniß mitgetheilt. Es ist bekannt, wie seine noch heidnische Mutter Ta-

wasai ihn vor die Kirchthür gebracht und dem Christengotte als Sclaven geweiht. Ihr Gebet ward erhört, sie wurde mit dem Sohn getauft. Philipp wurde Klein's Diener, und als dieser Anfang 1753 die Schulinspection übernommen, bald seine rechte Hand in allen Schulangelegenheiten. „Ein stilles Gemüth, eine Fähigkeit zu meditiren, eine gute Gabe zu dociren und besonders zu katechisiren, ein gut donum regendi und eine feine Gabe zum Beten. Stolz merkt man nicht bei ihm." In solcher Begleitung die Christen auf den entfernten Dörfern zu besuchen und hin und wieder den Heiden zu predigen, war Schwartzens Lust. So gern er hier bei der Hand war, so ungern machte er Reisen zur geistlichen Bedienung der Europäer an Außenorten. Anfang des Jahres 1758 mußte eine Reise nach dem nahen Negapatnam gethan werden. Kohlhoff und Zeglin wurden erwählt, aber der bedenkliche Zeglin hätte gern den Auftrag abgewälzt und wandte sich wiederholt an Schwartz: „Sie hätten die Reise übernehmen sollen." Er lehnte es ab und meinte, er sei nicht im Stande dazu. Nun bekam Zeglin einen Fieberanfall und setzte ihm dringender zu, er sollte und könnte gehen und schicke sich dazu. Wiederholte Antwort: „Sie messen mich ohne Zweifel nicht nach dem rechten Maßstab, ich fühle auch, was ich fühle." Am nächsten Tage erst wurde die Zusage ertheilt. Und zwei Monate später sehen wir ihn mit größter Bereitwilligkeit denselben Weg thun; er hat ja bei der ersten Reise auch Gelegenheit gefunden, seinen lieben Tamulen zu dienen. Sie waren ja damals mehr Landeinwärts gegangen als der gewöhnliche Weg führte, um Christen sowohl als Heiden die Gnade Gottes in Christo verkündigen und antragen zu können, und in Negapatnam war durch den Besuch eine solche Theilnahme für die Mission erregt, daß schon im Beginn nächsten Jahres eine eigene Kirche für die dortige kleine tamulische Gemeinde eingeweiht werden konnte. — Darnach kam jedoch eine Zeit, wo Schwartz sich stille halten und nicht nach Wunsch zu arbeiten vermochte. Im November 1759 wurde er von einem beschwerlichen trocknen Husten befallen in Folge einer bei Antritt der Regenzeit erlittenen Erkältung, er mußte seine Schularbeit zeitweise aussetzen, weil er gleichzeitig eine Taufpräparation hatte und nicht ertragen konnte, zwei Stunden nach einander zu sprechen. Am 12. Jan. 1760 schreibt er: „Die liebe Frau Zeglin, bei welcher ich speise, hat sich viele Mühe gegeben, um die Beschwerde des Hustens mir auf alle Weise zu erleichtern. Gott wolle und wird auch hierin alles so mit mir fügen, daß sein Name verherrlicht und das Heil meiner Seele befördert werde." Diesem Briefe sollte noch mancher Krankheitsbericht folgen, denn er

leitet eine Jahre währende Epoche körperlicher Leiden ein. Weil ihn auch in den folgenden Monaten die rauhen Nordwinde fortwährend hinderten, hielt man eine Luftveränderung gerathen. Die Gelegenheit bot sich bald, indem die zahlreichen Lutheraner auf Ceylon um den Besuch eines Geistlichen baten, da sie lange das h. Abendmahl hatten entbehren müssen. So wurde jene Krankheit die Veranlassung, daß Schwartz eine höchst lehrreiche Reise nach Ceylon unternahm, auf der er viele Erfahrungen über Land und Leute sammelte, und auch die eignen Missionseinrichtungen mit den dortigen zu vergleichen veranlaßt wurde. Da das ausführliche Reisetagebuch schon in den alten Missionsberichten gedruckt vorliegt, sollen hier nur einige unterdrückte Aussprachen aus einem vertrauteren Begleitschreiben angeführt werden.

Am 25. April 1760 ging Schwartz zu Fuß nach Negapatnam und von da zur See nach dem nördlichen Ceylon nach Jaffna. Dort stellte sich heraus, daß er ohne Erlaubniß des Gouverneurs in Columbo das h. Abendmahl nicht austheilen dürfe; es blieb also nichts übrig, als auch Columbo in vierzehntägiger Landreise aufzusuchen. Gewährte die Reise durch diesen Garten Gottes schon reichen Genuß, so wurde die Freude nicht wenig erhöht, als der Zweck der Reise wirklich erreicht und die Erlaubniß, wenn gleich mit einigen Beschränkungen erlangt wurde. In Columbo selbst meldeten sich nun über 400 Lutheraner zum Abendmahl. Anfänglich war der Empfang selbst Seitens dieser Glaubensgenossen nicht zu freundlich: „Im Anfange, da ich auf Columbo ankam, ließ es auch Gott ein wenig durch Erniedrigung gehen. Bald hieß es: Die Kleidung ist sehr schlecht. Bald aber: Er redet so erbaulich, man weiß ja aber doch wohl, wie es pflegt herzugehen." In der Woche vor Pfingsten kamen nun die Soldaten Truppweise auf seine Stube, um über das heilige Abendmahl und die rechte Vorbereitung dazu unterrichtet zu werden. Es waren sehr anstrengende Tage und dabei stellten sich Fieberanfälle ein, so daß er inzwischen sich legen mußte. Nach Anordnung des Gouverneurs sollte am zweiten Pfingstfeiertage die öffentliche Bußermahnung und am Freitag darnach die Abendmahlsfeier sein. Als nun die Zahl so anwuchs und zugleich die eigene Schwäche zunahm, bat er das h. Abendmahl an verschiedenen Tagen austheilen zu dürfen. Es wurde abgeschlagen. Am zweiten Pfingstfeiertage, dem 26. Mai, besuchte er den Gottesdienst, gleich Nachmittags sollte er die Bußermahnung beginnen, da befiel ihn um 12 Uhr ein heftiges Fieber. Sein freundlicher Wirth, ein Schiffszimmermeister Namens Landsknecht erkannte sogleich die große Gefahr

und sagte den Gottesdienst ab. Das war ein Aufsehen. Viele, die ihn Vormittags in der Kirche gesehen, wollten es gar nicht glauben: „Als ich krank wurde und zwar just an dem Tage, da ich predigen sollte, so sagten manche: Er kann nicht predigen. Andere aber: Gott hat es verhindert und nicht gewollt, daß ein lutherischer Prediger hier predigen soll. Einige Lutheraner aber sagten: Er wird nicht krank sein, sondern sich nur auf obrigkeitlichen Befehl so stellen müssen. Gott aber erhielt mein Herz in Ruhe, auch wenn ich dergleichen Dinge wider meinen Willen hören mußte." Der Kranke schwebte längere Zeit in größter Lebensgefahr, erst nach vier Wochen hatte sich die Kraft der Krankheit gebrochen. Am 17. Juli, an welchem Tage er vor zehn Jahren in Indien angekommen, wie er selbst bei dieser Gelegenheit bemerkt, hielt er endlich die Bußermahnung über Matth. 3, 2. und folgenden Tags die fünf Stunden dauernde Abendmahlsfeier. Es fiel ihm wohl schwer, aber des HErrn Kraft war in dem Schwachen mächtig, so daß er einige Tage später nach dem südlichen Hafen nach Point de Gale aufbrach, woselbst noch 126 Abendmahlsgenossen seiner harrten, auf dem Rückwege nach Columbo fanden sich in Caleture noch 12 Abendmahlsgäste. Nach mehr als dreimonatlichem Aufenthalte konnte er erst Columbo wieder verlassen, um den so lange aufgehaltenen 50 Glaubensgenossen in Jaffna das Sacrament zu reichen. Von seinen lieben Wirthen, die ihn wie ihr eigenes Kind verpflegt und keine Kosten gescheut, nahm er den beweglichsten Abschied. „Der Abschied bewegte mein ganzes Herz, beinahe auf die Weise, als es geschah, da ich vor eilf Jahren aus meines Vaters Hause ausging."

Der Zustand der zahlreichen Lutheraner Ceylons war ein recht kläglicher, sie waren bereit, einen Geistlichen zu berufen und zu besolden, konnten aber von den bigotten Holländern keine Erlaubniß erhalten. Schwartzens Anwesenheit machte Muth, noch einmal beim Generalgouverneur in Batavia vorstellig zu werden; wie die Thatsachen beweisen, wieder ohne Erfolg: „Bekommen sie Erlaubniß, woran doch sehr gezweifelt wird, so schenke ihnen Gott einen Mann, der um Christi willen alles für Schaden und Koth hält. Sonst wenn er nicht mit diesem Sinn gewappnet ist, so wird er gar zu leicht hingerissen. Sie haben mir Geld und Sachen angeboten, ich aber sagte: Lieben Freunde, ich verlange kein Geld, sondern bin zu einem andern Zweck gekommen. Wollen Sie aber ja etwas geben, so geben Sie es zur Unterhaltung der Schulen und der Mission. Das ist mir lieber, als wenn ich es bekäme. Das ist meiner Brüder und mein Sinn. Hierauf sagte einer, der mir Gold anbot, es aber zurücknehmen mußte: Auf solche Weise

werden Sie nicht viel bekommen, wenn Sie es für sich nicht annehmen wollen. Ein tuchenes Kleid aber wurde mir aufgedrungen, weil ihnen mein Kleid gar zu schlecht vorgekommen, so daß einer gesagt: Der Mann ist gut, aber der Rock taugt nichts. Ich kann sagen, es hat mir der geschenkte Rock manchmal Unruhe gemacht, indem ich mit Grund dafür gehalten, daß sie nicht viel mit Recht erworbenes Geld hätten."

Schwartzens Urtheil über die politische Wirthschaft der Holländer lautet ungünstig: „Der allergrößte Theil der Einwohner ist nicht nur arm, sondern blutarm, weil die Compagnie theils für Kaffee, so die Leute bauen, nicht viel giebt, theils ihre Bediente den Leuten das Blut aussaugen. Daher auch verständige Leute sagen, es könne in die Länge nicht gut gehen. Die Gouverneure zwacken das Geld von den Häuptern der Einwohner, die Häupter wieder von den Einwohnern und so geht es immerhin. Wenn ein Gouverneur von Ceylon nach Batavia geht, so macht sein Reichthum oft 40—60 Tonnen Goldes aus. Im Kirchlichen siehts vollends erbärmlich aus."

Seine Hauptaufmerksamkeit war natürlich grade den kirchlichen Zuständen und besonders den Missionsverhältnissen zugewandt, vom Tage seiner ersten Landung bis zur Stunde seiner Abreise, in welcher er noch bei Porto Pedro nahe bei Jaffna den großen Baum besichtigte, unter dem vor 100 Jahren Philipp Baldäus *), der erste protestantische Missionar dieser Gegend, seine erste Predigt hier gethan. Schwartzens rückhaltlose Aeußerungen sind für Entscheidung der Controverse, ob die gänzliche Resultatlosigkeit der Holländischen Mission auf Ceylon mehr aus ihrer innern Verfassung oder aus dem plötzlichen Systemwechsel der neuen englischen Regierung zu erklären, von großer Bedeutung:

„An den Malabaren auf Jaffna und den Singalesen auf dem Columbischen Gebiete wird gearbeitet. Aber wie? Ein jeder von den zwei Predigern auf Jaffna, welche geborne Malabaren sind, hat seinen besondern District. Alle Jahr geht er einmal zur Visitation, allwo

*) Man sollte über Baldäus nicht ganz seinen Vorgänger Abraham Roger vergessen, der von 1630—1640 als Prediger in Palleacatta (Pulicat) vier Meilen nördlich von Madras gestanden und sich außerordentlich Mühe in Erforschung der südindischen Mythologie und der Volkssitten gegeben hat. Sein Hauptgewährsmann ist ein Brahmane Padmanaba. Roger „Offene Thür zu dem verborgenen Heidenthum", herausgegeben deutsch von Christoph Arnold, Nürnberg 1663, ist oft viel detaillirter und zuverlässiger als Baldäus in seinem bekannten Werk. Nachdem Roger noch 5 Jahre in Batavia gestanden, 1647 nach Holland zurückgekehrt und in der Stadt Gonda sich niedergelassen, starb er, wie später Baldäus, frühzeitig im Jahre 1649.

ein Scholarch zugleich gegenwärtig ist. Wenn er in ein Dorf kommt, so kommen die Leute zusammen, an die er eine Ansprache, wie es genannt wird, hält. Alsdann werden alle Kinder, so seit seiner im vorigen Jahr gehaltenen Visitation geboren sind, herbei gebracht und getauft, obgleich die Eltern Heiden sind. Wenn die Kinder getauft, so werden die Copulationen verrichtet, obgleich Mann und Frau Heiden sind. Die größeren Kinder heißen Schulkinder und werden so lange dafür gerechnet, bis sie ins Compagniebuch eingeschrieben und also Frohndienste zu thun angehalten werden. Die Schulmeister sind fast alle elende Leute, die gar keine Geschicklichkeit zum Informiren haben. Ihr Gehalt ist schlecht, daher sie die Kinder brauchen, ihr Land zu bestellen. Wenn sie nun sehen, daß die Zeit der Visitation herannaht, so lassen sie die Kinder zusammenkommen und lehren sie den Heidelbergischen Katechismus und einige Gebetsformeln. Katechesiren können sie nicht. Die Wahrheiten, so im Katechismus vorgetragen werden, verstehen sie nicht. Der neue Prediger auf Gale Herr Schultz, aus Anhalt-Bernburg gebürtig, sagte: Die Schulmeister verstehen von der Religion so viel als die Wand. Hieraus erhellt nun, daß alle Heiden im Königreich Jaffna und so auch die Singalesen auf dem Compagniegebiete, seitdem nämlich diese Einrichtung gemacht worden, wirklich getauft sind. Wären nun Leute, die eine Liebe zu dem Herrn Christo hätten, in Jaffna, so hätten sie ein Feld, darin sie nach aller Herzenslust arbeiten könnten; denn die Leute dürfen sich nicht einmal völlig entziehen, wenn sie Jemand unterrichten will. Aber da ist Niemand, der sich die Mühe geben will, einen auf Columbo, Ondatje genannt, ausgenommen. Sie handeln, spielen und treiben Dinge, die dem Christenthum entgegen sind. Um Christi willen ein wenig Armuth zu ertragen, steht ihnen nicht an, darum ist auch Verachtung über sie ausgeschüttet. Der Herr Gouverneur sagte, als er sich erzählen lassen, wie wir mit den Heiden umgingen: „Unsere Prediger könnten und sollten auch zu den Heiden gehen, sie haben auch dazu Ordre, aber sie sind Marketender.“ Den Mangel der Arbeit an den Seelen machen sich die Römischen zu Nutze und führen gar eifrig ihren Götzendienst ein. In und um Columbo, im Reich Candia, im Königreich Jaffna, auf der Insel Mannaar sind eine große Menge und celebriren ihre Feste und Aufzüge ungescheut. Die Obrigkeit verfährt, wie sie selbst sagt, dissimulando und connivendo. Wir wissen, heißt es, nichts davon, obgleich fast halb Columbo außer der Altstadt geht und die Feste mit ansieht. Mancher Prediger will dem römischen Wesen steuern, aber nicht mit liebreichem

Unterricht, sondern mit Gewalt. Die Römischen aber wissen der Macht mit probabeln Mitteln zu entgehen. Und also sitzen sie fest.

Die Häuser der Europäer sind voll Sclaven, welche wie gewöhnlich in gräulichen Sünden der Unreinigkeit leben. Viele Herren würden sie gern unterrichten lassen, auch erlauben in ordentlichen Ehestand zu treten, wenn nur Jemand diesen Leuten durch Katechisiren vom Christenthum Unterweisung geben wollte. Ich sagte zu einigen der Prediger: Suchen Sie doch Katecheten, welche die Leute unterrichten können. Einer sagte: Woher nimmt man sie? Resp. Lassen Sie die Schulmeister aus dem Lande und den Städten zusammen kommen, die doch in zehn Monaten keine Schule halten und unterrichten Sie diese Leute täglich, damit diese erst verstehen, was das Christenthum sei. Dann können diese ausgehen und andere wieder lehren. Aber, sagte er, wenn wir sie auch unterrichten wollten, wer soll sie denn unterhalten die Zeit über, da sie bei uns wären? Resp. Geben Sie selbst ihnen ein wenig Reis. Und wenn sie darin eins sind, so wird es einem nicht so schwer."

Man möchte beklagen, daß es nicht Schwartz vergönnt war, seine Verbesserungspläne selbst ins Leben zu rufen*); was hätte aus den Namenchristen Ceylons unter solchem Hirtenstabe werden können? Es hat der göttlichen Weltregierung, welche Zeit und Stunde der Völker weiß, gefallen, ihm einen andern Berufskreis anzuweisen, und Ceylon ist in Götzendienst zurückgesunken. Nach fast halbjähriger Abwesenheit traf Schwartz am 16. September wieder in Trankebar ein zur Freude seiner Brüder, die ihn mit Lobpreis Gottes als einen aus den Todten lebendig gewordenen empfingen.

In Trankebar waren inzwischen große Veränderungen vorgegangen. Nicht nur war der neue Gouverneur Forch gelandet und jene erste schon berichtete Herrnhuter-Expedition eingetroffen, sondern auch im engsten Familienkreise der Missionare hatte die Ankunft der europäischen Schiffe eine ungeheure Erregung und fast eine kleine Revolution hervorgebracht, und zwar war Schwartz selbst in directeste Mitleidenschaft gezogen, denn nicht nur für den verwittweten Kohlhoff, sondern auch für ihn war von Kopenhagen eine Braut herausgesandt.

*) Schon sein kurzer Aufenthalt hatte ihm allgemeine Liebe und ein dauerndes Andenken gesichert. Als Gericke 1767 auf Ceylon war, bemerkt er: „Selten habe ich mit Jemandem gesprochen oder bin in einer Gesellschaft gewesen, wo nicht allemal von dem theuern Bruder Herrn Schwartz mit besonderer Hochachtung gesprochen wurde. Sein Name ist überaus groß und beliebt an der ganzen Westküste von Ceylon, nicht allein unter Lutheranern, sondern auch Reformirten, auch nicht weniger unter Malabarischen Christen."

Es ist eine fast unbegreifliche Sache. Vor 6½ Jahren, als ein Prediger Böhm Trankebar verließ, hatten ihm Zeglin und Frau Auftrag gegeben, eine Schwester der Frau Zeglin zu bereden, herauszukommen und zur Gesellschaft noch eine andre aus der Freundschaft mitzubringen. Eine von Beiden war Kohlhoff zugedacht und dieser sagte darum beim Abschied zu Böhm: Richten Sie das Ihnen Committirte vor Gott aus. Weiter hatte er kein Wort mündlich, noch später irgend ein Wort schriftlich mit ihm gewechselt. Böhm hatte auch nie über die Sache geschrieben. Erst fünf Jahre später meldet er Justizrath Finckenhagen, die Missionare schrieben ihm jährlich, zwei Frauen für Kohlhoff und Schwartz zu schicken. Zu dem als Missionsassistenten berufenen Bliesner, mit dem beide Personen reisen sollten, sagte er sogar ausdrücklich, Schwartz habe ihm geschrieben. Francke kam dies so unglaublich vor, daß er in dem Brief, der die Abreise der zwei Personen aus Kopenhagen ihm meldete, einfach den Namen Schwartz ausstrich und Wiedebrock dafür an den Rand setzte. Die für Schwartz bestimmte 40 Jahr alte Braut Anna Sophie Pap hatte sich nun auf dem Schiff nach Zeugniß des Bliesner'schen Ehepaars und der zweiten Braut so anstößig benommen, daß die Missionare ihr gleich die Aufnahme ins Missionshaus verweigerten, bis erst Schwartz sich erklärt hätte. Auch Kohlhoff hatte auf die erste Kunde, daß Böhm in Kopenhagen zwei Frauen auf eigene Hand aussuche, ihn entschieden dementirt. Aber er brauchte zur Erziehung seiner zwei Töchter nothwendig weibliche Hülfe, und Jungfrau Pernille Thors, eines emeritirten armen Arquili-Meisters Tochter, damals 33 Jahre alt, brachte vortreffliche Zeugnisse mit über ihre Frömmigkeit und Sittsamkeit. Durch ihr stilles sanftes Wesen gewann sie bald Kohlhoffs Herz, und im August segnete Hüttemann das Paar ein zu einer höchst glücklichen, wahrhaft musterhaften Ehe.

Schwartz erfuhr von dem allen erst auf der Rückkehr von Ceylon im Hause eines Freundes durch einen Brief aus Trankebar. In einem Briefe an Francke vom 16. Oct. 1760 hat er seine Eindrücke und seinen Entschluß geschildert: „Als ich den Brief eröffnete und darin las, daß eine Frauensperson auf Trankebar angekommen, welche von dem Herrn Justizrath Finckenhagen auf des Prediger Herr Böhme Vermittelung für mich gesandt sei, so wußte nicht, wie mir geschah. Es standen Leute um mich, welchen nicht gerne meinen Schmerz wollte merken lassen. Allein es griff mich so heftig an, daß ich mich mit Ernst ermuntern mußte, um nur die Geistesgegenwart zu behalten. Nun kann ich Ew. Hochwürden vor dem Angesichte Gottes

versichern, daß ich weder dem Herrn Justizrath noch dem Herrn Böhme die geringste Commission zu dergleichen Dingen gegeben. 1. Als Herr Kohlhoff und Herr Zeglin wegen Frau Zeglins Schwester dem Herrn Böhme Commission gegeben, so habe davon erst beinahe ein Jahr nachher etwas erfahren, wie diese beiden Brüder selbst bezeugen. 2. Seit sieben Jahren ist meines Namens in dieser Sache nicht gedacht worden, da doch so oft deswegen von Herrn Justizrath geschrieben worden. 3. Ich habe nie dem Herrn Justizrath oder dem Collegium ein Wort geschrieben oder gebeten Geld auszuzahlen für solche Person, welches doch nothwendig gewesen, wenn ich dergleichen im Sinne gehabt. 4. Herr Böhm hat von mir keine Zeile zeigen können, sondern nur gesagt, wie es heißt, er habe den Brief nicht bei der Hand. Ich habe nie an diesen Mann geschrieben, und er hat doch gesagt, er sei jährlich erinnert worden, solche Frauensperson zu senden. Hätte er nicht sollen angehalten werden, wenigstens einen Brief zu zeigen, da er, wie er geschrieben, so viel bekommen. 5. Ich hätte ja, wenn ich dergleichen im Sinne gehabt, Ew. Hochwürden es schreiben und meinen Brüdern entdecken sollen. Wie hätte ich dies ohne abscheuliche Tücke so geheim treiben können. 6. Die geschickte Person soll schon in Kopenhagen keinen guten Namen gehabt haben. Was das für Lästerung verursacht, ist leicht zu erachten. Ich demüthige mich unter die Hand Gottes und glaube, daß er auch diese Prüfung zu meinem Besten verhänget. Doch hebt dies das Vergehen derjenigen, die dies Leiden mir verursacht, nicht auf. Gott helfe mir Armen um Jesu Christi willen. 7. Aus Negapatnam schrieb bald, daß ich um die Person nicht geschrieben und sie also nimmermehr heirathen würde."

Diese Erklärung von Negapatnam aus, wie sie Fenger aus dem Kopenhagener Missionsarchiv abgedruckt hat, ist noch entschiedener. Wenn sie sich ganz sittsam aufgeführt hätte, daß auch nicht ein Wort gegen sie vorgebracht werden könnte, würde er sie nicht heirathen, so würde er auch keinen Heller zu den Unkosten bezahlen. Man beachte wohl, in allen Erklärungen findet sich kein Wort, als sei er überhaupt abgeneigt zu heirathen oder sei etwa gegen Heirathen der Missionare; er ist entrüstet über die Art des Herganges, und insofern ist seine Entrüstung allerdings ein Protest gegen die Art und Weise, wie heut zu Tage vielfach in den Missionen Ehen zu Stande gebracht werden.

Ganz so war auch Francke's Stellung, er schrieb ihm: „Ist es des Herrn Wille, daß er Sie auch in den Ehestand führen will, so wird er auch das Subject wissen und bereits ausersehen haben, mit welcher Sie einen gesegneten Ehestand führen können. Er wird auch

alle Umstände so zu dirigiren wissen, daß sein Wille darunter geschehen könne." Nach Kopenhagen aber hatte er gleich gemeldet, so gern er Kohlhoff eine christliche Gehülfin gönne, so bedenklich sei es ihm doch, daß die Missionare sich unbekannte Frauenzimmer auf bloßen Vorschlag guter Freunde kommen ließen, und hätte er wenigstens gewünscht, daß sie noch mehrere Freunde ersucht die Auswahl zu prüfen, wie ihm denn wirklich schon guter Freunde Befremden darüber bekannt geworden. Uebrigens endigte die Affaire für die betreffende Person ganz gut, der Missionsfreundliche Gouverneur setzte ihr eine Mitgift aus und machte den Brautwerber und war bald so glücklich den Scandal aus der Welt zu schaffen. Schwartz aber überwand den tiefen Schmerz seiner Seele über dies Aergerniß nicht so bald, wie denn auch jener Brief an Francke noch geschrieben wurde, als ihre Hochzeit schon gewesen. Die Aufregung war für ihn um so schädlicher, als die Reise nach Ceylon für ihn durchaus nicht, wie gehofft, eine Gesundheitsreise geworden war. Er kam fast schwächer zurück als er dahin gegangen, obgleich die kurzen Seereisen ihm wieder etwas zu Kräften geholfen.

Im Januar 1761 finden wir ihn schon wieder auf einer Erholungsreise, um mit Kohlhoff zusammen die Brüder in Kudelur und Madras zu besuchen. An Arbeit fehlte es natürlich sowohl auf dem Wege als bei den Brüdern nicht, deren Gemeinden doch von den Gästen ermuntert sein wollten. In Sadras stieß Schwartz ein kleiner Unfall dazu, der ihn nöthigte länger in Madras zu bleiben und Kohlhoff allein den Rückweg antreten zu lassen. Er hatte sich nämlich an dem Schienbein gestoßen, anfänglich nicht darauf geachtet und nun war es durch das stete Bewegen so schlimm geworden, daß eine Entzündung und Geschwulst dazu getreten war und der Arzt jede Bewegung verbot, bis die offene Wunde wieder geheilt wäre. So mußte er bis zum 10. März in Madras verweilen, ließ es sich jedoch nicht nehmen, sonntäglich zu predigen und in der Woche die Kinder zu unterrichten. In einem Briefe vom 2. Sept. 1761 spricht er sich selbst über diese Reise nach Madras und seinen Gesundheitszustand aus: „Die Reise nach Madras war mir sehr gesegnet. Der Umgang mit den so lautern und redlichen Brüdern daselbst war sehr erwecklich und tröstlich. Wegen meines Schadens am Fuße konnte nicht, wie ich meinte, so geschwinde von Madras abreisen, aber auch dieses Verweilen und der Schmerz am Fuße wurde reichlich durch die Tröstungen Gottes versüßt. Hochgelobt sei Gott! Der Husten und die Schmerzen auf der Brust sind auch ziemlich vermindert. Wenn ich nach starkem Schweiße etwas zu kalt werde (welches ich nicht immer vermeiden kann), so fühle wieder etwas davon. Sonst habe in der Hand eine Schwäche und Zittern seit

einiger Zeit empfunden, welches mir aber weiter in nichts als im Schreiben hinderlich ist. Gott der ja der allergütigste Vater ist und die Menschen nicht von Herzen plaget, weiß wohl, daß einige Züchtigung mir höchst nöthig ist. O wie gelinde ist aber seine Zuchtruthe, die er aus Erbarmen zu meinem Besten braucht gegen die, welche seine Kinder in Deutschland (durch den Krieg) fühlen."

Der Leser ahnt und fürchtet vielleicht schon, daß jene fromme Gesinnung, welche in dieser Krankheit eine gelinde Zuchtruthe sieht, auch geneigt ist, die Schmerzen selbst als gering zu betrachten und nicht viel aus den eigenen Leiden zu machen. Aber wenn er schwieg, so schrieben doch die Brüder über seinen immer bedenklicher werdenden Zustand. So mußte er sich wohl entschließen nach vier Monaten ein anderes Bülletin zu überschreiben: „In Absicht meiner leiblichen Umstände hat es dem allweisen Gott gefallen, mich seit mancher Zeit die Gebrechlichkeit meiner Leibeshütte fühlen zu lassen. Meine Brust ist noch nicht völlig zur vorigen Stärke hergestellt. Wenn ich, nachdem ich mich etwas erhitzt und in Schweiß gerathen, nicht bald umkleide, so kommt der trockene Husten, sonst aber geht es ziemlich. Ingleichen wenn ich viel und ein wenig zu stark geredet, so merke ein Drücken, welches doch aber nicht leicht über einige Stunden anhält. Seit einigen Jahren (wo ich nicht irre, so war es fast eben die Zeit, da eine Schwäche auf der Brust verspürete) habe in meinen Armen, sonderlich im rechten, eine merkliche Schwäche empfunden. Zuerst äußerte sich diese Schwäche durch Zittern. In diesem Jahre aber habe fast so oft, als ich schreibe, neben dem Zittern auch ein Ziehen in den Nerven verspürt, daher mir das Schreiben sehr schwer wird. Ich habe diesen Brief schon einigemal weglegen müssen, indem wenn ich zu lange schreibe, der Schmerz im ganzen Arme nebst dem Zittern zunimmt. Ich habe den Dr. Cnoll consultirt. Allein er nimmt sich's nicht recht an. Herr Fabricius aber schrieb mir, daß in Madras Jemand sei, der da zu erkennen gegeben, daß wenn ich hinkommen wollte, er die Cur über sich nehmen wollte. Weil nun Herr Fabricius dazu gerathen, so bin entschlossen im Namen Gottes den 18. dieses Monats (Januar 1762) die Reise anzutreten, weil ich hoffe, daß so eine langsam zu Fuß angestellte Reise zur Verdünnung des Geblüts u. s. w. heilsam sein könne. Ich bin ja Herr in deiner Macht — du unterhältst mir auch mein Leben. Er mache alles nach seinem väterlichen Willen und lasse auch durch diese Prüfungen mich mehr und mehr geläutert und rechtschaffen gemacht werden! Er lasse mich meine Tage recht zählen, damit ich weise werde."

Immer bedenklicher werden nun die Nachrichten, die Reise nach Madras wurde allerdings angetreten, aber nicht vollendet. Aus Kudelur schreibt er am 8. Februar mit zitteriger Hand: „Ob ich gleich meine Reise nach Madras angetreten, auch fast den größten Theil davon zurückgeleget, so wurde doch durch eine mir zugestoßene Dysenterie abgehalten weiter zu gehen. Hinter Pondischery wurde krank und lag einen Nachmittag im Ruhehause. Den andern Tag wagte mich weiter, allein ein neuer Anfall davon nöthigte mich wieder still zu liegen. Endlich ließ ich mich in einer wollenen Decke, welche an einer Stange befestigt war, nach Kudelur tragen. Nun bin ich zwar wieder besser, allein ich trage Bedenken nach Madras die Reise noch einmal anzutreten, will also wieder morgen, geliebt's Gott, nach Trankebar umkehren. Vielleicht hilft Gott auf andere Weise. Meine zitternde Hand nebst dem Ziehen in den Nerven hindert mich mehr zu schreiben. Mein Gott wolle und wird es alles schicken, wie es mir ewig heilsam sein wird. Ich habe in diesen Tagen oft mit geliebtem Bruder Herrn Hüttemann geredet, wie gut es wäre, wenn wir einen verständigen und christlichen Arzt hätten. Ein solcher Mann, sonderlich wenn er wahrhaftig Gott fürchtete, könnte ebenso viel, ja noch wohl mehr Gutes schaffen als ein Missionarius. Die Herrnhuter scheinen durch ihre zwei Aerzte sich bei den Malabaren einen Eingang zu verschaffen. Sie sind freundlich, nehmen sich der Kranken an und haben einige glückliche Curen gethan. Solche Leute können den Missionarien Weg und Bahn machen, wo es sonst ganz unwegsam zu sein geschienen. Unser armer Doctor Cnoll aber wird bitter und böse, wenn er auf Kranke sehen soll. Ich frug ihn, was in Absicht meines Armes zu thun sei. Er sagte: Das wird schwerlich vergehen, sägen Sie nur fein. Ich habe es gethan und Vormittags gesäget, Nachmittags aber ausgegangen, habe aber keine Besserung verspürt."

Diese fehlgeschlagene Gesundheitsreise nach Norden hatte in Trankebar nicht allseitige Billigung gefunden. Kohlhoff hat nach Halle berichtet, was die Glieder der Conferenz bei sich gedacht, als Schwartz um Erlaubniß zu dieser Reise bat: „Ob nun gleich Andere hierin einen Vorzug hätten, indem er nur erst im vorigen Jahre mit mir dorthin gereist ist, auch selbige ebenso gern von der schweren Last losreißen und recreiren möchten, hat man aus Verläugnung nachgegeben und es nicht hindern wollen." Man war sich sogar noch eines ganz andern Antrages gewärtig gewesen, Schwartz sollte sich geäußert haben, er wolle um Erlaubniß anhalten, nach Europa zurückkehren zu dürfen. Nach allgemeiner Vorschrift des Collegiums durften solche Gesuche

nicht von dem Einzelnen direct überschrieben werden, ohne daß darüber vorher in der Conferenz berathen worden. Es fiel allen wie ein Stein vom Herzen, als aus der gefürchteten Rückkehr nach Europa nur eine Reise nach Madras wurde.

Der Leser kann unmöglich mehr erstaunt sein, über die bloße Andeutung der Möglichkeit solcher Rückkehr als der Verfasser, da ihm zuerst in einem bis dahin übersehenen Briefe Kohlhoff's eine bezügliche Notiz vor Augen kam. Er erinnerte sich alsbald einiger Worte, die ein später oft zu nennender englischer Freund unsers Schwartz, Namens Chambers, geschrieben, als habe Schwartz seine Wirkungskreise zu Trankebar bald für sein weites Herz zu enge gefunden. Allerlei Gedanken und Vermuthungen über persönliche Zerwürfnisse und verschiedene Missionsanschauungen drängten sich auf, aber vor den genauesten Nachforschungen hat sich auch dieser Nebel gesenkt.

Kohlhoff schreibt am 31. Dec. 1761 an G. A. Francke: „Durch einen Dritten habe erfahren, als wenn unser werther College Herr Schwartz beschlossen habe, nach Europa und sonderlich an Ew. Hochwürden zu schreiben, ihn zu entlassen und zu erlauben, daß er zu Halle auf einer Stube sich aufhalten könne. Die Ursache hierzu soll sein, weil er besorget, es möchte aus dem Zittern, so er über ein Jahr in der Hand verspüret, eine Verlähmung entstehen. Ich will nicht hoffen, daß er ohne zuvor davon in der Conferenz zu reden, in der Stille und unter der Hand solches thun sollte. Sollte er in der nächsten Conferenz hiervon zu reden anfangen, soll meine Antwort diese sein: 1) künftige und ungewisse Dinge voraus festzusetzen und darauf etwas zu bauen und zu wagen, kommt uns nicht zu. 2) Gesetzt, daß auch eine Lähmung entstehen sollte, so daß man zur Correspondenz und schriftlichen Arbeit sich nicht mehr bequemen könnte, so bleibt doch noch Herz und Mund im Gange, folglich kann die Hauptsache als Schularbeit, Predigen, Reden mit Heiden, Visitationen im Lande, Zubereitungen u. s. w. doch noch frisch, getrost und gesegnet fortgesetzt werden. 3) Will Herr Schwartz dennoch wegen eines solchen Umstandes repatriiren, so kann Kohlhoff, der viel andere wichtigere Gründe vor sich hat, es eher begehren und erwarten, daß man ihn ausspanne und zurückrufe. 4) Da Kohlhoff vor drei oder vier Jahren dergleichen vorhatte, wußte Herr Schwartz mit vielen Gegenvorstellungen und Gründen hervorzukommen und es zu hindern, aber so veränderlich ist der arme Mensch, es ist ihm bald dies, bald jenes nicht recht oder im Wege. Wo wird man aber in der Welt das Rechte finden? O daß doch Jesus das einzige Gesuch sein und bleiben möchte."

Neben der interessanten Neuigkeit, daß Schwartz vor mehreren Jahren Kohlhoff's Rückkehr verhindert, ersehen wir aus diesen Zeilen, daß Kohlhoff unverkennbar gegen den ihm sonst so lieben Hausfreund gereizt ist und nicht Krankheit, sondern anderweite Unzufriedenheit für die Hauptveranlassung jenes Rückzugsplanes hält. In einem sechs Wochen später geschriebenen Briefe läßt sich Kohlhoff noch weiter aus. Daß Schwartz sich in der Stille nach Halle begeben wolle, habe er nun auch noch von einem Bruder unter dem Siegel der Verschwiegenheit gehört. „Mit mir hat er dergleichen nicht geredet, wiewohl er seit etlichen Monaten keinen brüderlichen Umgang mit mir gehabt hat. Gott weiß, warum? Ob er nun mit der englischen Post dieserwegen geschrieben hat oder noch schreiben wird, muß die Zeit lehren. Ich bin noch der Meinung, daß im Fall von Europa aus ihm seine Bitte sollte gewährt werden, man meiner nicht vergessen wird. Ich bin mit einer der Aeltesten, in diesem Jahre bin hier fünfundzwanzig Jahr gewesen, auf mir hat die größte äußerliche Last gelegen als Oekonomie-, Bau- und Rechnungssachen. Ich habe oft in der Conferenz gebeten, daß man mir assistiren sollte, aber da ist kein Gehör. Mancher will dergleichen kaum mit einem Finger berühren. Wie mich solches angreift, und was für Kampf es kostet, mich stille zu halten und in Geduld zu fassen, ist leicht zu erachten. Ich denke oft in der Stille, dies alles zeigt zur Genüge, daß dies nicht das rechte Leben sei, sondern wir erwarten ein ander Leben, so Gott geben wird. Es ist leider auch mit den besten Dingen und besten Freunden nur Stückwerk und Flickwerk und höchst unvollkommenes Wesen. Hätte man keinen bessern Anhalt und Hoffnung denn dies, müßte man zagen und verzagen. Ich könnte noch manches hieher Gehörigen und mein Herz Drückenden gedenken, aber warum soll ich Ew. Hochw. damit bekümmern oder doch beästigen. Es sei in den Schooß des Vaters geschüttet, der wird ja helfen und endlich durchhelfen."

Nach diesen Briefen könnte man Wunder glauben, welche Intriguen sich in aller Stille dort in Trankebar abgespielt haben möchten. Zum Glück war die Stellung der Missionare zu ihren Halleschen Lehrern eine solche, daß was etwa der eine nicht zu sagen sich getraute, sicherlich von einem andern mit derselben Post in kindlichem Vertrauen überschrieben wurde. Ja Kohlhoff leitet noch im selben Briefe dazu über. Die einzige Wolke im persönlichen Verkehr damals waren geringfügige Differenzen über Geldangelegenheiten. Kohlhoff war ein sehr genauer und gewissenhafter Kassirer und konnte der Lust nicht widerstehen Gaben, welche für einzelne Missionare besonders und persönlich in Europa eingegangen

waren, zu allgemeineren Zwecken zu verwenden, obwohl er selbst mit der stärksten Familie einer Beihülfe am nöthigsten bedurfte, aber alle seine Vorschläge wurden einstimmig abgeworfen und einstimmig entschied man sich, daß die Gaben der Wohlthäter von den Einzelnen sollten erhoben werden. Kohlhoff selbst bezeugt dazu: „Mancher Bruder meint es gut, er denkt, ich kann auf solche Art mehreren Armen zu Hülfe kommen. Nun Gott lehre uns, wie in allen Dingen, so auch in dieser Sache, weislich, heiliglich und unanstößig handeln." Die Entscheidung der Conferenz wurde selbstverständlich in Halle gebilligt. Unter welchem Rechtstitel, und das juristische Recht darf doch auch in der Kirche nicht gering geachtet werden, hätte auch der Director in Halle oder selbst die Gesammtheit der Conferenz einem Einzelnen sein Eigenthum vorenthalten können? Wohl kann eine Missionsleitung Bedenken tragen, Gelder für eine bestimmte Person oder einen bestimmten Zweck zu verwenden, aber dann tritt auch die Verpflichtung ein, solche Gelder nicht anzunehmen und den Gebern wieder zur Verfügung zu stellen.*) Kohlhoff's Wahn, als habe Schwartz seinen Umgang absichtlich gemieden, ist vollends nur aus seiner außerordentlichen Liebe und Verehrung für denselben zu erklären, welche ihn hinderten zu erkennen, daß nur eine natürliche Folge eingetretener Veränderungen vorlag. Er selbst hatte wieder geheirathet, Klein war mit Zeglins Stieftochter Anna Dorothea Obuch in den Ehestand getreten, Freund Strobel**) war als Major nach Europa heimgekehrt. Der alte Freundeskreis war so auf einmal gesprengt, die verheiratheten Missionare hatten doch andere Interessen und Gedanken, und so zog sich Schwartz, ohnehin trübe gestimmt und zu Zeiten entmuthigt durch die Jahre lang anhaltenden Krank-

*) G. A. Francke an Kohlhoff 9. Nov. 1763: „Was einmal von den Wohlthaten den Personen der Arbeiter zugedacht ist, das müssen sie auch billig genießen. Es bleibt dann ein Jeder selbst der Haushalter über das, was ihm Gott zuwirft, und hat nach seiner Einsicht und seinem Gewissen damit umzugehen, daher ich wünschte, daß Sie lieber nicht in Vortrag gebracht hätten, daß die Herren Missionarien sich dieser Wohlthaten begeben sollten, welches zwar von der Verläugnung zeugt, in welcher Sie stehen, vielleicht aber von andern nicht wohl ausgelegt worden, als wenn Sie zu hart und genau bei der Kasse wären. So rühmlich Ihre Treue bei der Rechnung ist, so billig ist es doch, daß einem Jeden das Seine werde."

**) In den nächsten Jahren wird er noch öfter als in Rendsburg wohnhaft erwähnt. In Halle freute man sich, den nahen Freund des Herrn Schwartz auf einer Durchreise zum Besuch seines Schwagers des Generalsup. Silchmüller in Bayreuth begrüßen zu können. Einige Briefe von Schwartz an ihn werden als eingelaufen notirt. Dann verschwindet plötzlich der Name.

heitszufälle, mehr auf sich selbst zurück, und wenn er Umgang bedurfte, so bot sich ihm der gleichfalls unverheirathete Dame, mit dem er durch innigste und intimste Freundschaft verbunden war. Aus Kohlhoff's Brief schaut einige Eifersucht hervor und diese trübte auch seine Wahrnehmungen. Von Halle wurde ihm die bestimmte Zusicherung, daß Schwartz auch nicht mit einer Sylbe von Rückkehr geschrieben, habe er dergleichen wirklich geäußert, so könne dies nur eine vorübergehende Anfechtung und Muthlosigkeit, ein plötzlicher Einfall gewesen sein, dazu ihn die Empfindung seiner Noth gebracht, den er aber bei reiferer Ueberlegung selbst verworfen. Auch bezüglich des vermißten brüderlichen Umgangs erkannte Francke sogleich die eigentliche Sachlage: Es geschehe öfter auf ganz unschuldige Art, daß sich Jemand mehr zu diesem oder jenem insonderheit gewöhne, wo die Gleichheit des Temperaments und der übrigen Denkungsart den Umgang angenehmer mache, welches dann nicht ausschließe, daß ein solcher auch die andern ebenfalls als seine Brüder liebe. Nun kein anderer hat ja darnach solche Beweise aufopferndster Freundschaft von Schwartz empfangen, wie grade Kohlhoff. Aber auf die eigentliche Hauptsache, den Plan wieder nach Halle zu gehen, zurückzukommen, so versichert Kohlhoff noch einmal später, es sei ganz gewiß, daß Schwartz verschiedenen Brüdern diese Absicht eröffnet habe. Als derselbe aber von der verunglückten Reise nach Norden zurückkehrend gehört habe, wie sehr ihn dies betrübt, so habe Schwartz ihn sogleich aufgesucht und ihm versichert, daß er nichts dergleichen nach Europa geschrieben. Kohlhoff fügt hinzu, indem er auf die inzwischen geschehenen und weiter zu berichtenden großen Veränderungen anspielt: „Ich will hoffen, daß er nun davon völlig abstehen werde, indem er nach seines Herzens Wunsch wandern kann, wohin er will und so lange er will. Und wer freut sich nicht über dieses, indem man offenbar die Hand des HErrn darunter sieht. Es ist kein Zweifel der HErr wird noch was hervorbringen, darüber seine Kinder und Knechte seinen Namen verherrlichen werden. O könnten wir nur gläubig, demüthig und harrend beten, so würden wir die Herrlichkeit des HErrn bald sehen. Allein wie bald sinkt alles zu Boden, wenn man teuflische Werke erblickt. Der HErr wolle den Feind unter unsere Füße treten in Kurzem!"

Auch nach dieser letzten Nachricht bleibt es also dabei, daß Schwartz in allem Ernst damals an eine Heimkehr gedacht hat, wenn er auch vorläufig noch nichts davon geschrieben, weil er noch nicht alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben hatte. Sowohl äußerlich wie innerlich sind demnach wichtige Entscheidungen vorbereitet, und die Ereignisse der nächsten Zukunft müssen eine Wendung bringen.

Als diese Nachrichten in der Heimath anlangten, werden die Missionsfreunde nicht wenig sich um das Leben des theuern Mannes gesorgt haben, der nun schon so viele Beweise von seiner Tüchtigkeit zum Missionarsamte und seiner gediegenen Gesinnung gegeben; ob nicht wie Manchem seiner Vorgänger ihm schon das Ziel seiner Wirksamkeit gesteckt sei, denn wenn von irgend einem Lande, so gilt ja von Indien: „Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war." An diesem wichtigen und entscheidenden Wendepunkte muß denn auch unsere Erzählung Halt machen, obgleich wir schon voraus wissen, daß wie auf jene gefährliche Krankheit auf dem Schiffe die bisherige lange Wirksamkeit in Trankebar folgte, so auch jetzt wiederum Leben aus dem Tod geboren werden soll, und die eigentliche tiefgreifende Missionswirksamkeit erst recht beginnen wird. Ueber Schwartzens Trankebar'sche Periode hat man bisher so gut wie nichts berichten können. Wir haben versucht, dieses leere Blatt in seiner Lebensgeschichte möglichst von ihm selbst und von der Hand seiner Freunde schreiben zu lassen. Hoffentlich ist durch vorstehende Mittheilungen zugleich auch jene Anschauung mehr zurückgedrängt worden, als sei in Trankebar für Schwartz nach seinem eigenen damaligen Bewußtsein ein zu enger Berufskreis gewesen, als habe er sich dort gefesselt gefühlt und gleichsam nach Erlösung und Befreiung geseufzt. Im Gegentheil, auch in jener Zeit hat er schon seine Collegen überragt, aber seine große Bescheidenheit und Demuth, Tugenden, welche ihm in der Schule innerer Anfechtungen in Fleisch und Blut übergegangen, veranlaßten ihn möglichst sich zurückzuhalten, bis die Liebe der Brüder ihn hervorzog. Trankebar ist für Schwartz die Missionshochschule gewesen, auf der er sich seine Erfahrungen gesammelt und seine Grundsätze gestaltet hat. Wer des mit Laub und Früchten reich geschmückten Baumes sich freut, sollte fürder auch die Wurzeln, welche in Deutschland getrieben, und den Stamm, der in Trankebar emporgewachsen, aufmerksamer Beachtung nicht für unwerth halten.

Dritter Abschnitt.

Gründung der Station Tritschinopoli.

(1762 — 1772).

Nach Norden und nach Süden haben wir Schwartz in den letzten Jahren auf weiten Reisen begleitet, wir hörten auch, wie es ihn vom ersten Anfange weiter ins innere Land hineinzog, die dort gesammelten Landgemeinden zu besuchen, aber auch, wie die politischen Verhältnisse dies erschwerten. Trankebar, ebenso wie das südlich gelegene Negapatnam, war ja nur ein kleiner vom bevölkerten und fruchtbaren Königreiche Tanjour abgetretene Küstenstrich. So lange die Missionare genöthigt wurden sich an der Küste zu halten, konnte man eigentlich nicht sagen, daß die Mission im Lande festen Fuß gefaßt. Obwohl nun den europäischen Missionaren, einen kurzen Besuch Pressiers 1728 abgerechnet, das von Pagoden und Brahmanen erfüllte Land Tanjour hermetisch verschlossen blieb, so waren doch hin und wieder seit dem 1728 erfolgten Uebertritt des römisch-katholischen Unteroffiziers Rajanaiken kleine Christengemeinden im Anschluß an Trankebar entstanden. Im Jahr 1742 wurde auf einem von Heiden geschenkten Platze in der Sudrastraße in Tanjour ein Schulhaus erbaut, das auch für Sonntagsversammlungen und zum Aufenthalt des Landpredigers benutzt werden konnte. Schon im November nächsten Jahres wurde jedoch ein eigenes Versammlungshaus für die dortigen Sudrachristen fertig gestellt, in sich selbst ein Beweis, daß trotzdem Rajanaiken ein Paria war, das Evangelium doch schon bei den höhern Kasten Eingang gefunden hatte, in welcher Absicht denn auch Lehrer und Unterkatechet daselbst immer aus den Sudras genommen waren. Darnach muß es fast Wunder nehmen, daß nichts desto weniger noch zehn Jahre verfließen konnten, bis Wiedebrock seinen schon kurz erwähnten Besuch in Tanjour machte, und auch diesmal noch nur gelegentlich als Dolmetscher für eine dänische Gesandtschaft. Eine Wandelung trat erst

ein durch den Einfluß des Hauptmanns Johann Wilhelm Berg, eines gebornen Hamburgers, der eine fast nur aus Christen bestehende Abtheilung von fünfzig Mann in Tanjour kommandirte. Er war den Missionaren schon dadurch nahe getreten, daß er eine Frau aus ihrer portugiesischen Gemeinde zu Trankebar geheirathet hatte. Weil er der regierenden Fürstenfamilie von Tanjour aufrichtig ergeben war, wurde es ihm nicht schwer seit 1755 wiederholt durchzusetzen, daß einem Missionar erlaubt wurde zur geistlichen Versorgung der europäischen Christen, welche sich des Dienstes eines eingebornen Landpredigers nicht bedienen mochten, nach Tanjour zu kommen.

Im April 1759 betrat Schwartz zum ersten Mal die alte Königsstadt in Begleitung Zeglins und des Landpredigers Diogo. Auf die wenigen Tage häufte sich für ihn eine große Arbeitslast, weil Zeglin nach eigenem Geständniß einen Vortrag im Portugiesischen nicht zu halten vermochte *). Dazu war es die heißeste Jahreszeit. Um so mehr erfrischt und erquickt der reiche Inhalt und die lebendige Darstellung seiner bereits in den alten Halleschen Missionsnachrichten gedruckt vorliegenden Reiseberichte und Briefe. Bemerkenswerth ist die Klarheit und Gewandtheit und zugleich Milde des Urtheils, mit welcher er von verfänglichen Fragen auf die Hauptsache überzuleiten weiß. Als einige Heiden sich beklagten, der französische General Lally habe ihre Götzen zerstört, wurde ihnen bezeugt, daß man nicht alle Thaten des Generals billigen könne, aber so viel ließe sich doch daraus erkennen, daß jene Bildnisse keine Götter wären, sonst hätten sie ja nicht zerstört werden können. Auf die auch sonst schon in Sagen berühmt gewordene Frage eines andern Heiden, ob denn alle seine Vorfahren verloren gegangen, wird entgegnet: „Der Einwurf ist nicht gut. Man muß doch einmal die Lügen fahren lassen. Wenn die Europäer, da sie noch Heiden waren, auch hätten so sagen wollen, so lägen ihre Nachkommen wohl noch jetzt im Heidenthum.“ Ein muthiges offenes Wort zu seiner Zeit weiß Schwartz dabei recht wohl zu schätzen, wie er denn an Hauptmann Berg besonders seine Freimüthigkeit hervorhebt, mit der er, da bei einer Belagerung eine Bombe den steinernen Götzen in der Hauptpagode zerschmettert hatte, auf die Nichtigkeit des Götzenwesens hingewiesen. Auch seine Belesenheit tritt hervor, indem

*) Weil in der portugiesischen Sprache nicht einen Vortrag thun kann (denn so viel habe ich nicht gelernt (das hat mir Leid gethan und ist mir mehr als sonst auf dieser Reise aufs Gemüth gefallen), so mußte der liebe Bruder Herr Schwartz mehrmalen zwei Vorträge hinter einander thun. Gott hat ihn aber gestärkt.“

er aus einem englischen Buche über bekehrte Indianer Amerika's eine Erzählung im Gespräche anzieht.

Am meisten ist aber der Aufmerksamkeit werth, wie er sein Handeln bezüglich der Kastenunterschiede bemißt: „Ueber einige Brahmaner auf dem Wege habe mich verwundert, wie sie von selbst so nahe herzukamen, so daß sie uns auch wohl berührten, ob man gleich, um ihnen nicht ärgerlich zu sein, selbst ein wenig sich abwendete. Allein sie kehrten sich nicht daran und traten selbst wieder nahe herbei. Weil nun so viel Europäer in dem Lande hin und her reisen, so verliert sich das allzu scheue Wesen nach und nach in etwas." Speciell erzählt er noch, wie ein Brahmane ganz vertraut gethan und ihm das spanische Rohr, welches er außer dem Sonnenschirm in der Hand trug, eine ganze Strecke weit getragen habe. Das Heidenthum und das Kastenwesen forderte freilich damals unter eingebornen Regenten viel mehr Berücksichtigung, fanden sich doch Schwartz und sein Begleiter damals noch veranlaßt, außerhalb Tanjours die Christen in der Nacht um 2 Uhr zusammenzurufen und Gottesdienst zu feiern,*) und zwar für die Sudrachristen und die Pariachristen getrennt, obwohl gleichzeitig. Diese erste Tour ins Land hinein hatte für Schwartz gleichsam die Bedeutung einer Kundschaftsreise. Durch den längeren Aufenthalt in Ceylon, die wiederholten Wanderungen nach Madras und Kudelur und endlich diese Tanjoursche Tour war er in den Stand gesetzt, Vergleichungen über die Sitten und Gebräuche der verschiedenen tamulischen Provinzen anzustellen. So weit die protestantische Mission im Tamulenlande wirkte, war er schon gekommen, denn erst im folgenden Jahre geschah der erste Schritt**) zur Etablirung der Mission in jener bedeutendsten Stadt der ganzen Gegend, die in der Ueberschrift dieses Abschnittes genannt ist, in Tritschinopoli oder Tirutschinapalli, der Stadt des dreihäuptigen Gottes.

Wie einst Rajanaikens Uebertritt nach Tanjour führte, so der eines andern römisch-katholischen Soldaten und Parias Namens

---

*) Theilweise erklären sich die nächtlichen Gottesdienste auch durch Rücksichtsnahme auf die Erntearbeiten, da die Landbesitzer Tags ihre christlichen Arbeiter wohl nicht beurlaubten.

**) Zwar war Kohlhoff 1757 schon ganz kurz dort gewesen, als ihn ein kranker Officier zu sich in das nahe französische Lager bei der berühmten Pagode Sirengam hatte rufen lassen, aber damals befand sich noch kein einziger eingeborner protestantischer Christ dort, auch konnte weder zu Heiden noch zu Muhamedanern geredet werden.

Südtinaiken nach Tritschinopoli. Sein und seiner Freunde Gesuch veranlaßte Dame, im März 1761 zum ersten Male diese Residenz des Muhamedanischen Nabob aufzusuchen. In älterer Zeit hatte die stark befestigte Stadt dem Könige von Tanjour gehört, aber schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts war dieser genöthigt, sie gegen die kleine $1^1/_2$ Meilen südwestlich von Tanjour gelegene Festung Wallam an die Carnataca-Fürsten des alten Südreiches Madura abzutreten. Thronstreitigkeiten boten endlich dem Nabob von Arcot, welcher den ganzen nördlichen Theil des Tamulenlandes bis hinab zum Nordarm des Kaveri, dem Kolerun, beherrschte, den erwünschten Anlaß 1736 Tritschinopoli anzugreifen und zu erobern. Daran schlossen sich lange Kämpfe der Prätendenten um die Nabobschaft und ihrer bezüglichen Alliirten der Franzosen und Engländer, bis schließlich Muhamed Ali die Oberhand behielt, und eine englische Besatzung nach Tritschinopoli verlegt wurde. Letzterer Umstand war für die Mission außerordentlich günstig, denn die englischen Offiziere erlaubten eben Südtinaiken und seinen Freunden nach Trankebar zu gehen und sich dort unterrichten zu lassen, sie gewährten Schutz gegen die Verfolgungen der Katholiken und bereiteten auch Dame eine freundliche Aufnahme. Seitdem konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß nach Tanjour berufene Missionare — und jährliche Reisen dahin fangen an so gewöhnlich zu werden, wie die Besuche im nahen Negapatnam — auch noch weiter nach Tritschinopoli zu gelangen trachteten.

Auf Ostern 1762 begehrte Berg wieder den Besuch eines Missionars, der das h. Abendmahl austheilen und zugleich sein jüngstes Kind taufen sollte. Es wäre die Reihe zu dieser Reise an Klein und Zeglin gewesen, aber letzterer lehnte diesmal ab und substituirte sich den stets zum Wandern bereiten Schwartz. Er sagte auch sogleich trotz großer, ja bedenklicher körperlicher Schwachheit zu, so weit zu gehen, wie eben seine Kräfte reichen würden. Plötzlich drohte der ganze Plan zu scheitern in Folge von Kriegsbefürchtungen, weil der Raja von Tanjour nicht den hohen Tribut zahlen wollte, welchen der Nabob ihm abforderte. Doch nach wenigen Wochen gelang es dem Capitain bei Hof trotzdem Reiseerlaubniß für beide Missionare auszuwirken. Zwar war sein Kind unterdeß von einem Landprediger getauft, aber die Christenschaar in Tanjour und Tritschinopoli verlangte dringend nach den Sacramenten, und außerdem wurde in Tanjour gerade das neue geräumige Bethaus fertig, welches Berg auf eigene Kosten aufgeführt hatte und gern von den Missionaren eingeweiht haben wollte. So brachen Schwartz und Klein am 6. Mai 1762 endlich auf. Der Auf-

enthalt in Tanjour war nur kurz, da es Berg aller Bemühungen ungeachtet nicht gelingen wollte, den Empfang seiner Landsleute bei Hof durchzusetzen. Unter diesen Umständen wurde mit Spannung Antwort auf die nach Tritschinopoli an den Commandanten Major Preston, den Kriegscommissar Newton, welcher mehrere Jahre als englischer Resident in Trankebar sich aufgehalten, und einen deutschen Lieutenant Huntemann aus Hannover gerichtete Anfrage erwartet, ob es erlaubt und gerathen sei, wie einige eingeborne Christen wünschten, die Reise bis dahin auszudehnen. Auf die erhaltene freundliche Einladung brachen beide Missionare auf und langten am 18. Mai 1762 in Tritschinopoli an, freundlichst vom Commandanten alsbald mit Logis versehen und für die Dauer ihrer Anwesenheit zu seiner Tafel geladen. Da Schwartz wegen des Zitterns in seinem rechten Arm die Führung des Tagebuchs ganz seinem Collegen überlassen mußte, können wir auch nicht viel über seine persönlichen Erlebnisse und Arbeiten berichten und begnügen uns den Schauplatz seiner nächsten Wirksamkeit zu schildern.

Tritschinopoli darf man wohl kurz das Nürnberg des Tamulenlandes nennen, einmal wegen der ganz bedeutenden Gewerbthätigkeit*) und Kunstfertigkeit in den verschiedensten Artikeln, wenigstens heutiges Tages, und sodann wegen seiner Lage in einer großen Ebene, aus der ein etwa 450 Fuß hoher Felsen ähnlich der Nürnberger Burg emporragt. Um diesen berühmten, von weiter Ferne her sichtbaren Felsen hat sich eine ganze Reihe von Göttersagen gelagert. Es ist ja ein Bruchtheil des Götterberges Kailasa im Norden, und auf wunderbare Weise in den Süden versetzt. Ein verdeckter kühler Gang von ausgehauenen Steinen führt auf etwa einhundert Stufen aus gleichem Stein bequem bis zur Mitte des Felsens, wo die Hauptpagode der Stadt sich befindet. Sie ist auch aus gehauenen Steinen fast in Weise einer europäischen Kirche gebaut und dem Siva als Tāyumānasvāmi als dem Gott, der auch eine Mutter wurde, geweiht. Der Name bezieht sich auf eine Sage, in welcher Siva sich einer armen Waise annahm. Der berühmte sivaitische Mystiker Tayumanaver, der etwa hundert Jahre vor Ankunft unserer Missionare in Tritschinopoli gelebt haben soll, hat sich nach dieser Pagode zubenannt. Wie dieser Name

*) Wenn der tamulische Name der Stadt: Tiruttschinapali „Stadt des Dreihäuptigen" richtig auf Kuvera den Gott des Reichthums gedeutet sein sollte, so würde schon der Name die Handelsstadt bezeichnen.

selbst an das christliche „mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her" anklingt, so auch vieles in den Liedern dieses Mystikers*). Schwartz und Klein aber empfingen beim ersten Anblick der Pagode keineswegs christliche Eindrücke. Bei allen Fenstern waren aus eigens zu solchem Zweck gelassenen Oeffnungen Oel, Butter, Kokoswasser und andere zu Götzenopfern gebrauchte Flüssigkeiten herausgeflossen und hatten alles verunreinigt — ein unumstößlicher Beweis, daß hinter jedem dieser Fenster in besonderen kleinen Gemächern viele kleine Götzen verehrt wurden. Bei der Pagode hörten die steinernen Treppen auf, und in den Felsen selbst gehauene Stufen führten steil bis zur obersten Spitze, auf welcher ein kleiner Tempel des Pilleyar oder Ganesa, des klugen Gottes mit dem Elephantenrüssel steht, in dessen Namen der Hindu jedes Werk beginnt. Von diesem Punkte hier oben genießt man einer weiten Aussicht. Nach Süden breitet sich die umfangreiche Stadt und Festung aus in einem Umfange von etwa einer deutschen Meile, im Osten zeigt sich bei klarem Wetter Tanjour und westlich nah und fern hohe Berge und Felsen, nördlich wälzt der zu Zeiten sehr breite Kaveristrom seine Fluthen dahin, der sich eben hier in zwei Arme theilt, indem er nördlich einen Arm den Kolerun entsendet. Zwischen Kaveri und Kolerun, nur eine viertel Meile vom Felsen entfernt, liegt Sirengam oder Sriranga, das heilige Flußeiland, mit den großartigsten Pagodenbauten Südindiens. Nach der muhamedanischen Eroberung der Festung maßten sich natürlich auch die neuen Herren etwas von der Heiligkeit des Ortes an und zeigten auf der Mitte des Felsens eine tiefe Spalte, welche ihr Prophet bei einem Besuche als Wahrzeichen hinterlassen. Zu jener Zeit hatte auch der Nabob mit seiner Familie seine Residenz in Tritschinopoli aufgeschlagen, und es hatten mehrere tausend Menschen einige Monate lang arbeiten

---

*) S. Graul, „Indische Sinnpflanzen und Blumen", Erlangen 1865, p. 187 ff. zwei Strophen eines Gedichts:

Ihrem Kinde schenkt die Kuh Erbarmen,
Schenk, barmherz'ge Mutter, Huld mir Armen!
Allerhöchstes Wesen!
Welches Unrechts ich auch immer schuldig,
Du hast Mutter-Art — bist sanft, geduldig.
Allerhöchstes Wesen!

Diese ganze Schrift bietet Liebhabern der indischen Poesie reichen Genuß, und Freunde der tamulischen Mission können hier tiefe Blicke in das Herz des begabten Volks thun.

müssen, um seine Gärten und Paläste wieder in Stand zu setzen, so daß unsere Reisenden, welche von ihren englischen Wirthen geführt wurden, die vollste orientalische Pracht in Augenschein nehmen konnten, von dem Nabob selbst, einem leutseligen Herrn, beim Umgange aufs freundlichste begrüßt. Es war erst ganz kurze Zeit, daß er mit Hülfe der Engländer unumschränkter Herr der ganzen Gegend geworden war. Bis 1752 hatte sich sein Rivale Scander Sahib, ein edler und tüchtiger Fürst, noch in Sirengam behauptet. Auch darnach gelang es wieder den Franzosen, sich mehrere Jahre hindurch im Besitz der Insel und ihrer reichen Einkünfte zu erhalten und gegen die Engländer im nahen Tritschinopoli viele Intriguen zu spielen. Endlich vertrieben, hatten sie sich noch einmal Sirengams durch Handstreich bemächtigt, es aber gleich ihren andern Besitzungen in Indien nicht behaupten können. So war diese Gegend viele Jahre hindurch ein stehendes feindliches Lager und berühmtes Schlachtfeld gewesen. In noch viel höherem Grade als einzelne mit hohen Mauern befestigte Landkirchen Deutschlands im unruhigen Mittelalter als Zufluchtsstätten dienten, können nämlich die Pagoden des Tamulenlandes vermöge ihrer Bauart als Festungen und Stützpunkte kriegerischer Unternehmungen gebraucht werden.

Die große Tempelstadt Sirengam ist nach Landessitte im Quadrat erbaut und von sieben Mauern umgeben, welche nicht weniger als einundzwanzig Pagoden umschließen. In der Mitte jeder Seite ist ein hoher Pagodenthurm, so daß es deren achtundzwanzig giebt, die aber nicht sowohl unsern Kirchthürmen als vielmehr den alten Stadtthoren entsprechen. Der Abstand einer Mauer von der nächsten ist so groß, daß zwei Reihen Häuser mit Gärten angelegt sind, durch deren Mitte noch eine breite Straße führt. Die drei innersten Höfe waren nur den Brahmanen zugänglich, während in den vier Außenhöfen Europäer, Muhamedaner und Sudras campiren konnten. Im vierten Eingang steht linker Hand das hundertfüßige Ruhehaus und zur Rechten das tausendfüßige d. h. von tausend Pfeilern getragene zum Obdach für die zahlreichen Pilger. Neben diesem Bautencomplex ist noch zu beachten Tiruwanikawel oder Klein-Sirengam eine gleichfalls mit sieben Mauern umgebene, aber nicht so umfangreiche Pagode, die jedoch auch für 10,000 Mann bequem Quartier bietet. Die hohe äußere Mauer ist von lauter Quadersteinen; im Innersten ist eine prächtige Halle von 1600 Säulen, jede fünfzehn Fuß hoch aus einem einzigen Stein gehauen. Sirengam ist Hauptsitz der Vischnuiten im

Tamulenlande neben Tripetti und Conjeveram in größerer Nähe von Madras, welche drei Heiligthümer zu Anfang des zwölften Jahrhunderts der berühmte Philosoph Ramanuja den hier sonst noch weniger zahlreichen Vischnuiten erobert hatte. Der Hauptgötze von Sriranga spielt eine Rolle in Rama's Zuge nach Ceylon, er soll von Vibhischana, Ravana's Bruder, aus dem nördlichen Oude dahingebracht sein und heißt Kasturi-Ranga-Swami *). Er soll von unschätzbarem Werthe sein und zwei kostbare Diamanten zu Augen haben. Nach dem Volksglauben ist es ein Buddhistischer Götze, der in der Pagode de China bei Negapatnam gestanden, deren mächtige thurmartige Ruine noch heute neben dem dortigen katholischen Seminar zu sehen ist. Dort habe der Götze in einem künstlichen, sich immerfort drehenden Rade gestanden, nach anderer Relation ist dies Rad im Eingang des Tempels gewesen, so daß Niemand eintreten konnte. Der letzte der zwölf Vischnuitischen Apostel brachte das Rad zum Stehen, indem er starke Fasern der Palmyrapalme hineinwarf und dann eindrang und mit Gewalt den Goldgötzen raubte und — nach Behauptung einer andern Tradition — einschmolz, um den verfallenden Vischnutempel zu Sirengam mit dem Erlöse zu restauriren. Welche Ueberlieferung Recht haben mag (die Gestalt des Götzen müßte ja unzweifelhafte Auskunft geben), Kasturi-Ranga-Swami erfreut sich einer so ungeheuren Verehrung, daß zu dem großen Feste Sockawasel oder Himmelsthür genannt, welches zu Schluß 1762 daselbst gefeiert wurde, etwa zwei Millionen Pilger dort versammelt gewesen sein sollen, nach Schwartzen's eigenem Bericht.

Nach dieser Schilderung kann ermessen werden, von wie großer Bedeutung für die Mission unter Hindus und Muhamedanern die Stadt Tritschinopoli war und noch ist. Und in dieser Stadt eröffnete sich nun für die evangelische Mission ein weiter Wirkungskreis. Am Himmelfahrtsfeste hielten Klein und Schwartz mit der kleinen Christenschaar in dem ihnen eingeräumten Logis Gottesdienst in deutscher, tamulischer und portugiesischer Sprache. Sie hatten nicht die Absicht, sich länger aufzuhalten. Der nächstfolgende Mittwoch schon war als Tag der Rückreise festgesetzt, deshalb sollte Dinstag noch das h. Abendmahl gefeiert und Tags vorher die Beichte gehalten werden. Denn

*) Siehe zu diesem und dem folgenden Graul, Reise nach Ostindien IV, 9. Alte Hall. Nachr. VIII, 463 ff. 1152; meine Ausgabe von Ziegenbalg's Genealogie der Malabarischen Götter, Erlangen und Madras 1867 p. 93 u. 117; Kasturi heißt Bisam und ist Name eines Zeichens, welches Vischnu an seiner Stirn trägt.

obgleich manche Ursachen vorlagen, daß einer noch ein paar Wochen bliebe, um die schwachen Christen zu stärken, ein Bethaus zu erbauen und vielleicht eine Schule zu errichten, so konnten die Missionare sich doch nicht mit völliger Beruhigung dazu entschließen, da sie noch keinen besondern Wink Gottes sahen. Der Beichtgottesdienst hatte begonnen, ein tamulisches Lied war angestimmt, da tritt Kriegscommissar Newton mit einem englischen Freunde Doctor Boswell ein und erbietet sich auf eigne Kosten ein Bethaus aufzubauen, man solle nur den Platz dazu aussuchen und unverzüglich den Bau beginnen, weil alle andern verfügbaren Räumlichkeiten von den täglich neu einrückenden Truppen gebraucht würden. Am Abend redet sie ferner auf der Straße ein deutscher Sergeant an, er habe noch nie das h. Abendmahl empfangen, weil er so jung aus der Heimath fortgekommen, und mit ihm begehrten noch einige Andere Vorbereitungsunterricht. Ein tamulischer Christ wünschte, man möge seine Frau unterrichten und nach deren Uebertritt ihn christlich trauen. Zum h. Abendmahl gingen am nächsten Morgen acht Deutsche und dreizehn Tamulen, doch immer schon ein kleines Gemeindlein, welches weiterer Pflege dringend bedurfte. Newton hatte inzwischen schon in der Hauptstraße nahe dem Hospital einen leeren Platz, wo ehemals ein Ruhehaus gestanden hatte, aussuchen und den Grund zu einem einfachen Lehmhaus von Lehmwänden abmessen lassen.

Das waren denn allerdings deutliche Fingerzeige des Herrn, und so ist es denn wohl als selbstverständlich nur zu billigen, daß Klein am 26. Mai früh allein nach Tanjour abreiste, wo er das Pfingstfest zu feiern versprochen hatte, und seinen Collegen Schwartz in Tritschinopoli zurückließ, der sich entschlossen hatte „noch ein wenig zu bleiben", da er auch am besten abkommen könnte. Vom Bethause in Tirupalaturei aus, hinter Tanjour nahe Combaconum, wo Klein den zweiten Pfingstfeiertag gefeiert, schickte er nach Verabredung an Schwartz Kelch und Patene mit dem Kirchenritual und kehrte dann allein nach Trankebar zurück, gewiß zu nicht geringem Erstaunen der andern Brüder. Was ihre Herzen bewegte und wie ihr allgemeines Urtheil über den Collegen lautete, der nun nach zwölfjähriger gemeinsamer Arbeit von ihnen getrennt arbeitete, wenn auch zunächst nach allseitiger Absicht die Trennung nur eine zeitweilige sein sollte, spricht Klein sehr schön in einem Briefe vom 22. Sept. 1762 aus: „Der theure Bruder ist an seinem Körper sehr schwach. — Das hochlöbliche Missionscollegium hat in dem Punkt der Reisen nicht nur an andere Oerter, sondern auch

des Aufenthalts an selbigen, völlige Erlaubniß ertheilet. Allein wenn das sollte zu Stande und in rechten Schwung kommen, so müßte wohl noch Einer wenigstens, wo nicht zwei Supernumerare unter uns sein, so daß man einer den andern zuweilen ablösen könnte, oder nach befundenen Umständen auch zwei sich an einem Orte aufhalten könnten. Gott hat dem lieben Bruder Schwartz eine ganz besondere Gabe in diesem Stück gegeben, dabei auch Munterkeit und Freudigkeit. Ich ziehe ihn mir weit, weit vor und werde oft durch seine Emsigkeit, Verläugnung, Treue und Freudigkeit beschämt. Der HErr stärke ihn doch und erhalte ihn uns noch. Kann er gleich wegen seines Zitterns im rechten Arm nicht im Schreiben viel helfen, so hilft er gewiß im Beten, im Lehren und Leben auf alle Weise. Seine freundliche Art der Conversation und seine Gesprächigkeit, worinnen er auch seine Belesenheit mit Nutzen anbringt, verschafft ihm bald Eingang bei Weißen und Schwarzen."

So hatte also Schwartz endlich, wenn auch zuerst nur vorläufig, einen selbständigen Wirkungskreis, und er ist von der Missionshochschule zu Trankebar mit glänzendem Zeugniß dazu entlassen. Möge nur bei Betrachtung seiner nächsten Wirksamkeit immer im Gedächtniß behalten werden, daß einem in seiner Körperkraft Gebrochenen, der sogar selbst nahe daran war muthlos an fernerem Wirken im geliebten Berufe zu verzweifeln, plötzlich solche angestrengte Thätigkeit und noch dazu an einem durch sein heißes Klima weit und breit verrufenen Orte übertragen ist. Schwartz pflegte über seine Berichte einen Spruch zu setzen, welcher den Grundgedanken seines Herzens beim Niederschreiben ausdrücken sollte. Der erste Bericht aus Tritschinopoli ist überschrieben: „Als die Sterbenden und siehe wir leben." Der Leser möge denn auch dies Motto um so mehr festhalten, als merkwürdiger Weise in den gedruckten Berichten und Briefen sorgfältig fast jede Spur dieser Kränklichkeit ausgemerzt ist*) — recht im Gegensatz zu der Weise unserer Tage — so daß selbst einem genaueren Kenner dieser alten Nachrichten Schwartz unwillkürlich immer als ein recht

*) So ist z. B. im Anfang eines Briefes vom 12. Oct. 1762 die Stelle: „Nun will mit wenig Worten, denn meine arme Hand zittert sehr" umgeändert in „mit wenigen Worten, wie es meine jetzigen Umstände verstatten." Zum Schluß aber ist ganz fortgelassen: „Es wäre noch eins und das andre zu berichten, allein meine zitternde Hand, wie auch andere Ursachen nöthigen mich zu schließen."

kerngesunder, wenn auch einigemal von schweren, aber kurzen Krankheiten betroffenen Mann vor Augen steht.

Am selben Tage, da Klein abreiste, begann er nun seine Thätigkeit mit Unterrichten und Predigen, indem er vorläufig in der ihm eingeräumten Wohnung tamulisch und portugiesisch, in eines Landsmanns Hause aber, bei einem Chirurgen Meyer, deutsch predigte. Auf seine Fürbitte beurlaubte der Commandant auch einen christlichen Soldaten mit vollem Gehalt, damit er die Christenkinder unterrichte. So war also der Anfang einer Schule gemacht. Am 11. Juli schon konnte das neue Bethaus eingeweiht werden. Das Sonntagsevangelium von Petri Fischzug gab Veranlassung von der Bereitwilligkeit des Herrn Jesu zu reden, den Weg des Lebens zu lehren und darauf zu leiten. Gesungen wurde das Lied: Es woll uns Gott genädig sein, ein rechtes Missionslied. Gleichzeitig wurden diejenigen Deutschen und Tamulen, welche noch nie zum h. Abendmahl gegangen waren, nach nun vollendetem Vorbereitungsunterricht zum Sacrament zugelassen, so daß die Feier gewiß Eindruck gemacht hat und von andächtigen Herzen begangen worden ist. Neben dem Bethause errichteten dieselben Wohlthäter noch eine Wohnung für den Katecheten. Es war also in kürzester Frist ein nicht zu verachtender Anfang zu einer Gemeindebildung in Tritschinopoli gemacht, zumal Schwartz auch reichliche Gelegenheit fand unter Muhamedanern und Heiden, wie auch Katholiken zu wirken, also eine Vermehrung der kleinen Gemeinde zu hoffen stand.

Die Heiden wurden auch bald inne, daß sie einen tüchtigen Gegner gefunden hatten, der sich durch Betrügereien nicht täuschen ließ. Eine Frau gab vor, seit Jahren keine Speise zu sich genommen zu haben, und die Brahmanen wagten es, selbst vor dem Nabob sich auf dies Wunder als Beweis zu berufen, daß ihre Götter nicht so gar nichts wären, wie die Christen ausschrieen. Doch siehe, zu der anbetenden Menge, welche das Haus umlagerte, gesellten sich auch christliche Soldaten, von Schwartz zur Beobachtung gesandt. Nach kaum zwölf Stunden verlangte die Fastende Wasser und bald darnach auch Speise. Die Zeit, da sie ohne Speise leben sollte, war plötzlich verflossen, und der Gott wollte, daß sie wieder Speise gebrauchen sollte. Bei anderer Gelegenheit forderte ein alter heidnischer Mann, der priesterliches Ansehen genoß, Schwartz auf, mit ihm zugleich die Hand in siedende Butter zu stecken. Wessen Hand unbeschädigt bleibe, dessen Gesetz werde das wahre sein. Ihm wurde erwidert, es gäbe viel untrüglichere Beweise für die Göttlichkeit einer Lehre, er solle nur

seine Gründe angeben, warum er Holz und Steine als Götter verehre. Er antwortete mit Berufung auf die heiligen und göttlichen Bücher, in denen es befohlen. Als aber Beweis gefordert wurde, daß diese Bücher nicht von betrügerischen Menschen verfaßt seien, mußte er schweigen und wußte keinen andern Ausweg, als durch den Katecheten sagen zu lassen, wie er und die Seinigen künftig mit der christlichen Lehre verschont bleiben wollten.

Kaum war das Bethaus eingeweiht, und die Vorbereitung der erstmaligen Abendmahlsgäste geschlossen, so riefen die Bitten der deutschen Landsleute Schwartz wieder nach Tanjour. Er meldete daher dem Major Preston seinen Entschluß über Tanjour nach Trankebar zurückzukehren, aber der Major bat so dringend, er möge noch einige Zeit bleiben, daß er zufrieden sein mußte nur für einige Zeit nach Tanjour fortgelassen zu werden, und nur unter dem festen Versprechen, bevor er nach Trankebar zurückkehre, noch einmal Tritschinopoli aufzusuchen. Sein diesmaliger Aufenthalt in Tanjour währte vom 17. Juli bis 21. September über zwei Monate, denn es war inzwischen der Hof günstiger für die Mission gestimmt worden und hatte Erlaubniß ertheilt, daß ein Missionar ständig in Tanjour wohnen dürfe, ja man ließ sogar Neigung durchblicken, denselben aus der königlichen Kasse zu besolden. Die Motive zu dieser Sinnesänderung waren politischer Natur. Man wollte wohl nicht unduldsamer sein als der Nabob, achtete es auch für billig, daß Capitain Berg und andere in königlichen Diensten stehende Europäer geistliche Bedienung hätten, aber bei der Rivalität und Feindschaft mit dem Nabob wurde es mit mißtrauischen und bedenklichen Augen angesehen, wenn ein europäischer Priester zwischen beiden Residenzen hin- und herreiste. Deshalb also erfuhr Schwartz diesmal von den Ministern große Freundlichkeit, er durfte zu jeder Zeit in das Fort und auch ins königliche Palais kommen und in Gesprächen den christlichen Glauben verkündigen.

So ließ er sich einmal mit königlichen Dienern in ein Gespräch ein, die sich ihm mit den Worten vorgestellt hatten: „Wir sind des Königs Diener." Die Antwort lautete: „Ich kenne einen größern König als dieser ist, welcher auch bessern Sold giebt, als den ihr bekommt", und so war er sogleich mitten in einer Heilsverkündigung, die mit großer Freude angehört wurde. Einige Minister waren sehr begierig über die europäischen Länder und Fürsten Näheres zu hören, namentlich über die Thaten Friedrich des Großen. Deshalb ließ sich Schwartz, der jeglichen Anknüpfungspunkt mit Begierde ergriff, von

dem Grundsatz ausgehend „wenn man nur solchen Zuhörern predigen sollte, von deren redlicher Absicht man überzeugt wäre, so würde man gar zu selten das Wort Gottes verkündigen," eine Karte von Europa aus Trankebar schicken. Freund Sorge hatte auch gerade das Bild seines Königs überschickt, und die Nachricht von dem königlichen Portrait und der Landcharte erregte denn in den Hofkreisen die größte Neugier. Sogleich wurde er vom Minister ins Palais gerufen und mußte nun aufs genaueste über Europa und besonders die preußischen Einrichtungen berichten. Da erzählte er denn vorzüglich von Kirchen und Schulen, von der Rechtspflege und zeigte, wie die Förderung des Christenthums auch die wahre Wohlfahrt des Landes befördere. Wie von ungefähr fand sich auch der Thronfolger im Laufe der Erzählung ein, nahm das Portrait des Preußenkönigs in Besitz und stellte mancherlei Fragen über den berühmten Fürsten, und es läßt sich leicht denken, mit welchem patriotischen Hochgefühl sie beantwortet wurden. Erst später erfuhr Schwartz, daß der König selbst hinter einem Verdeck gesessen und das ganze Gespräch mit angehört habe.

War es ihm etwa im Anfang nicht geglückt, bei solchen Gelegenheiten ungezwungen das Gespräch auf Gegenstände des Glaubens überzuleiten, so wußte er gewiß noch ein ernstes Abschiedswort zu sagen. Bei einem Besuch im Hause des Premierministers Arunagirappa, nachdem er mit seinen Erzählungen viele Freude gemacht, sagte der älteste Sohn ihm zum Abschied: Ihr seid zur guten Stunde gekommen, und erhielt zum Gegengruß: Jeder Tag und jede Stunde ist gut, denn Gott giebt sie uns, ihn zu erkennen und selig zu werden. Der Minister selbst fragte einmal nach einem Mittel lange zu leben. Ich weiß sogar ein Mittel ewig zu leben, erwiderte der Missionar und erklärte ihm die Hauptlehren des christlichen Glaubens. Begegnende Muhamedaner erkundigten sich, aus welchem Geschlecht er stamme. „Ich bin ein Sünder und ihr auch, fragt lieber, wie wir von der Sünde sollen loskommen." Die Antwort rief dann eine Bitte nach weiterem Unterricht hervor, der ihnen auch alsbald gegeben wurde.

Allsonntäglich predigte er in drei Sprachen, tamulisch, portugiesisch und deutsch, und zwar pflegte jeder Gottesdienst zwei Stunden zu dauern. Wenn ein Stündchen dazwischen frei war, so pflegten noch allerlei Leute ihn zu überlaufen und weiteren Unterricht zu begehren. Trotz der größten Müdigkeit knüpfte er dann wieder Gespräche an, weil er fürchtete, eine Abweisung möchte Anstoß erregen. Kein Wunder, daß er endlich nach der letzten Predigt fast zusammensank und wegen heftiger Brustschmerzen sich ganz stille halten mußte. Hätte

er nur in solchen Schmerzensstunden auch einen helfenden Arzt zur Seite gehabt, statt dessen erwartete man vielmehr zu allem Uebrigen, so viel Vertrauen genoß er schon, von ihm selber auch Hülfe in leiblichen Krankheiten. Ein katholischer Christ war von einem giftigen Thiere an einem Sonntag Abends in den Finger gestochen und hatte die heftigsten Schmerzen im ganzen Arm, so daß er nicht mehr zu bleiben wußte und weinend zum protestantischen Missionar gelaufen kam. Schwartz hatte in Tritschinopoli einen Schlangenstein *) bekommen, dessen Heilkraft er selbst seinem Freund Sorge als fast wunderbar schilderte und auch als Mittel gegen den Biß der Schlangen in Deutschland empfahl, von dem er sich deshalb selbst auf der Reise nicht getrennt hatte. Den legte er alsbald auf die Wunde. Der Stein wurde gleich so fest angezogen, daß er bei aller Bewegung der Hand nicht abfiel. Nach einiger Zeit abgezogen und ins Wasser gelegt, ließ er jede Secunde etwa zwei Bläschen zur Oberfläche aufsteigen, bis er das Gift wieder von sich gegeben. Der Gestochene hatte ein Ziehen nach dem Finger gespürt, sobald der Stein auf die Wunde gelegt war, und bald hatten sich auch die Schmerzen merklich gelindert und die Geschwulst gelegt **). Der himmlische Arzt hätte in gleicher Schnelle auch seinen treuen Diener gesunden lassen können, aber der Reichssache des HErrn war ohne Zweifel mehr gedient, wenn er aus eigener Erfahrung die Worte immer tiefer verstehen lernte: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig", und „wenn ich schwach bin, so bin ich stark." Waren doch einst auch die Erstlinge der Gemeinde in Galatien von Pauli Krankenlager aus gesammelt. So mußte Schwartz täglich einige Stunden zur Erholung sich legen, vertraute aber dabei dem Gott, der die Todten erwecken und die Schwachen stärken könne, und vollendete bei aller Schwachheit wirklich die begonnene Taufpräparation und die Vorbereitung einiger zum Abendmahl, war auch so glücklich, die eingegangene Schule wieder ins Leben zu rufen und vierzehn Kinder darin zu sammeln.

Damit war seine nächste Aufgabe in Tanjour erfüllt, und er

---

*) Nach Hüttemann's Bericht eine künstliche Zubereitung vom Aussehen einer Bohne.

**) Ein andermal kam ein von einem Scorpion gebissener Heide Abends zu ihm gelaufen mit der Bitte, eine Gebetsformel über den Stich zu sprechen. Schwartz unterband schnell den Finger, damit das Gift nicht aufsteige, und sagte ihm ein Wort der Ermahnung, den wahren Gott anzurufen. Aber bei zunehmenden Schmerzen rannte der Heide zu einem Teufelspriester und ließ sich besprechen.

fühlte sich verpflichtet, den wiederholten dringenden Bitten der Freunde in Tritschinopoli Folge zu leisten und auf einige Zeit dahin zurückzukehren. Es kostete aber außerordentliche Mühe in Tanjour zur Abreise Erlaubniß zu erhalten*). Die Gedanken, welche bei dieser neuen Reise ins Land hinein, wieder weiter fort von den Brüdern in Trankebar, ihn beseelten, hat er denselben nicht verschwiegen und es ist nur Wiederhall seiner eigenen Gefühle, wenn Zeglin am 27. Sept. 1762 schreibt: „Der liebe Bruder Herr Schwartz ist in wundersame Umstände geführt worden unter beständigem Gefühl von Schwachheiten, die ihm freilich in den gar wundersamen Fügungen Gottes in Tanjour als wie ein Pfahl im Fleische sind. O Herr Gott, wie reich tröstest du, mag man hierbei erinnern, die gänzlich sind verlassen von sich selbst. Nun, meine Liebe lasse auch mich in mir nichts werden, sei aber selbst mein Alles, so gnüget mir wahrhaftiglich und durchgängig."

In Tritschinopoli war bei seiner Ankunft große Freude. Der Commandant, Major Preston, ließ gleich seine Sachen in ein Haus nahe der kleinen Pagode bringen und erklärte, so lange er Commandant sei, dürfe Schwartz nicht wieder fort, alles, was er zur Ausbreitung der christlichen Religion irgend beitragen könne, wolle er thun. Newton wollte auf eigene Hand nach Trankebar schreiben, um ihm Erlaubniß zum ständigen Aufenthalt in Tritschinopoli zu erwirken. Schwartz aber ging nicht so schnell auf diese Wünsche ein. Noch von Tanjour aus hatte er an seinen Herzensfreund Dame geschrieben, er fürchte sich mehr vor Tritschinopoli als vor Tanjour. Es sei allzu gefährlich unter solchen Leuten, wegen ihres rohen Lebens. Natürlich hatte er nicht Preston und Newton, sondern die übrige europäische Gesellschaft bei diesen Worten im Sinne. Die Meldung vom freundlichen Empfange begleitete er mit folgenden Bemerkungen: „Mein Gott in was für seelengefährliche Umstände bin ich gekommen. In Tanjour wäre viel lieber geblieben, wo auch mehr Gelegenheit an Heiden zu arbeiten hätte, auch nicht ohne Hoffnung war, daß es an Manchen anschlagen möchte. Nun was ist Ihr Rath? 1) Soll ich hier eine Weile bleiben — —? 2) Sollte nicht einer sich eine Weile in Tanjour aufhalten, um zu sehen, was Gott thun wollte? Ich wollte an meinem Theile es sehr wünschen und glaubte fest, daß es einen

*) Schwartz berichtete nach Trankebar von einem Versuche, den er machen wolle, ob man ihn mit Gutem würde ziehen lassen. Der oberste Minister hatte ihm auf die erste Nachricht vom Entschlusse zur Abreise sagen lassen, er möchte in Tanjour bleiben. Schwartz und die Trankbarer vermutheten aber unreine d. h. politische Absichten dabei.

Segen nach sich ziehen würde. Gott aber thue, und richte unsre Gedanken, Rathschläge und Thun nach seinem Willen."

Alle freundlichen Einladungen konnten sein Bedenken nicht beseitigen. Freilich sogleich durfte er nicht nach Trankebar zurück, denn es hatte sich ja schon wieder ein Häuflein von Heiden und Katholiken zum Unterricht gemeldet, und dieser Unterricht ließ sich vor der Regenzeit nicht beendigen. Im Januar nächsten Jahres aber wollte er dann wieder nach Trankebar. So schrieb er auch dorthin. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Neue Briefe, welche zu Anfang Januar 1763 von ihm in Trankebar einliefen, scheinen schon nicht mehr so ganz bestimmt gelautet zu haben, denn die Trankebarer melden am 4. Januar nach Halle: „Ob Herr Schwartz in diesem Monat wieder anher zurückkommen wird, wissen wir noch nicht: es ist solches zwar sein Wunsch, doch siehet er hierin auf den Willen des HErrn. In Tanjour wollen sie ihn auch gerne wieder haben." Dies Warten auf Winke von oben findet sich oft im Leben unsers Schwartz. Hat er etwa in einem Brief ganz bestimmt ein Vorhaben ausgesprochen, so kann man gewiß sein, wenigstens zum Schluß das „So Gott will" in einer oder anderer Weise ausgedrückt zu finden. In einem Briefe nach Halle, in welchem er schon sehr vorsichtig geredet, es scheine wohl, wenn Gott sein Leben friste, daß er bis Januar bleibe, bemerkt er dann zum Schluß, wie ihm in der Morgenandacht beim Lesen des siebenunddreißigsten Psalmes der Spruch besonders eindrücklich gewesen: Befiehl dem Herrn deine Wege. Siehe, als der Januar unvermerkt herangekommen war, indem eine Arbeit nach der andern ungesucht sich fand, da war wieder so vieles, was ihn im Westen festhielt, daß er sogar statt nach Trankebar noch weiter westlich ins Land hinein nach Karur eine Wanderung antrat.

Es liegt diese uralte, schon den klassischen Autoren bekannte Stadt zwölf deutsche Meilen von Tritschinopoli entfernt. Sie hat in neuester Zeit für den Verkehr Bedeutung gewonnen, weil hier die von Negapatnam über Tanjour und Tritschinopoli laufende Eisenbahn in die große Bahn einmündet, welche Madras mit der Malabarküste verbindet. Die rührigen Wesleyaner haben alsbald die Bedeutung der Stadt begriffen und eine Missionsstation dort errichtet. Bleibendes vermochte ja Schwartz dort bei seinem kurzen Besuch für die Heiden nicht zu wirken. Eines aber that er: weil unter den Europäern heilsbegierige Seelen waren, bat er den commandirenden Officier, Sonntags den Soldaten einen Lesegottesdienst einzurichten. Es wurde zugestanden unter der Bedingung, daß Schwartz den Anfang mache, und während

er dies kürzlich in Tritschinopoli dem Major Preston noch abgeschlagen hatte, weil er der Sprache nicht genug kundig sei, verstand er sich dort aus christlichem Erbarmen dazu, gewiß in der Erwägung und Hoffnung, auch hierdurch zur Ausbreitung des christlichen Glaubens unter den Heiden beizutragen. Nach diesem Vorgang konnte er sich denn auch in Tritschinopoli nicht mehr weigern, zu dem dreifachen Sonntagsgottesdienst kam nun noch ein englischer Lesegottesdienst hinzu. Frei zu predigen fiele ihm noch zu schwer, und zum Auswendiglernen einer Predigt habe er keine Zeit. Gegenüber der anglikanischen Praxis, welche freie Predigten geradezu untersagt, waren freilich solche Entschuldigungen des gewissenhaften Mannes gar nicht nöthig.

Weil Tanjour, das nur acht deutsche Meilen entfernt lag, gleichsam als Filial von Tritschinopoli zu gelten anfing, wurden im Laufe des Jahres zwei kurze Reisen dahin gethan. Als Schwartz von der ersten Reise im März zurückkehrte, erhielt er unterwegs Botschaft, daß das im tausendfüßigen Ruhehaus befindliche Laboratorium der Artillerie explodirt sei. Drei Europäer, ein Schweizer und zwei Holländer, bei denen Gottes Wort besonders Eingang gefunden, waren auch unter den Todten. Es war eine verständliche Mahnung Gottes, als Schwartz den Trauergottesdienst hielt über Luc. 13, 4, denn gerade achtzehn wie einst in Siloah waren ums Leben gekommen. Manche Soldaten, die bis dahin in wilder Ehe gelebt, ließen sich nach vorangegangenem Unterricht und Taufe ihrer Concubinen mit denselben trauen. Der hinterbliebenen Waisen der Verunglückten nahm sich Schwartz väterlich an, indem er durchsetzte, daß eine vorher zur Veranstaltung theatralischer Vorstellungen veranstaltete Sammlung ihm zum Besten dieser Kinder eingehändigt wurde. Er ließ Schulbücher von Madras kommen und gewann einen Invaliden als englischen Lehrer, aber dieser offenbarte sich bald als ein Trunkenbold, so daß Schwartz auch diese Arbeit wieder allein besorgen mußte. Allezeit willig ist er mehrere Monate hindurch auch einziger englischer Lehrer, obgleich er eben erst im Mai eine schwere Krankheit bestanden hatte. Die Mattigkeit hatte so zugenommen, daß er kaum aufstehen konnte und sich der Pflege eines grade in seinem Hause wohnenden französischen Doctors anvertrauen mußte, unter dessen liebreicher und sorgsamer Behandlung er denn auch nach vierzehn Tagen sich wieder etwas gestärkter befunden hatte *). Solche

*) Die Krankheit muß viel gefährlicher gewesen sein, als es nach Schwartzens eigenem Berichte aussieht, wie aus einer spätern Notiz von Klein zu schließen: „Wir alle haben zu dem Kareikal'schen Chirurgus Mons. Durand großes Zutrauen,

Zufälle vermehrten natürlich seine Neigung nach Trankebar zurückzukehren, und so sagte er sich dort auf Januar 1764 an *), wie er auch nach Halle schrieb, sie würden in Trankebar gemeinsam überlegen, ob und wer in Tritschinopoli bleiben sollte. Kohlhoff freute sich schon im Voraus und projectirte sich eine Reise nach Madras. Der Januar kam und auch Schwartz, aber kaum sind die Begrüßungen gewechselt, so kommt ein höchst eiliger Brief, der ihn zu einem todtkranken Engländer nach Tritschinopoli zurückruft. Es sollte offenbar seines Bleibens in Trankebar nicht länger sein. Aus dieser Zeit hat sich ein Brief an Freund Sorge erhalten, der über den Zustand der Gemeinde und Mission erwünschte Aufschlüsse giebt und zugleich als ein Denkmal innigster Freundesliebe der Vergessenheit entrissen zu werden verdient:

Wohlehrwürdiger, in dem HErrn theuerster Bruder!

Dein langes Schreiben habe richtig erhalten und danke herzlich für alle Deine Liebe und Mühe. Du kannst ohne mein Erinnern leicht gedenken, daß es vielen angenehm war. Meine Umstände sind noch unveränderlich dieselben. Ich lebe noch durch die Erbarmung Gottes hier in Tritschinopoli. Im Januar that eine Reise nach Trankebar, wurde aber bald durch einen kranken Engländer zurückgerufen. An Elend und Jammer fehlt es nicht. Gott aber hat geholfen, und ich hoffe zu seiner Güte, er wird weiter helfen zum Preise seines Namens. Unsere Gemeinde allhier ist schwach und sehr gebrechlich in allerlei Absicht. Und so ist die Schule. Außerdem ist eine englische Schule, worin an zwölf Kinder unterrichtet werden, die meisten sind europäische Soldatenkinder, deren Mutter Malabarinnen oder Portugiesinnen sind, dergleichen arme Kinder hier genug herumlaufen. Die Muhamedaner oder Mohren sind bisher sehr hart. Fleischliche Lüste sind ihr Wohlleben, ja sie rühmen sich, daß sie dergleichen nach ihres Lügenpropheten Erlaubniß ausüben können. Jesus Christus wolle sie durch seinen Geist zur Erkenntniß und Annehmung der Wahrheit bringen!

Nun möchte ich bei Dir sein und sehen, was Du machst. In-

---

weil er in Tritschinopoli sich des lieben Herrn Schwartz in einer schweren Krankheit sehr liebreich angenommen und ihn curirt hat."

*) Er schrieb dahin am 3. Oct. 1763: „Ich will nun in der Regenzeit in der Stille warten und zusehen, ob es dann weiter zu bleiben rathsam oder nicht. Doch hoffe, wenn Gott mein Leben fristet, bald nach der Regenzeit zu Ihnen zu kommen, damit alles, so viel als möglich, gemeinschaftlich vor Gott geredet und beschlossen werde. Ach Herr Gott, weise mir deinen Weg."

dessen da es wohl schwerlich in diesem Leben geschehen wird, so wollen wir uns täglich ermuntern und reizen lassen, auf jenes theure Kleinod zu schauen, welches uns ewiges Beisammensein verspricht. Da wollen wir uns ewig freuen und das Lamm anbeten, welches unsere Sünden getragen und uns mit Gott versöhnet hat. Unsere werthe Frau Breithaupt ist im vorigen Jahre im November schon vorausgegangen in herzlicher Glaubensfreudigkeit und Gebet für alle Kinder und Knechte Gottes. Solche liebe Seele habe hier in Indien nicht gesehen. Nun ruhet sie von ihrer Arbeit *). Herr Hüttemann ist noch wohl und gedenket Deiner brüderlich, wie auch die übrigen unserer Brüder. Er hat vor einem Monat einen berühmten Pandaram **) getauft, welcher die Wahrheit des Wortes Gottes erkannt und angenommen. Gott wolle dies Exempel an vielen gesegnet sein lassen.

Nun mein theurer Bruder, die ewige Liebe Gottes sei Dein Trost und Deine Lebenskraft in allen Umständen. Alle Deine Arbeit, Dein Lesen und Meditiren und Dein Gebet (auch für mich) müsse erhöret sein. Amen. Ich bin und bleibe Dein

Tritschinopoli, 3. März 1764 aufrichtiger Bruder
C. F. Schwartz.

Du klagst über Mangel der Briefe von mir. Allein, ob ich gleich nicht lange Briefe schreibe, so schreibe doch gewöhnlich im October und Januar oder Februar. Und wenn ich alle vergesse, so schreibe doch an Dich, wie denn jetzt nur an Herrn Professor Francke und Dich schreibe. Lebe wohl in Christo!"

Die traurige Erfahrung innerhalb der Gemeinde, auf welche Schwartz in diesem Briefe anspielt, ist der Abfall des Södtinaiken, des ersten Gemeindegliedes und des Katecheten Sarruweien. Södtinaiken hatte mit großem Eifer gelernt und viele Seelen herzugeführt. Plötzlich stellte er das Ansinnen, der Missionar möge ihm zu einer höheren Stellung verhelfen, damit er bei vermehrtem Einfluß auch mehr für die Kirche leisten könne. Als ihm dies abgeschlagen wurde, gerieth er in Bitterkeit und vergiftete manche Seelen, ja selbst der

*) Näheres über diese treffliche Missionarsfrau s. in Joh. Phil. Fabricius p. 181—184.

**) Die ausführliche Bekehrungsgeschichte dieses vorgeblichen sivaitischen Ordenspriesters Arunasalam steht Alte Hall. Nachr. IX, 288 — 300. Näheres weiter unten.

Katechet Sarruweien *) gesellte sich zu der unzufriedenen Partei. „Sogar der Katechet, welcher sonst ganz brauchlich war, wurde durch ihn, wie es scheint, zu gleichem bittern Sinn verleitet. Die Theuerung war sehr groß, welches ihn oft unwillig machte. Nun half ihm in dieser Noth aus meiner Armuth, allein er wollte sich die kümmerlichen Umstände nicht gefallen lassen, daher er mich verließ." Nach einem Briefe Kleins hat dieser Katechet Schwartz viel Herzeleid angethan. Er suchte bei den Herrnhutern anzukommen und dann bei den Römischen, aber ohne Erfolg, so daß er seines Dienstes entlassen, von seiner Profession als Arzt sich nährte', drei Tagereisen von Tritschinopoli. Seinen Missionar suchte er niemals auf. „Ach er hat Herrn Schwartz viel Böses gethan", ruft Klein aus und um nur ganz kurz an ein altes Leiden auf der Filialstation Tanjour zu erinnern, wollen wir sein Klagelied ganz geben: „Rajanaiken will von seinem Saufen nicht lassen. Es sieht recht kläglich aus, wohin man siehet. Ach Gott, der Gläubigen sind wenig."

In der theuern Zeit, welche Sarruweien zum Abfall verleitete, wurden eben noch manche andere Herzen offenbar. Schwartz litt um so mehr unter der Theuerung, als der hülfreiche Major Preston, der sonst regelmäßig Almosen durch seine Hand hatte austheilen lassen, mit manchen andern mildthätigen Freunden Tritschinopoli hatte verlassen müssen. Der Statthalter der alten berühmten südlichen Königsstadt Madura Isoph Khan **) hatte, gestützt auf französische Parteigänger, dem Nabob den unerschwinglichen Tribut verweigert und die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt. Der Nabob forderte nun gemäß den Verträgen, daß die Engländer den Rebellen wieder unterwürfen. Zu Anfang August 1763 hatte daher auch der größte Theil der englischen Besatzung Tritschinopoli verlassen und war südlich marschirt. Auch die deutschen Gottesdienste waren damit in Wegfall gekommen. Die allseitigsten und dringendsten Bitten und Vorstellungen, Schwartz möge sich als Feldprediger der Armee anschließen, es würde ihm an

*) Er war ein römisch-katholischer Katechet, im September 1751 zur evangelischen Kirche übergetreten und seitdem in seiner Heimath zu Nattam im Gebiet von Madura als Katechet stationirt. Er hatte von den Katholiken viele Verfolgungen zu erdulden. Söddinaiken und dessen Freunde waren auch durch ihn zuerst mit dem Evangelium bekannt geworden.

**) Gewöhnlich Mohamed Issuf genannt. Ueber ihn siehe Keightley, Geschichte von Indien II, 6 übersetzt von Seybt. Leipzig bei Lorck 1857. Auch für andere historische Punkte dieser Schrift verweisen wir auf Keightley und auf die deutsche Ausgabe der „Geschichte des britischen Indien von J. Mill." Leipzig 1840.

Gelegenheit den Heiden zu predigen, nicht fehlen, waren vergeblich gewesen. Allein ich konnte mich nicht überreden lassen, weil diese indischen Kriege selten sich mit der Gerechtigkeit zusammen reimen lassen, und die Europäer gar zu üppig leben, daß man nur lauter Qual würde auszustehen haben, wenn man gegenwärtig wäre."

Major Preston aber ließ nicht nach, Bittbriefe aus dem Lager zu schreiben, und alle Missionare nahmen seine Partei. Am 10. Juni, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit Rajanaiken von Tanjour berufen und mit Versorgung der Gemeinde betraut hatte, brach daher Schwartz ins Lager auf, welches er nach viertägiger Reise erreichte. In zwei Hospitälern lagen gegen fünfhundert Verwundete. Wie manches Angesicht leuchtete vor Freude, wenn er ans Schmerzenslager trat, ein Wort des Trostes sprach und zum Gebet aufmunterte. Die ganzen Vormittage brachte er bei den gemeinen Soldaten im Hospitale zu. Das war eine geistig und leiblich anstrengende Arbeit. Der Brandgeruch in den Hospitälern war kaum zu ertragen, und doch weilte er lieber an den Strohlagern in der verpesteten Luft, als Nachmittags in den Baracken der verwundeten Officiere, wo gar wenig auszurichten war. Sonntags war deutscher und englischer Gottesdienst für die Kampftüchtigen. Der deutsche Gesang lockte einmal selbst den Nabob herbei, der mit Wohlgefallen zuhörte und von dem Gebet in ihm unverständlicher Sprache einen so tiefen Eindruck empfing, daß er am Sturmtage in aller Frühe zu Schwartzens Zelte eilte, ihn zu bitten: Betet für mein Volk. Es war das Zelt Prestons, der den Freund nirgends anders hatte wollen wohnen lassen. Preston war wider den Sturm gewesen, aber hatte das Verhängniß nicht abwenden können. Am Abend vor dem festgesetzten Tage dem 26. Juni bat er noch, wie in Vorahnung seines Geschickes, um des Freundes Fürbitte. Wenige Stunden nach Beginn des Angriffs brachte man ihn tödtlich verwundet zurück. Der Sturm war gänzlich mißglückt und mit großen Verlusten abgeschlagen. Zwei Wochen mußte Schwartz den unsäglichen Leiden des Freundes zusehen; doch that es ihm wohl, ihn pflegen und trösten zu dürfen bis zum letzten Athemzug. Charakteristisch ist seine Aussprache über die Seelenführung des verstorbenen Freundes: „Der arme Major Preston war voller guter Vorsätze. Allein es kam wegen des beständigen Tumults wohl nicht recht zur Kraft. Ach, wie wünschte, daß ihm Barmherzigkeit widerfahren wäre. In diesem verwundeten Zustande lag er einige Tage. Seine Schmerzen waren groß. Sein Gemüth unruhig, weil er gegen seine Meinung in dem Sturme agiren müssen. Er

betete selbst und ließ sich von mir oft etwas vorlesen. Ich bat ihn, sich unter die Hand Gottes zu demüthigen, zu Christo Jesu als dem Heiland der Welt sich zu wenden und bei ihm Vergebung und Gnade zu suchen. Ich kann kein Urtheil fällen. Gott weiß, wie weit es seinem Geiste an ihm gelungen. Viele urtheilten, daß Major Preston zu ehrlich gewesen und daher ein Opfer geworden. Und ich fürchte, daß er es merkte. Ach, was ist die Welt. Ich erschrecke über diesen Greuel."

Gern wäre Schwartz nach diesem erschütternden Vorfall abgereist, aber der neue Commandeur Major Campbel bat ihn, sich den Verwundeten nicht zu entziehen. Er sagte zu, obgleich er schon fühlte, wie sehr ihn der Brandgeruch mitgenommen. Am 25. Juli aber ergriff ihn, während er an einem Krankenlager stand, selbst das Fieber und bald gesellte sich Almorein hinzu. Am 6. August war sein Zustand so schlimm, daß die Aerzte eine schnelle Luftveränderung anbefahlen. Sobald er das Lager verlassen, merkte er schon einige Besserung, und nach vierzehntägigem Ausruhen in Tritschinopoli konnte er wieder seinen gewohnten Geschäften nachgehen. Madura aber hielt sich noch zwei Monate und fiel endlich nur durch Verrath der Franzosen. Als die freudige Nachricht von der endlichen Einnahme der Stadt einlief, nach mehr als einjähriger Belagerung, war Schwartz schon wieder nicht mehr in Tritschinopoli, sondern eine wichtige innere Angelegenheit der Gemeinde und der dringende Wunsch der Trankebarschen Collegen hatten ihn gerade nach Tanjour geführt. Wir hörten schon bei Sarruweiens Abfall, daß jener Versuche gemacht, einen Posten bei den Herrnhutern zu erlangen. Jetzt eben galt es zu verhindern, daß nicht in Tanjour eine Gegenmission der Herrnhuter entstehe.

Die strenge königliche Ordre vom 16. November 1762 wider die Herrnhuter, daß sie im Lauf eines Jahres auf die Nicobaren überzusiedeln oder nach Europa zurückzukehren hätten, hatte ganz Trankebar in Aufregung versetzt und selbst bis dahin den Brüdern nicht gewogene Leute auf deren Seite getrieben und gegen die lutherischen Missionare als Veranlasser des Ausweisungsbefehls eingenommen. Das Missionscollegium hatte die von Klein an Prof. Francke berichtete Befürchtung, die Katecheten Rajanaiken und Sinnappen hätten die Brüder besucht und sich von ihnen einnehmen lassen, aus Mißverständniß eines von Francke gebrauchten deutschen Ausdruckes dahin verstanden, beide hätten sich den Herrnhutern angeschlossen, und so auch

an die Direction der asiatischen Compagnie geschrieben. Als dies in Trankebar bekannt wurde, geriethen die Missionare in den Verdacht Verläumder zu sein. Um den Namen Rajanaiken hatte sich in Europa ein solcher Zauberglanz gelegt, daß selbst Francke, der doch die Verhältnisse und Personen besser kennen konnte und auch kannte, gefürchtet hatte, bei etwaigem Uebergang Rajanaikens möchte ihm die ganze Landgemeinde folgen. Wahrscheinlich war selbst die königliche Ordre aus dieser Besorgniß hervorgegangen. Gegen diese übertriebenen Befürchtungen muß nun Klein am 18. October 1763 selbst auftreten: „Rajanaiken hat so zu reden nirgends als an seinem Ort allein einen solchen Einfluß auf die Gemeinde, daß dieselbe seinen Vorstellungen so weit Gehör geben sollte: ja solches würden auch nicht einmal alle an seinem Ort auf sein Einräumen thun, wie wir glauben. Jedoch wenn die Herrnhuter mit guten Summen Geldes hervortreten und zum Austheilen unter die Landgemeinden darreichen sollten, so könnte wohl dergleichen befürchtet werden. Die übrigen Katecheten sind keine großen Freunde von Rajanaiken. Außerdem hat auch Rajanaiken nie dies Anerbieten gethan, wohl aber Sinnappen, und dieser war damals außer Dienst bei der Mission, weil er uns solche Sachen gemacht, daß wir ihn auf einige Monate zu removiren für nöthig erkannt hatten. Dieser aber hat dergleichen bereits vor einigen Jahren in gleichem Fall auch zu thun im Sinne gehabt, da er nach Negapatnam an die dasigen Lehrmeister geschrieben, er wolle alle ihm untergebenen Christen zur holländischen Kirche unter den Prädicanten daselbst hinführen. Uebrigens geht, so viel wir wissen, weder Rajanaiken noch sonst einer der Landkatecheten mehr zu ihnen in den Garten hin. Es ist also jetzt alles ruhig."

Ja die Herrnhuter fanden nach dieser strengen Ordre selbst im engsten Missionskreise Fürsprecher. Nicht nur nahm der Assistent Bliesner mit seiner Frau lebhaft ihre Partei, so daß er sich von seinen eigenen Missionaren gesellschaftlich ganz trennte und ihnen die heftigsten Vorwürfe machte, bis er kurz vor seinem im Mai 1764 erfolgten Tode sich wieder aussöhnte, sondern auch Wiedebrock, der Senior der Missionare, suchte gegenüber Klein, Kohlhoff und Zeglin eine vermittelnde Stellung. Er schrieb selbst nach Halle, wie er seit Ankunft jener Ordre ungemein gedrückt sich fühle: „Die Blame, die wir uns auch bei den hiesigen Europäern, welche uns nicht unbillig im Verdacht haben, daß wir ganz allein an der Vertreibung dieser Leute Schuld seien, zugezogen, ist groß. — Ich zweifle sehr, ob wir in dieser Sache alles nach dem guten, wohlgefälligen und vollkom-

menen Willen Gottes gemacht haben." Als er zu Ende des Jahres 1765 todtkrank darniederlag und aufgegeben war, begehrte er die Zuziehung des Brüderarztes, und selbst seine Collegen wagten nicht sich gegen Erfüllung des Wunsches auszusprechen, obgleich es ganz Trankebar als moralische Niederlage für sie auffaßte. Was half es, daß Francke an Wiedebrock eine ernstliche Zurechtweisung ergehen ließ und ihn wirklich mit seinen ausführlichen Vorstellungen umstimmte? Wiedebrocks Stellung war doch von außen wohl bemerkt und gleich benutzt worden.

Dazu reichten die Brüder zu einer Zeit, wo die Unmöglichkeit der Gewährung vor aller Augen lag, das Gesuch ein, laut der königlichen Ordre sie auf die Nicobaren oder nach Europa zu schaffen, und erhielten die Antwort: da die Regierung dazu jetzt nicht im Stande sei, möchten sie selbst sich nach andern Niederlassungsplätzen umsehen. Die Brüder richteten ihre Blicke auf — Tanjour. Mitte August 1764 erhielt Wiedebrock einen Brief von Capitain Berg, wonach derselbe beim Könige angehalten hatte, daß zwölf Brüder sich in oder bei Tanjour niederlassen dürften, und dieses sei auch gestattet, so daß ihre Ankunft täglich erwartet würde. Wiedebrock schickte umgehend eine nachdrückliche Gegenvorstellung ein, aber ohne den gewünschten Eindruck zu machen. Ein gemeinschaftliches Schreiben vom 26. September berichtet ferner über diese Angelegenheit: „Wir hatten übrigens, sobald wir den Brief des Capitain Berg bekamen, an unsern werthen Bruder Schwartz geschrieben, daß er doch je eher je lieber nach Tanjour gehen und in dieser Sache so viel als möglich Anstalt machen und vorbeugen möchte, daß kein Schade für die Gemeinde daraus entstehe. Der geliebte Bruder war auch willig dazu und schrieb an den Capitain, daß er gern nach Tanjour kommen wollte. Er möchte ihm nur einen von seinen Leuten zuschicken, damit er wegen der Zöllner bei Tanjour kein Hinderniß besorgen dürfte. Allein weil der Capitain ganz von den Herrnhutern eingenommen war, so antwortete er nicht darauf. Aus der Ursache ist gemeldeter lieber Bruder noch nicht nach Tanjour gegangen. — Rajanaiken, der dieser Tage hier gewesen, ist ohne unsere Erlaubniß von selbst zu dem Missionar Völckel hingegangen und hat, wie er uns nachher erzählte, ihn gefragt, warum sie nicht nach Tanjour gingen. Allein er hat darauf keine hinlängliche Antwort erhalten können, indem derselbe nur überhaupt gesagt haben soll, es seien jetzt noch einige Hindernisse. Er frug weiter, ob sie nicht und wann sie hingehen würden. Die Antwort war: das könnte er nicht sagen. Dabei soll sich

jener doch erkundigt haben, ob der Capitain immer Zugang bei Hofe hätte."

Capitain Berg war nämlich sehr aufgebracht, daß kein Missionar sich in Tanjour niederließ, während Schwartz doch für Tritschinopoli und Madura Zeit fand. Tiefen Eindruck machte ihm auch die Heilung Wiedebrocks, und er ließ sich deshalb durch Rajanaiken von den Brüdern eines ihrer Bücher ausbitten. Die Missionare hintertrieben die Sendung sagend, der Capitain habe die Gabe der Prüfung nicht. Dies kam Berg wieder zu Ohren und machte ihn nur begieriger nach Herrnhutischen Büchern, bis er Zinzendorfs Reden über den zweiten Artikel erhielt. Damit war denn eine Verbindung hergestellt. Als Schwartz mündlich und sodann schriftlich seine Absicht eröffnet hatte nach Tanjour zu kommen, ließ Berg sich gegen den Katecheten Dewanesen verlauten: „Was soll das sein? ich habe es Herrn Schwartz angetragen, daß entweder er oder Herr Dame beständig hier bleiben möchten. Allein das haben sie nicht thun wollen. Warum soll ich solche Plackereien haben und zu oft wiederholten Malen eine Ansuchung thun bei Hofe um Erlaubniß, wenn einer von ihnen herkommen will. Nun kommen die Njanimar d. i. die Weisen (tamulische Benennung der Herrnhuter), die werden hier verbleiben. Ich schicke ihm also keinen Menschen zu, wie er begehrt hat, ich habe auch keinen Platz für ihn." Es war Berg nicht so sehr um Ausbreitung des Evangeliums als, wie später zu sehen, um einen guten Unterricht seiner Kinder zu thun, und aus diesem persönlichen Interesse erklärt sich seine Aufgebrachtheit. Welche Gründe übrigens die Herrnhuter im letzten Moment veranlaßt haben, nicht nach Tanjour zu gehen, ist unaufgeklärt geblieben. War es Furcht, daß dieser Schritt der ganzen in dänischen Colonieen so sehr engagirten Brüdergemeinde königlichen Zorn zuziehen werde, oder hatten sich in Tanjour selbst andere Einflüsse geltend gemacht? Zeglin vermuthet aus Nachrichten, die er bei einem späteren Aufenthalt daselbst erfahren, dies Letztere. Berg hatte einen Rivalen an einem reformirten Capitain, Namens Frymann, der sich rühmte bei Hofe die Berufung der Herrnhuter zuletzt hintertrieben zu haben. Er war eigentlich ein Uhrmacher und war in seiner Kunst bei Hofe sehr geschätzt; weil nun die Herrnhuter auch einen Uhrmacher mitbringen wollten, mag er wohl, so vermuthet Zeglin, den Verlust seines Einflusses gefürchtet haben. Was auch dann der Grund der Verzögerung gewesen sein mag, unsere Missionare erkannten es als besondere Fügung Gottes, daß auf diese Weise Schwartz doch noch den Vorsprung gewann und

seinen Einfluß in Tanjour zur Abwendung der Gefahr aufbieten konnte *).

Am 10. October machte er sich dahin auf, ob eingeholt oder nicht, wird nicht gesagt. Der Schluß eines Briefes, welchen er am Tage nach seiner Ankunft von Tanjour nach Halle schrieb, zeigt uns, was er als Hauptmangel der Mission in Tanjour betrachtete: „Weil meine lieben Brüder mir berichteten, wie die Herrnhuter in Tanjour sich einschleichen wollen, und wie der gute Capitain Berg sich schon so weit eingelassen und ihnen eine königliche Promission verschafft, dabei mir riethen nach Tanjour eine Reise zu thun: so machte ich mich den 10. October auf und kam gestern den 11. Abends hier in Tanjour an. Gott sei mir armen Sünder gnädig und lehre mich, was und wie ich reden soll. Es ist Noth an allen Orten. Gott aber kann und will sein Werk fortführen. Die äußerliche Noth ist viel erträglicher als die innere. Kein Wunder wäre es, wenn Gott seinen Leuchter von seiner Stätte nähme, denn der Undank ist groß. Ach daß sich Gott erbarmen und redliche Katecheten, die nicht das Ihre, sondern das, was Jesu Christi ist, suchten, schenken möchte. Hieran fehlt es uns sehr. Eine gute Sprache lernen die Leute bald und

*) Wir möchten einen Mittelweg einschlagen und annehmen, daß die Herrnhuter vor Bedenklichkeiten über die Aufnahme solches Schrittes in Kopenhagen die sich darbietende Gelegenheit schnell zu ergreifen versäumten, und daß dann Rivalitäten der beiden Capitaine in Tanjour eine Wiederholung der Einladung verhinderten. Wir stützen uns auf Mittheilungen von Schwartz. Bei seiner ersten Unterredung mit Berg bezeugte dieser noch starke Neigung, einen von den Herrnhutern wenigstens zu sprechen und deswegen einige rufen zu lassen. Ueber die ferneren Resultate seiner Recognitionstour liegt dann folgendes Referat vor: „Als Herr Schwartz wieder nach Tritschinopoli reiste, berichtete er, daß einer von den Herrnhutischen Missionaren drei Briefe an Capitain Berg geschrieben, in deren zwei ersteren er gemeldet, daß er zu dem Herrn Capitain auf sein Begehren kommen wolle und etwa einen Bruder mitnehmen. In dem letzten aber vom 30. August (nachdem bereits königliche Erlaubniß von Tanjour und auch Leute sie abzuholen angekommen waren) meldete besagter Missionarius, es hätten sich vor der Hand Hindernisse gefunden, daß er, ob er schon bereits reisefertig gewesen wäre, für diesmal nicht kommen könnte. Sollte sich Gelegenheit finden zu kommen, so könnte es künftig geschehen. Auf solchen Fall könnte auch etwa ihr Uhrmacher oder einer von ihren geschickten Aerzten mitreisen, wenn sie dort nöthig wären." Die Notiz von dem Uhrmacher würde dann erst Frymann auf die Seite ihrer Gegner getrieben haben. Nach diesem Briefe wäre auch wohl die Nachricht von den zwölf Brüdern, die nach Tanjour wollten, ein übertriebenes Gerücht gewesen.

können von den allerwichtigsten Stücken des thätigen Christenthums reden, aber der Grund ihres Herzens ist felsicht. — Ich schlug vor, ob es nicht rathsam wäre, daß einer von uns sich eine Zeit lang in Tanjour aufhielte, allein meine lieben Brüder urtheilten, daß wenn einer in Tritschinopoli und ein anderer in Tanjour wäre, das Werk in Trankebar zu viel und schwer den übrigen sein würde. — Mein armes Gemüth sehnet sich oft nach einer leiblichen Ruhe, zumal so oft von Krankheit angegriffen werde. Der Wille des HErrn geschehe! Meine Hand zittert und schmerzt noch. Ich habe die Essentia dulcis [bekannte Hallesche Medicin] gebraucht, finde aber noch nicht die erwünschte Linderung."

Der Besuch, so weit es auf eine Umstimmung Bergs abgesehen war, hatte einigen Erfolg: „Gott segnete unsere Unterredungen so weit, daß er versprach von dem Vornehmen, die Herrnhuter nach Tanjour zu rufen, abzustehen." Preis dieses Zugeständnisses war die Zusage, baldigst auf einige Monate nach Tanjour zu kommen und des Capitains Kinder zu unterrichten. Ein tiefer sitzendes Uebel, — die vorhergehende Klage über die Katecheten wird darauf vorbereitet haben — und der eigentliche Grund auch dieser ganzen Verlegenheit mit den Herrnhutern konnte nicht so leicht gehoben werden. Rajanaikens Untreue war der Krebsschaden der Mission in Tanjour. Dies haben die Trankebarer Missionare trotz aller Klagen über denselben nie erkannt, während der scharfblickende Schwartz gleich den ganzen Zusammenhang durchschaute und daher auch nicht ruhte, bis er endlich nach einigen Jahren seine Abberufung durchsetzte.

Eine spätere Mittheilung an Prof. Francke vom 17. December 1766 hebt den Schleier von den damaligen Vorgängen: „Ew. Hochwürden meinen, der Herr Capitain Berg hätte einen Hang zu den Herrnhutern. Dies ist wohl nicht die Sache. Es ist wahr, er hatte an sie geschrieben, und zwar auf Anrathen des Rajanaiken, wie er es dem Rajanaiken in meiner Gegenwart vorgehalten. Rajanaiken dachte bei der Veränderung mehr an den Bauch als an die Seele. Meine Brüder schrieben mir, sogleich nach Tanjour zu gehen und den Herrn Capitain zur Beständigkeit zu ermahnen. Ich that es und fand ihn, wie ich es schon vorher vermuthete. Er ist aufrichtig, läßt aber dem Zorn ohne Zweifel zu viel Raum. Diese Sache war eine Wirkung dieses Zorns. Er hätte gern einen von uns bei sich gehabt, um seine Kinder zu unterrichten, welche er doch nach Trankebar senden konnte. Die meisten Christen hatten sich mit ihm entzweit, wobei die Christen freilich die meiste Schuld hatten. Die Entzweiung hatte diesen Effect,

daß die Christen aus dem Dienst gestoßen wurden, wiewohl durch ihre Bosheit. Nun hatte etliche Monate auf allerlei Weise gesucht, die Christen unter seine Aufsicht und Disciplin zu bringen. Es wollte aber nicht gelingen, daher diese Tamulchristen in andere Dienste gingen, folglich die Gemeinde sehr klein wurde. — Der Herr Capitain ist mehr geneigt, die Gerechtigkeit und Blut Christi auszuschließen und die unvollkommene Heiligung als ein Fundament des Heils anzusehen, wiewohl in Liebe glaube, daß seine Erkenntniß, welche confus ist, mehr an den Ausdrücken schuld ist als das Herz. Er hat des sel. Arnds wahres Christenthum sehr lieb und weil er gefunden, daß der selige in den Sechstagewerken manche Allegorieen gebraucht, so denkt er, er könne es mit dem Leiden Christi auch thun."

Man möchte wünschen, daß sich Schwartz bei dieser Gelegenheit principieller über seine eigene Stellung zu den Herrnhutern ausgesprochen hätte, obgleich ja allerdings zwischen den Zeilen manches zu lesen steht, zumal seine Handlungen den Commentar dazu bieten. Doch auch so ist seine offene Aussprache über zwei in unserer Missionsgeschichte so viel genannte Persönlichkeiten wie Berg, den er freilich hier in Liebe zu günstig beurtheilt, und Rajanaiken von hohem Interesse. Den Herrnhutern trug der vereitelte Plan auf Tanjour einen erneueten strengen Befehl ein, und zwar diesmal selbst von der Direction der Asiatischen Compagnie, in keinerlei Weise und unter keinerlei Vorwand über die Gränzen ihrer geschlossenen Gemeinschaft hinauszugehen und in Indien weder unter Europäern noch auch unter den Heiden Proselyten zu werben. Damit waren freilich alle Reibereien künftig abgeschnitten, aber auch der fernere Aufenthalt in Trankebar zwecklos geworden. Nach einem mißglückten Versuche in Ceylon Fuß zu fassen, wurde endlich 1768 eine Mission auf den Nicobaren begonnen und mit bedeutenden Opfern und großer Hingebung zwanzig Jahre lang durchgeführt ohne bleibende Erfolge. In Trankebar blieben die Brüder, nachdem ihnen seit 1773 von Kopenhagen aus mehr Freiheit der Bewegung gestattet war, noch bis 1803, harrten also bis zu einem Zeitpunkte aus, wo der Verfall der alten Hallisch-Dänischen Mission schon klar vor Augen lag. Nun war ihnen Gelegenheit gegeben, sich als das würzende Salz zu erweisen und nachträglich aus dem Erfolge die Invasion zu rechtfertigen, aber auch das Salz war dumm geworden. Visitatoren von Herrnhut suchten vergeblich eine Reformation an Haupt und Gliedern durchzusetzen; es half nur die Radicalkur der Rückberufung — die Brüdergemeinde selbst wird diese Trankebar'sche Expedition und wohl nicht nur in ihrem Ausgange, sondern auch in

ihrem Ursprunge als einen bedauerlichen Mißgriff bezeichnen. Daß im Laufe der Verwicklung auch auf der andern Seite gefehlt wurde, ist leider nicht unbegründet, ist aber zur Sühne auch hier nicht verschwiegen.

Kleinere Geister würden sich durch die immer noch nicht überwundene Gefahr der Invasion einer fremden Mission haben in Tanjour zurückhalten lassen, Schwartz aber ließ sich durch dergleichen Erwägungen nicht bestimmen. Sein klarer Blick sagte ihm, wo er jetzt zu wirken habe. Nachdem er zwanzig Tage hindurch täglich in einer oder mehreren Sprachen gepredigt hatte, kehrte er wieder nach Tritschinopoli zurück, und fast gleichzeitig hielten auch die vor Madura gestandenen Truppen wieder ihren Einzug. Da die englische Compagnie noch immer, außer in den Präsidentschaftsstädten, für die geistlichen Bedürfnisse ihrer Truppen nicht sorgte, so fiel diese Arbeit wieder stillschweigend und selbstverständlich auf Schwartz *). Wie er solche Nebenarbeiten alle Zeit seinem Hauptamte dienstbar zu machen wußte, und wie dadurch für die Mission in Tritschinopoli ein guter Schritt vorwärts geschah, bezeugt wieder ein Brief vom 21. Januar 1765 an seinen Freund Sorge.

Da dieser Brief mit Ausnahme des persönlichen Schlusses und mit einiger Umänderung der herzlichen Anredeformen schon abgedruckt ist **), dürfen wir uns mit kurzer Zusammenstellung der Thatsachen begnügen. Der Aufenthalt der ganzen Armee dauerte nur einen Monat, aber bei dieser Gelegenheit kam es doch Vielen zum Bewußtsein, daß eine Kirche in Tritschinopoli ein dringendes Bedürfniß sei, da die gottesdienstliche Feier in den Barracken mit vielen Unzuträglichkeiten verknüpft war. Schwartz benutzte alsbald die günstige Stimmung, setzte in Folge directer Aufforderung eine Schrift auf und bat um Subscriptionen. In kürzester Frist waren zweitausend Thaler

---

*) Noch eine andere außerordentliche Arbeit wartete seiner in Tritschinopoli. Im Lager vor Madura hatte einer der Soldaten sich ihm als Jude zu erkennen gegeben. Derselbe war als neunjähriger Knabe von einem französischen Officier aus seiner Heimath, Walbe im Zweibrücken'schen, entführt und als dessen Diener in Hannover von den Engländern gefangen, nach England gebracht und endlich nach Indien gekommen. Er bat um Unterricht, der auch im Lager gleich begonnen war und nun fortgesetzt werden sollte. Da er sehr eifrig und fleißig sich bezeigte, wurde er schon am zweiten Advent getauft.

**) Alte Hall. Nachr. IX. p. 826. 827.

nicht nur gezeichnet, sondern ausgezahlt. Der Nabob wurde angegangen, einen Platz im Fort anzuweisen, zeigte sich aber nicht geneigt, weshalb an die Regierung nach Madras berichtet werden mußte. Dieser Fürst war ja den Engländern so verpflichtet, und der neue Commandant Oberst Wood zeigte solchen Eifer für den Kirchenbau, daß in diesem Widerstreben gar keine Schwierigkeit gesehen wurde. Die größte Schwierigkeit lag vielmehr in Schwartz selber. Er hatte kurz vorher wieder einmal von Rückkehr nach Trankebar gesprochen, wahrscheinlich muthlos geworden über die Zustände in der englischen Schule, für welche er keinen geeigneten Lehrer finden konnte. Die Waisenkinder sollten daher nach Madras geschafft werden, es waren auch schon alle Einzelheiten mit Missionar Fabricius geordnet, da fand sich endlich ein sehr tüchtiger und recht christlich gesinnter Mann unter den bei Madura Verwundeten, Namens Wheatley, welcher die Berufung als englischer Lehrer annahm und vom Commandanten mit vollem Gehalt beurlaubt wurde. Auf dem Fuße folgte dann die Subscription; wer konnte es den Gebern verdenken, daß sie ihre Gaben an die Bedingung knüpften, Schwartz selber müsse die Ausführung des Baues überwachen? So war er nun also gebunden.

Es kam die Zeit, wo er seinem Versprechen gemäß auf längere Zeit nach Tanjour hätte reisen sollen. Seine Entfernung in diesem Augenblick, wo man täglich der Genehmigung des Baues von Madras entgegensah, hätte das ganze wichtige Unternehmen wieder in Frage stellen können. Er entschloß sich daher kurz, Ende Januar 1765 nach Trankebar zu reisen und die Sachlage vorzustellen. Keiner hatte den Muth das Werk in Tritschinopoli zu hindern, und Zeglin war gern bereit auf zwei Monate nach Tanjour zu gehen*). Höchst erfreut

*) Aus einem Berichte Zeglins vom 12. Juli 1765 über diese Reise stehe hier eine Stelle: „Mit dem Herrn Capitain Berg kam bisweilen etwas hart an in Absicht der Herrnhuter und anderen Umstände, da er sich dann zwar nicht immer gleich fassen konnte, doch gab er bisweilen nachher zu verstehen, daß ich wohl Recht haben würde. Er ist nicht ohne Gefahr in Absicht der Herrnhuter, insonderheit weil er meint, er wolle sie eher zu Schanden machen, ehe sie ihm sollten was anhaben können, daher er es wohl noch einmal wagen dürfte, sie beim Könige anzumelden, wenn sie es bei ihm suchten. — Er liest fleißig die Bibel, verläßt aber sehr den Wortverstand und fällt gleich in mystische Auslegungen, daher er nicht fest werden kann. Gegen das Heidenthum zeugt er stark durch Gleichnisse, hält aber mit dem Evangelio von Christo zurück. — Es war ihm zuwider, daß Herr Schwartz nach Tritschinopoli gegangen und Tanjour verlassen. Er hätte, sagte er, solchen Eingang in Tanjour gehabt, dergleichen

über diese Willigkeit kehrte Schwartz zurück, von Dame bis Mayaveram begleitet. Nun folgte ein freudiges Ereigniß, ein Fortschritt dem andern. Södtinaiken fand sich wieder ein und that Katechetendienste, während er seinen Sold von der Compagnie fortbezog. Die tamulische Schule hob sich, indem der tüchtige Paria Ignasimuttu, ein feines Gemüth, der in manchem Sturm ausgehalten, wie Södtinaiken ein Soldat und gleichfalls von der Compagnie besoldet, immer mehr in seinen neuen Beruf sich einlebte. Die Trankebarer hatten ferner eingewilligt, daß der Sudragehülfe Dewanesen als Katechet von Tanjour, wo der Fortzug der meisten mit Berg verfeindeten Sudrachristen ihn entbehrlicher gemacht hatte, nach Tritschinopoli versetzt würde, dabei aber aus der Missionskasse zu Trankebar seinen Gehalt fortbezöge. So besaß nun Schwartz mit einem Male einen ordentlichen Stab von Gehülfen. Nur die Geldverhältnisse hemmten noch den Aufschwung der Mission. Es war schon viel, daß Trankebar die Besoldung Dewanesens übernommen hatte, denn an die dortige Missionskasse wurden so große Ansprüche gemacht, daß sie neue Verpflichtungen nicht übernehmen konnte. Weiteres wurde nicht gewährt*),

---

nun nicht leicht würde wieder zu erhalten sein. Alles wäre ihm offen gewesen; daß er aber nach Tritschinopoli gegangen wäre, wäre den Tanjourschen ganz zuwider. Alle meine Einsicht und Ueberzeugung, die ihm von Herrn Schwartzens göttlichem Ruf und Führung nach Tritschinopoli vorstellte, waren ihm nicht überzeugend, und wenn ich nur von fern von einem kleinen Besuch nach Tritschinopoli anfing, so war er gleich dagegen. Er ist excessiv patriotisch für Tanjour."

*) Klein am 25. Januar 1765: „Der liebe Herr Schwartz schrieb letztens: wenn, wie wir vorgeschlagen, ein Salarium von den Engländern für einen Missionar bestimmt und der Fundus dazu festgesetzt werden sollte, so müßte selbiger nothwendig ein Pferd haben, weil um Tritschinopoli herum viele Gewässer sind. Dazu wird aber schwerlich aus hiesiger Kasse etwas gegeben werden. Das Missionspferd wird alt und schwach, das der liebe Herr Zeglin und Herr Dame allein gebrauchen. Sollte das drauf gehen, wird wohl kaum ein neues gekauft werden, wie viel weniger dorthin. Doch, ist es Gottes Wille, daß in Zukunft ein Missionar ordentlich daselbst verbleiben soll, so wird selbiger auch wohl Gelegenheit bekommen, ein Pferd zu seinem Gebrauch zu erhalten." Uebrigens finden wir Schwartz dennoch in jener Zeit schon zu Pferde. Als er am 30. October 1764 von Tanjour nach Tritschinopoli zurückkehrte, fand er beim Orte Klikodtai den Fluß so angeschwollen, daß er zu Pferd sich nicht hinüberwagte. Da kam ein Ortsvorsteher auf einem Elephanten über den Fluß. „Er sagte, ich möchte mich zu ihm und dem Elephantentreiber setzen, so wollten sie mich hinüberbringen. Ich wagte es dann, allein ich meinte immer, ich müßte schlechterdings in den Fluß fallen, weil es solche Bewegungen gab. Der Elephanten-

Schwartzens persönliches Gehalt war äußerst gering, damit ließ sich nicht viel bestreiten, zumal seine Verwandte in Deutschland immer wieder mit Ansprüchen kamen. Da traf reichliche und unerwartete Hülfe ein. Für seine im Lager geleisteten Dienste empfing er 200 Pagoden, etwa 500 Thaler. Von dem Geschenk, welches der Nabob der siegreichen Armee machte, beschlossen die Officiere auf Schwartzens Antheil 600 Pagoden zu schreiben. Weitere 300 Pagoden oder etwa tausend Gulden schickte der Nabob zum Unterhalt verwaister Soldatenkinder. Von all dem Gelde nahm Schwartz nichts für sich *), es wurde ganz der Gemeinde und Schule gewidmet und zum Theil fest angelegt, um von den Zinsen den monatlichen Zuschuß von fünf Thalern zum Gehalt des englischen Lehrers zu zahlen und ständig einige Kinder gänzlich in Kost und Unterricht erhalten zu können.

Nachdem Erlaubniß von Madras zum Kirchbau gekommen war, mit der einzigen Beschränkung, man solle officiell nur den Namen Schulsaal gebrauchen, indem ja in der Woche derselbe Raum auch zu Schulzwecken benutzt werden sollte, suchte Oberst Wood im Fort am Fuß des hohen Felsens einen geeigneten Platz auf und bestimmte den 13. März 1765 zur Grundsteinlegung. Da lief kurz vorher ein Schreiben des grade in Arcot und Madras residirenden Nabobs ein, der sich gegen Erbauung der Kirche im Fort aussprach und dafür ein sehr schönes Ruhehaus außerhalb der Stadt anwies. Oberst Wood jedoch antwortete bestimmt, außerhalb des Forts würde die Kirche für die Garnison nichts nützen. Schwartz schrieb an einen Rathsherrn in Madras, den Nabob zu überreden, wenigstens durch Stillschweigen einige Einwilligung zu erkennen zu geben, wenn er vielleicht der Fakire halber den Bau nicht öffentlich zu erlauben wage. So begann man, nachdem der Grund in aller Stille gelegt war, den Bau und suchte ihn möglichst zu beeilen. Oberst Wood spielte selbst den Baumeister, entwarf die Pläne und behielt sich die oberste Direction vor. Schwartz hatte die tägliche Aufsicht, bei der Ignasimuttu ihn treulichst

---

treiber hielt mich daher von vorn und der Maniakaren von hinten fest und sagten immer: Fürchtet euch nicht, und so kamen wir Gottlob glücklich hinüber."

*) „Einige Untreue, so in meiner sorglosen Jugend begangen, und welche mir unaussprechliche Noth viele Jahre gemacht, wie Ew. Hochwürden (Prof. Francke) wissen, machte, daß ich nach Gelde keinen Hunger aufkommen ließ." 14. März 1766. Gleiche Aengstlichkeit offenbart der Schluß des citirten Briefes an Sorge vom 21. Januar 1765: „Ich habe dir vor einem Jahr vier Schnupftücher gesandt. Schreibe mir doch, ob man dergleichen NB. mit gutem Gewissen senden kann, so will ich dir und meiner Schwester mehr senden.

unterstützte, und das Rechnungswesen, denn wenn auch nach und nach die 2000 Thaler sich auf 2000 Pagoden gesteigert und also stark verdoppelt hatten, so war doch dies für einen so großartigen Bau sehr wenig und die größte Sparsamkeit und die genaueste Aufsicht bei einer so betrügerischen Nation geboten. Dabei fehlte es nicht an mancherlei Aerger, wie er am 15. Januar 1766 mitten aus der Arbeit heraus klagt: „Mein armes Herz ist oft sehr angegriffen gewesen, oft hat mir auch der schändliche Unwille und Zorn, wozu ich von Natur sehr geneigt bin, wollen Noth machen. Die Gelegenheit dazu ist immer in der Welt, besonders aber, wo man es mit Leuten zu thun hat, welche bei aller Gelegenheit stehlen und die größte Untreue ohne große Gewissensunruhe begehen können." Im selben Briefe kann er auch einige Bedenken nicht unterdrücken, daß der Bau im Fort ohne Genehmigung des Nabobs angefangen worden: „Ich bekenne, es hat mir immer Noth gemacht, daß der Nabob als Landesherr nicht dazu gestimmt. Gott aber wolle, so dabei etwas Fehlerhaftes vorgegangen, gnädig um Christi willen vergeben."

Es scheint fast, als habe er einen Unfall beim Bauen als Anzeichen göttlichen Unwillens genommen und sich dadurch zu genauerer Prüfung seiner Handlungen antreiben lassen. Im September war ein großer Schwibbogen fertig geworden, aber die Maurer hatten eigenmächtig gegen des Obersten Vorschrift den Bogen von doppelter Dicke gemacht. Den ganzen Tag über hatte Schwartz sich schon geängstigt, wenn er Maurer und Handlanger oben auf dem Gewölbe arbeiten sah. Abends katechisirte er die Schulkinder im Freien, plötzlich hört er ein Geprassel, läuft hinzu und findet die Erdmauer unter dem Bogen eingestürzt. Er tritt einige Schritte zurück, die Höhe des Gewölbes zu betrachten, da stürzt dies mit furchtbarem Krachen auf dieselbe Stelle, wo er noch vor einer Minute gestanden. Es war ein bedeutender Verlust, und alle Versuche Woods, den Bau noch vor der Regenzeit wieder so weit zu führen, blieben erfolglos. Im October kam der Nabob. In der ganzen Stadt ging das Gerücht, er werde den Bau kurzweg verbieten. Andre sprachen von einer Entschädigung, und die Kirche würde in ein Magazin verwandelt. Zagend machte Schwartz wie die übrigen Europäer herkömmlicher Weise dem Nabob seinen Besuch. Es wurde aber kein Wort über die Kirche gesprochen. Einen Monat später traf er den Fürsten im Park und wurde lächelnd von ihm mit den Worten angeredet: Der Nabob wird bald kommen und eure Kirche besehen. Er war augenscheinlich dem Missionar persönlich trotz des Kirchbaues

sehr gewogen, wie er auch ausdrücklich sagte, er liebe ihn. Oeffentliche Gewaltthätigkeit zu üben, dazu war auch seine Macht zu eingeschränkt, und heimlich, meinte Schwartz, könne man auch in Trankebar leiden. Immerhin kam er zu keinem rechten Gefühl der Sicherheit, bis die Kirche ganz vollendet war. Durch Gottes Gnade konnte er denn auch am ersten Pfingstfeiertage am 18. Mai 1766 die feierliche Einweihung vornehmen.

Dies Denkmal seiner Glaubensthätigkeit, Christuskirche von ihm zubenannt, steht fest bis auf den heutigen Tag. Wenn man, wie der Verfasser, gerade an den stolzen Pagoden in Sirengam vorbeigegangen ist und die prächtigen Kaweribrücken passirt hat, das Auge immer unwillkürlich auf den hohen Fels mit seinen Pagoden gerichtet, und erblickt dann, am Fuß des Felsens angekommen, das schöne Gotteshaus und daneben die Wohnung, in welcher der Gottesmann so manches Jahr gelebt und gewirkt, da erhebt sich das Herz von selbst zu freudigem Dank für die Erfolge, welche die Mission schon in diesem Lande errungen, und wird erfüllt von der gewissen Zuversicht, daß wenn des HErrn Stunde gekommen ist, Er sich auch gleichgewaltige Werkzeuge zubereiten wird, die stolzen Götzentempel in den Staub zu legen.

Katholische Missionen pflegen wohl mit Aufführung großer Bauten ihre Wirksamkeit zu beginnen, sie wollen durch äußere Mittel beeinflussen. Dieser Kirchenbau aber documentirte vielmehr der Außenwelt, was durch stille Arbeit bisher schon erreicht war. Die englische Schule zählte über dreißig Kinder, die tamulische zehn. Es muß ein lieblicher Anblick gewesen sein, Schwartz inmitten dieser seiner Kinder zu sehen, denn er war ein außerordentlicher Kinderfreund und so beliebt, daß wenn er auf der Straße ging, die Heidenkinder zutraulich herbeiliefen, ihm einen Salam zu machen d. h. ihn zu begrüßen. Morgens und Abends hatte er eine Andacht mit den Kindern, an welcher Abends auch viele Soldaten regelmäßig Theil nahmen. In der Nacht lagerten sich die Waisenkinder um sein Schlafzimmer her. Die deutschen Landsleute, deren Zahl zwischen 20 und 40 schwankte, versammelten sich regelmäßig zu Betstunden. Die ganze Garnison wurde von einem andern Geiste ergriffen, so daß auch den Heiden bald die große Veränderung auffiel. Eine Folge dieser stillen Predigt, wie auch der Unterredungen, zu denen Schwartz täglich mit einem Gehülfen nach einer Richtung ausging, während er zwei andre nach einem andern Orte entsandte, waren dann von Jahr zu Jahr sich mehrende Uebertritte von Heiden und Katholiken.

Auch dem Landesfürsten und den Muhamedanern das Heil nahe zu bringen, sparte Schwartz keine Mühe. Die meisten Muhamedaner wie auch der Nabob verstanden weder tamulisch noch englisch genügend, um ein religiöses Gespräch führen zu können, denn ihre Umgangssprache war Hindostani, die eigentliche Hof- und Schriftsprache aber Persisch. Schwartz hatte nun in Indien schon tamulisch, portugiesisch und englisch gelernt und war wenig zu neuen Sprachen mehr aufgelegt. „Wenn Jemand den ganzen Tag in Arbeit ist, so ist es fast unmöglich, daß er sich auf eine neue Sprache legen kann. Man wird des Sprachlernens ganz müde," hatte er im Herbst 1763 geklagt, und zwei Jahre später finden wir ihn eifrig über dem Hindostanischen. Der Compagnie-Dolmetscher war ihm als Lehrer angeboten, in wenigen Monaten hatte er sich in der neuen Sprache ausdrücken lernen. Dies war alsbald vor den Nabob gekommen, und als er im Januar 1766 dem Missionar begegnete, redete er ihn darauf hin an. Schwartz benutzte die Gelegenheit, vom Sündenfall und seinen betrübten Folgen und vom verheißenen Weibessamen zu reden. Der Nabob war stille und wandte sich nach der Unterredung zur Seite. Dies ermuthigte dann den einst schon zum Sprachlernen müde Gewordenen, von Europa sich Hülfsmittel zum Erlernen der persischen Sprache und bereits übersetzte Bibeltheile zu verschreiben. Man sieht, Schwartz war ganz der Mann für einen solchen Platz und unter seiner Leitung war die jüngste, officiell noch gar nicht anerkannte Missionsstation Tritschinopoli den ältern Außenstationen schon nahezu ebenbürtig geworden. Alles drängt darauf hin, ihn definitiv zum Missionar für Tritschinopoli zu ernennen und nun gerade stellten verschiedene Verwicklungen und Unglücksfälle seine Ernennung mehr als je in Frage.

Der Capitain Berg hatte nach Trankebar geschrieben, auf Ostern 1766 möchte Dame, den er besonders liebte, zur Austheilung des Abendmahls hinüberkommen. Ob es die angedeutete Unzufriedenheit mit Schwartzens Aufenthalt in Tritschinopoli oder dessen bekannte Unabkömmlichkeit beim Kirchbau veranlaßt hatte, daß er sich nicht an Schwartz gewandt, muß dahin gestellt bleiben. Dame war sehr willig die Reise zu übernehmen und wußte auch alle entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, so daß er am 7. April nach Tanjour aufbrach. Trotz der großen Hitze arbeitete er unverdrossen. In Trankebar hatte man gemeint, er sollte am 26. April wieder eintreffen, aber schon im ersten Brief ließ er merken, der Termin sei zu früh. Im zweiten fragte er direct an, ob er nicht nach Bergs Wunsch über Pfingsten

ausbleiben dürfe. Als ihm dagegen von Trankebar aus der fünfte Mai als Tag der Abreise vorgeschlagen wurde, bat er wiederholt um Freiheit, über Pfingsten fortbleiben zu dürfen. Wenn es jedoch gar nicht angehe, würde er am 7. Mai, nachdem er noch zwei Trauungen gehalten, aufbrechen. Von der andern Seite bat auch Schwartz dringend um seinen Besuch auf Pfingsten zur Einweihung der neuen Kirche. Nach göttlichem Rath sollte er das Fest nicht mehr auf dieser Erde feiern. Am 4. Mai feierte er noch deutschen und portugiesischen Gottesdienst und theilte das h. Abendmahl aus, schrieb auch einen absagenden Brief nach Tritschinopoli an Schwartz, in dem er gar nichts von Uebelbefinden meldete. Gleichzeitig aber mit diesem Brief war ein directer Bote mit der Todesnachricht angekommen. Schwartz konnte sich über den Tod des innigstgeliebten Freundes kaum fassen, brach aber doch noch denselben Abend auf, weil Nachrichten ausgesprengt waren, es wäre Dame ein Leid angethan. Am 6. Mai früh nach durchreister Nacht begrub er den Freund neben dem Bethause in einer Vorstadt Tanjours, indem er die Grabrede hielt über die Worte: Lazarus, unser Freund schläft. Die ausgesprengten Nachrichten hatten, so viel Schwartz erfahren konnte, keinen Grund. Am dritten Abends hatte Dame über Erkältung geklagt *) und die Nacht durch wenig geschlafen, daher er auch am nächsten Morgen den tamulischen Gottesdienst von Rajanaiken halten ließ, sonst aber die Sonntagsarbeit that. Abends kam er von einem Spaziergang entkräftet heim, über Kopfschmerzen und Schwindel klagend. In der Frühe des fünften ging er aus der Schlafkammer in die Stube, um seinem Diener einen Auftrag zu geben, sank dabei um, wurde aufs Bette gelegt, richtete sich noch einmal auf, faltete die Hände und verschied. Schwartz urtheilte, er sei an einem Steckfluß gestorben. Es sei zu beklagen, daß kein verständiger Arzt zur Hand gewesen und ihn zur Ader gelassen habe. Die Gerüchte mußten wohl auch zu des Königs Ohren gekommen sein, denn er sagte zu Berg: „Euer Priester ist hier gestorben, nun wir haben ihm ja kein Leid zugefügt." Dame hatte noch nicht ganz das fünfunddreißigste Lebensjahr vollendet, in Indien hatte er fast elf Jahre mit vorzüglicher Treue und ausgezeichneter Begabung gearbeitet.

---

*) Er hatte mit den Deutschen und Portugiesen Beichte gehalten. Als er nach Hause ging, folgte ihm Capitain Frymann auf dem Fuße nach und verweilte eine Stunde bei ihm. Ueber dieser Unterredung versäumte er das Umkleiden und daher die Erkältung.

Wie tief Schwartz persönlich durch diesen Todesfall betroffen wurde, mögen zwei Auszüge aus seinen Briefen erweisen. Nach Trankebar schrieb er alsbald: „Mit innigster Wehmuth meines Herzens muß ich Ihnen berichten, wie Sie es denn schon wissen, daß es dem Herrn der Ernte gefallen, unsern lieben Bruder als einen treuen Arbeiter heimzurufen. Ich weiß nicht, was ich schreiben und sagen soll. Indessen müssen wir stille sein, weil wir wissen und glauben, daß alles, was Gott thut, heilig, gerecht und gut, Seine Gedanken und Wege sind gar weit, unendlich weit von den unsern unterschieden. Unser seliger Bruder war der jüngste unter uns und hatte ein demüthig, gläubig und willig Herz, in dem Weinberg des HErrn zu arbeiten. Ehe es aber Jemand oder er selbst vermuthet, wird er hinübergeholt und zur Ruhe von aller Arbeit gebracht. Ihm ist ohne Zweifel wohl. Wir Armen aber fühlen seinen Verlust, und die Gemeinde hat einen treuen Lehrer verloren. Ach Gott, gehe nicht ins Gericht mit der armen Gemeinde, die die lautere Treue dieses Arbeiters wohl wenig erkannt und Gott dafür gedankt haben." An Francke schrieb er Ende des Jahres über den sel. Dame: „Sein demüthiger, gläubiger und den Herrn Christum liebender Sinn schwebt mir täglich vor Augen. Gott hat ihn plötzlich heimgeholt. Menschen denken, hätte er Jemand bei der Hand gehabt, der ihm eine Ader geöffnet, so möchte er noch am Leben sein. Er wollte mich besuchen, der Herr Capitain Berg aber hinderte ihn mit der eiteln Vorstellung, als ob die Tanjourer einen Verdacht darüber fassen würden, obgleich täglich Leute in großer Menge von hier dorthin und von dort hieher reisen. Des sel. Bruders herzinnigste Freundschaft, so mit ihm viele Jahre unverrückt gepflogen, ist einer der größten Segen, so ich von göttlicher Güte genossen."

Als Schwartz im Februar darauf Trankebar besuchte, um mit den Brüdern gemeinsam die Angelegenheiten seiner Station zu besprechen, konnte er sich nicht verhehlen, daß in Kurzem der Mission ein neuer Verlust bevorstehe. — Zwei Monate später im April 1767 schlug nach dreißigjähriger Wirksamkeit Wiedebrocks Abschiedsstündlein. Jetzt waren nur noch vier Missionare in Trankebar, so wenig wie schon seit dreißig Jahren niemals, und drei von ihnen Kohlhoff, Zeglin und Maderup waren noch dazu alt und recht schwächlich. Man erwäge nur, daß seit der Herauskunft Schwartzens also seit sechszehn Jahren der einzige Dame zugekommen und wieder verstorben war. Gewiß, es wäre wohl begründet gewesen, wenn die Brüder jetzt Schwartzens Rückkehr nach Trankebar gefordert hätten. Allein gerade

Wiedebrock, der den Tod sicher vor Augen sah und nur deshalb sich das Leben wünschte, damit seiner Brüder Arbeit nicht vermehrt würde, erklärte bei jener letzten Berathung: „Obgleich meine Brüder hier Hülfe höchst nöthig haben, so würde ich es doch für eine schwere Sünde halten, wenn ich das Werk in Tritschinopoli liegen zu lassen votiren wollte." Wir erinnern uns, daß bei allen wichtigen Wendepunkten Schwartz jedesmal nach Trankebar gereist war und es dem gemeinsamen Ermessen überlassen hatte, ob er noch ferner im Lande bleiben dürfe. Wir haben auch gehört, daß das Collegium ausdrücklich zu Reisen und zum Aufenthalt an fremden Orten Erlaubniß ertheilt hatte. Damit über diesen letzten wichtigen Punkt durchaus kein Zweifel entstehen kann, setzen wir noch Kleins Worte her. Er schreibt 1. August 1763 nach Halle: „Das hochlöbliche Missionscollegium hat in mehreren Briefen, vornehmlich noch im vorigen Jahre seine Meinung auf unsere zum öftern an dasselbe gethane Anfrage: ob einer aus uns an Oerter, wo es verlanget würde, gehen und sich eine Zeitlang daselbst aufhalten dürfe (wir meinten Bengalen, Calicut), dahin kategorisch geäußert, daß wenn der HErr einen Weg zeige, es sei wo es wolle, wir dergleichen im Namen des HErrn wohl thun könnten. Auf dem Grunde ist auch der liebe Bruder Schwartz bis jetzt noch in Tritschinopoli." Francke in Halle hatte seine große Befriedigung über die freudigen Berichte aus Tritschinopoli oft genug zu erkennen gegeben. Nach alledem sollte man vermuthen, es wäre alles in vollster Uebereinstimmung geschehen und wären gar keine Schwierigkeiten im Wege. Wie weit dies gefehlt, wird actenmäßig in aller Ausführlichkeit darzulegen sein, da es neben den inneren Kämpfen in Trankebar keine für die ganze Zukunft der Mission entscheidendere und über Schwartzens Charakter mehr Licht verbreitende Epoche in seinem Leben gibt, als sein Uebergang aus dänischen in englische Missionsdienste — um nichts Geringeres handelt es sich ja jetzt.

Das erste Anzeichen einer Unzufriedenheit mit Schwartz findet sich in einem Briefe des Missionssecretairs Finckenhagen an Francke vom 20. Nov. 1764: „Das fleißige Ausgehen unter die Heiden ist zwar den Herren Missionaren als ein Hauptstück ihres Amtes recommandirt worden, auch bei geschehener Vorfrage erlaubt, daß ein oder ander aus ihrem Mittel dem Wink des HErrn getrost zu folgen hätte in die Ferne sowohl als in der Nähe, doch so, daß die Last der Arbeit den übrigen dadurch nicht zu schwer würde. Nun hat der HErr auch dem

Herrn Schwartz in Tritschinopoli, wohin er ist berufen worden, eine Thür geöffnet, so daß ihm von den Engländern, die er alle Sonntage zu erbauen sucht, eine Kapelle ist errichtet worden, und schon Viele von den umliegenden Oertern, wo das Wort der Gnaden von ihm verkündigt worden, zur Präparation von ihm angenommen sind. Allein da er sich als ein beständiger Lehrer an einem fremden Orte, wohin er von der ordentlichen Obrigkeit mit Einwilligung eines Collegii nicht ist bestellt worden, einige Jahre hindurch aufhält, und die Arbeit in Trankebar fällt seinen Collegen, wie leicht zu erachten, zuweilen gar zu angreifend, so ist ihnen deswegen geschrieben und zum Nachdenken gemeldet worden, daß sie in dem Fall weiter gegangen, als das Collegium mit der gegebenen Resolution intendiret." Man wird nicht irre gehen, wenn man diesen Wechsel der Anschauungen mit dem Wechsel des Vorsitzes im Missionscollegium in einigen Zusammenhang bringt, da zu Anfang 1763 der langjährige Präses Graf Holstein verstarb und einem Geheimrath Thott mit den Aemtern des Verstorbenen auch das Präsidium übertragen wurde. Nun regnet es Bedenklichkeiten auf allen Seiten. Prof. Francke billigt sehr, daß Schwartzens Aufenthalt im Lande nicht einfach approbirt wird. Es sei auch ihm das Bedenken seines sel. Vaters wieder eingefallen, ein indischer König könne sich einmal eines Missionars bemächtigen, um ein großes Lösegeld zu erpressen. An Schwartz selbst schreibt er am 19. Januar 1765: „Wenn mit nöthiger Vorsichtigkeit etwa jährlich ein Missionar in jene Gegenden reisete, die Christen hin und wieder ermahnte, etwa auch wenn es die Umstände litten, eine Vorbereitung mit den Katechumenen, die nicht nach Trankebar kommen könnten, hielte und sie taufte, und so viel wie möglich Katecheten und Schulmeister bestellte, so würde die Ausbreitung des Reiches Gottes in den dortigen Gegenden doch befördert werden können." Das war denn so ziemlich das Gegentheil von Schwartzens Wünschen, der schon im Herbst 1764 neben einem ständigen Missionar in Tritschinopoli noch den zeitweiligen Aufenthalt eines zweiten in Tanjour für angezeigt erachtet und ja wirklich auch Zeglins Reise dahin durchgesetzt hatte, wie denn auch sein Freund Dame in derselben Ueberzeugung nach Tanjour gegangen war.

Als nun die Kunde von der Subscription für den Kirchbau nach Halle kam und Schwartz zugleich am 17. Jan. 1765 schrieb: „Sollte der Kirchenbau hier fortgehen, so könnte es wohl geschehen, daß ein Salarium für einen Missionar ausgemacht würde. Indessen kann ich jetzt, so lange es so dunkel aussieht, nichts mit Gewißheit schreiben", da schreitet Francke zu offener Mißbilligung fort. Bedenklich seien die

Schwierigkeiten von Seiten des Nabob, wenn auch die Engländer ihren Willen durchsetzten, da sie doch eigentlich in Tritschinopoli nur Gäste. Bedenklich ferner, daß trotz Bergs Drängen er nicht, wenn er einmal im Lande bleiben wollte, Tanjour als festen Wohnsitz genommen und lieber nach Tritschinopoli nur hin und wieder eine Reise gethan hätte. Tanjour wäre ja auch für die Aufrechthaltung einer Verbindung mit Trankebar gelegener und läge mehr in Mitten der schon gesammelten Landgemeinde. Endlich, und dies ist der wichtigste Punkt: „Wird zu der Prüfung des göttlichen Willens erfordert, daß man auch die Verbindungen, in welchen man steht, in Ueberlegung ziehe. Es ist daher schon, da Sie eine so lange Zeit von Trankebar weg sind, bedenklich, daß solches ohne Vorbewußt und Consens eines hochlöblichen Missionscollegiums als Ihrer eigentlichen Vorgesetzten geschehen, welches auch solches nicht recht wohl aufgenommen zu haben scheinet und mit den vorigen Schiffen bereits seine Meinung näher erklärt hat. — Ferner sehe ich nicht ab, wenn Sie von dem Missionscollegium Ihre Dimission nehmen und in Dienste der Engländer treten wollen, unter wessen Schutz und Autorität Sie eigentlich stehen könnten. Denn die englischen Officiere haben keinen beständigen Sitz in Tritschinopoli und sind nur Private. Ob aber die Societät in England Sie in ihre Dienste nehmen werde, ist noch nicht ausgemacht und aus vielen Gründen eben nicht wahrscheinlich. Ich sehe auch nicht, wie ich mich Ihrer annehmen könne, wenn Sie nicht unter einer ordentlichen Einrichtung stehen, oder wie die Connexion sowohl mit Trankebar als mit den englischen Missionen zu erhalten sei."

Schwartz möchte doch allen Fleiß anwenden, durch Capitain Berg vom Tanjourschen Hofe eine Generalconcession zu erwirken, daß ein Missionar, so oft und lange er wolle, sich dort aufhalten dürfe, ohne zu beständigem Aufenthalt verbunden zu sein. Dann könne er jährlich zwei bis drei Rundreisen bis nach Tritschinopoli machen und inzwischen sich in Trankebar des Umganges seiner Collegen erfreuen und vor allem ein dänischer Missionar bleiben *). Es wäre also nach diesem Vorschlag die für eingeborene Landprediger getroffene höchst unpraktische Einrichtung einfach auf einen europäischen Reiseprediger übertragen. Die wenigen Worte, welche Schwartz über die Möglichkeit eines von den Engländern zu zahlenden Gehalts hatte einfließen lassen, hatten offenbar bei Francke diese Abneigung gegen einen längeren Aufenthalt in Tritschinopoli wachgerufen. Da ist es nun seltsam zu bemerken, wie das von Fincken-

*) Francke an Schwartz 16. Oct. 1765.

hagen angekündigte bedenkliche Schreiben nach Trankebar dort gerade entgegengesetzte Wünsche zeitigt. „Der Bau der Kirche in Tritschinopoli ist nunmehr (18. Juli 1765) ziemlich weit gefördert, so daß der Aufenthalt eines Missionars daselbst so gut als nothwendig ist. Da aber freilich, selbst nach dem Inhalt des diesjährigen Schreibens eines hohen Missionscollegiums, unserer hochgeschätzten Herren Superieurs, es sich nicht wohl schicken wollen, daß ein dänischer Missionarius an einem ganz und gar unter der Engländer Protection stehenden Orte sich beständig aufhalte und von Ihrer Königlichen Majestät in Dänemark salarirt werde, so haben wir schon deshalb nicht nur hier und mit unseren Brüdern in den englischen Missionen uns unter einander berathschlagt, sondern wir haben uns auch vorgenommen, deswegen an die englische Societät und an unsere Vorgesetzten und Väter zu schreiben, daß ein neuer Missionar für Tritschinopoli, wo möglich von der englischen Societät, herausgesandt und salarirt werde; denn daß die hiesigen Herren Engländer von Zeit zu Zeit einen Missionar besolden und unterhalten und dazu einen gewissen Fond ausmachen sollten, ist schwer zu vermuthen." Nachdem das Werk Gottes in Tritschinopoli so weit gekommen, würde es vor Gott und Menschen kaum verantwortlich sein die Hand abzuziehen. Die ihnen erwachsende größere Arbeit wollten sie in der Zwischenzeit gerne geduldig und getrost übernehmen.

Es geht aus diesem Schreiben zugleich hervor, daß man den Kopenhagener Brief nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt hatte, und ähnlich ging es Schwartz mit dem ersten, Bedenklichkeiten verrathenden Schreiben Francke's vom Januar 1765, auf welches er am 14. März 1766 antwortete: „Was mein Hiersein in Tritschinopoli betrifft, so werden meine lieben Brüder berichtet haben, daß ich nach ihrer Aller Einstimmung mich hier aufgehalten. Von jeglichen Vorfällen habe ich ihnen specielle Nachricht ertheilt und in manchen trüben Umständen fast ängstlich gebeten mir zu schreiben, ob ich den Ort verlassen sollte. Manchmal wäre ich gern weggegangen, nur aber wollte ich nicht weglaufen wider den Rath meiner Brüder. Dies ist mein Trost." Nachdem er dann ausführlich über seine ganze Arbeit berichtet, fügt er noch eine Nachschrift bei, welche erkennen läßt, daß er noch nicht ahnt, es werde ihm die Unterlassung eines speciellen Berichtes ans Collegium zum Vorwurf gemacht werden, obwohl er sich selbst dieser Pflicht bewußt ist: „Ich habe in Einfalt alles Nöthige berichtet. Wenn ich auf mich sehe, so wird mir freilich bange. Meine Hütte ist geschwächt und die Arbeit wird mir zuweilen sehr schwer. Ich hoffe aber, Gott wird es so fügen, daß ich könne wenigstens auf eine Zeit abgelöst werden. Ich

wollte gern an das hochlöbliche Collegium geschrieben haben, warte aber nur aufs Ende des Bauwerks, um sodann von allem eine umständliche Nachricht zu ertheilen. Ich will zusehen, ob ich einen öffentlichen Freibrief von dem Rath in Madras und dem Nabob erhalten kann. Bitte anbei, Ew. Hochwürden wollen einem hochlöblichen Collegium gelegentlich Nachricht von dem, was geschrieben, ertheilen."

Schwartz, der ja eben erst seinen theuern Freund Dame begraben hatte, fühlt sich also geschwächt und wünscht eine wenigstens zeitweilige Ablösung. Da war denn wohl zu fürchten, daß ihn Francke's citirter zweiter Brief, mit den Vorwürfen der Eigenmächtigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen das Collegium, vollends muthlos machen und zur Rückkehr nach Trankebar bewegen würde. Gerade das Gegentheil geschah. Unter dem Datum des 10. Juli 1766 schrieb Schwartz einen durch seinen reichen Inhalt und durch schöne Form gleich ausgezeichneten Brief, aus dem aber, da er schon in den alten Missionsberichten und sonst wiederholt vollständig abgedruckt ist, nur die seine Stellung zum Collegium berührenden Worte hier anzuführen sind. Nachdem er im Eingang um Vergebung seines langen Schweigens gebeten, welches durch die Ungewißheit seiner Umstände und die Hoffnung, bald gewisseres melden zu können, veranlaßt sei, und nachdem er einen gedrungenen historischen Bericht über seine ganze Anwesenheit in Tritschinopoli geliefert, schließt er: „Auf diese Weise habe ich mich bisher als Königlich Dänischer Missionar allhier aufgehalten. Und da einen rechtmäßigen Ruf von Sr. Majestät in Dänemark erhalten und mich des erfreue, so würde es mir ein Leiden sein denselben zu verändern; ganz wider mein Gewissen aber, das geringste zu solcher Veränderung beizutragen." Er erwarte mit allem Respect Befehl, entweder zu bleiben oder nach Trankebar zurückzukehren. Sollte aber das Collegium es für gut ansehen, einen kön. dän. Missionar dort noch stehen zu lassen, so würde er es als eine große Wohlthat ansehen, wenn eine Abwechslung dann und wann von demselben genehmigt würde. Hiernach wünscht also Schwartz in dänischen Diensten zu bleiben und erklärt es gegen sein Gewissen, irgend einen Schritt von sich aus zur Lösung des bestehenden Verhältnisses zu thun. Er hält aber mit dem Beruf als dänischer Missionar wohl eine Stationirung in Tritschinopoli vereinbar, nur wünscht er, falls er fest dahin versetzt werden sollte, hin und wieder eine zeitweilige Ablösung. Bis eine Collegialentscheidung eintrifft, wird er auf seinem Platze ausharren.

Commentare zu diesem Briefe, eine weitere ausführliche Rechtfertigung über sein bisheriges Verhalten und was ihn bewogen, vor-

läufig noch in Tritschinopoli zu bleiben, geben seine anderen Schreiben in jenen Monaten nach Halle. Sie folgen sich jetzt Schlag auf Schlag, und von Zittern der Hand ist gar keine Rede mehr. Erfreuen wir uns denn der reichhaltigen Aufschlüsse. An demselben 10. Juli, an welchem er das Schreiben ans Collegium verabfaßt, schreibt er folgende Erklärung an Prof. Francke: „1) Daß ich nicht an ein hochlöbliches Missionscollegium geschrieben, thut mir sehr leid und hoffe dergleichen Fehl nicht mehr zu begehen. 2) Daß ein Salarium von den Engländern sollte begehrt und angenommen werden, ist sehr wider meinen Willen gewesen. Weil aber alle Brüder, auch die Madrassischen dafür waren, so ließ ich mich bereden, ein einziges Mal dessen zu gedenken. 3) Ich habe nie Lust gehabt, in die Dienste der englischen Societät zu treten, auch nicht in dem Fall, wenn von der englischen Compagnie eine Art von Salar sollte ausgemacht werden, denn in dem Fall versprach ich es redlich an die Missionskasse in Trankebar zu senden. 4) Am wenigsten habe ich im Sinne gehabt meine Dimission zu suchen, um englischer Missionar zu werden, als wobei ich wenig Ruhe haben würde. 5) Nun aber werde ich nimmer wieder eine Sylbe reden vom Salar in keinerlei Absicht. Von selbst aber werden es die Engländer Keinem anbieten, des bin ich versichert. Sollte es aber geschehen, so werde ich es ablehnen. — Nachschrift: Einen Punkt habe ich noch zu gedenken, nämlich als ich Ew. Hochwürden theures Schreiben erhielt, habe ich es allen Brüdern communicirt und ihre Meinung begehrt, ob ich nach Inhalt des Schreibens jetzt gleich von Tritschinopoli weggehen sollte oder ob ich noch stehen sollte, worauf alle und sonderlich auch Herr Fabricius in Madras noch zu stehen riethen, weil nur der Punkt vom Salar Ew. Hochwürden nach ihrer Meinung mißfällig gewesen, und wenn Ew. Hochwürden vernehmen würden, daß wir alle davon abstünden, die Sache ein anderes Ansehen gewönne."

Eine Woche später, so ganz ist er jetzt von dieser einen Sache erfüllt, setzt er sich abermal hin, an Francke zu schreiben. Wir theilen diesen Brief ohne jede Abkürzung mit:

Hochwürdiger Herr Doctor,
In dem HErrn theuerster Vater!

Vor einigen Tagen habe an Ew. Hochwürden geschrieben und auf Dero theures Schreiben, so über Kopenhagen bekam, geantwortet, auch meine lieben Brüder gebeten, die Copie des von mir an ein hochlöbliches Missionscollegium abgelassenen Schreibens an Ew. Hochwür-

den zu senden, damit Dieselben alles, was geschrieben, desto besser erkennen möchten, ohne erst auf ein Schreiben von dem hochlöblichen Missionscollegium warten zu dürfen. Nachdem diesen Brief abgesandt, so habe seitdem Dero väterliche Zuschrift über England bekommen. Ew. Hochwürden ermahnen mich herzlich, alles noch recht zu überlegen betreffend mein Stehen hier in Tritschinopoli. Alle diese Ermahnungen nehme ich mit kindlicher Ehrerbietung an und hätte gewünscht, Ew. Hochwürden hätten schlechtweg etwas selbst festgesetzt. Ich habe gedacht, ich folgte dem Willen Gottes in dem Kirchenbau und Haltung der beiden Schulen, der englischen und tamulischen. Ich dachte auch, wie ich des von meinen sämmtlichen Brüdern ermahnet worden, daß ich für die Protection, die ich hier genossen, den Engländern einen Dienst nicht versagen konnte, da sie mich darum gebeten. Und da ich in jeden Umständen mit den Brüdern aller drei Missionen gerathschlaget und noch einen Monat vor dem Kirchenbau anfragte, ob ich nicht lieber nach Tanjour gehen oder nach Trankebar zurückkehren sollte, und von ihnen wiederum angewiesen wurde, noch etwas zuzusehen; auch nun, da Ew. Hochw. Brief bekam, denselben sogleich allen communicirte, ob ich Tritschinopoli nun laut Ew. Hochw. väterlichem Schreiben verlassen sollte, und wiederum angewiesen wurde, die völlige Entscheidung von einem hochlöblichen Missionscollegium und Ew. Hochw. abzuwarten, so werden Ew. Hochw. hieraus ersehen, daß wenn ein Fehl der Uebereilung vorgegangen, er auf meine sämmtlichen Brüder ebenfalls fällt.

Ich wünsche zwar, daß ein Missionar in Tritschinopoli sich aufhalten möge, nicht nur weil eine Kirche und Schule hier ist, sondern auch weil er ohne Hinderniß von hier Tanjour besuchen kann und nicht nur Tanjour, sondern auch die Tanjourschen Gemeinden, nämlich die, welche sechs bis acht Meilen davon entfernt sind. In Tanjour kann ein Missionar die Vorstädte besuchen, weiter nichts. Will er nach Tiruppanturutti oder Tirupalaturei oder Kawastalam, so muß er wieder neue Erlaubniß haben, die Zölle passiren zu können. Diese Zölle sind etwa eine halbe Meile ganz um Tanjour herum. Wenn aber ein Missionar von Tritschinopoli ausgeht, so hat er nicht nöthig und sein Weg bringt es auch nicht mit sich, den Zöllen sich zu nahen.

Keine Absichten hege in meiner Seele. Sind sie aber versteckt und mir nicht offenbar, so wolle mein Heiland mir es vergeben und mich davon reinigen. Außerdem habe allezeit meine Brüder vorher gebeten, Abwechslungsweise hier Jemanden arbeiten zu lassen und das wünsche noch. Dies habe alles nach der Wahrheit geschrieben. Dabe

aber bekenne frei, daß ich nicht einen Monat hier stehen wollte, wenn es einem hochlöblichen Collegium und Ew. Hochwürden zuwider sein sollte.

Herr Fabricius meinte, da die Sache mit dem Salar, welches von meinen lieben Brüdern so sehr urgirt wurde und welches mir allezeit ein Anstoß war, nun wegfiele, so würden Ew. Hochw. nichts wider das Arbeiten eines Missionars hier haben. Ich wäre jetzt gleich nach Trankebar gegangen, hätten meine Brüder nicht gemeint, der Anstoß, den mein Weggehen nun geben würde, sei so groß, daß wir noch einen Brief, welcher die Sache völlig entschiede, erwarten müßten.

Ich habe nun alles, möchte fast sagen Gutes und Böses, geschrieben, was mir in dieser Sache vorkommt. Bitte daher nun kindlich, die Sache nicht meiner Ueberlegung zu überlassen, sondern mir väterlich zu befehlen zu stehen oder zu gehen, da denn ohne Anstand folgen will. Der gnädige Gott stärke Ew. Hochw. noch lange zu unserm Trost. Ich bin

Euer Hochwürden

Tritschinopoli, 17. Juli 1766,
am Tage, da vor 16 Jahren
in Kudelur ankam.

gehorsamster Sohn
C. F. Schwartz.

P. S. Das Schulhaus repariren wir jetzt. Das Haus hat der Nabob, bei welchem durch einen Doctor der Medicin darum anfragen lassen, willig dazu bestimmt und es zu repariren gebilligt."

Schwartz kann sich nicht genug thun, immer wieder seinem verehrten geistlichen Vater einen vollen Einblick in die Verhältnisse, und jedesmal von anderer Richtung aus, zu gewähren. Es ist, als wenn ihn Bescheidenheit zurückgehalten hätte, auf einmal klar zu schreiben, wie wenig ihn persönlich in Tritschinopoli fesselte, wie viel ihn nach Trankebar zog, damit er nicht etwa sich selber zu rühmen scheine. Aber die Selbstvertheidigung zwingt ihn auch das letzte Geheimniß des Herzens zu offenbaren. Er hat vorgehabt, bei der Rückkehr nach Trankebar sich zu verheirathen, um des Werkes des HErrn willen verzichtet er darauf und bleibt einsam in dem berüchtigten Glutofen Südindiens. Das kühle, gesunde Trankebar am Meere und das glühende Tritschinopoli — welch ein Contrast! Und vom Klima redet Schwartz auch nicht in der letzten bezüglichen Kundgebung jenes Jahres vom 17. Dec. 1766: „Was mich betrifft, so habe keine andere Absicht, als den Namen meines Heilandes zu verkündigen. Ich meinte, daß da alle Umstände ohne mein Wissen und Suchen so besonders zusammenkämen,

ich deswegen verbunden sei, diesem Ruf zu folgen. Es war mir nicht gar leicht diese Wahl zu treffen, indem ich in meinem Gemüth Gedanken hatte, mich in Trankebar in den Ehestand zu begeben. Da nun der Kirchenbau in Vorschlag kam, so meinte, daß wenn ich es von mir ablehnte, ich nicht lauter handelte. Leibliche Vortheile genieße hier nicht, sondern das Gegentheil, indem was ich brauche an Kleidung u. s. w., ich von Trankebar haben muß, da denn einem jeden Boten über einen Thaler zahlen muß. Außer meinem Salar [von 120 Pagoden d. i. etwa 400 Gulden] habe ich nichts und bin mit demselben auch wohl zufrieden. Von den Engländern habe ich nichts genommen, sondern vielmehr manches auf meine Kosten angeschafft beim Kirchenbau. Ob aber ein Missionar mehr Nutzen in Tanjour schaffen könne, weiß Gott allein. Nach meiner armen Einsicht wollte es mir nicht so vorkommen. Denn es ist alles so voll Furcht allda, daß einer sich schwerlich wagt ein Christ zu werden und es öffentlich zu beweisen. Und wenn er es thut, so muß er entschlossen sein, heidnische Frohndienste als das Ziehen des Götzenwagens abzuschlagen. Ja der Herr Capitain Berg war nicht ohne Furcht, wenn ein Missionar wollte eine Präparation allda halten, NB.! mit Leuten von höherm Geschlecht. — Der König von Tanjour, welcher dem Nabob tributär ist, kann dagegen einen, welcher von Tritschinopoli kommt, nicht aufhalten. Es kann auch, da der Kirchenbau hier offenbar worden durch das ganze Land und der Gottesdienst öffentlich gehalten wird, einen guten Eindruck in Tanjour machen, daß das Christenthum weniger Hindernisse leidet. Sonst ist der Eingang in Tanjour jetzt so offen als vorher, wenn es unsern Vorgesetzten und Vätern gefallen sollte, Jemand dahin zu befehligen. Schenkte Gott Mittel und Wege, so könnten Katecheten von Tritschinopoli nach Madura gesandt und das Wort Gottes mündlich und schriftlich bekannt gemacht werden. In Tritschinopoli oder vielmehr eine viertel Meile ab in Sirengam ist die rechte hohe Schule der Abgötterei. Ein Christ und Katechet kann hier frei sprechen. Niemals wird er zur Gemeinschaft mit heidnischen Dingen gezwungen, weil der Fürst des Landes ein Muhamedaner ist. Dem ungeachtet kann es sein, daß meine Gedanken in der Sache unrichtig sind. Daher auch fest entschlossen bin, sogleich zu bleiben oder wegzugehen, wie meine theuren Vorgesetzten und Väter mir befehlen werden. Es ist gewiß, die Kirche wäre nie gebaut, wenn sie nur für die Garnison allein bestimmt wäre. So wird es auch an Nachreden von Unbeständigkeit u. s. w. nicht fehlen. Indessen ist ein Fehl von mir darin begangen, so wolle es Gott väterlich zudecken und alles nach seinem hei-

ligen Willen dirigiren. Er, der gnädiglich verheißen, sich seiner Knechte zu erbarmen, mache alles wohl um Christi willen!"

Eine begründetere und beredtere Vertheidigung als Missionsstation wird Tritschinopoli wohl selten wieder zu Theil werden. Wenigstens alle Landeskundigen, meint man, müssen Schwartz beipflichten, und nun gerade finden Kopenhagen und Halle einen Bundesgenossen in Trankebar und zwar unter den Missionaren selbst. Es ist der Däne Maderup, welcher sich in sehr scharfer Weise erklärt, zuerst in einem Briefe an Francke vom 20. Oct. 1766: „Nach den gegenwärtigen Aussichten können wir an dem Herrn Schwartz in Tritschinopoli keinen Theil haben, der sich nun dort so eingewickelt und festgesetzt und zwar unter einer fremden Nation und Religion, daß die Rückkehr ihm recht sauer und vielleicht ganz unmöglich wird, so weit meine schwachen Augen sehen können. Es ist mir jetzt eine Genugthuung, daß ich von Anfang bis jetzt habe Erinnerungen in Absicht seines Projects als College in unsern Conferenzen gethan. Denn wider Vocation und Instruction und ohne Communication mit den Vorgesetzten in so langer Zeit so zu handeln, habe ich bisher nicht als den Willen Gottes ansehen können. Doch da Ew. Hochwürden selbst die besten Einsichten in diese verwirrte Sache haben, wie ich aus Derselben Brief in diesem Jahr an Herrn Schwartz vernommen, so will weiter nichts dabei erinnert haben mit Dero gütiger Erlaubniß als dieses: Hätte Herr Schwartz nur eben solchen Schritt auf eigene Hand gethan, wie Herr Kiernander vor einigen Jahren, und hätte sich entweder nach Bengalen nach dem dänischen Platze Friedrichs-Nagur oder nach Kalikut auf der Pfefferküste hinbegeben, denn diese zwei Plätze gehören auch der dänischen Compagnie zu, so hätte solches vielleicht wohl und gut ablaufen können, ebenso wie bei Herrn Kiernander."

Man erkennt auf den ersten Blick, daß man es hier mit einem dänischen Stockpatrioten zu thun hat. Für jeden andern als für Maderup wäre es auch unverzeihlich, Schwartzens Handlungsweise nicht nur neben die Kiernanders zu stellen, der leichtsinnig und völlig eigenmächtig nach Bengalen ging, wo er eine eigentliche Missionsthätigkeit nie betrieben hat, sondern sogar jenen noch vorzuziehen. Maderup vergißt dabei sogar, daß Kiernander gar nicht auf der dänischen Factorei, sondern vielmehr im englischen Kalkutta sich aufhielt und dänisches Gebiet vielleicht noch seltener betreten hat, als Schwartz von Tritschinopoli aus. Zu Maderups Entschuldigung möge angeführt sein, daß er portugiesischer Missionar war und daß Schwartz, obgleich er Portugiesisch recht wohl verstand, doch vielleicht nicht undeutlich zu erkennen

gegeben hatte, daß er seinen Missionsberuf für verfehlt erachten würde, wenn er nur der Portugiesen sich annähme. Wir sehen ja schon, wie er nach Poltzenhagens Ableben alsbald von der Arbeit an der portugiesischen Gemeinde sich wieder losmacht. Nach Dame's Tod und da Wiedebrocks Abscheiden klar vor Augen lag, war nun Swartz der einzige, der ihn hätte bei der Pflege seiner portugiesischen Gemeinde unterstützen können, darum wünscht er ihn um jeden Preis wieder nach Trankebar. Ferner muß billig in Erwägung gezogen werden, daß Maderup kurz vorher seine Frau verloren hatte, weshalb er auch in den jenen citirten Worten vorhergehenden Zeilen klagt: „Ich bin nach meines Gottes, wie ich fest glaube, gnädigen Willen nun in die harten und traurigen Umstände versetzt worden, daß ich in meinem eignen und in Gottes Haus mehrentheils von aller menschlichen Hülfe verlassen bin. Ich bin daher versichert, daß Ew. Hochw. (Prof. Francke) sowohl überhaupt mit den jetzigen kritischen Umständen des ganzen Werks allhier als auch besonders mit den meinigen viel Mitleiden haben werden."

Wir haben nun alles hervorgesucht, was zu Maderups Entschuldigung dienen könnte, wenn er aber von Anfang gegen Schwartzens Verbleiben in Tritschinopoli will gesprochen haben und dadurch Schwartz gleichsam Lügen straft, der sich wiederholt darauf beruft, in Uebereinstimmung mit allen seinen Brüdern gehandelt zu haben, so müssen wir entgegenhalten, daß in allen früheren Briefen nach Halle nicht die geringste Spur von Maderups Dissens zu entdecken ist, daß hingegen die Briefe, in welchen Schwartzens Verbleiben in Tritschinopoli für nothwendig erklärt und gänzlich gebilligt wird, auch Maderups Unterschrift tragen. Sicherlich haben die Collegen nichts von Maderups Dissens gemerkt, den er in den Conferenzen will von Anfang an vorgebracht haben. Wohl aber liegt leider die Vermuthung nahe, daß durch Privatbriefe von ihm nach Kopenhagen überhaupt erst das Collegium ist veranlaßt worden, einen Tadel über Schwartzens Aufenthalt im Lande auszusprechen. Wenigstens giebt Fenger an, der seine Geschichte der Trankebarschen Mission aus dem Kopenhagener Archiv schrieb, daß Maderup in Briefen wiederholte Male über Schwartzens langes Ausbleiben gemurrt habe. Als Schwartz im Februar 1767 seine Rundreise in den Landgemeinden bis Trankebar ausdehnte und nach zehntägigem Aufenthalt wieder nach Tritschinopoli gehen wollte aus Besorgniß, daß bei der Neuheit der gottesdienstlichen Einrichtungen daselbst eine längere Unterbrechung wieder alles in Frage stellen und zu neuem Anfange zwingen könnte, da erst begegnen wir nach den vor-

liegenden Acten einem offenen Widerspruche Maderups, indem Schwartz am 24. Oct. 1767 über die damalige Berathung referirt: „Der todtkranke Bruder Herr Wiedebrock votirte abermals, daß ich Tritschinopoli nicht verlassen sollte. Herr Maderup allein gab kein Votum, welches denn einen Paragraphen in ihrem gemeinschaftlichen Briefe an Ew. Hochwürden veranlasset — welches weil es nach dem Begehren des Herrn Maderup geschehen, ich mir's gern gefallen ließ." Welcher Passus in dem gemeinschaftlichen Schreiben, es kann nur das vom 20. Februar 1767 gemeint sein, Schwartz nicht ganz recht gewesen ist, läßt sich nicht sagen, da das Gedruckte nichts Auffälliges bietet, das Original aber nicht mehr aufzufinden war.

Zu einigem Ersatz wollen wir aus den beiden vorhergehenden gemeinschaftlichen Schreiben die bezüglichen Stellen einreihen, 23. Jan. 1766: „Unser theurer College Herr Schwartz ist in seinem Theile unermüdlich, mit uns zu einem Zwecke den Bau des Reiches Gottes und Christi zu befördern. Nach den gegenwärtigen Umständen und Einrichtungen in Tritschinopoli ist der Aufenthalt eines Missionars daselbst ganz nothwendig geworden, daher wir auf die Hand des HErrn hierbei sehen und seiner weisen Vorsehung es zutrauen, er werde an selbigem Orte sein Wort fortan erhalten und auch mehr und mehr durch Ausstoßung treuer Arbeiter in die große Ernte daselbst ausbreiten. Wir haben geliebtem Bruder geschrieben, daß er wegen eines Salars gelegentlich Vorstellung thun sollte. Er hat es auch versprochen, allein er scheint wenig Hoffnung zu haben, daß es zu Stande kommen werde." Nachdem die bedenklichen Briefe aus Europa eingetroffen, ändert sich freilich der Ton etwas, aber selbst dann noch wird es schwer mit jenem Privatbriefe Maderups nach Halle seine Namensunterschrift unter folgendem Passus im gemeinschaftlichen Schreiben vom 12. Juli 1766 zu vereinigen: „Ew. Hochw. väterliche Bedenken bei Gelegenheit des Aufenthalts unsers geliebten Bruders Herrn Schwartz im Lande und überhaupt der Reisen im heidnischen Lande soll uns dazu dienen, daß wir vorsichtiger handeln und nichts ohne reifere Prüfung des Willens des HErrn vornehmen. Aus seinem letzten Schreiben an uns, sehen wir, daß der liebe Bruder in einige Enge des Gemüths gerathen. Er verlangt von uns eine positive Antwort, ob er bleiben oder kommen soll. Wir haben ihm geantwortet, daß wir bei gegenwärtigen Umständen weder Macht noch Freudigkeit hätten ihn zurückzurufen. Inzwischen können wir Gott nach der Wahrheit bezeugen, daß gedachter Bruder in keinem Stück das Seinige, sondern das, was des HErrn ist, lauterlich sucht. Was die Engländer und der

Nabob ihm wegen seiner sauern Arbeit an der Miliz, sonderlich im Lager vor Madura, bestimmt und gereicht haben, hat er als ein Kapital dort ausgesetzt, dessen Zinsen er an die Schulen und an Arme wendet." Immerhin bleibt Thatsache, daß Schwartz von seinen Collegen in Trankebar kein gemeinschaftliches Eintreten für seine feste Stationirung in Tritschinopoli zu erwarten hat. Wenn demnach die zumeist dafür Interessirten, die Engländer, jetzt sich nicht thatkräftig zeigen, so haben wir die Rückkehr nach Trankebar mit gelegentlichen Reisen nach Tanjour und Tritschinopoli zu gewärtigen nach Francke's Vorschlag. Aber von England, hörten wir ja schon durch Francke, sei die Anstellung und Besoldung eines Missionars in Tritschinopoli nicht zu erwarten. Es wird alles darauf ankommen, ob Francke für solche Meinung festen Boden unter den Füßen hatte.

In seinen Berichten vom Jahr 1763 hatte Hüttemann die Bekehrung jenes sivaitischen Pandarams gemeldet, deren auch Schwartz in einem Briefe an Sorge gedachte. Höchst interessant ist der Briefwechsel des Pandarams mit seinen früheren Ordensgenossen, die alles daran setzten, ihn von seinem Entschlusse sich taufen zu lassen zurückzubringen, aber ohne Erfolg. Er gab den Heiligenschein und die Verehrung des Volkes daran und wollte sich mit einer geringen Schullehrerstelle bei der Mission begnügen. Diese Bekehrung erregte großes Aufsehen. Francke eilte die Missionsberichte schneller als gewöhnlich drucken zu lassen. Hofprediger Ziegenhagen verlas am vierten Advent die Bekehrungsgeschichte von der Kanzel, Abschriften des interessanten Briefwechsels circulirten in hohen und höchsten Kreisen. Viele Mitglieder der Societät begannen sich für Mission wirklich zu interessiren und setzten den Beschluß durch, bei Prof. Francke einen neuen Missionar, einen Gehülfen für Hüttemann in Kudelur zu erbitten. Francke's Bemühungen waren bald mit dem besten Erfolge gekrönt. Der Kolberger Christian Wilhelm Gericke, welcher fünf Jahre unter seinen Augen in Halle gelernt und gewirkt hatte zu seiner vollsten Zufriedenheit, nahm die Vocation als Missionar an und ging im Herbst 1765, nachdem er in Wernigerode examinirt und ordinirt war, nach London und im folgenden Frühjahr nach Indien. Nach dem, was uns früher über die Societät bekannt geworden ist, läßt sich begreifen, daß Francke in dieser Haltung der Societät eine besondere Fügung Gottes verehrte, daß er aber auch ebenso gewiß daran verzweifelte, noch die Besoldung eines andern neuen Missionars in Tritschinopoli von der Societät übernommen zu sehen.

Wer malt Ziegenhagens Schrecken, als im Oct. 1764 die Missio-

nare Fabricius und Breithaupt von Madras ganz kurz melden, daß sie mit ihrem Katecheten Paul viel Kummer gehabt, wie auch der Pandaram in Kudelur ein betrübt Exempel gegeben. Ziegenhagen schrieb sogleich an Francke, es würde ihn ungemein betrüben, wenn dieser ungünstige Ausdruck auf Thatsachen sich gründen sollte, es würde in London großes Aergerniß geben und unausbleiblich Verspottungen hervorrufen. Er möchte doch die Ausdrücke gänzlich unterdrücken und selbst vor Freunden verborgen halten, zumal von Kudelur und Trankebar noch nichts gemeldet sei. Leider hatten Ziegenhagen und Francke durch ihren übergroßen Eifer die Absicht der Madrasser Missionare, wo möglich noch eine Veröffentlichung der ganzen Bekehrungsgeschichte zu hintertreiben, vereitelt. Die traurige Post war leider nur zu gegründet. Im December 1766 veröffentlicht Francke, daß nach Hüttemanns Berichten der Pandaram, zum Theil aus Furcht in Kudelur nicht völlig sicher zu sein, sich ins Land begeben habe und gezweifelt werde, ob er noch am Leben sei. In den englischen Berichten findet sich diese Notiz nicht, und die deutschen Missionsfreunde haben sie nicht genügend beachtet, und obwohl des Pandarams niemals wieder Erwähnung geschehen, bildet seine Bekehrungsgeschichte noch heute in englischen und deutschen Missionsschriften eine gern gelesene Episode. Selbst Hüttemann hat einige Zeit gebraucht, um den ganzen Betrug, der mit ihm gespielt, zu erfassen. Die Brüder in Madras theilten ihm mit, daß der Pandaram vor einigen Jahren bei ihnen als römischer Katholik aufgetreten und unterrichtet, aber noch zeitig genug entlarvt sei. Hüttemann kam nun zwar zur Ueberzeugung, daß bei der Bekehrung auch Unlauterkeiten mit untergelaufen seien, hielt aber doch die Vorspiegelungen noch wieder für wahr, unter denen er Kudelur verließ, um nicht wieder zu erscheinen. Nach Breithaupt ist nicht der geringste Zweifel, daß dieser sogenannte Pandaram Arulananden oder Arunasalam ein abgefeimter Betrüger, ein römischer Katholik gewesen ist, der den Briefwechsel mit dem Pandaramscollegium fabricirt hat und selbst vor einer Wiedertaufe nicht zurückgeschreckt ist.

Es giebt in der Missionsgeschichte wenige Beispiele, wo so klar hervortritt, wie Gottes Hand auch noch solche Betrügereien, welche uns Menschen muthlos machen, zu seinen Reichsplänen verwendet. Ein hochbegabter treuer Arbeiter wird in Gericke der Mission gewonnen und für Hüttemann wird es der Stein des Aergernisses, über den er stolpert. Es waren schon einige Anzeichen vorhanden, daß Hüttemann nicht mehr in alter Weise arbeitete. Sobald er den Betrug erst ganz durchschaut, ergreift ihn das größte Mißtrauen und Verachtung gegen

die ganze tamulische Nation, er wird ein förmlicher Missionsfeind und verfällt auf wunderliche Pläne. So offenbart er sich selber die Tiefen seines Herzens, und siehe Gericke, der sein Schwiegersohn geworden, wird das Werkzeug, ihn auf dem letzten Krankenlager zur Erkenntniß und zum Bekenntniß seiner Sünden und zum innerlichen Frieden zu bringen. Darum möge die Welt in der Missionsgeschichte immerhin an solchen Betrügereien sich ergötzen und darüber spotten, der Christ bewundert auch darunter Gottes unergründliche Weisheit und schöpft daraus den Muth, auch solche Täuschungen kund zu machen. Dies ein für allemal als Apologie, wenn mancher vielleicht meinen sollte, wir verweilten zu lange oder gar mit Vorliebe bei solchen Fällen, und die Aufdeckung fromme jetzt nicht mehr. Der Wahrheit vor allem die Ehre!

Es wird nun keines weitern Nachweises bedürfen, daß nach Berufung Gericke's und in der steten Furcht, es möchte die betrügerische Bekehrungsgeschichte des Pandarams bekannt werden und in England einen völligen Umschwung der Stimmung bewirken, weder Francke noch Ziegenhagen den geringsten Muth haben konnten, für Tritschinopoli in London zu wirken. Als nun von allen Seiten her der Himmel sich mit schwarzem Gewölk bezogen hatte, kam ein frischer, das Gewölk zertheilender Wind aus einem Quartier, woher sich Niemand der Hülfe versehen. Schwartz war von Trankebar, gewiß betrübt über Maderups Haltung, Ende Februar 1767 wieder auf seiner Station eingetroffen. Sogleich wird ihm ein Brief vom Gouverneur und Rath in Madras eingehändigt mit einer ehrenvollen Vocation als Garnisonprediger für Tritschinopoli bei einem jährlichen Gehalt von hundert Pfund Sterling. Der Fall wurde umgehend nach Trankebar berichtet, und es kam der einstimmige Beschluß zurück, das Gehalt anzunehmen, aber in die Trankebarsche Missionskasse fließen zu lassen, die Vocation solle angenommen, aber nicht auf Schwartzens Person beschränkt werden. Die Entscheidung sei den europäischen Vorgesetzten vorbehalten. Auf Schwartzens Bitte wurde noch verwilligt, daß von der Hälfte des ersten Jahrgehalts das vom Nabob abgetretene Haus so reparirt werden sollte, daß ein verheiratheter oder zwei unverheirathete Missionare darin wohnen könnten. Und nicht allein dies setzte Schwartz durch, sondern er baute auch noch, da die älteste Kirche eingefallen war, zwei Häuschen für den englischen Lehrer und den tamulischen Katecheten und eine Veranda für die tamulische Schule. In Trankebar ist man in dem Wahn geblieben, den auch Schwartz selbst Anfangs theilte, die Regierung habe gänzlich aus eignem Antriebe so gehandelt. Dem war

aber nicht so. Als Dame gestorben war und Wiedebrock so krank lag, hatte Hüttemann ohne Vorwissen irgend eines Collegen einem Rathsmitgliede Mr. Call zu verstehen gegeben, unter so bedrängten Umständen würde Schwartz schwerlich in Tritschinopoli bleiben, zumal das Missionscollegium es nicht wohl aufnähme, daß es an einem englischen Orte einem Missionar Gehalt zahlen solle*). Ja er hatte an einen frühern Gouverneur von Madras Saunders nach England geschrieben, daß die Compagnie sich doch ihrer verwahrlosten Soldaten im Lande annehmen und einem Missionar die geistliche Pflege übertragen möchte. Dies würde zugleich beitragen, die Gemüther der Eingebornen mit der englischen Herrschaft zu versöhnen. Wenn nun gleichzeitig berichtet wird, daß der Rath von Madras an die Societät geschrieben habe, noch mehr Missionare zu senden, welche die andern Landgarnisonen versehen und gleichzeitig an Heiden und Muhamedanern arbeiten könnten, so kommt dies zweifellos auch auf Hüttemanns Anregung. Wem bekannt ist, wie bis auf die neueste Zeit die anglo-indische Regierung sorgsam selbst jeden Schein vermeidet, als begünstige sie die Verbreitung des christlichen Glaubens, muß in der That mit Hüttemann ausrufen: Wunderbar sind Gottes Wege! Ein größerer Beweis für die hohe Achtung, welche Schwartz bei den Engländern schon damals genoß, kann nicht verlangt werden.

Nach anderer Richtung muß es Wunder nehmen, daß solche Vorschläge grade von Hüttemann ausgehen, der doch 1756 die von Kiernander angefangene geistliche Versorgung der Engländer mit der Erklärung aufgegeben hatte, er könne mit gutem Gewissen von dem Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche nicht abweichen. Es ist ihm wohl zu glauben, daß ihm das Sündenleben der geistlich und vielfach auch leiblich verkommenden europäischen Soldaten zu Herzen ging und eine Sinnesänderung bewirkte. Es läßt sich aber leider nicht verschweigen, daß ein Blick auf die eigene Noth, auf seine zahlreiche Familie und sein geringes Gehalt auch nicht ohne Einfluß geblieben waren,

*) Ohne Schwartzens oben benutzte Mittheilung wüßten wir nichts von Hüttemanns Thätigkeit in dieser Sache. Es ehrt ihn sehr, daß er sich dessen nie gerühmt. Das einzige, was er darüber geschrieben, ist in einem Briefe nach Halle vom 5. März 1767: „Ehegestern erhielt einen Brief von Mr. Call, der Rathsherr und zugleich Ingenieur en Chef ist, in welchem er mir meldet, daß der Gouverneur und Rath zu Madras eine förmliche Vocation an Herrn Schwartz gesendet und ihn zum evangelischen Lehrer zu Tritschinopoli mit einem jährlichen Gehalt von 100 L. Sterl. bestellt haben. Wunderbar sind Gottes Wege. Gelobet sei des HErrn Güte in Ewigkeit."

wenn er im Januar 1763 schon meldete, er habe für 60 Pagoden Entschädigung die Haltung auch der englischen Gottesdienste übernommen und predige nun an einem Sonntage tamulisch, am andern englisch. Francke war ganz consternirt über solche Nachricht und über die Hintansetzung des Missionswerks. Er wußte sich so wenig darein zu finden, daß er Fabricius auftrug, nach Kudelur zu reisen und die Angelegenheit zu untersuchen. Wenn Hüttemann Engländern das Abendmahl austheile, gewinne es ja den Anschein, als sei er zu einer fremden Kirche übergetreten, da doch die Engländer gewiß nicht angesehen sein wollten, als seien sie lutherisch geworden. Fabricius' Bericht darüber lautete: „An sich ist es erfreulich, daß den verlornen Schafen von englischer Nation in Kudelur Christus und der Weg zum Leben treulich verkündigt wird, und der Fleiß, den Herr Hüttemann darauf verwendet, ist rühmlich. Doch möchte in aller Absicht viel besser gewesen sein, den dortigen Invaliden gratis mit Erbauungen zu dienen, ohne durch Nehmung eines Salars sich die Hände zu binden. Alsdann würde auch das Geschäft, wozu wir berufen sind, nämlich unter den Heiden und in der gepflanzten Gemeinde zu arbeiten, das Hauptwerk viel besser bleiben können. Uebrigens ist gewiß genug, daß Herr Hüttemann das h. Abendmahl den englischen Soldaten dort administrirt. Was für einer Formel er sich dabei bedient, ist uns jedoch noch nicht bekannt."

Nach diesem Vorgange läßt sich denken, daß die Ernennung zum Garnisonprediger, weit entfernt die Bedenken Francke's zu vermindern, die Schwierigkeit der Lage nur noch vermehrt haben wird. Zugleich ersieht man, daß Francke und Fabricius den Eintritt in die Dienste der englischen Societät wohl verträglich mit der Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche hielten, da jene Patronatsgesellschaft keinerlei Anspruch erhob, noch erheben konnte, die aus den Eingebornen gesammelten Gemeinden der englischen Kirche zu incorporiren und eben, damit niemals hierzu auch nur Veranlassung gegeben werden könnte, sah Francke wie Fabricius es nicht gern, wenn die Arbeit an Europäern fremder Confessionen den Charakter eines Noth- und Liebeswerkes durch Annahme einer Vergütigung verlöre. Francke erhob auch alsbald seine warnende Stimme, indem er an Schwartz schrieb: „Es wird große Vorsichtigkeit nöthig sein, daß Sie sich nicht zu sehr binden lassen, daß nichts von Ihnen verlangt werde, so auf eine Religionsmengerei hinauslaufen könnte und was dergleichen bedenkliche Folgen mehr sind, welche daraus entstehen können. Ich bitte Sie daher, alles vor Gott und im Gebet reiflich zu prüfen und mit den übrigen Missionaren zu

überlegen, weil ich von hier aus unmöglich darin etwas Positives vorschreiben kann." Dann erklärt er sich noch ausführlicher: „Was ich von zu vermeidender Religionsmengerei geschrieben, ist nur davon zu verstehen, wenn den Missionaren zugemuthet werden sollte, solche Dogmata und Lehrbücher anzunehmen und zu lehren, die von dem lutherischen Lehrbegriff abgehen, da die englische Kirche insonderheit in dem Artikel vom h. Abendmahl von uns abweichet, da sie das absolutum Decretum nicht hat. In dergleichen nun sich auf einige Weise einzulassen, würde theils mit dem eigenen Gewissen streiten, indem auf der einen oder andern Seite geheuchelt werden müßte, theils aber auch in Europa Anstoß verursachen. Ich glaube wohl, daß dermalen bei Ihnen in Tritschinopoli dergleichen nicht zu besorgen sei, mein Bedenken ist aber am meisten durch den Vorschlag des Herrn Missionar Hüttemann an das Madrassische Gouvernement veranlaßt worden, wenn zumal Garnisonprediger und Missionare von der Englischen Kirche gesandt werden sollten, welches wenn nur gute Subjecte dazu erwähllt würden, ganz gut wäre und man sich darüber freuen würde, nur daß der Unterschied der Confessionen gehörig beobachtet werden und jeder Theil bei aller guten Freundschaft für sich arbeiten müßte. Herr Hüttemann hat sonst über den elenden Zustand der dortigen englischen Prediger geklagt, und es ist auch nicht anders zu vermuthen, als daß sie nach wenig Jahren nach England zurückgehen und also als Missionare wenig ausrichten würden. Doch Gott wirds versehen!"

Daß Schwartz in Tritschinopoli bleiben mußte, wird von allen, welche die ganze Sachlage erwägen, zugegeben werden. Zeglin drückt es mit einem Gleichniß aus: „Der HErr hat unsern Bruder Herrn Schwartz gleichsam umzäunt und uns mit ihm, dergestalt, daß wir und er gleichsam über den Zaun springen müßten, wenn wir ihn de facto von da abrufen wollten, und er de facto jenen angelegten Garten verlassen und zu uns kommen wollte. Wir sind nun alle wie in Windeln gleichsam eingewickelte Kindlein und Säuglinge und zwar vom HErrn selbst. Wer kann nun ohne seine specielle Erlaubniß einen Sprung wagen und sich aus den Windeln auswickeln." Die Worte sind am 22. Juli 1767 geschrieben und sollen ohne Zweifel den Schwartz gegebenen Rath, in Tritschinopoli zu bleiben und das Regierungsgehalt anzunehmen, rechtfertigen. In der That, wäre die Wahl gewesen, die aus den Eingebornen gesammelten Seelen ohne geistliche Pflege zu verlassen, Kirche und Schule dem Verfall zu übergeben, die europäischen Soldaten wieder verwahrlosen zu lassen oder das Anerbieten der Regierung anzunehmen, dann möchte dieser und jener vielleicht aus Ge-

wissensgründen den Wanderstab ergriffen und dem allmächtigen Gott den Ausgang befohlen haben, aber einen anders handelnden fremden Knecht zu verurtheilen würden grade die, welche solche Gewissenskämpfe durchgekämpft haben, am wenigsten wagen.

In dieser kritischen Lage war es, als zeigte Gott selber einen Ausweg aus dieser Gewissensnoth. Im Juli 1767 lief ein vom December 1766 datirtes Schreiben der englischen Societät ein, womit an Schwartz der Conferenzbeschluß mitgetheilt wurde, ihn von dem Kopenhagener Missionscollegium für Tritschinopoli loszubitten. Von Indien aus ist dieser unvermuthete Beschluß wohl nicht veranlaßt, es müßte denn etwa der erwähnte Saunders sich an die Societät gewandt haben, was wieder unwahrscheinlich, da Hüttemann in seinem Schreiben Schwartzens Namen gar nicht genannt hat. Die Initiative kann auch von Kopenhagen ausgegangen sein, wenigstens schreibt Finckenhagen Namens des Missionscollegiums am 9. December 1766 an Francke: „Was Herrn Schwartz anbetrifft, so würden die Missionsanstalten allerdings an ihm einen habilen und rechtschaffenen Mann verlieren, nichts desto weniger so nöthig und nützlich sein Dienst auch sein könnte, überläßt das Collegium ihn willig, sowohl wenn der Societät in London eine Gefälligkeit dadurch geschähe, als insonderheit wenn es der Wille Gottes wäre, ihn als sein Rüstzeug da zu gebrauchen, nur daß er dazu eine ordentliche Vocation erhalte, da es sonst anstößig sein könnte in einem Lande, wo der Nabob nur als Vasall anzusehen, die englische Nation aber die Oberherrschaft hat, ohne Beruf von derselben ein öffentliches Lehramt anzunehmen und zu führen, wovon dem Herrn Ziegenhagen in einem Particulärschreiben mit der heutigen Post etwas gemeldet." Diese Zeilen schließen freilich die Möglichkeit nicht aus, daß vorher schon von London nach Kopenhagen geschrieben war, jedenfalls war der Wunsch, Schwartz förmlich in englische Dienste zu nehmen, noch nicht geäußert. Dies war vielmehr erst eine Folge des Finckenhagen'schen Schreibens, wie aus Francke's Brief an Schwartz vom 20. Februar 1767 sich ergiebt: „Ich habe von Anfang an nicht gezweifelt, daß Sie in lauterer Absicht und guter Meinung die Gelegenheit, sich in Tritschinopoli aufzuhalten, ergriffen haben. Ich habe aber meine Bedenklichkeiten, die ich dabei gefunden, Ihnen zu entdecken nicht unterlassen können, in der Absicht, daß Sie um so mehr den göttlichen Willen prüfen könnten und desto gewissere Schritte thun möchten. Und was mir auch noch bedenklich ist, überlasse gern Gott und der Zeit. Da nun das Missionscollegium geäußert, daß es unschicklich sei, daß ein in dänischen Diensten stehender Missionar an einem

Orte, wo der Nabob nur als ein Vasall der Engländer anzusehen, sich als beständig aufhalte und solches auch von dem Herrn Etatsrath v. Finckenhagen an den Herrn Hofprediger Ziegenhagen gemeldet worden, so vernehme von diesem, daß die Societät in England wirklich resolvirt durch den Secretär Broughton an das Missionscollegium zu schreiben und dasselbe ersuchen zu lassen, daß Ihnen erlaubt werden möchte, zu Tritschinopoli als englischer Missionar zu bleiben. Das Missionscollegium wird desfalls keine Schwierigkeiten machen, wie Herr Etatsrath v. Finckenhagen schon vorläufig sich erklärt hat. Wenn man nun also alles zusammennimmt, wie es Gott vorher so wunderbar regieret und nun auch der Obern Herz gelenkt, da man sichs vorher nicht vorstellen können, daß die Societät den sechsten Missionar zu salariren übernehmen werden, welches ich jedoch nur vermuthet, da es nicht positiv gemeldet worden: so kann man freilich nicht anders denken, als daß seine Hand darunter sei, die es dann ferner so regieren wolle, daß sein Reich wahrhaftig gebaut und herrlich ausgebreitet werde."

Wie die Verhandlungen des Missionscollegiums mit der Societät schließlich geendet, darüber erhielten die Missionare vom Collegium keine directe Nachricht, bis im Laufe des Jahres 1768 der vorjährige gedruckte Bericht der Societät in ihre Hände kam, in welchem deutlich zu lesen stand: „Aus der Gunst des Missionscollegiums ist Herr Schwartz als Missionar der Societät in Tritschinopoli gesetzet und hat derselbe die Mission in Trankebar verlassen." Bis zum Eintreffen dieser Nachricht war man in großer Ungewißheit über die heimische Entscheidung geblieben. Die große Entfernung machte sich ja bei so verwickelten Verhandlungen recht fühlbar. Als das Collegium der Societät seine Bereitwilligkeit zur Ueberlassung von Schwartz zu erkennen gab, war ja weder Schwartzens wichtiger Brief vom 10. Juli 1766, in welchem er so entschieden seinen Wunsch aussprach dänischer Missionar zu bleiben, noch auch die Nachricht von Wiedebrocks schwerer Krankheit in Kopenhagen eingetroffen. Daß endlich diese beiden Nachrichten wohl angethan waren, jeden noch nicht zur Ausführung gelangten Beschluß zu modificiren, läßt klar die Einleitung von Finckenhagens oben citirtem Schreiben an Francke erkennen: „Nachdem einige der ältesten Missionare in Trankebar anfangen schwach zu werden und, wie aus den letzten Nachrichten zu ersehen, unter der Last ihrer Arbeit fast zu ermüden, insonderheit bei der beständigen Abwesenheit des Herrn Schwartz, der nicht gern, wie es scheint, von Tritschinopoli weggeht und den man auch ungern abziehen wollte von dem

Weg, den der HErr selbst zur Verherrlichung seines Namens in der Gegend ihm eröffnet, wäre es allerdings höchst zu wünschen gewesen, daß ein treuer Mitarbeiter mit den diesjährigen Schiffen ihnen zu Hülfe hätte gesandt werden können. Da es aber aller Mühe unerachtet nicht möglich gewesen, ein bequemes Subject bisher aufzufinden, muß man die Stunde des HErrn abwarten, der sein dortiges Werk nicht versäumen wird und inzwischen hoffen, Er werde seinen dabei bestellten Arbeitern die dazu nöthigen Kräfte geben."

Wie in Europa waren auch in Indien die Gemüther auf einen Ersatz für Trankebar gespannt. Verlangend schaute man nach dem Schiffe aus, welches Gericke bringen sollte, aber eine unerhört langwierige und unglückliche Fahrt — nachdem er schon das Leuchtfeuer von Madras gesehen, trieb ein Sturm das Schiff nach der Südspitze Ceylons zurück und verzögerte seine Ankunft noch über ein halbes Jahr — ließ ihn schon verloren geben. Da berichteten Briefe über die Thätigkeit des Verschlagenen an den deutschen Landsleuten in Ceylon und priesen ihn bezeichnend als „zweiten Herrn Schwartz." Am 6. Juni 1767 landete er endlich in Trankebar, aber trotz der allerdringendsten Bitten der Missionare aller Stationen an Hüttemann, er möge Gericke wenigstens ein halbes Jahr in Trankebar lassen, wurde es rund und entschieden abgeschlagen, obgleich Hüttemann an dem trefflichen und frommen Herrn Obeck, einem deutschen Sergeanten aus Magdeburg, der seit Strobels Abreise bis zu Schwartzens Uebersiedelung nach Tritschinopoli dessen Hausgenosse in Trankebar gewesen war, einen ausgezeichneten englischen Lehrer hatte.

Natürlich empfand es Schwartz besonders schwer, daß die Brüder um seiner Abwesenheit willen so sehr mit Arbeiten überhäuft waren. Wie viel Gebeten und Seufzern begegnen wir in seinen Briefen, es möchten doch Gehülfen für Trankebar gefunden werden, und wenn er nun den Kreis seiner heimathlichen Bekannten durchmusterte, da blieben seine Blicke immer auf seinem Bruder Karl Ludwig ruhen, der nach vollendetem Gymnasialcursus in Halle dem Studium der Theologie sich gewidmet hatte und eben zu jener Zeit sein Triennium beendigte.

Kurz auf die Familie des Missionars zu kommen, so hatten sich die günstigen Verhältnisse in Sonnenburg bald geändert. Zwar die rechte Schwester Frau Maria Knospe hatte stets ihr gutes Auskommen, aber die älteste Stiefschwester Frau Dorothea Louise Gädicke verlor während des ersten Wochenbettes ihren Mann und gerieth nun mit den beiden noch übrigen Geschwistern Anna Elisabeth und Johann Gott-

lieb, welche sie zu sich genommen hatte, in große Noth. Ordensinspector Campe schrieb bewegliche Briefe nach Indien, ja der Magistrat von Sonnenburg bat in einem amtlichen Schreiben um deren Unterstützung und nicht vergebens, denn was Schwartz sich irgend absparen konnte, sandte er ihnen. Von Johann Gottlieb verlieren wir seit dem Juli 1762, wo Campe seiner zuletzt gedenkt, obgleich auch nicht namentlich, jede Spur; er mag wohl mit der jüngsten Schwester zugleich Sonnenburg verlassen haben und auswärts gestorben sein. Diese jüngste der lebenden Stiefschwestern Anna Elisabeth, welche sich 1764 mit einem Böttcher Hintze in Beeskow verheirathete, wird 1773 auch als in Sonnenburg gestorben aufgeführt. Frau Gädicke endlich heirathete zwar wieder 1763 und zwar den Bäcker Martini zu Sonnenburg, aber damit begann die Noth erst recht, denn es scheint eine recht unglückliche Ehe gewesen zu sein. Darnach wird sich ermessen lassen, daß alle Hoffnungen des Missionars auf seinen Bruder in Halle sich concentrirten, und wie er gern alles opferte, damit dieser sein theologisches Studium vollenden könne. Fast jeder Brief nach Halle enthält Bitten, ihm Geld auszuzahlen, ihm in seinem Studium zu rathen und sorgfältig zu beaufsichtigen. Die Briefe, welche dagegen vom Herrn Studenten nach Indien liefen, waren äußerst dürftig und enthielten kein Wort über die Studien, auch nicht über Wohnung und Umgang, nur Bitten um Geld. Unser Schwartz hatte aber schon jährlich 20—25 Thaler fest ihm ausgesetzt, auch auf Campe's Zurathen seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft ihm abgetreten, doch schickte er ihm noch einmal 50 Thaler, die er sich monatlich vom Gehalt abziehen ließ, in der Hoffnung dadurch zur Heranziehung eines neuen Gehülfen für die Mission beizutragen. Besonders im Jahre 1768, wo das Triennium zu Ende ging und in Indien die Arbeiternoth aufs höchste gestiegen war, handelt jeder Brief davon: „Ich wünschte, mein armer Bruder wollte sich zum Werke Gottes allhier brauchbar machen lassen. In diesem Fall wollte ihm noch williger von meiner Armuth etwas zufließen lassen," und eine andere Stelle: „Ich glaube, daß es kein unlauterer Wunsch ist, daß sich mein Bruder zu diesem Werke in Indien wollte brauchbar und geschickt machen lassen. Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Nicht ist meine Absicht auf Tritschinopoli gerichtet, sondern auf das ganze Werk und sonderlich auf Trankebar." Francke's Antwort lautete leider nicht erfreulich. Er wäre als Student ganz verweltlicht, hätte viel auf Kleiderpracht verwandt und nun, da er eine Hauslehrerstelle bei Halle angenommen, sei zu fürchten, daß er noch weiter ins eitle Wesen sich einlasse: „Es müßte erst

eine gänzliche Veränderung seines Herzens bei ihm vorgehen und man von seinem redlichen Grund überzeugt sein, ehe man ihn fürs Missionswerk mit gutem Gewissen vorschlagen könnte." Es wurde demnach bei der Wahl neuer Missionare gar nicht auf ihn reflectirt, und was dieselben bei ihrer Ankunft in Indien Schwartz über seinen Bruder erzählen mußten, rechtfertigte nur zu sehr Francke's Urtheil. Seitdem gingen die Wege beider Brüder gänzlich auseinander, was zum Verständniß späterer Handlungsweise zu bemerken nöthig ist. Der folgende Ausdruck tiefsten Schmerzes ist so zu sagen ein Abschiedswort: „Es hat mich inniglich geschmerzt, daß mein Bruder meine Liebe so schändlich mißbraucht. Es ist ja unverantwortlich, daß ich mich elendiglich behelfen und das, was mir selbst nöthig, sollte einem solchen eiteln Jünglinge zur Nahrung seines Stolzes hingeben. Er muß freilich ein elendes Gemüth haben, wenn ich nun sein ganzes Betragen auch nur gegen mich erwäge. Gott aber erbarme sich seiner."

So möge er denn auch unsertwegen unbeachtet seinen Weg weiter gehen. Gottes Gedanken reichen über Verwandtschaft und Freundschaft hinaus. Es konnte ja schon erwähnt werden, daß neue Missionare gefunden seien. Diesmal freilich hatte die Wahl ungewöhnlich viel Schwierigkeiten gemacht, aber nur selbstgemachte Mühe war der Grund für die bis dahin in der alten Mission auffällige Erscheinung, daß lange Jahre nach Missionaren vergeblich gesucht werden mußte, wie ja schon ein Brief Ziegenhagens nebenbei der vergeblich angewandten Mühen gedachte. Die Nationalitäteneifersucht griff störend in die Mission ein. Der dänische Missionshistoriker Fenger wirft Francke eine Abneigung gegen dänische Arbeiter vor, sie kann allerdings nicht abgeläugnet werden, aber noch größer war Francke's Abneigung gegen Engländer, immer aber aus rein sachlichen Gründen, nicht aus nationalen Antipathieen. Kein Däne wollte sich zu lebenslänglichem Dienst in Indien verpflichten, sondern forderte nach bestimmten Dienstjahren einen einträglichen Dienst in der Heimath. Da waren also unreine Nebenabsichten zu fürchten, und selbst der Däne Maderup, der doch mit größter Sehnsucht nach einem Gehülfen aussah, fürchtete nichts mehr, als daß „das Missionscollegium aus äußerster Noth gedrungen, ein paar rohe Studenten aus Kopenhagen senden würde, die mehr zur Last als zur Linderung dienen könnten." Das Collegium hatte nämlich zwar Francke aufgetragen, zwei neue Missionare zu berufen, aber unter der Bedingung, daß es Dänen oder doch dänische Unterthanen der deutschen Provinzen sein müßten. Man muß Francke zugestehen, daß er mit größtem Fleiß sich bemühte. Eine ganze Reihe von däni-

schen Candidaten, die ehemals in Halle studirt hatten oder ihm sonst in Vorschlag gebracht waren, wurden nach einander aufgefordert. Die Mitglieder des Collegiums gaben sich in Kopenhagen die größte Mühe, willige und geeignete Theologen zu finden*). Es war nun wirklich eine nationale Demüthigung, die Erfolglosigkeit einzugestehen und nach dem Kundwerden von Dame's Absterben Francke wie früher unbedingte Freiheit zu lassen.

Francke wählte die Candidaten König (welcher in dem nahen Könnern geboren, auf dem Waisenhause erzogen war) und Leidemann aus dem Lippe'schen Stadthagen. Gegen Ende 1767 segelten beide von Kopenhagen ab zugleich mit einem neuen Missionsarzt, auch Namens König, der besondern Auftrag hatte sich der Botanik anzunehmen. Es war nämlich kurz vor Wiedebrock auch Dr. Knoll gestorben, und diese doppelte Trauernachricht kurz vor Ankunft der neu berufenen Missionare in Kopenhagen bekannt geworden. Diese neue Trauerbotschaft und die durch Schwartz in Tritschinopoli neu aufgethane Thür bewogen das Missionscollegium, nun bald darnach noch einmal Francke um Erwählung zweier Missionare zu bitten. Es war im August 1769, Gotthilf August Francke hatte bereits den Waldecker Müller berufen und bemühte sich eifrig um einen Collegen, da wurde der treue und eifrige Missionsfreund, der sich um die tamulische Mission durch die fast durchweg vortreffliche Wahl der Missionare und hingebendste Liebe in Ermahnen und Aufrichten wie in sorgfältiger Besorgung aller äußeren Bedürfnisse ein unvergängliches Verdienst erworben hat, auf das Krankenlager geworfen und am 2. September 1769 zu seines HErrn Freude abgerufen, im vierundsiebenzigsten Jahre seines Lebens, nachdem er grade fünfzig Jahre die eigentliche Missionsleitung geführt hatte. Fast seine letzten Gedanken waren noch auf die Mission gerichtet, nnd als er sein Ende nahen fühlte, befahl er sie seinem Nachfolger an, besonders auch, daß er schleunigst einen zweiten Missionar nach bestem Wissen und Gewissen auswähle.

Sein Nachfolger war ein völliger Gesinnungsgenosse, der allen

*) Ein lesenswerther Aufsatz im Baseler Magazin, Mai 1869: „Die dänische Missionsthätigkeit seit der Reformation" sagt mit Recht, daß Dänemarks Name in der Missionsgeschichte vielleicht über Verdienst gerühmt werde, indem der dänischen Kirche ein lebendiger Missionseifer nicht innewohnte. Dann sollte aber auch ein Kenner der Trankebarschen Missionsgeschichte die Uebertragung dieser Mission an eine deutsche Missionsgesellschaft als einfachen Act der Gerechtigkeit und letzten Ausfluß landesväterlicher Huld gegen eine verkaufte Colonie rückhaltslos anerkennen.

Missionaren längst wohlbekannte Dr. Knapp, welcher leider nur zwei Jahre das Directorat bekleidete, um dann von dem jüngern Freylinghausen ersetzt zu werden, durch dessen Ernennung zum Adjuncten der theologischen Facultät Schwartz vor seiner Abreise von Deutschland nach einem vorliegenden Briefe ganz außerordentlich erfreut worden war. So bestanden unter diesen Wechseln noch immer die alten persönlichen Beziehungen, welche das gegenseitige Verständniß so sehr erleichterten. Nach Kopenhagener Nachrichten blieben vom Eintreten jener ersten Veränderung im Directorium zu Halle bis zur Absendung der Missionare nur noch wenige Wochen, und wirklich noch im selben September, in welchem Francke verschied, hatte Knapp auch den zweiten Missionar gefunden in Christian Samuel John, dem Sohn eines frommen Predigers aus Fröbersgrün bei Greiz.

Durch diese wiederholte Doppelaussendung hatte das Collegium hinreichend seine Fürsorge für die Mission bekundet und war nun völlig in der Lage, auf Schwartzens Dienste verzichten zu können. Es ehrte sich selber aufs höchste, wenn es trotzdem noch einen Versuch machte Schwartz zu halten, indem es sich bereit erklärte, selbst die Fürsorge für Tritschinopoli zu übernehmen, und es gänzlich Schwartz überließ, ob er als dänischer Missionar auf seiner Station bleiben oder sich ablösen lassen und nach Trankebar zurückkehren wollte. Diese wichtigen Beschlüsse hatte jener einzige Brief Schwartzens vom 10. Juli 1766 veranlaßt, aus dem man mit großem Wohlgefallen herausgelesen, daß er unter allen Umständen in dänischen Diensten bleiben wollte. Francke kam die ganze Wendung so unerwartet, daß er die Mittheilung des Missionscollegiums, Schwartz wolle nicht gern die dänischen Dienste verlassen und daher wolle man ihn auch beibehalten, dahin auslegte, man wolle ihn nach Trankebar zurückrufen, und deshalb Gegenvorstellungen erhob. Es bedurfte nochmaligen Schreibens, ehe er die eigentliche Meinung faßte, daß man Schwartz in Tritschinopoli lassen und gern gestatten wolle, daß er zu seiner dänischen Besoldung noch den Gehalt der englischen Regierung bezöge. Seine Abschiedsworte an Schwartz waren: „Wie nun die Einrichtung noch wird regulirt werden, überlasse ich der göttlichen Direction. Genug, Sie bleiben ein Knecht und Apostel Jesu Christi an den Heiden. Sie bleiben auch mit den Trankebarschen Missionaren als einer im Bunde. — Der HErr erhalte Sie und stärke Ihre Gesundheit noch viele Jahre zum Besten seines Werks, segne und erquicke Sie nach all Ihrem Bedürfniß und lasse sein Werk und die Kraft des Wortes Gottes herrlich durchbrechen um seines Namens willen."

Von Kopenhagen wurden nun wiederum directe Verhandlungen mit London eröffnet, und man war des Erfolgs so sicher, daß Finckenhagen nach Trankebar schreiben konnte, Schwartz würde nun bald wieder da sein, und wirklich glaubte auch die englische Societät nicht umhin zu können, das erste vorläufige Abkommen, welches sie als ein definitives schon, wie erwähnt, hatte drucken lassen, weil sie die beigefügte Bedingung von Schwartzens eigener Entschließung schon für erfüllt gehalten hatte, wieder rückgängig machen zu lassen. Drei interessante indische Mittheilungen schildern uns lebhaft die verschiedene Aufnahme, welche das Kopenhagener Schreiben in Trankebar und das Londoner in Tritschinopoli fand. Im gemeinsamen Brief nach Halle vom 1. Octbr. 1768 an Francke heißt es: „Wenn wir die später erhaltenen Briefe der Societät sowohl als des Missionscollegiums mit den ersten Berichten von Ew. Hochw. und der englischen Societät zusammenhalten, so wissen wir nicht, was wir in dieser Sache denken sollen. Denn in dem Briefe der Societät an uns wird nichts weiter von der wirklichen Ueberlassung des Herrn Schwartz gedacht, und ein hohes Collegium hat sich in dem Schreiben an uns so ausgedrückt, daß sie ihn unter keiner andern Condition überlassen hätten, als wofern er selbst seine Dimission beim Collegium verlangen würde; wobei sie zugleich schreiben, wie sie die Hoffnung hätten, daß Herr Schwartz bei der Mission in Trankebar verbleiben würde." Man bemerke wohl den zweifelhaften Ausdruck: „bei der Mission in Trankebar bleiben", und was Finckenhagen beim Schreiben dieses Ausdrucks wenigstens hoffte, offenbarte noch deutlicher sein Privatbrief, auf den sich Maderup im Folgenden Francke gegenüber beruft: „Was Herrn Schwartz betrifft, so berichtet mir der Herr Etatsrath Finckenhagen, daß er dem Missionscollegium in seinem Schreiben an dasselbige versprochen hat, bei der dänischen Mission quovis modo zu verbleiben, daher der Etatsrath den Schluß aus Herrn Schwartzens Brief mir zum Trost machet, daß er vielleicht schon nach Trankebar zurückkehrend gewesen und mir treulich assistirt. Ich habe ihm aber geschrieben zur Antwort darauf, daß Herr Schwartz schon vor zwei Jahren in dem gedruckten jährlichen Bericht der Societät als englischer Missionar dasteht und sein Salair von der Societät genießt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nicht begreifen kann, wie Herr Schwartz hat dergleichen an seine Vorgesetzten schreiben können, da er doch actu ipso in Tritschinopoli verbleibt und sich noch dazu bald im Anfang in den Bau einer Kirche und Anlegung einer englischen Schule einläßt und zwar für englische Rechnung. Ich könnte ihm eben so wenig darin nachfolgen, wenn ich auch noch die

beste Ueberzeugung von meiner Redlichkeit hätte, wie ich über des Herrn Schwartz gute Intention im Geringsten keinen Zweifel hege, und bitte Gott täglich, daß Er ihn an seinem Orte gnädiglich erhalten und vielen Segen schenken wolle." Die Sache fängt hiernach an bedenklichere Dimensionen anzunehmen, und es fehlt selbst schon nicht an sittlichen Vorwürfen. Zu Maderups Entschuldigung dient, daß er offenbar den von Finckenhagen erwähnten Schwartz'schen Brief nicht für identisch mit jenem Brief vom 10. Juli 1766 hält, der vor mehr als zwei Jahren ja in Abschrift auch durch seine Hand gegangen war. Was Schwartz betrifft, so möge er sich selbst entschuldigen und vertheidigen: „Heute, am 6. October 1768 empfing einen Brief von der hochlöblichen Societät, worin sie meldet, daß Herr Ursinus an sie geschrieben und gemeldet, ich hätte große Gemüthsunruhe hier in Tritschinopoli zu stehen und verlangte wieder nach Trankebar zu gehen. Daher die Societät es mir freistellt, nach meinem Gewissen zu agiren. Herr Hofprediger Ziegenhagen hat auch vorgestellt, daß meine Gegenwart in Trankebar würde nöthig sein, daher er mir räth wenigstens auf ein Jahr nach Trankebar zu gehen und an meiner Stelle einen von meinen Brüdern zu bitten hierher zu kommen. Dieses Schreiben macht mir fast große Noth. Was soll ich thun? Ich bin willig zu gehen, wohin ich geordert werde. Allein nun werde nicht geordert, sondern es wird meiner Wahl überlassen. Dies ist just der Punkt, welchen ich so sehr verbeten habe. Außerdem, wer bin ich Wurm? Bin ich nöthiger in Trankebar als einer meiner wertheften Brüder, welche schon da sind. Denn wenn einer von meinen Brüdern hierher kommen und ich dorthin gehen soll, so bekommt die Trankebarsche Mission keine mehrere Hülfe. Ew. Hochwürden haben selbst die Copie von dem Briefe gelesen, welchen ich an das hochlöbliche Missionscollegium gesandt, worin meldete, daß wenn ich auf äußere Dinge sehen wollte, ich lieber in Trankebar arbeiten möchte. Die Ursache ist diese, weil ich dort den brüderlichen Umgang meiner Collegen genoß. Ingleichen weil ich merkte, daß das hochlöbliche Collegium etwas wider mein ferneres Stehen allhier hatte. Sollte ich hier ruhig stehen können, wenn meine Vorgesetzten und Väter etwas dawider hätten? Bei gegenwärtigen Umständen würde mit wahren Freuden nach Trankebar gehen, wenn nur einer von meinen Brüdern hierher kommen wollte, welches aber schwerlich geschehen wird, weil sich derselbe erst mehr aufs Englische legen müßte. Gott leite mich durch seinen heiligen Geist."

In diesem Schreiben tritt Schwartz nur für sein Verbleiben

in Tritschinopoli ein; über die eigentliche Hauptsache, ob er vorziehe dort in dänischen oder englischen Diensten zu bleiben, seltsamer Weise kein Wort, und doch lag der Entschluß des Collegiums auch ferner für Tritschinopoli zu sorgen, deutlich genug in dem Vorschlag Ziegenhagens, sich durch einen andern Trankebarschen Missionar zeitweilig ersetzen zu lassen, was grade Schwartz selbst doch so wiederholt als innigsten Wunsch ausgesprochen hatte.

In der That auch wir befinden uns in Verlegenheit, wie wir seine Handlungsweise in diesem Zeitraum ganz erklären sollen. Sollte etwa das Missionscollegium versäumt haben, ihm klare und directe Mittheilung zu machen, daß er als dänischer Missionar in Tritschinopoli bleiben dürfe;*) oder sollte das Collegium selbst erst im Laufe der Jahre 1768 und 69 mit voller Klarheit hierfür sich entschieden haben? Darüber daß man hierzu in Kopenhagen entschlossen war, kann kein Zweifel bestehen, da Dr. Knapp in die gedruckten Berichte vom 20. Sept. 1769 folgende Worte aufnahm: „Wiewohl noch nicht ausgemacht ist, ob Herr Schwartz aus den königlich dänischen in der englischen gottseligen Gesellschaft Dienste wirklich übergegangen sei oder lieber vorgezogen habe, königlich-dänischer Missionar wirklich zu bleibleiben, so wird er doch auch in dem letzten Fall nach der von dem hochlöblichen Missionscollegium bereits geäußerten Meinung die neue

*) In einem höchst interessanten Aufsatze des würdigen und sehr verdienten Missionars Schwarz zu Mayaveram, früher in Tritschinopoli: „Hundert Jahre in Tritschinopoli", Leipziger Missionsblatt 1864 p. 65—71, 88—91 ist ein Brief des Collegiums vom 25. Nov. 1767 abgedruckt. Wir heben einige Stellen heraus: „Wir haben zu Ew. Wohlehrwürden gar zu viel Zutrauen gehabt und sind von dem rechtschaffenen Fleiß und Eifer, womit Ihr Euer Amt geführt, allzu sehr überzeugt gewesen, als daß wir Euch nach den Umständen, worin Ihr gewesen seid, verübeln könnten, in so langer Zeit keinen Brief von Euch empfangen zu haben. Im Gegentheil sind wir mit Eurer ganzen Aufführung sehr wohl zufrieden. Ihr habt ohne Eures Collegii Einwilligung nichts unternommen; Ihr habt auf Verlangen unsrer Verwandten eine schuldige und für uns eine wohlgefällige Bereitwilligkeit erzeiget. Ihr habt Euch der Gelegenheit klüglich bedient, eine Gemeinde zu pflanzen und eine Kirche in Tritschinopoli aufgebaut zu kriegen. Wir überlassen es Eurer eigenen freien Wahl und Willen, ob Ihr bei uns bleiben oder zu der englischen Societät übergehen wollt mit der Versicherung, daß wir nicht allein selber gerne Euch behalten, sondern auch viel lieber behalten als Euch verlieren." Daß er als dänischer Missionar in Tritschinopoli bleiben könne, ist nicht ausdrücklich gesagt. Eine klare directe Erklärung, daß er nun definitiv in englische Dienste treten wolle, ist jedoch auch nirgends zu finden.

Mission in Tritschinopoli fortsetzen und also seine Stelle in Trankebar zu ersetzen sein."

Die eigene Entscheidung sollte also Schwartz nicht erspart bleiben, wie mag sie ausfallen? Eine weitere gedruckte Mittheilung in den alten Halleschen Missionsnachrichten besagt, daß er durch Brief vom 28. October 1768, nach der vom hochlöblichen Missionscollegium ertheilten Erlaubniß, der englischen Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntniß Christi seinen Eintritt in ihre Dienste angezeigt habe. Der Auszug des Schreibens, welcher uns vorliegt, und auch Knapp nur vorgelegen hat, bezweckt hauptsächlich, jeder Mißdeutung des vielgenannten Briefes an das Missionscollegium vorzubeugen und giebt wesentlich dieselben Erläuterungen*), wie oben Francke gegenüber, stimmt auch nicht mit

*) Da wir die Vertheidigung von Schwartzens Uebertritt in englische Dienste unter den damals vorliegenden Verhältnissen nicht aus voller freudiger eigener Ueberzeugung führen können, aber kein zur Selbstvertheidigung dienendes Document zurückhalten möchten, möge auch diesem englischen Brief hier Raum gegeben werden:

Honourable and Reverend Gentlemen!

A few days ago I received your honoured letter, together with a copy of your consultations, occasioned by the letter of the illustrious College at Copenhagen concerning me. As in my former letter to you, H. and R. G., I signified my joy on account of your kind intention of fixing a Missionary here, and at the same time expressed a grateful sense for the confidence, you reposed in me, by choosing me your Missionary: I doubt not but you will be at a loss, how to judge of my letter to the illustrious College. But a plain account, I hope, will clear up the matter. Give me leave to observe, that before I had the least hint of your generous resolution of taking the mission at Tiruchinapally under your protection, the mission at Tranquebar lost two Missionaries in less than one year. Being doubtful, whether I should stay here or return to Tranquebar. I consulted with my afflicted brethren, who advised me to stay, till we could know the pleasure of the illustrious College. I remained therefore, but not without apprehension of displeasing my respectful Superiours by my staying here at a juncture, when the work at Tranquebar needed assistance. To prevent however all misinterpretation, I humbly addressed my respectful Superiours laying before them a succinct account of the origin of this work, explaining the reasons and motives, which had induced me to remain here, touching upon the advantages, the small country-congregations might reap from hence; begging that this work in its infancy might not be neglected; declaring my dutiful readiness, strictly to obey their respectable orders either to stay or to go back to Tranquebar; humbly

den Acten des Kopenhagener Collegiums, aus welchen Fenger p. 182. folgende Erklärung von Schwartz aus jener Zeit mittheilt: „An die Gesellschaft habe ich geschrieben, daß ich nicht ganz abgeneigt sei, einen ordentlichen Beruf nach Gottes Willen anzunehmen, daß es aber ganz gegen mein Gewissen sein würde dabei mitzuwirken, weil ich von Herzen Seine Excellenz und meine hohen Herren ehrete als meine rechtmäßigen Vorgesetzten und nichts gegen oder ohne ihre Einwilligung vornehmen möchte. Sollte ich also der Gesellschaft überlassen werden, so ist es meine unterthänige Bitte, daß ich nicht als von den Trankebarschen Brüdern abgesondert, sondern in Verbindung mit ihnen stehend betrachtet werde." Darnach konnte das Collegium freilich nicht anders als die Entlassung gewähren. Es that dies auf eine Weise, welche Zeugniß von der außerordentlichsten Hochachtung und Verehrung für Schwartz ablegte und seinen letzten Wunsch erfüllte, wie ihm von Halle am 24. September 1770 geschrieben wurde: „Bei Ihrem Uebertritt in die englischen Dienste hat sich das dänische Missionscollegium ausbedungen, daß Sie nach Ihrem eigenen Verlangen von den dänischen Missionaren nicht als getrennt, sondern als mit ihnen vereinigt angesehen werden möchten. Ich weiß, daß Ihr Herz selbst nichts anders wünscht und daß Sie mit den sämmtlichen übrigen Missionaren zu Einem Sinn nach Christo verbunden sind und diese selige Verbindung auch von Ihnen auf alle Weise unterhalten und fortgesetzt werden wird. Sie sind und bleiben ja auch Eines Gottes Knechte, wenn Sie gleich verschiedene Menschen als Vorgesetzte erkennen."

Demnach wurde ausgemacht, daß es Schwartz jeder Zeit freistehen sollte nach Trankebar zurückzukehren, und daß er nach wie vor die nächstgelegenen Trankebarschen Gemeinden mitverwalten solle.

Einen deutlichern Beweis, daß der Uebertritt in englische Dienste durchaus keinen Confessionswechsel bedeutete, kann es nicht geben. War schon die Madras-Gemeinde eine unbestritten lutherische, so in Folge dieser Ueberkunft noch mehr die eingeborne Gemeinde in Tritschinopoli, so viel unbestrittener als Schwartz durch eine noch engere vertrags-

---

assuring them, that no wordly views had influenced me to continue here; nay that I, considering the edifying conversation, which I had enjoyed in the company of my brethren, should rather wish to return to Tranquebar; intimating at last, that it was against my conscience, to desire or bring about a change of my condition, namely without their consent and approbation. By this you will, I hope, perceive my intention of following Providence, though I abhor the thoughts of running before it.

mäßige Bedingung mit Trankebar verbunden war, als die Brüder in Madras und Kudelur. Wohl zu beachten ist auch, daß Schwartz in seinem englischen Schreiben an die Societät derselben nur dankt für den großmüthigen Beschluß, „die Mission in Tritschinopoli unter ihre Protection zu nehmen." Es wurde nur ein reines Patronatsverhältniß eingegangen. Die Gesellschaft konnte ja auch in Indien Grundbesitz nach den bestehenden Gesetzen nicht erwerben, so daß ihr niemals ein Rechtstitel auf die kirchlichen Gebäude zugestanden hat, und da sie nach ihren Statuten sich auf die Verbreitung christlicher Schriften und Beförderung von Schulen zu beschränken hatte, so waren für sie die Gemeinden stets nur das Accidentielle und die kirchliche Zugehörigkeit ihrer Missionare etwas für ihre Zwecke ganz Gleichgültiges. Dennoch müssen wir auf Grund der vor Augen liegenden Folgen die damals getroffene Ordnung bedauern, um so mehr, da klar dargelegt ist, wie ein einziges Wort von Schwartz genügt hätte, solche Gefahren gleich in der Wurzel zu ersticken, ohne daß dabei im Geringsten die Interessen seiner Station Tritschinopoli gefährdet gewesen wären. Zu verwundern wäre es, wenn Schwartz sich die möglichen Folgen gar nicht vorgestellt hätte, wenn er nicht wenigstens, zumal er nun des Regierungsgehaltes gar nicht bedurfte, in der Pastorisirung der englischen Garnison gar nichts Bedenkliches gefunden hätte, nachdem ihn doch G. A. Francke ausdrücklich vor Religionsmengerei gewarnt hatte. Wird Schwartz auch jetzt noch, da äußere zwingende Gründe nicht mehr vorzuliegen scheinen, die Garnisonpredigerstelle weiter verwalten; wird er nicht wenigstens, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß es sich um ein Noth- und Liebeswerk handele, auf jegliches Gehalt verzichten?

Auf Francke's Bedenken wegen Religionsmengerei hatte er auch in demselben citirten Schreiben vom 6. Oct. 1768 schon geantwortet: „Mir hat das Anerbieten der Regierung viele Tage Kummer und Sorge verursacht, und zwar just der von Ew. Hochwürden gemeldeten Religionsmengerei halber, welche besorgte. Nun werden sie mir zwar keine besonderen Lehren oder Lehrbücher aufdringen. Indessen wenn ich einem oder anderm das Abendmahl reiche, so muß es nach ihrem im Common-Prayer-Book enthaltenen Ritual thun, wie Herr Kiernander und Hüttemann es vorher gethan. Das ist der einzige Umstand, welcher mir noch manchmal Noth macht. Wenn nun aber bedenke, daß mir der erbarmende Gott einigen Segen unter diesen Leuten verliehen, und wie mancher, wie hoffe, schon selig hinüber in die Ewigkeit gegangen, welcher vorher von Gott und dem Herrn Christo wenig ge-

wußt, wenn auch bedenke, daß der äußere Gottesdienst gehörig abgewartet und den Heiden und Muhamedanern dadurch die Sache mehr bekannt und annehmungswürdig gemacht wird; wie auch, daß unter diesem Schatten mehrere Freiheit unter allerlei Leuten zu reden habe: so hat es mir fast unmöglich vorkommen wollen es aufzugeben. Mein treuer Heiland aber leite und führe mich durch seinen guten heiligen Geist!" Die seelsorgerlichen Rücksichten in allen Ehren! sie stehen nur einem Doppelten nach, und dies Doppelte wird bei Lutheranern eins: nichts gegen die Wahrheit und nichts gegen den Bestand der Kirche, welcher ich den Ordinationseid geschworen und welche die reine Wahrheit zum Seelenheil der ganzen Menschheit bewahren muß. Bei den damaligen Verhältnissen war nun durchaus nicht zu erwarten, daß die anglikanische Kirche jemals zu größerer Machtentfaltung in Indien kommen oder wohl gar als absorbirende Staatskirche auftreten könnte, welche aus der in freier Liebe und im Nothstande gewährten Hülfe ein Recht ableiten würde, Confession und Selbständigkeit der eingebornen Gemeinde zu bedrohen. Also die Treue gegen die eigene Kirche und die Pflicht, ihren Bestand zu wahren, war für Schwartz kein Hinderniß sich der verlassenen Garnison anzunehmen, wenn nur nichts wider die Wahrheit von ihm verlangt würde. Eine jede andre Kirche würde in solchem Falle fordern, daß die ihre Hülfe und Dienste Erbittenden sich ihren Formen fügten, und würde zumeist den Anlaß benutzen Proselyten zu machen. Die lutherische Kirche als eine Bekenntnißkirche, welcher zudem bei ihrer innerlichen Richtung alles Geschick abzugehen scheint unter anderen Confessionen Propaganda zu machen, und vermöge ihrer Grundneigung, überall das Bestehende und Liebgewordene zu achten, ist weitherzig genug auch in solchen Fällen auf die ihr eigenthümlichen Formen zu verzichten, so weit nicht die Bekenntnißwahrheit selbst dadurch berührt wird. Ob in irgend einem Falle das Letztere zu befürchten steht, und wie hiernach das Handeln sich bestimmen muß, wird natürlich der Erkenntniß des Einzelnen und seiner Zeit zu entscheiden zustehen, doch wird diese Erkenntniß und Entscheidung sich wieder an geschichtlichen Erfahrungen zu corrigiren haben.

Schwartz hat nach obiger Mittheilung die Entscheidung noch nicht getroffen, obwohl die Richtung, nach der sie fallen wird, schon vorauszusehen ist. Da ist es zu seiner Rechtfertigung werthvoll zu sehen, wie er auf seine obige Aussprache hin von Halle aus berathen wird. Man beachte wohl, daß Francke nicht mehr am Leben ist. Dessen Nachfolger Knapp schreibt am 8. Februar 1770 darüber: „Was die Frage betrifft, ob bei der Versorgung der englischen Garnison keine

Religionsmengerei zu befürchten? so kommt es auf die zwei Punkte an 1) ob Sie völlige Freiheit im Unterricht und Vortrag der Lehre in den streitigen Punkten behalten und 2) ob das Rituale in dem Common-Prayer-Book etwas enthalte, so unserm Lehrbegriff zuwider? Ist dieses Letztere nicht und Sie behalten jene Freiheit, so vergeben wir von unserer Seite der Wahrheit nichts, wenn wir unsere Freiheit in dem Vortrag der Lehre (mit Vermeidung anstößiger Controverse) in thesi zur Bestätigung der Wahrheit, wie wir sie aus Gottes Wort nach unsern symbolischen Büchern erkennen, gebrauchen, und wenn wir bei dem englischen Ritual alles nach unserm Lehrbegriff erklären. Und warum sollte man sich der fremden Confessionsverwandten unter diesen Bedingungen entziehen, wenn sie kein Bedenken haben, sich unsers Amts und Unterrichts zu bedienen? Im Grunde ist dieses des seligen Herrn Consistorialrath Francke's Meinung wohl auch gewesen*), nur daß ihn das Exempel des Herrn Geister, welcher einmal den englischen Church-Catechism einführen wollen, nicht gefallen, so allerdings bedenklicher, da solcher ein symbolisches Buch der englischen Kirche ist und von weiteren Folgen sein könnte. Wiewohl ich denselben zu lesen und genau zu prüfen noch keine Gelegenheit gehabt, aber ihn nebst dem Common-Prayer-Book, sobald möglich, genauer untersuchen werde. — Nachschrift: Nachdem ich nun auch in dem Common-Prayer-Book nachgesehen, darin aber eben nichts gefunden, so nicht unserm Lehrbegriff gemäß erklärt werden könnte, so kann auch dessen Gebrauch unter den vorgedachten Bedingungen wohl statthaben, ohne daß man sich desfalls zu beunruhigen hätte."

---

*) Knapp ist sich dessen doch nicht so ganz gewiß, und er mochte wohl einsehen, daß um ohne jede Mißdeutung so handeln zu können, man unter einer rein lutherischen Behörde stehen müsse, darum fügt er noch bei: „Es wäre zu erwünschen, daß Sie einen Collegen bekämen, unter andern auch um deßwillen, damit die Landgemeinden von dort aus besser besorgt werden könnten. Und ich habe wohl gedacht, daß Sie in dieser Absicht ein dänischer Missionarius in Tritschinopoli bleiben könnten, wenn ein andrer der englischen Societät überlassen und von dieser salarirt würde. Ich habe aber keine Freudigkeit dergleichen vorzuschlagen, weil ich Gott nicht vorlaufen und dem Collegium nicht vorgreifen will, auch nicht genug vorher durchsehen kann, ob nicht in künftiger Zeit Schwierigkeiten daraus entstehen könnten, wenn bei einer englischen Mission ein englischer und dänischer Missionar beisammen stehen. Der Herr regiere selbst alles, wie es seinem Werke in Zukunft am nützlichsten sein kann. Ich sehe es für eine höchst wichtige Sache an, daß ein Missionar den Landgemeinden und Katecheten im Lande nahe sei und sie öfters besuchen könne."

Der anglikanischen Kirche ist ja wohl öfter der Name der lutheranisirenden Kirche, der ecclesia lutheranizans, gegeben und die reale Gegenwart Christi im Abendmahl ist das Losungswort einer mächtigen Partei geworden, die sogar weit über die lutherische Kirche hinausgehend stark romanisirt, doch kann sehr bezweifelt werden, ob auch Francke den Gebrauch des Rituals würde gebilligt haben; wir hörten ja, wie er sich in Hüttemanns Angelegenheit über die Austheilung des Abendmahls aussprach. Schwartz selber wird es auch schwerlich in allen seinen Theilen gebraucht haben, und das kann man ja wohl zugestehen, daß in der Abendmahlsordnung alles kann lutherisch erklärt werden. Heut zu Tage wird man auf Grund der gemachten übeln Erfahrungen diese Concessionen höchst bedenklich finden, aber wenn man sich erinnert, daß jene Verhandlungen in einer Periode stattfanden, da der Unglaube schon weit und breit große Verwüstungen angerichtet hatte und den ganzen positiven Inhalt des christlichen Glaubens verspottete, wird man sich vielmehr wundern, daß die betreffenden Fragen überhaupt noch zur Erörterung kamen. Daran daß Schwartz in allen Lehrfragen stets zur lutherischen Kirche gestanden hat, niemals anders gelehrt und mit Wissen niemals gegen eine ihrer Lehren gethan oder gehandelt hat, ist nach allem nicht zu zweifeln. Namentlich der Stern und Kern unserer Kirchenlehre, die Rechtfertigung aus Gnaden allein, welche neuerdings bei so vielen Gliedern der anglikanischen Kirche nicht zu ihrem Rechte kommt, war ja Mittelpunkt seines ganzen Lebens und Wirkens. Um Seelen christlicher Brüder zu retten, um durch gutes christliches Beispiel wieder auf die Heiden zu wirken, beschloß er demnach die Garnison weiter zu pastorisiren und auch das Gehalt nicht abzuweisen, da ihm diese Geldmittel die Ausrichtung seines Missionsberufes wesentlich erleichtern und auch die Berufung eines zweiten europäischen Missionars ermöglichen würden. In Halle wurde auch diese seine Entschließung gänzlich approbirt. Ja Knapp übernahm in zwei ausführlichen Briefen Schwartzens Vertheidigung gegen Maderups maßlose Angriffe*) und schließlich

*) Die treffendste Vertheidigung giebt Schwartz selbst in einem Briefe nach Halle vom 24. Oct. 1767 und zwar noch dazu unabsichtlich, indem er von Maderups Briefen dorthin keine Ahnung hatte: „Wenn ich mich vor Gott prüfe, so glaube ich, kann durch die Gnade Gottes in Demuth sagen, daß meiner unzähligen Gebrechen ungeachtet ich weder meine Ruhe nach Gewinnst gesucht. Von dem mir bestimmten Gehalt habe noch nichts genossen, sondern vielmehr noch von meinem Trankebarschen Gehalt etwas hergegeben. Wenn aber nach bezahlten Schulden etwas davon empfangen werde, so hoffe, Gott wird mich lehren, wie es bestens anzuwenden. Weiter kann und muß dies bezeugen, daß ich in allen Vor-

auch gegen eine Seite, von der man am wenigstens einen Tadel erwartet haben wird, gegen einen Angriff von London aus — von Ziegenhagen.

Es war, als sollte Schwartz gar nicht zur Ruhe kommen, daß wenn ein Einwand und eine Bedenklichkeit beseitigt war, gleich andre Anstöße auftauchten. Es ließ schon nichts Gutes ahnen, daß grade Ziegenhagen rieth, Schwartz möge wenigstens auf ein Jahr nach Trankebar gehen, wo man seiner so dringend bedürfe, obgleich doch schon vor Ankunft des Schreibens, schon im Juli 1768, König und Leidemann in Trankebar eingetroffen waren. Ohne Ziegenhagens Einfluß würde auch schwerlich die Societät Schwartz angeboten haben, das schon eingegangene Verhältniß wieder zu lösen. Als Knapp nun seine Briefe an Schwartz, in denen er ganz dessen Entschließungen billigte, offen durch Ziegenhagens Hände gehen ließ, trat dieser rückhaltlos mit seinem Dissensus hervor, indem er im März 1770 an Knapp schrieb, es bestehe unter ihnen eine kleine Differenz in dem Urtheil über Herrn Schwartzens doppelte Bedienung, und indem er zugleich abschriftlich mittheilte, was der Lector Pasche in seinem Namen so eben an Schwartz hatte schreiben müssen: „Der Herr Hofprediger dankt Ihnen für Ihren Brief und gute Wünsche und läßt versichern, daß wie er von Anfang, da er Sie kennen gelernt, Sie herzlich lieb und werth gehalten habe, so sei er noch eben so herzlich und brüderlich gegen Sie gesinnt, approbire auch von Herzen die gütige Meinung und das günstige Urtheil, so der Herr Dr. Knapp in seinem beikommenden Briefe von Ihrer Redlichkeit, Tüchtigkeit und von dem Guten, so bisher schon durch Sie, insonderheit auch zu Tritschinopoli, ausgerichtet worden, zu erkennen gegeben. Bei dem allen aber müsse er offenherzig bekennen, daß ihm noch immer eine drückende Bedenklichkeit übrig bleibe wegen der doppelten Bedienung, die Sie nunmehr übernommen haben, nämlich Lehrer der Heiden in Ostindien und zugleich Garnisonprediger für Soldaten, die nicht Heiden, sondern wenigstens dem Namen nach Christen sind. Er setze gerne voraus, daß der liebe Herr Schwartz solches nicht gethan aus unlauterer Absicht um leiblichen

---

fallenheiten dem Willen und Rath meiner sämmtlichen Brüder gefolget und ihnen in den stärksten Ausdrücken angelegen mir zu ordern, mit Versprechen ihnen zu folgen. Hätte ich beim Anfang des Kirchenbaues auch nur gemuthmaßt, daß es meinen Vätern nicht völlig gefallen möchte, so hätte nimmermehr es angefangen. — Habe ich es versehen in Voreiligkeit, so wolle es der erbarmende Gott um Christi willen vergeben und alles zum Besten wenden. Mit Wissen habe es nicht gethan, auch nicht ohne Rath meiner Brüder."

Gewinns willen (denn so wäre die ganze Sache falsch und verwerflich), aber er müsse doch befürchten, daß der Hauptberuf und folglich das Hauptamt und Arbeit, sich der armen Heiden nach allem Vermögen und Kräften anzunehmen, darunter verkürzet werden und Schaden leiden dürfte, weil Ihre Freiheit, die Ihnen als Lehrer der Heiden schlechterdings zukommt und höchst nöthig ist, durch das Engagement bei der Garnison und durch die mancherlei Zufälle, die sich da ereignen, sehr eingeschränkt wird, daß Sie sich nicht dürfen hie oder dahin etwas entfernt begeben, als jetzt nach Tanjour, und lange abwesend bleiben. Wiewohl er sich gern dabei bescheide, daß er nicht wisse, wie und auf was Art und auf wie lange Zeit Sie sich bei der Compagnie engagirt haben. Er berührt dies blos aus wahrer und treuer Liebe zu Ihnen und zur Bewahrung Ihres guten Gewissens. Ueberhaupt aber mache ihm vor allen Dingen das Sorge, wenn unsere lieben Herrn Missionare, es sei an welchem Ort es wolle (wie von Herrn Hüttemann geschehen ist als Kaplan von einem Kriegsschiff) anfangen, bei ihrem Hauptamt ein Nebenamt und Bedienung anzunehmen, daß in der Folge von einigen Jahren durch die protestantische Mission in Ostindien nicht viel werde ausgerichtet werden können."

Der sehr einsichtsvolle Brief ehrt seinen Urheber in allen Stücken, nur wünschte man anerkannt zu sehen, daß seit Ziegenbalgs Tagen kein Missionar so viel Zeit auf Ausgehen unter die Heiden und Gespräche mit ihnen verwandt hat, wie grade Schwartz. Dies ist sogar das Eigenthümliche seiner Missionsarbeit und die Seite, nach welcher die Gegenwart am meisten wieder von ihm zu lernen hat. Hören wir nun Knapps Vertheidigung: „Was Herrn Schwartz betrifft, so ist mir allerdings von Anfang bedenklich gewesen, daß sein anderweites Engagement absonderlich in Zukunft von Folgen sein könne, zumal wenn der Vorgang von Herrn Hüttemann bedacht wird. Indessen da Herr Schwartz seine wahre und gründliche Verläugnung alles Irdischen durch hinlängliche Proben dargethan hat, mir auch bekannt war, daß die sämmtlichen Missionare die Annehmung des Gehalts von der Garnison approbirt, das Missionscollegium gleichfalls darein consentirt und der selige Herr Consistorialrath Francke auch damit zufrieden gewesen: so habe ich mich nicht getraut, etwas dagegen zu sagen, absonderlich weil ich nicht sehe, wie er sich auch wiederum davon losmachen könne, weil das ganze Werk in Tritschinopoli mit dem Gottesdienst der Garnison (für welche vornämlich mit die Kirche erbaut worden) so zusammengeflochten ist, daß es nicht wohl getrennt werden kann, Gott auch Herrn Schwartzens Dienst an den Engländern so merklich

gesegnet, deren Exempel einen so großen Einfluß auf die Heiden hat, denen es einen Eindruck geben muß, wenn die Europäer auch nur den äußerlichen Gottesdienst gehörig abwarten, dessen Aufhebung hingegen ihnen sehr anstößig sein müßte. Bei diesen Umständen ist mir die Sache in Absicht auf dies individuelle Subject, Herrn Schwartz, als eine göttliche Regierung vorgekommen, wenigstens habe dafür gehalten, daß man abzuwarten habe, wie Gott seinen Weg weiter offenbaren werde, zumal wenn ihm Gott künftig einen Collegen ersehen sollte, welcher mit ihm abwechseln könnte, wenn Reisen zu thun wären. Wer weiß aber, was inmittelst durch des Königs von Tanjour Ansinnen, daß Herr Schwartz dort bleiben solle, in der ganzen Sache für eine Veränderung entstehen möchte. Meine vornehmste Sorge aber bleibt diese, ob nicht das, was jetzt, wie es scheint, in Lauterkeit angefangen ist, künftig degeneriren möchte, in welcher Absicht Ew. Hochwürden Warnung nicht ohne Nutzen, wie ich hoffe, sein wird." Was irgend für Beibehaltung der Garnisonstelle gesagt werden konnte, ist in diesen Zeilen ausgesprochen. Der Sorge für die Zukunft aber, so weit ein Mißbrauch der vielen Einkünfte auf Schwartzens Seite befürchtet werden könnte, durften beide Herrn sich wohl entschlagen.

Es ist höchst erfreulich, daß wir diese langen verwickelten Verhandlungen, bei deren Durchlesen der Missionsfreund eine Ahnung bekommen haben wird, was während der langen Jahre bei der steten Ungewißheit, den sich widersprechenden und sich kreuzenden Nachrichten und der Langwierigkeit der Correspondenz unser Schwartz in sich durchzukämpfen hatte, mit einer Erklärung von ihm abschließen dürfen, welche allen Zweifel zerstört, daß er nicht wirklich gern in dänischen Diensten geblieben wäre, und zugleich erkennen läßt, wie er inzwischen schon von sich aus zur Erkenntniß gekommen war, daß allerdings die Garnisonstelle ihn in Ausrichtung seines Hauptberufs an den Heiden behindere. Nachdem er auf Pasche's Nachricht, zur Bestellung eines neuen Missionars für Tritschinopoli seien in London keine Mittel vorhanden, auseinander gesetzt, daß die zwanzig Pagoden monatlich von der Compagnie auch dazu nicht reichten, indem er zur Besoldung der Katecheten und Lehrer dreizehn gebrauche, so daß nur noch sieben blieben*), kommt er auf den neuen Halleschen Plan: „Was Ew. Hochwürden anmerken, daß ein dänischer Missionar sich hier aufhalten und daß ich dänischer Missionar

*) „Von den sieben, welche ich einige Monate gesammelt, habe ein Pferd gekauft, welches einem Missionar allhier schlechterdings nöthig ist, um über Flüsse und Wassercanäle sich tragen zu lassen."

bleiben könnte, wenn ein andrer der englischen Societät überlassen würde, dazu sage von Herzen Ja. — Gott brauche mich nach seinem Willen, wo es ihm gefällt. Ich bin von Herzen bereit. Herr Pasche meldet in seinem Schreiben, daß der theuere Vater Herr Ziegenhagen es nicht für gut ansieht, daß ich das Gehalt von der Compagnie als Gehalt für die Arbeit an der Garnison angenommen, weil es mir eine Hinderung ist an langen Reisen. Hätte ich dergleichen vorher gewußt, so hätte es nicht angenommen. Indessen habe zur Antwort gemeldet, daß die Gemeinde in Tritschinopoli anwächst und fast einen Missionar braucht. Ganz hat es mich auch nicht gehindert, indem fast alle Jahre [er schreibt am 22. Januar 1771] zwei Monate außen gewesen. Hätte ich das Gehalt nicht angenommen, wovon hätte ich Katecheten unterhalten sollen, da ja nie etwas von den Wohlthaten bekommen? Hätte ich das Gehalt allein für mich nehmen und brauchen wollen, so wäre es etwas anders. In den ersten achtzehn Monaten habe es ganz zum Ausbau der Kirche und des Missionshauses wie auch der tamulischen Schule angewendet. Ich wünschte daher, ich würde von meinen Vätern und Vorgesetzten geordert. Je klarer die Ordre wäre, desto ruhiger würde es mich machen."

Eine solche klare Ordre lief jedoch nicht ein und es ist auch nicht die geringste Spur zu finden, daß von Kopenhagen aus noch Schritte, sei es in London, sei es direct gegen Schwartz, geschehen sind, ihn als dänischen Missionar in Tritschinopoli fest zu stationiren, wohl aber scheinen von London aus Winke gekommen zu sein, man werde für solchen Fall die Hand ganz von Tritschinopoli abziehen. Bei solcher Sachlage ist es ordentlich wohlthuend endlich von Schwartz am 14. Oct. 1771 das entscheidende, abschließende Wort zu vernehmen: „Den Antrag in die englischen Dienste überzutreten, konnte nicht abschlagen, ob ich gleich lieber in dem vorigen geblieben: Ich fürchtete aber, daß wo ich mich entzogen hätte, die Societät Tritschinopoli ganz verlassen haben würde. Indessen ist mir die gütige Anerbietung des Collegiums (stets nach Trankebar zurückkehren zu dürfen) von großem Trost." Mittlerweile hatte auch das blödeste Auge erkennen können, daß nach Lage der Umstände nicht nur Tritschinopoli unbedingt Missionsstation werden mußte, sondern daß auch Schwartz vorläufig dort durch keinen Andern ersetzt werden konnte. Selbst Maderup lenkte daher ein. Seitdem er in König einen treuen Gehülfen erhalten, erklärt er ganz mit Francke's Ausführungen einverstanden zu sein, nachdem er nachträglich auch Gottes wunderbare Fügungen unter allem erkannt habe, doch kann er es sich nicht versagen noch einmal seinen abweichenden Standpunkt

zu vertreten: „Ich muß offenherzig bekennen, daß ich auf die Weise zu denken mich nicht erkühne: ein Jeder unter meinen lieben Collegen ist redlich, wie sie Gottlob alle von Herzen sind; ein Jeder reist zu seiner Zeit hin und wieder unter Christen, wie jetzt der liebe Herr Leidemann auf Ceylon sich befindet; ein Jeder, wo er kommt, verspürt unfehlbar einen Segen bei der Predigt des lautern Evangeliums, entweder an mehreren oder wenigstens an einigen Seelen, die ihn gern bei sich behalten wollen. Auf solche Weise könnten wir mit der Zeit alle eine Vocation an andere Orte haben, innen, weil man überzeugt wäre, daß man Segen hätte, äußern, da man wird ersucht da zu bleiben. Und ich gestehe, daß wenn solcher Casus nicht unter Christen, sondern unter Heiden einem Heidenlehrer oder Missionar vorfiele, er um so viel wichtiger und nicht auszuweichen wäre. Z. B. der König von Tanjour hat von Herrn Schwartz begehrt bei ihm zu bleiben; wenn er der König solches thäte aus dem rechten Grunde, wie er solches nicht thut, so weiß ich in keiner Weise, wie Herr Schwartz es ausschlagen könnte."

Die letztangeführte Thatsache wie andere früher gelegentlich mitabgedruckte Aeußerungen lassen erkennen, daß inzwischen an Schwartz aufs neue die Aufforderung herangetreten war, Tritschinopoli mit Tanjour zu vertauschen und wir werden demnach, indem wir Maderup seine Vocationstheorie lassen, uns beeilen müssen nachzuholen, was unterdessen Schwartz an persönlichen und amtlichen Ereignissen durchlebt hatte, zu erneuertem Beweise, daß er damals in Tritschinopoli wirklich an seinem Platze war.

Zu den größten Vorzügen Tritschinopoli's gehörte, daß dort auch den sonst so unzugänglichen Muhamedanern das Evangelium nahe gebracht werden konnte. Wir sahen schon, wie Schwartz seine ersten Hindostanischen Studien benutzte, um selbst mit dem Nabob religiöse Gespräche anzuknüpfen. Nichts war ihm zu mühsam, selbst die Erlernung noch einer fremden Sprache, des Persischen als der eigentlichen Hofsprache, um auch noch weiter auf diese höchsten Kreise zu wirken. Sein Lehrer war ein sehr angesehener Muhamedaner, der unter einer früheren Regierung Statthalter des Fürstenthums Gingi westlich von Kudelur gewesen war. Während der Schüler in der Sprache sehr bemerkbare Fortschritte machte und sich an der Lectüre der seltensten Bücher erfreute, machte der Lehrer nicht geringere in der Kenntniß des christlichen Glaubens, und zwar lernte das Herz noch mehr als

der Verstand, so daß er bald seinen Glaubensgenossen gegenüber in den günstigsten Ausdrücken vom Christenthum zu reden anfing. Ihm gesellte sich bald ein alter Mann Namens Muhamed Panah zu, der so kräftig überzeugt wurde und aus seiner Ueberzeugung so wenig ein Hehl machte, daß das Gerücht von seinem Uebertritt sich verbreitete. Besonders trug hierzu bei, daß Schwartz die vier Evangelien in persischer Sprache erhielt. Dies Geschenk machte ihm ein junger Engländer William Chambers, Bruder des Oberrichters von Calcutta, der im Sommer 1767 mit noch einem Freunde nach Tritschinopoli kam und sich zwei Jahre daselbst aufhielt, um auf eine künftige Regierungsanstellung sich durch Erlernen des Persischen vorzubereiten. Chambers ist nicht nur bis an seinen erst 1793 in Bengalen erfolgenden Tod sehr thätig für Ausbreitung der protestantischen Mission in Indien gewesen, sondern er hat auch bald ein enges Freundschaftsbündniß mit Schwartz geschlossen und nach seinem Weggang von Tritschinopoli eine rege Correspondenz mit ihm unterhalten. Die Schwartz'schen Briefe hat er sorgsam aufgehoben und als kostbares Erbstück seiner Familie hinterlassen, welche sie ihrerseits zur Ausarbeitung der englischen Biographie an Pearson überlieferte. Weil diese Briefe, obgleich sie für den Kenner der deutschen Missionsberichte über die Missionsthätigkeit selber wenig Neues bieten, doch durch viele Nachrichten über die Persönlichkeit des Missionars, zu den dankenswerthesten Mittheilungen jener Biographie gehören, so ist auch der Name Chambers allen Verehrern von Schwartz ein wohlbekannter. Ihm verdanken wir ja jene köstliche Schilderung, welche uns Schwartzens ganzes Auftreten und Aussehen auch jetzt noch wie gegenwärtig vor die Augen treten läßt. Im spätern Alter zeichnete er für einen Freund diesen Abriß, bei dem man nur bedauert, daß der Zeichner seine Absicht auf Vollendung der Skizze nicht ausgeführt hat. Wir können uns nicht versagen die Hauptstelle auch hier abzudrucken: „Oft hatte ich, ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwartz als einen Mann nennen gehört, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft mit den Landessprachen verbindet, doch mischte sich bei mir das Vorurtheil finstern Trübsinns und übertriebener Strenge in alles, was ich von Andern zu seinem Lob gehört hatte. Allein schon der erste Anblick dieses Mannes nöthigte mich, diese vorgefaßten Ansichten von ihm aufzugeben. Zwar war sein Anzug ziemlich abgetragen und ganz nach altmodischem Zuschnitt, aber in seinem ganzen Wesen fand ich grade das Gegentheil dessen, was man finster und zurückstoßend an einem Menschen nennt. Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Mann von

etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen körperliche Haltung aufrecht und kunstlos ist, von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzen gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt, und Sie haben eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwartz schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt."

Es ist ein liebliches Zusammentreffen, daß sich auch eine Schilderung von Schwartz über die ersten Eindrücke, welche er von Chambers empfangen, bis heute erhalten hat, und daß er daneben in diesem Briefe vom 6. October 1768 auch zugleich der von Pearson viel genannten Freundin Mrs. Wood zuerst gedenkt: „Ein junger Engländer Namens Chambers kam vor einiger Zeit hierher, um das Persische zu lernen. Er war sehr ehrbar und haßte Laster. Von Christo aber und seiner Versöhnung und der in Ihm zu genießenden Seligkeit wußte er wenig. Einige Welteitelkeit machte er auch mit. Doch hatte er kein sonderliches Wohlgefallen daran. Eines Abends besuchte er mich und bezeugte, daß sein Gemüth in etwas aufgeweckt sei. Ich bezeugte meine Freude, sagte ihm aber, daß ich gemerkt, er stehe auf dem sandigten Grunde seiner eigenen Gerechtigkeit — daß er dabei weder Ruhe noch Kraft erlangen würde. Er nahm alles willig an und fing an sein Neues Testament besser, das ist mit Gebet zu lesen. Er wurde darauf zum Tanz invitirt und schlug es ab, was bei andern einen guten Eindruck machte. Er lernte bald, wie das Evangelium gar was Seliges sei und dem Menschen mehr Kraft zur Heiligung gebe, als andere blos vom Gesetz hergenommene Vorstellungen. Er ging frei heraus, und da es Manchen zuwider war, daß ein junger Mensch so frei redete und sie ihn zu hassen anfingen, so trug er das Kreuz willig. Er geht in diesem Zustande noch fort.

Dieser junge Mensch wohnte in des commandirenden Officiers Oberst Wood's Hause. Die Frau Wood war allezeit dem Guten geneigt, sie liebte aber die Welt auch und meinte, Beides könne bestehen. Nun aber, da sie an diesem jungen Menschen was bessers und gründlichers als an sich selbst fand und sah, wurde das Gemüth rege. Kurz sie entschloß sich, dem Herrn Christo sich zu ergeben und das Kreuz auf sich zu nehmen. Was ihr vorher zu lassen unmöglich schien, ward ihr nun leicht. Sie findet nun im Gebet und geistlichen Uebungen Trost und Erquickung, obgleich das Gemüth noch manchmal Aengstlichkeit verspüret. Die grösste Noth macht ihr die Vorstellung, daß ihr Ehemann in Sünden der Ungerechtigkeit ohne allen Zweifel steckt. Was

soll ich thun, sagt sie, in dieser Noth, die fast ganz Indien ins Verderben ziehet? Gott wolle ihr helfen. Sie wird, sobald ihr Mann aus der Campagne kommt, an ihm aufrichtig arbeiten. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Vor Menschenaugen sind die Schwierigkeiten freilich sehr groß und unübersteiglich. Es ist ebenderselbe Mann, welcher zum Kirchbau den Plan legte und auch selbst sehr reichlich geholfen. Betreffend die Sünden der Ungerechtigkeit, so ist es eine allgemeine und alle reichen Leute hinreißende Seuche.

Noch ein junger Mensch kam von Madras, um das Persische zu lernen und dadurch in Geschäften der Compagnie desto brauchbarer zu werden. Er heißt Scott. Dieser wurde auch von Gott ergriffen. Er scheint recht gründlich zu werden. Der gute Gott erbarme sich dieser Jünglinge, damit sie in Madras, wenn sie in hohe Aemter kommen, dem Reiche Christi behülflich sein mögen. Diese drei Exempel habe als im Geheimen berichtet, wovon in öffentlichen Missionsnachrichten nichts zu melden bitte. Diesen drei Personen habe, wie leicht zu erachten, vieles von den Anstalten und dem in denselben von Zeit zu Zeit verspürten Segen, von den seligen Männern und geistlichen Vätern in Halle, ingleichen von manchen dem Evangelium zu Ehren wandelnden Familien erzählt, welches nicht wenig zu ihrer Erbauung gedient." Dann geht er dazu über zu erzählen, wie die von Chambers mitgebrachten persischen Evangelien die Aufmerksamkeit der Muhamedaner erregt und den Wunsch nach Uebersetzung auch der Briefe erweckt hätten. Als die beiden genannten Muhamedaner ihm den gleichen Wunsch entdeckten, antwortete er, mit ihrer Hülfe möchte es wohl sein. Er schrieb um Hülfsmittel nach Europa und meldete seinen Plan der englischen Societät; gegen Chambers äußerte er sich, er möchte auf dem Wege der Subscription den Druck des Neuen Testaments in England bewerkstelligt sehen. Chambers, der ihm das Zeugniß ausstellt, daß er sich eine gründliche Kenntniß des Hindostanischen erworben hatte, hielt ihn auch für vollbefähigt, die persische Uebersetzung in Angriff zu nehmen: „Herr Schwartz wäre der trefflichste Mann für eine solche Arbeit. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine gesunde und scharfe Urtheilskraft, sein gottseliger Sinn, sowie die hohe Achtung, in welche er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel bei den Eingebornen gesetzt hat, bezeichnen ihn als den Mann, den Gottes Vorsehung mit allen Gnadengaben zu diesem Werke ausgerüstet hat, wenn ihm nur die erforderlichen Mittel hiezu dargeboten würden. Aber ich glaube, seine große Bescheidenheit steht ihm im Wege, sich so bestimmt und umständlich hierüber auszudrücken, als die Sache verdient."

Mit den letzten Worten giebt Chambers zugleich den Grund an, warum der Plan sich zerschlagen, aber 'es ist doch nur Ein Grund, die völlige Veränderung der Verhältnisse und der Stimmung der Muhamedaner thaten das Uebrige. Wohl aber darf auf dieses Wort hingewiesen werden als nachträgliche Erklärung, warum Schwartz sich so zurückhaltend bezüglich seines Uebertrittes in englische Dienste benommen. Wie demüthig vertheidigt er sich wegen des großartigen Kirchenbaues und der andern Bauten! In diesem Fall ist seine zu große Bescheidenheit und Demuth nur zu beklagen, ein Mann von so allgemein anerkannter Bedeutung und so allseitig verehrt, durfte und konnte selbstgestaltend und fordernd auftreten. Man kann sich aus den vorher mitgetheilten Verhandlungen wohl entnehmen, daß eine feste und klare Aussprache seines Willens genügt haben würde, um ihn in Tritschinopoli als dänischen Missionar zu lassen und ohne daß er dabei die englischen Unterstützungen für die neue Station zu verlieren hätte riskiren müssen. Diese Bescheidenheit hinderte ihn jedoch nie in Ausrichtung seines nächsten Berufes, denn sie war gepaart mit völliger Furchtlosigkeit. Vor Christen', Heiden und Muhamedanern zeugte er gleich furchtlos, obwohl in aller Weisheit. Den gedankenlosen Flucher, und gehörte er den höchsten Ständen an, brachte ein zutraulicher Schlag auf die Schulter und ein freundliches „Gott segne Euch" zur Besinnung. In Mitte der Götzentrunkenen Menge trat er ohne Zaudern mit ernstem Mahnwort; ob diese Furchtlosigkeit bei ihm Gnade oder Dummheit sei, will er bescheiden dahingestellt sein lassen. Das war denn selbst für Halle zu viel, und man änderte für den Druck „Dummheit" in „Natur" um. Es wird wohl das richtigste sein, Natur und Gnade harmonisch geeinigt zu denken, wenn er in treffenden und unerschrockenen Worten auch vor den Fürsten ein Zeugniß ablegte.

In Abwesenheit des in Arcot und Madras residirenden Nabobs führte dessen zweiter Sohn Madur ul Mulk das eigentliche Regiment in Tritschinopoli. Es war ein fanatischer verschlagener Muhamedaner, der z. B. mit Christen während des Gottesdienstes ein Gespräch anknüpfte, um hinterdrein daraus den Schluß zu ziehen, daß sie nicht die geringste Hochachtung vor der Verehrung Gottes hätten. Schwartzens ganzes Auftreten aber flößte ihm doch so große Verehrung ein, daß er wiederholt sich eingehend mit ihm unterredete und ihm erklärte, bisher habe er die Europäer für Leute ohne Religion gehalten, seit seiner Ankunft denke er nun besser von ihnen. Die persönliche Hochachtung hinderte aber freilich nicht, daß in aller Weise gegen Muhamedaner

Zwang ausgeübt wurde, um sie vom Uebertritt abzuschrecken. Der persische Lehrer wurde in seinem eigenen Hause seit September 1768 als Gefangener gehalten, der alte Muhamed Panah durch andere Mittel eingeschüchtert, eine von Schwartz in der westlichen Vorstadt Ureiur erbaute Predigthütte niedergerissen mit nachträglichem Versprechen, sie wieder aufzubauen, der fast vollendete Bau einer Reihe von Häuschen für Wittwen in Ureiur neben dem Hospital lange aufgehalten, den Katecheten bedeutet nur auf dem Kirchplatz zu predigen, gegen die thätlichen Mißhandlungen der Katholiken kein Schutz gewährt: nur die Rücksicht auf die Engländer, welche ohne Ausnahme Schwartz mit wahrer Hochachtung und Verehrung anhingen, hielt den Prinzen von weitern Schritten zurück, doch die deutlich offenbarte feindliche Gesinnung genügte, um von jedem wirklichen Uebertritt zurückzuschrecken. Schwartz versäumte zwar trotzdem keine Gelegenheit zu eingehenden Unterredungen mit dem Prinzen wie mit jedem andern Muhamedaner, der ihm in den Weg kam, und diese Unterredungen gehören zu den lehrreichsten Parthieen der gedruckten Tagebücher, aber seine Hauptthätigkeit war doch seitdem noch mehr als sonst den eigentlichen Hindus zugewandt.

Nach wie vor war jeder Nachmittag der öffentlichen Heidenpredigt gewidmet. Die Katecheten für diesen Zweig ihrer Thätigkeit immer geschickter und freudiger zu machen und neue tüchtige Gehülfen sich dazu heranzubilden, welche er Paarweise zu größeren Touren aussenden könnte, war seine unabläßige Sorge, und seine Bemühungen waren mit seltenem Erfolge begleitet. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Katecheten, und über Jeden pflegt er ausführlich zu berichten. Der abtrünnige Katechet Sarruwein kehrte zwar bußfertig zurück und wurde wieder angenommen, aber die Besserung scheint nicht anhaltend gewesen zu sein, denn plötzlich verschwindet sein Name. Söttinaiken, Ignasimuttu und Dewanesen sind uns schon bekannt. Zu ihnen kamen bald Rajappen, Dewanesens Sohn, und Njanapragasam. Rajappen war in der Schule zu Trankebar erzogen und hatte ziemlich Erkenntniß. Als er nach Tritschinopoli kam und Schwartzens Diener wurde, war sein Hauptfeind die Trägheit. Sobald Schwartz den Rücken wandte, legte er sich nieder und schlief. Er wurde oft, nicht grade auf die sanfteste Art aus dem Schlafe erweckt, es half aber nicht viel. Es war zu fürchten, aus dem Knaben würde nur ein Faulenzer werden. Da sagte ihm Schwartz, er würde nun scharf auf ihn sehen und träfe er ihn wieder schlafend, so würde er ihm eine väterliche Züchtigung angedeihen lassen. Rajappen ließ es darauf ankommen,

und auch Schwartz hielt sein Versprechen. Die Strafe half, und als Rajappen im Jahre 1776 starb, konnte ihm der Lehrer einen herrlichen Nachruf widmen, daß ihm das Abscheiden des lieben jungen Mannes oft Thränen auspresse, wenn er seine Liebe, sanften Sinn, lautern Glauben an Christum und herzliches Verlangen, Christum zu verkündigen, sich vorstellt. Njanapragasam war ein Pandaram aus angesehenem Geschlecht bei Madura, der alle heiligen Oerter des Landes besucht hatte und bei dem Besuche Sirengams durch eine Anrede der Katecheten aufmerksam gemacht und zum Besuch des Präparandenunterrichts bewogen wurde. Bald legte er sein Pandaramshabit und die Rudrakscha-Schnur, eine Art Rosenkranz, ab und ließ sich taufen, nicht eingeschüchtert durch Drohungen und Angriffe seiner zahlreich nach Tritschinopoli kommenden Landsleute. Ihm wird das Zeugniß gegeben, er habe Salz bei sich und lebe doch in Frieden bei allen. Nach mehrjährigem treuen Dienst als Katechet that er einen Fall, wodurch er seinen Lehrer viele Tage und Wochen tief demüthigte und betrübte. Er mußte, obgleich er reuig war, zeitweilig entlassen werden, arbeitete darnach aber wieder in alter Treue, bis ihn fast gleichzeitig mit Rajappen ein seliger Tod abforderte. Sein Gebetseifer, seine Freude am Evangelium war in rührender Weise vorher hervorgetreten. „Sein Gemüth war gar heiter, getröstet durch den Genuß des Friedens Gottes und begierig bei Christo zu sein". Sehr merkwürdig ist auch die Bekehrungsgeschichte des Katecheten Abiseganaden. Er war ein junger heidnischer Schullehrer und bei einer Predigtreise im Lande geistlich angefaßt und überredet worden, mit in die Stadt zu gehen und sich unterrichten lassen. Seine heidnischen Verwandten stürmten nun auf ihn los und überredeten ihn wirklich, sich wider bessere Ueberzeugung heimlich davon zu machen. Da hielt ihn eine schreckliche Katastrophe zurück.

Es war am Nachmittag des 14. Februar 1772, Schwartz saß in seinem Zimmer und unterrichtete den jungen John Kaspar Kohlhoff, welchen er seit April 1770 bei sich hatte, als ein furchtbarer Knall geschah und das Haus in seinen Grundvesten erschütterte. Die Fenster zersprangen, die Luft war mit Steinen und Kugeln angefüllt, und Kugeln flogen selbst durch das Zimmer. Das Pulvermagazin war aufgeflogen und die auffliegenden gewaltigen Quadersteine hatten niederfallend einige Hundert Eingeborne und Europäer getödtet. Bald gingen auch die Pulverwagen in die Luft, und nun ergriff mit gewaltigem Geschrei die Einwohnerschaft der ganzen Stadt die Flucht, denn es hieß, auch das große Pulvermagazin würde sich entzünden.

Schwartz floh mit dem jungen Kohlhoff auch schleunigst über den Fluß. Doch der erbarmende Gott dachte seiner Barmherzigkeit und verschonte mit weiteren Strafen. Von der tamulischen Gemeinde wurde nur ein Christ etwas beschädigt, und jener oben erwähnte Katechumene wurde vermißt. Er war grade am Magazin vorbeigegangen. Er wurde halb begraben, und einige Todte fielen auf ihn. Nach dreißigstündigem Suchen wurde er hervorgezogen und ins Hospital gebracht, wo ihn Schwartz häufig besuchte. Zum Staunen Aller wurde er wiederhergestellt, nur ein geringes Hinken des einen Fußes blieb zurück als Mahnung, daß er nicht wieder suchen sollte dem Herrn zu entfliehen.

Ein anderer tüchtiger Katechet Tairianaden war vorher in einem Dorfe Kulattur Priester oder Pusari gewesen an einer Pagode und Schule, die er auf eigene Kosten erbaut hatte. Er ließ alles in Stich, ja selbst daß ihn Weib und Kind verließen, konnte ihn vom Entschluß ein Christ zu werden, nicht abbringen. Längere Zeit nach der Taufe besuchte die Frau doch einmal ihren Mann mit der noch ungetauften Tochter in Tritschinopoli. Er wohnte mit einem andern Christen zusammen, dessen noch römisch-katholische Schwester eben den Entschluß des Uebertritts ausgesprochen. Da nun Tairianadens Frau durch nichts zu bewegen gewesen wäre in der Kirche dem Katechumenenunterricht beizuwohnen, so entschloß sich Schwartz zu dem in indischer Hitze sehr großem Opfer, jene Katholikin in ihrem Hause allein zu unterrichten. Die Heidin ging in ihre Kammer, aber hörte doch von fern zu. Endlich kam sie bis an die Thürschwelle, nach einigen Tagen saß sie neben der Katholikin und antwortete auf alle Fragen. Da sie ein williges Herz zeigte, redete sie denn endlich Schwartz an: „Ihr waret wie die Lahmen, die nicht gehen können, daher kam ich zu euch. Nun habt ihr eine gute Weile die selige Lehre von Christo gehört, ich hoffe, ihr werdet nun gehen gelernt haben. Wenn dem also ist, so kommt zur Kirche". Und sie kamen willig und vereinigten sich mit den übrigen Präparanden.

Indem er so seiner Gehülfen sich aufs innigste annahm, ihre Sorgen theilte, auch ein gutes Einkommen ihnen gewährte (die Trankebarer erklärten, sie wären nicht im Stande, wie Schwartz, monatlich ihren Gehülfen zwei Pagoden zu geben), kettete er sie zunächst persönlich an sich, und indem er bei allen ihren Arbeiten ihnen mit gutem Beispiel voranging, gab er ihnen die rechte Anleitung und machte sie zu ihrem Berufe, den sie unter seiner steten Aufsicht ausübten, immer geschickter. Es ist lehrreich, ihn mit seinen Katecheten auf solchen Berufswanderungen zu begleiten. An diesem Orte aber können nur ein-

zelne treffende Züge herausgehoben werden, welche seine Meisterschaft im Anknüpfen religiöser Gespräche illustriren. Befragt, warum die Europäer gekommen wären das Land einzunehmen, entgegnete er: Ich komme her eure Herzen zu besiegen, nicht Land wegzunehmen. Die weitere Frage, mit welchem Recht die Europäer das Land wegnähmen, beantwortete er mit der Gegenfrage: Was für Recht habt ihr, Gott euer Herz wegzunehmen und es dem Feinde, dem Satan, zu übergeben? Als er sich einmal vor die Pagode in Ureiur hinstellte, um eine Anrede zu halten, sagte ihm eine Heide vorwurfsvoll, es ist die Pagode. Ich werde keine Steine forttragen, erwiderte Schwartz. Als eine Menge herauskam und ihm erzählte, sie hätten einen Streit zu schlichten, hielt er ihnen einen Streithandel von der allergrößten Wichtigkeit vor, den sie doch schlichten möchten: Hat uns nicht alle Ein Gott erschaffen? Sind wir nicht also Kinder Eines Vaters und in der Absicht Brüder? Ihr aber habt den gütigen Vater, welcher euch erschaffen und mit Wohlthaten täglich überhäuft, verlassen und seid von ihm gelaufen. Der Zweck meines Kommens zu euch ist euch wieder zurückzurufen." Als sie dann freundlich thaten und herbeikamen, erklärte er ihnen sein Lieblingsgleichniß vom verlornen Sohn. Einer brachte den auch bei Katholiken beliebten Einwand vor: Wir beten Gott auch an. Die Bilder sind wie ein Dubasch oder Dolmetscher, zu welchem man sich erst wendet, ehe man mit dem Herrn reden kann. Schwartz: „Sie sind wie die diebischen Dubasche hier und betrügen euch; zu Gott, welcher euch gegenwärtig ist, sollt ihr euch ohne diese Götzen wenden." Chambers pflegte ihn zuweilen auf solchen Ausgängen zur Heidenpredigt zu begleiten. Seid ihr Brüder? fragte ein Pandaram. Ja, war die Antwort. Pandaram: Seid ihr von Einer Mutter geboren? Schwartz: Nein, sondern von Einem Glauben. Pandaram: Wohl, liebt euch ferner und kommt oft hierher zu uns. — Bei einem andern Ausgange setzte er sich nahe bei einem Baum nieder, unter dem ein Götze stand, und zwar mit dem Rücken gegen den Götzen und etwas sehr nahe, weshalb einige ihm sagten, er möchte sich doch nicht so nahe an den Baum setzen, weil ihr Swami, ihr Gott, darunter wäre. Warum wollt ihr für ihn reden? war die freundliche Entgegnung, laßt ihn selbst sagen, daß ich gehen soll. Sie lächelten, kamen alle herbei und hörten ein Wort vom Gesetz und Evangelium, wie auch eins der von Fabricius übersetzten schönen Lieder, die er in Abschrift bei sich zu führen pflegte, nämlich Johann Kaspar Schade's: Mein Gott, das Herz, ich bringe dir zur Gabe und Geschenk, welches aber in tamulischer Uebersetzung das deutsche Original weit übertrifft.

Sehr übel kamen die an, welche ihn nach orientalischer Weise mit Complimenten abfertigen wollten. Nachdem er z. B. die Vortrefflichkeit der christlichen Lehre gezeigt und von der Erlösung geredet, sagte Jemand: Wenn wir euch sehen, haben wir genug und unsere Sünden weichen von uns. Schwartz: „Pflegt ihr den Arzt so abzufertigen, wenn ihr krank seid? Sagt ihr zu ihm: das Ansehen eurer Person hat uns gesund gemacht, wir bedürfen eure Arzenei nicht? Ihr alle wißt, daß solche Reden unnütz sind, warum wollt ihr in göttlichen Dingen so leichtsinnig zu Werk gehen." Ein Brahmane gab ihm alsbald recht, ja das Gleichniß vom Arzt sei treffend. — Die folgende Erzählung bleibt im selben Gedankengange. Ein munterer Jüngling redete ihn nach einer Predigt an: Zeigt mir Gott, daß ich ihn sehen kann, so will ich euer Jünger werden. Schwartz: „Ihr redet just als ein Kranker, welcher Gesundheit ohne Medicin begehrt. Es ist ein wahrhafter und von Gott selbst geoffenbarter Weg, worauf man zum Anschauen Gottes kommt. Der Weg heißt wahre Armuth am Geiste, Leid tragen, sanftmüthig sein, hungrig und durstig sein nach der Gerechtigkeit u. s. w." Der Weg erschien dem Jüngling zu beschwerlich. — Im October pflegen die Brahmanen an den Flußufern zu sitzen und die heiligen Bücher, namentlich das Ramajana zu lesen, wofür die Zuhörer sie reichlich beschenken. Einer forderte auch Schwartz auf, er solle doch den Brahmanen etwas geben. Wohl, sagte er, gebt mir erst ein Wort der Ermahnung, unterrichtet mich von dem, was zu meinem Wohlsein gereicht, alsdann will ich gern etwas geben. Die Ermahnung fiel sehr dürftig aus, die Gegengabe aber um so reichlicher. — Gelegenheiten, die andere fliehen würden, ergriff er bereitwilligst. Ein Leichengefolge redete er darauf an, daß sie so unbekümmert daher gingen. Das Gespräch ist angeknüpft, und während nun die Leiche auf dem Scheiterhaufen brennt, setzt er ihnen die Hauptlehren des christlichen Glaubens und das Seelenverderbliche des Heidenthums auseinander. Da konnte er dann auch recht starke Ausdrücke gebrauchen, und er durfte es, weil Jeder sein Wohlmeinen herausfühlte, wie er auch bei der letzten Gelegenheit schließlich unter Aller Zustimmung erklärte: „Denkt nicht, daß ich euch aus Verachtung strafe; nein, ihr seid meine Brüder, wir sind der Schöpfung nach Alle Kinder Eines Vaters; es thut uns Christen wehe, daß ihr den allmächtigen gütigen Vater verlaßt und euch zu den Götzen wendet, welche euch doch nicht helfen können. Ihr wißt, denn ihr habt es oft gehört, daß ein Tag des Gerichts uns bevorsteht, an welchem wir Rechenschaft geben müssen. Solltet ihr fortfahren, Feinde Gottes

zu sein und also an jenem Tage das Urtheil des Todes mit Schrecken vernehmen, so fürchte ich, ihr werdet uns Christen beschuldigen, daß wir euch nicht oft und ernstlich genug ermahnt hätten. So laßt euch doch nun helfen, da ihr ja seht, wir verlangen nichts von euch, als daß ihr mit uns euch zu Gott wendet und selig werdet."

Diese Worte bieten uns den Schlüssel zu seiner tiefgreifenden Wirksamkeit unter Heiden sowohl als Europäern. Die eigne und der ganzen Christenheit Rechenschaft am Tage des großen Weltgerichts stand ihm stets vor Augen, darum gehörte es auch mittelbar zu seiner Missionsarbeit, die unter den Heiden lebenden Christen zum Bewußtsein ihrer Missionspflicht zu bringen, daß sie wenigstens durch christlichen Wandel Christum verkündigen müßten. Unter diesem Gesichtspunkt durfte er die Garnison nicht verwaist lassen. Welch eine Veränderung gegen früher, wo Kinder christlicher europäischer Väter als Heiden ohne allen Unterricht aufwuchsen, und nun eine Schule von 50—60 Kindern unter zwei tüchtigen Lehrern, von denen Wheatley uns schon bekannt ist. Dem zur Seite wirkte mehrere Jahre ein Herr Green mit besonderer Treue, so daß sein Tod unsern Schwartz sehr betrübte. An dessen Stelle schickte ihm Fabricius von Madras einen frommen Steuermann Namens Aldwell, den er mit an seinen eignen, freilich höchst einfachen Tisch nahm. Der Ruf der Schule war schon ein so guter, daß der alte Kohlhoff seinen ältesten am 23. Mai 1762 gebornen Sohn John von dessen achtem Jahre an seinem Pathen Schwartz ganz zur Erziehung überließ. Zehn dieser englischen Schulkinder wurden ganz frei unterhalten, und die Kosten dazu durch jährliche Sammlungen von der Garnison aufgebracht. Im Februar und März 1770 that er eine Reise nach Madras, um eine bessere und umfänglichere Versorgung der Kinder bei der Regierung zu befürworten. Wie viel dadurch erreicht worden, ist nicht gemeldet. Den Besuchen des Militairhospitals in Ureiur war jeder Sonnabend Vormittag gewidmet; waren aber Todtkranke zu trösten, so trat außer den öffentlichen Gemeindegottesdiensten alles zurück, und manch lieblichen Zug aus den letzten Stunden selig Heimgegangener hat daher Schwartz seinen Tagebüchern einverleiben können.

Wem die Herzen der Kinder des Hauses gehören und wer wiederum an den Kranken- und Sterbebetten gern gesehen ist, dem kann auch ein Einfluß auf das ganze häusliche innere Leben nicht versagt bleiben. Die großartige Veränderung, welche im ganzen sittlichen Leben der Garnison vorging, wird von allen Seiten mit großem

Erstaunen als ein besonderes Wunder Gottes gepriesen. In den englischen Gottesdiensten war Schwartz allmälig dazu fortgeschritten frei zu predigen. Seine fließende Sprache fesselte die Zuhörer und sicherte ihm gespannteste Aufmerksamkeit, die ganze Garnison wurde für die Predigt des Evangeliums gewonnen. Die Zahl derer, welche sich aus der Zahl der gemeinen Soldaten eng an Schwartz anschlossen, wuchs auf sechzig. Sie bildeten einen förmlichen Verein, verpflichteten sich zu brüderlicher Aufrichtigkeit und Warnung bezüglich ihres Wandels, zu Armen- und Krankenbesuchen. An jedem Abend versammelten sie sich zu einer Betstunde in der Kirche. Der ältere Kohlhoff, welcher während eines vierzehntägigen Besuchs im Februar und März 1771 diesen Betstunden beiwohnte, sagt, dergleichen sei in Indien noch nicht gesehen. „Es ging gar lieblich, ja himmlisch zu." Nachdem sie eine halbe Stunde in Wechselchören psalmodirt, kam Schwartz, las ein geistliches Lied von Dr. Watt vor, und dann las und erklärte er ein Kapitel aus der Bibel. Geschlossen wurde mit einem Gebet auf den Knieen. Die Soldaten aber blieben auch dann noch zusammen und musicirten für sich.

Nicht zu vergessen ist dabei, daß diese Leute in jener unruhigen Zeit bald hierhin, bald dahin commandirt wurden und gar mancher auch seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand. In den Jahren 1767 bis 1769 während des Krieges mit Haider Ali, dem berühmten Herrscher des Binnenreiches Maisur, war ja die Gegend um Tritschinopoli häufig genug Kriegsschauplatz, und wir treffen Schwartz häufig auf Reisen zwischen dem Lager und der Festung. Wie mancher aber auch abgefordert ward aus der frommen Schaar, sie recrutirte sich immer wieder von selbst und dankte Gott, der wenigstens ihren treuen Pastor unter allen Gefahren des Landes und seines Berufs ihnen erhielt. Einmal als Niemand den Feind nahe glaubte, war Schwartz nach Tanjour aufgebrochen, da erschienen plötzlich Haiders Reiter sengend und brennend im Westen. Eilboten riefen Schwartz mit seinen Begleitern zurück und unter der Schaar von Flüchtlingen und bei dem Leuchten brennender Ortschaften erreichte er Tritschinopoli wieder, Gott herzlich für die Errettung dankend.

Solche tägliche Gefahr brachte manchen der Vornehmen, die sonst nur auf Sammeln von Geld und Gut bedacht waren, wieder zur Besinnung. Chambers und Scott und Mrs. Wood wirkten als ein Salz, und man kann sagen, daß der erste Anstoß zur Aenderung des gesellschaftlichen und sittlichen Lebens der höhern europäischen

Kreise in Indien durch Schwartz gegeben ist *); denn die Zahl der wahrhaft den HErrn fürchtenden und auf die Förderung seines Reiches bedachten hohen Beamten ist seitdem nicht ausgestorben, sondern hat sich stetig vermehrt. Chambers, der von 1769 bis 1776 in Madras als persischer Dolmetscher der Regierung fungirte, sammelte dort bald eine Schaar von Gesinnungsgenossen, und so wurde der Same hierhin und dorthin getragen. Wer mit ihm in Berührung kam, hat sich stets der Segnungen seines Umgangs dankbar erinnert. Die Wittwe eines der Officiere, mit denen Schwartz in Tritschinopoli verkehrte, des Generals Horne, schrieb im hohen Alter an Pearson: „Keine Zeit wird das Andenken an diesen ausgezeichneten Mann in meiner Seele auslöschen. Mehr denn ein halbes Jahrhundert ist indeß an mir vorübergeflossen, dennoch stehen seine Gesichtszüge, sein freundliches Wesen und die ganze Zartheit seines Benehmens in einem lieblichen Bilde vor mir. Sein Wissen war reich und mannichfaltig, und mochte er über die Religion oder über weltliche Dinge reden, so war es ein Vergnügen, ihm zuzuhören." Es wäre die reinste Thorheit gewesen, ihn abberufen und die Seelsorge der Garnison einem andern übertragen zu wollen, denn solcher Einfluß läßt sich nicht übertragen. Diesen Eindruck hatten auch Kohlhoff und Gericke bei ihrem schon vorübergehend erwähnten Besuche. „Die Herren Engländer bewiesen Schwartz besondere Hochachtung und Freundschaft **) und ließen sich

*) In einem Herrn Missionar Schwarz zu Mayaveram vorgelegenen alten, übrigens werthlosen handschriftlichen Bruchstück zu einer Lebensbeschreibung unsers Schwartz wird die gewinnende Weise geschildert, wie er mit den Engländern zu verkehren pflegte: „Im Erinnern und Tadeln hatte er eine sehr gute Gabe, daß es keinem weh that, wenn gleich er sein Unrecht fühlen mußte. Entfuhr jemandem in der Gesellschaft der gewöhnliche englische Fluch, so erinnerte er ihn etwa durch eine kurze Frage z. B.: „Was sagen Sie? Ich bin gar nicht Ihrer Meinung, God save you!" und kam gleich auf einen andern Gegenstand zu sprechen, damit der andere zwar erinnert, aber durch zu langen Tadel nicht beschämt würde. Oft gab er einem solchen nur einen treuherzigen und vertraulichen Schlag auf die Schulter." Sein Einfluß läßt sich darnach leicht begreifen.

**) Sogar die Freimaurer begehrten im Jahre 1770 seiner Dienste. Sie wollten am Johannistage in Procession zur Kirche gehen, und er möchte ihnen eine Predigt von der brüderlichen Liebe halten. „Ich antwortete, daß ich die Einrichtung dieser Gesellschaft und ihre Principien nicht kennete, folglich auch von der Sache selbst kein Urtheil fällen könnte. Wenn ich nun vor dieser Gesellschaft predigen sollte, so käme mir solches als eine Handlung vor, womit ich ihre ganze Sache billigte. Sollte ich nun approbiren, was ich nicht hinlänglich als gut erkennete, so würde solches keine christliche Handlung sein, zumal da ich

von ihm so zureden und die Wahrheit sagen, wie sie von keinem andern ertragen würden."

Ueberhaupt ist das Tagebuch über jene Reise nach Tritschinopoli wie das Protokoll einer Kirchenvisitation uns sehr werthvoll zur Beurtheilung der Resultate des ganzen Zeitraums, an dessen Ende wir nun stehen. Wie die Erfolge von Schwartzens Wirksamkeit unter den gemeinen Soldaten und den Europäern von den beiden Visitatoren befunden wurden, haben wir schon vernommen. Als größte Merkwürdigkeit in der 500,000 Seelen zählenden Stadt erschien den besuchenden Brüdern die neue evangelische Kirche grade gegenüber der abgöttischen Bergfestung und Pagode, ingleichen das geräumige, hohe, luftige und gesunde Missionshaus. Die Heiden seien willliger und freier zu hören als bei Trankebar, und das Ausgehen unter die Heiden des theuern Bruders Herrn Schwartz Hauptsache, wozu er denn auch Katecheten und Lehrer eifrigst anhalte, die ihm auch einen Katechumenen nach dem andern zuführten. Der Amtsgeschäfte seien so viel und mancherlei, daß Schwartz es unmöglich auf die Länge allein ertragen könne. Die Abwechselung der Arbeit sei seine einzige Erholung, und bei jeder neuen Arbeit zeige er sich so voll Kraft und Leben, als habe er vorher noch nichts gethan. „Mit einem Wort, er thut allein mehrerer Missionarien Arbeit und wir haben hier mehr gefunden als wir uns vorstellen können." Kohlhoff und Gericke sind offenbar ganz hingerissen von dem, was sie zu sehen und zu hören bekamen. Der erstere nennt Schwartz einen Kernmissionar, alles lebe in ihm und an ihm. Gar zu gern wäre er noch länger geblieben und ebenso Gericke, dem gegenüber Schwartz kein Hehl daraus machte, daß er ihn gern als Specialcollegen behielte. In Trankebar beschloß man auch nach diesen Nachrichten, im Falle Gericke von Hüttemann nach Tritschinopoli entlassen würde, wolle man, sobald nur die neuen Missionare Müller und John eingetroffen wären, die durch ein seltsames Mißgeschick über ein Jahr unthätig in Kopenhagen liegen mußten, einen Ersatzmann für Kudelur stellen. In Halle wird der Plan von Gericke's Ueberlassung ganz gebilligt und als ins Werk gesetzt angenommen. Im Mai 1772 finden wir Gericke in Tritschi-

---

im Aeußern manches bemerkte, welches ich zwar der ganzen Gesellschaft nicht beimessen wollte, mir aber genugsam zur Warnung dienen könnte, nichts in Uebereilung zu thun." Die Antwort wurde nicht wohl aufgenommen, doch es ließ sich ja nichts thun, und so wurde die Feier still begangen. Miss. Pohle hat ihnen später gepredigt.

nopoli und Schwartz in Tanjour. Obwohl an Hüttemanns Eigensinn dieser Plan scheiterte, und Gericke bald wieder zurück mußte, so wurde doch nun keine Ruhe, bis wirklich ein neuer Missionar für Tritschinopoli gefunden wurde *).

Die Gründungsperiode der Station Tritschinopoli aber kann mit Schluß des zehnjährigen Aufenthalts unsers Schwartz als abgeschlossen betrachtet werden, denn schon im Herbst vorher hörten wir aus seinem Munde, daß er endgültig in englische Dienste getreten sei, und damit war denn das entscheidende Wort über die Zugehörigkeit der neuen Station gesprochen, nachdem ihr äußerer Bestand schon länger gesichert war. Schwartz hatte seinen Beruf in Tritschinopoli erfüllt. Die im Sommer 1772 beginnenden politischen Verwicklungen lenkten seine volle Aufmerksamkeit auf Tanjour, und Tritschinopoli, obwohl in den nächsten Jahren noch sein Wohnsitz, ist doch nicht mehr der eigentliche Mittelpunkt seiner Wirksamkeit. Tritschinopoli, so sehr die natürliche Lage widersprach, sollte nach göttlichem Rath nur die Uebergangsstation zu Tanjour werden. Die zehnjährige Wirksamkeit in Tritschinopoli ist aber nicht eine spurlos vorübergehende gewesen, sondern Stadt und Gegend müssen noch heute von Vater Schwartz zeugen, obgleich die glänzendste und erfolgreichste Periode seines Lebens erst mit seiner Uebersiedelung nach Tanjour beginnt, und er im Munde des Volkes mehr fortlebt als Königspriester von Tanjour.

---

*) Wie sehr Schwartz als specieller College gesucht wurde, zeigt folgender Brief Kleins vom 17. Febr. 1773: „O was haben hiesige Anstalten an Herrn Schwartz verloren. Doch da das gesammte Missionswerk nur Eines Herrn Werk ist, so hat Gott durch ihn in und um Tritschinopoli weit mehr ausgerichtet, als hier je würde auszurichten gewesen sein. So oft ich an diesen lieben Bruder denke, einen Brief von ihm lese, noch mehr aber, wenn ich ihn selbst sehe und spreche, wird mein Geist recht aufgemuntert und ich preise von Herzen die gnädige Regierung Gottes, die ihn dahin bestimmt hat. Ich bin je mit ihm zärtlich verbunden gewesen und ich correspondire am häufigsten mit ihm." Und in einem andern Brief: „Ich wünsche von Herzen, daß Gott in uns allen den Sinn des lieben Bruder Schwartz wirken und befestigen möge: wo wir irgend einen Wink Gottes sehen, getrost zuzugreifen und das Evangelium zu verkündigen. Ach in der Verbindung mit dem lieben Bruder möchte ich arbeiten!"

Vierter Abschnitt.

Der Königspriester und Bischof von Tanjour.

(1772—1798).

Königspriester ist Schwartzens Ehrenname im Munde der Tamulen geworden, und es soll dieser Name ihn nicht etwa vor den übrigen Missionaren auszeichnen und als ihr Haupt hinstellen, obgleich er in Wirklichkeit Bischof unter ihnen war, sondern weil er je länger je mehr einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Beziehungen und auf die Regierung des Landes erlangte, so wurde er vom Volke als Priester von königlicher Macht verehrt und geliebt. Sein kirchliches Wirken ist von jetzt an so eng und unauflöslich mit den politischen Verhältnissen verknüpft, daß auch in unserer Erzählung den weltlichen Affairen mehr Raum gestattet werden muß.

Die ganze tamulische Geschichte ist ein wechselndes Sinken und Steigen der drei Reiche Chera, Chola und Pandion. Die Gränzen des alten Chera überschritt Schwartz, als er Karur besuchte, welches offenbar mit der gleichnamigen von Ptolemäus erwähnten Hauptstadt des Cerebothros d. i. Chera-Sohns identisch ist. Dies Binnenreich schaute jedoch mehr nach Malabar hinüber und mischte sich weniger in die Streitigkeiten der Pandionfürsten von Madura mit ihren nördlichen Nachbarn von Chola. Quelle des Reichthums für das Cholagebiet ist der auf dem Kurggebirge entspringende Kaweri, der tamulische Nil, welcher zuerst die Hochebene von Maisur bewässert und nachdem er in wilden Felsthälern und Wasserfällen die Ghats durchbrochen hat, das ebene Tamulenland durchfließt und durch unzählige Arme und Kanäle von Tritschinopoli an in einen fruchtbaren Garten verwandelt. Das schon öfter genannte Uriur (Ureiur) bei Tritschinopoli war die alte Residenz der Cholafürsten, Tanjour*) ihre Krö-

*) Die Schreibarten Tanjour und Tanjore sind ganz gleich, das erste nach französischer Aussprache in der deutschen Orthographie nur herkömmlicher als das zweite, englische. Die alten Missionare schrieben gewöhnlich Tanschaur. Am besten wird der tamulische Name durch die altfranzösische Schreibung Tanjaour wiedergegeben.

nungsstadt. Zu Zeiten hatte sich ihre Macht weit nördlich über den Kolerun hinaus erstreckt — die Tempelstadt Conjeveram bei Madras ist von einem Prinzen ihrer Dynastie gegründet —, seit dem Vordringen der Muhamedaner aber bildete nördlich der Kolerun die genaue Gränzlinie. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde ein glücklicher Kriegszug gegen Madura Veranlassung, daß der vertriebene Fürst sich auswärts am Hofe von Bisnagar Hülfe suchte und auch fand. Die hülfreichen Alliirten sicherten sich die Thronfolge in Madura, und an der neuen kräftigen Dynastie erhielt Tanjour, wo seit Anfang des Jahrhunderts die Cholafürsten zu residiren pflegden, gefährliche Nachbarschaft. So schlug der anfängliche Sieg in eine bedenkliche Niederlage um, die starke Festung Tritschinopoli mit Uriur mußte an den Rivalen abgetreten werden, dessen Nachfolger tort ihre Residenz aufschlugen, und Tanjour selbst war nun so zu sagen eine Gränzstadt geworden. Doch war das gebliebene Gebiet noch immer so reich und wohlbevölkert (man rechnete bei einer Breite von etlichen zwanzig und einer Länge von etwa siebzehn Meilen über eine Million *) Einwohner), daß die Fürsten von Tritschinopoli auch nach diesem Rest Verlangen trugen. Sie erobern Tanjour und in dem angerichteten Blutbade entrinnt nur ein Sproß der königlichen Familie, von der Amme gerettet. Der fürstliche Knabe mußte nun dem in Bangalur residirenden Marattenhäuptling Ekosi zum Vorwand dienen, einen Rachezug zu unternehmen und Tanjour für sich zu erobern. Mit Ekosi kam im Jahre 1674 die marattische Dynastie auf den Thron. Ekosi's drei Söhne Sagasi, Sarbosi und Tuccosi hatten nach einander bis 1735 regiert. Des Letzten Sohn Ekosi sah in seiner einjährigen Regierung seine Hauptstadt von derselben Katastrophe bedroht, welche das alte Reich Madura 1736 stürzte, denn Scander Sahib kehrte nach Tritschinopoli's Eroberung seine Waffen auch gegen Tanjour. Doch Tanjour hatte kräftige Verbündete hinter den Bergen, es wurde Friede geschlossen, und auch als wenige Tage darnach der Fürst starb und eine seiner Gemahlinnen ein vormundschaftliches Regiment führte, wußte es sich doch seine Selbständigkeit zu bewahren. Immer näher rückte die Gefahr. Dem Fürsten Partabusinga, welcher im Juli 1739 den rechtmäßigen, von den Engländern unterstützten Erben Sahudschi verdrängte, schien nur noch eine kurze Regierung

*) Nach Schwartzens Angabe fanden sich in dem kleinen Lande über 100000 junge starke Brahmanen, und ein heiliger Platz, eine prächtige Pagode reichte der andern die Hand.

beschieden, als die Maratten wirklich von den Bergen hernieder stiegen und im Mai 1740 den Nabob von Arcot in mörderischer Schlacht um Reich und Leben brachten. Partabusinga, derselbe Fürst, welcher in seinem Palais hinter einem Vorhang Schwartzens Erzählungen gelauscht hatte, konnte als letzter Hort des Hinduthums im Tamulenlande den verjagten Brahminen und den vor den fanatischen Muhamedanern geflüchteten Götzenbildern lange eine sichere Zuflucht gewähren, bis ihm am 15. December 1763 ein ruhiger Tod das Scepter aus der Hand nahm. Dieser 15. December war ein schrecklicher Tag für die Christen in Tanjour. Gegen Abend war der König unerwartet gestorben und alsbald sein Sohn Tullasi feierlich als König proclamirt, und noch spät am selbigen Abend sah Tanjour ein erschütternd Schauspiel. Die Leiche wurde mit ungewöhnlichem Pomp auf den Brennplatz getragen. Zwei der fünf Frauen ließen sich an den Leichnam anbinden und mit auf den Scheiterhaufen setzen, vergebens hatte selbst der neue König eine, welche seine Erzieherin war, gebeten, sich nicht zu verbrennen. Um Mitternacht endete die Schauerscene.

Der neue König war für die Wahrheit des Evangeliums nicht unempfänglich. Als Schwartz im April 1769, nachdem durch den Friedensschluß mit Haider Ali ein sicheres Reisen wieder ermöglicht war, in Tanjour sich aufhielt, ließ ihn Tullasi Raja ins Palais rufen und erlaubte eine ausführliche Predigt über die Frage zu halten, wie man zur Erkenntnis Gottes komme. Er wurde auf die zwiefache Offenbarung in der Schöpfung und in dem Worte Gottes verwiesen, dann ging Schwartz mit besonderer Erlaubniß dazu über, die Hauptlehren des Wortes Gottes vorzutragen. Im ersten Theil von dem Einen wahren Gott, der nicht unter Steinen und Bildern zu verehren sei, sagte er, auch die Europäer hätten vordem den Götzen gedient und sich vor ihnen gebückt. Hierbei gebrauchte er tamulische Wendungen, welche dem Könige etwas lebhaft vorkamen, weshalb er ausrief: Der sagt es grade heraus. Nach dieser Schilderung des frühern Götzendienstes in Europa, führte der Prediger die damaligen Missionare redend ein und ließ sie die Gründe gegen das Heidenthum in etwas stärkern Ausdrücken vortragen und beweglich ermahnen, den Götzendienst fahren zu lassen und dem lebendigen Gott sich zuzuwenden, indem er so auf die unanstößigste Weise die Wahrheit sagen zu dürfen hoffte. Als zweite Hauptlehre wurde das natürliche Verderben des Menschen nach dem Zeugniß des eigenen Gewissens aufgedeckt. Die Lehre von der Erlösung leitete er mit Erzählung und Erklärung

des Gleichnisses vom verlornen Sohn ein. Nun wurde ihm eine Erfrischung gereicht, er nahm sie mit den Worten an, daß die Christen vor dem Essen zu beten pflegen. Aufgefordert betete er dann auch, ja er mußte noch ein geistliches Lied singen, bevor er in Gnaden entlassen wurde.

Weil das Pfingstfest bevorstand, mußte Schwartz nach Tritschinopoli zurückeilen. Neben dem freudigen Ereigniß, das Evangelium vor dem Könige frei bezeugen zu dürfen, hatte er innerhalb der kleinen Christengemeinde selbst viel Trauriges erblicken müssen. Rajanaiken und Berg hatten ihm vielen Kummer verursacht. Er sah sich genöthigt nach Trankebar zu berichten, daß Rajanaiken leider von seinem Laster nicht lassen könne und auch die Hauptursache der großen Trennungen in der Gemeinde sei. Er drang auf seine Abberufung und Ersetzung durch einen Sudra-Katecheten. Demnach wurde der sehr tüchtige Lehrer Rajappen, dem Schwartz damals ein Lob ertheilt, wie sonst nie einem Eingebornen, als Katechet dahin versetzt, während Rajanaiken südlich nach Arentangi im Marawerland bestimmt wurde, wohin er auch im Juni 1769 abging. Daselbst verstarb er am Michaelistage 1771 im ein und siebenzigsten Jahre seines Alters, im drei und vierzigsten seines Katechetenamtes. Er war bis zuletzt thätig gewesen, hatte noch am Vormittag Gottesdienst gehalten und darnach eine kranke Christin besucht, auch den bei derselben versammelten Katholiken die Wahrheit verkündigt. Es war ein Mann von trefflichen Gaben, mit fähigem Verstande und gutem Gedächtniß begabt, wohlbelesen in der Bibel und bewandert in der Kirchengeschichte. Sein großer Eifer bis ans Ende unter vielen Verfolgungen und seine anfängliche Treue sollen ihm unvergessen bleiben. Der Segen Gottes hat reichlich auf seinen Arbeiten geruht. Selbst bei dem Laster der Trunksucht muß doch entschuldigend darauf hingewiesen werden, daß dies das Gewohnheitslaster der Parias ist. Freilich wäre er ein ordinirter Geistlicher gewesen, wie man ja in neuerer Zeit den Missionaren Parteilichkeit vorgeworfen hat, weil sie Rajanaiken als Paria nicht ordinirt hätten, so möchte leicht sein Verdienst nicht durch den Schaden und gegebenes Aergerniß aufgewogen werden. Doch dieser Vorwurf wird von nun an verstummen. Wir scheiden von ihm mit dem Abschiedswort der Missionare: „Wir haben ihm jedesmal, da er hier gewesen, zugeredet und ihn an seinen Tod und die Rechenschaft erinnert. Die Leute, die bei seinem Ende um ihn gewesen, wollen ihm das Zeugniß geben, daß er herzlich seufzend verschieden sei."

Für Capitain Berg war Schwartz länger als irgend ein andrer

Missionar eingetreten, aber bei seinen Besuchen im Jahre 1769 mußte er sich mit Betrübniß den zunehmenden geistlichen Verfall desselben gestehen, mündlich und schriftlich mußte er gegen die geringschätzigen Ansichten, welche derselbe über die Gnadenmittel, ja über die Person Christi selbst hegte, auftreten. Dazu kamen dann noch Zwistigkeiten in dessen Familie. „Jammer Schade ist es, klagt Schwartz, daß er seiner Phantasie in göttlichen Dingen zu viel Raum giebt. Wenn man ihm lange zuredet, so ist es, als wenn er Gehör gäbe, aber wenn er allein ist und mit andern redet, so kommen die wunderlichen Dinge wieder. Daher es kommt, daß er sich oft anstößig ausdrückt. Das letztemal habe drei Abende mit ihm geredet, ihm mit Ernst und Liebe den Schaden von solchen phantastischen Dingen vorgehalten. Allein es scheint, daß es tief eingewurzelt. Er denkt, es ist Weisheit. Anjetzt ist er in kläglicher Verwirrung mit seiner Familie. Der Satan ist ein listiger Feind. Solche Leute, welche seinem Reiche den größten Abbruch thun könnten, sucht er auf allerlei Abwege zu bringen. Gott wolle doch helfen nach dem Reichthum seiner Erbarmung um Christi willen." Trotz dieser großen Mängel fuhr Berg fort der Mission sich anzunehmen, so daß Schwartz jener Klage die Anerkennung vorausschickt: „So lange in Tanjour war, muß mit Wahrheit sagen, daß der Capitain Berg mir viel Liebe bezeiget, gern mit mir herumgegangen. Er ist nie verdrossen, sondern willig zu laufen und Raum zur Verkündigung des Wortes Gottes zu machen."

Ja grade in jenem Jahre mußte Schwartz mehr als je seine Gastfreundschaft und Dienstwilligkeit in Anspruch nehmen. Denn als er wenige Tage nach der geschilderten Audienz nach Tritschinopoli zurückkehren mußte und Berg am selben Tage die Abreise dem Könige meldete, wunderte sich dieser darüber und ließ dem Missionar seinen Gruß vermelden, es sei sein ganzer Wille, daß er sich in Tanjour aufhalte. Schwartz schrieb sofort nach Trankebar, Kudelur und Madras, was zu thun sei und ob nicht Gericke ihn einige Zeit in Tritschinopoli vertreten könne. In Madras und Trankebar rieth man dazu, aber wiederum vereitelte Hüttemann den ganzen Plan. Als aber der König seine Einladung wiederholte, und Fabricius von Madras dringend zur Wiederholung des Besuchs rieth, machte er sich im Juni wieder dahin auf in Begleitung des Oberst Wood mit Familie: „Oberst Wood reiste eben von Tritschinopoli, und der König von Tanjour ließ mir sagen, ich möchte mit ihm kommen. Weil nun seine Frau recht kräftig erwecket und einen Ernst bewies, zum gesetzten evangelischen Christenthum zu kommen, der Oberst Wood auch selbst Gott zu

suchen anfing, so trug kein Bedenken in ihrer Gesellschaft zu gehen." Sogleich nach der Ankunft in Tanjour wurde er mit Wood zur Audienz gelassen. Es war nur eine kurze Unterredung, aber doch lang genug, um des Königs ernstliche Heilsbegier erkennen zu lassen. Er erbat sich Unterricht über den christlichen Sabbat und den Unterschied der evangelischen und katholischen Kirche. Bei der directen Ermahnung mit seinen Unterthanen den wahren Gott anzubeten und einem Preis der seligen Gefühle, die er dann empfinden würde, lächelte der König und entließ ihn freundlich mit einer Handbewegung, die zu fernerem Bleiben in der Stadt aufforderte. Schwartz begleitete darauf die befreundete Familie Wood noch eine Tagereise jenseits des Kaweri. Der Oberst ging ja einen schweren Gang und bedurfte mit den Seinigen wohl Freundes Trost und Fürbitte. Der siegreiche tapfere Führer war vor ein Kriegsgericht nach Madras geladen, um sich über seine Siege zu verantworten. Die Präsidentschaft hatte aus Argwohn zwei Rathsmitglieder ins Lager geschickt und befohlen, daß ohne ihre Zustimmung im Kriege gegen Haider Ali nichts unternommen werden dürfe. Die Folge war ein Verlust nach dem andern; unter andern fiel deshalb auch das Fort Wulwagel in des Feindes Hände, Woods verwegene Tapferkeit aber zwang den Feind, sich mit Verlust zurückzuziehen. Bei einer andern tapfern Unternehmung dagegen wurde ihm vorgeworfen, beinahe geschlagen zu sein, wenn nicht eine andre Division ihm zu Hülfe gekommen wäre. Deshalb wurde er nun seines Commando's enthoben und sollte sich als Arrestant in Madras rechtfertigen. Bei dem elenden Intriguenspiel, welches damals am Regierungssitz herrschte, war der Ausgang der Sache recht zweifelhaft. Diese Prüfung läuterte den Obersten innerlich, und jeder Fortschritt im wahren Christenthum knüpfte auch die Freundschaft mit Schwartz inniger. Als er im Juli 1774 auf dem Sterbebette lag, übertrug er dem Freunde die Vormundschaft seiner Kinder, und der vielbeschäftigte Missionar gewann noch Zeit, seine Vormundspflichten treulichst zu erfüllen, und eine Reihe lieblicher Briefe an seine jungen Mündel legt Zeugniß ab, wie sehr er es verstand, mit Kindern wieder ein Kind zu werden.

Nach diesem kurzen Sprung in die Zukunft kehren wir mit Schwartz nach Tanjour zurück. Ihm wurde unumschränkte Freiheit ertheilt, auch in der innern Festung zu predigen. Das Volk sprach offen den Wunsch aus, der König möchte das wahre Gesetz annehmen. Der Fürst hörte auch hinter einem verschlossenen Fenster sitzend unbemerkt eine Predigt an und äußerte: Er zeigt, daß alle unsere Götter

Teufel sind. Wir müssen ihn nur hier behalten, um das thörichte Volk zu unterrichten." Bei anderer Gelegenheit sandte er und ließ Schwartz sagen, er möchte nicht aus der Festung gehen, er würde ihn zu einer Unterredung rufen lassen. Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt, viel Volks und namentlich Brahmanen strömten herbei. Nun aber fürchteten die obersten Beamten um ihren Einfluß und die Aufdeckung ihrer Betrügereien und setzten alles in Bewegung, den König wieder wankend zu machen. Erst wurde die Unterredung auf den Nachmittag verschoben, und dann unterblieb sie ganz. Oeffentlich wurde gesagt, daß der Fürst Schwartz gern um sich hätte, aber die Großen wären dawider. Als einige Wochen verstrichen, ohne daß es zu einer neuen Unterredung kam, ließ Schwartz durch einen hohen Beamten direct anfragen, was des Königs Absicht mit ihm sei. Im Falle der König seines Dienstes in göttlichen Dingen begehre, müsse er in Tritschinopoli eine neue Ordnung treffen. Die Antwort war, er könne für diesmal wieder reisen, aber der Raja betrachte ihn als seinen Pater. Schwartz bedauerte sehr, daß die Verhältnisse ihm nicht erlaubten einige Monate zuzuwarten und mehr stufenweise vorzugehen, wie er auch offen an Ziegenhagen schrieb: „Es that mir wehe, daß ich nicht länger mich in Tanjour aufhalten und nach und nach einen Eingang zu bekommen abwarten konnte. Der König war das erstemal, da mit ihm redete, gar geneigt, etwas von göttlichen Dingen zu hören. Seine Hofleute waren zwar nie damit zufrieden. Indessen da doch Erlaubniß zu bleiben hatte, hätte ich gern ein halbes Jahr wenigstens mich da aufhalten und mit dem Worte an ihnen arbeiten mögen." Diese offene Aussprache mußte natürlich Ziegenhagen in seiner anfänglichen Abneigung gegen die Uebernahme der Garnisonpredigerstelle bestärken, und er konnte es sich nicht versagen, die Mittheilung des obigen Passus nach Halle mit einer Anmerkung zu begleiten: „Dies Bekenntniß des Herrn Schwartz zeugt von dem großen Schaden, wenn ein Missionar sich als Garnisonprediger engagirt und sein Amt als Missionar nicht ungehindert abwarten kann."

Von Trankebar konnte in jener Zeit Niemand entbehrt werden, da die unablässigen Bitten der Glaubensgenossen auf Ceylon um den Besuch eines Missionars die Sendung Leidemanns dahin nöthig machten. Die erwarteten neuen Missionare von Europa kamen auch nicht an, denn obwohl Müller und John zu Neujahr 1770 wirklich von Kopenhagen abgesegelt waren, so hatten sie doch des Treibeises wegen wieder umkehren und ein volles Jahr auf erneuetes Auslaufen der indischen Schiffe warten müssen und kamen erst im Juni 1771 in In-

dien an. Nun wäre vielleicht ein Gehülfe für Tritschinopoli da gewesen, insoweit als ein Missionar ohne Kenntniß der Sprache Hülfe leisten kann, aber es gefiel dem Herrn der Kirche, die Hoffnungen seiner Knechte nur halb zu erfüllen.

Müller aus Heringhausen in Waldeck, der bei seiner Berufung als Missionar schon 35 Jahre alt war, fiel am dritten Tage seines indischen Aufenthalts in eine Gemüthskrankheit. Es war eine Art religiösen Wahnsinns. Die Details der Krankheit sind so traurig, daß wir lieber mit Stillschweigen darüber hinweggehen. Welche Sorgen und Unruhen er in seinen Ideen und Rasereien den Collegen bereitete, und wie sie dadurch in Ausrichtung ihres Berufs gehindert wurden, ist leicht zu ermessen. Mit Jahresschluß endigte unerwartet ein Schlagfluß das siebenmonatliche Leiden.

Inzwischen wurde Schwartzens Anwesenheit in Tanjour auch nicht mehr begehrt, wenigstens wurde kein solch Verlangen zu seiner Kenntniß gebracht, und erst später erfuhr man die wahre Veranlassung, indem Klein im September 1770 melden mußte: „Capitain Berg ist ein ganz verwirrter Mensch, der in sich und seine Vorstellungen ganz verliebt und von Einbildungen ganz aufgeblasen ist. Er lebt jetzt in der größten Uneinigkeit mit seiner Frau und giebt seinen Kindern, die zum Theil groß und herangewachsen sind, dadurch groß Aergerniß. Unser lieber Bruder Herr Schwartz hat ihm oft sehr herzlich die Wahrheit gesagt, weil er seine böse Tücke mehr und mehr, offenbar werden lassen. Nun ist er hinderlich, daß Herr Schwartz nicht nach Tanjour gehen kann. Der König soll schon einigemal nach ihm gefragt haben. Der Capitain aber beweist darin seine Feindseligkeit, daß er ihn nicht ruft. Es geht uns sehr nahe, daß dieser Mann, der im Anfang dem Evangelium so behülflich war, nun so hinderlich demselben geworden. Er ist leider ganz incorrigible. Wir beten für ihn und warnen ihn gelegentlich, wenn es nicht mündlich geschehen kann, doch schriftlich. Der HErr bekehre ihn."

Im October darauf finden wir Schwartz aus dringenden Ursachen wieder einige Wochen in Tanjour sich aufhalten und auch des Capitains Kinder unterrichten. Welches die dringenden Gründe gewesen, wird nicht gesagt, läßt sich aber aus der obigen Mittheilung entnehmen, auch wird es nicht verwundern, daß es zu einer Unterredung mit dem König gar nicht kam. Am meisten fand er jenes Mal Eingang bei den Katholiken, mit deren Priester er eine öffentliche Disputation halten sollte, aber in der letzten Stunde blieb der Pater weislich aus zum großen Anstoß seiner Glaubensgenossen, welche dringend

Schwartz um näheren Unterricht angingen und daß er sich fest in Tanjour niederlassen möchte. *) Der Zeitpunkt wäre aber so unglücklich wie möglich zu einer Niederlassung gewählt gewesen, denn jedes kundige Auge mußte erkennen, daß sich wichtige politische Ereignisse vorbereiteten, welche den Bestand des ganzen Tanjourschen Reiches bedrohten. In den Verträgen von Paris, welche 1763 die langen Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern auch in Indien beendeten, war Muhamed Ali als Nabob des Carnatik anerkannt und auf den Fuß eines Bundesgenossen des Königs von England gestellt. Bis dahin war er völlig abhängig von der Compagnie gewesen, wie ja aus den ersten Zeiten von Schwartzens Aufenthalt in Tritschinopoli erinnerlich sein wird, und konnte ohne ihren Willen nicht Hand noch Fuß regen, aber seit den Pariser Verträgen war vielmehr die Compagnie officiell in die Stellung eines Vasallen getreten. **) In der Mission zu Tritschinopoli trat der Umschlag alsbald in vermehrter Unduldsamkeit der Muhamedaner zu Tage. Je mehr Muhamed Ali Kenntniß von sei-

*) Die katholischen Gemeinden Tanjours waren von Tritschinopoli aus gegründet. Nachdem Robert de Nobili 1623 zum ersten Mal von Madura eine Missionsreise nördlich nach Tritschinopoli gethan und dort einige getauft, auch in den nächsten Jahren Haus und Kapelle daselbst gebaut hatte, wurde Pater Vico und etwas vor 1638 Pater Martinz, ein Portugiese, zu Tritschinopoli stationirt. Kurz nachher ward Balthasar da Costa als Pandara-Svami d. h. als Missionar für Sudras und Parias Martinz beigegeben, welcher im Jahre 1644 die Freude erlebte, in Karur den Tanjourschen Erstling Gaudentius zu taufen. Ueber Gaudentius, den Rajanaiken der Katholiken, und über da Costa berichtet ausführlich Bertrand, La Mission du Maduré II und III. (1653 waren im Tanjourschen schon mehr als sieben Kirchen.) Dies in aller Beziehung reichhaltige und auch für die politische Geschichte Südindiens wichtige Quellenwerk kann Freunden der tamulischen Missionsgeschichte nicht genug empfohlen werden. Die Geschichte der katholischen Mission im Tamulenlande unter ununterbrochenen Verfolgungen ist wahrhaft großartig.

**) Interessant ist, wie Schwartz sich über diese Politik ausspricht: „Die Landesumstände sind jetzt merklich geändert. Vorher war der Nabob als ein Compagnie-Pächter anzusehen, jetzt aber, da er sich an den König von England und das Parlament gewendet, ist er Landesherr geworden. Er hat hierauf Tanjour angegriffen (welches der Gouverneur wohl nicht gethan haben würde, da Tanjour für sie ein einträglicher Ort war). Nachdem die Sache mit Tanjour zu Ende war, verlangte der Nabob, daß die Armee nach dem Marawer-Lande marschiren sollte. Dies geschah. Das Marawer-Land wurde eingenommen und die Königin mit ihren vornehmsten Bedienten gefangen. Jetzt (October 1772) ist die Armee wieder aus. Kurz des Nabobs Ambition ist so entsetzlich groß, daß er keinen seiner Nachbarn in Ruhe läßt."

ner eigentlichen Stellung zur Krone erhielt, — und habgierige Europäer seiner Umgebung, welche etwa bei der Compagnie ihre Rechnung nicht gefunden hatten, sorgten schon dafür — desto stolzer und anmaßender trat er auf. So hatte er englische Truppen zur Züchtigung seines Vasallen in Madura entboten, so wollte er auch offenbar nicht ruhen, bis er auch das fruchtbare und reiche Tanjour seinen Besitzungen einverleibt hätte.

Zwar hatte Tanjour stets Heeresfolge geleistet, selbst zu einer Zeit, wo es noch sehr zweifelhaft war, ob der Nabob sich gegen die Prätendenten aus der alten Nabobsfamilie und ihren letzten Vertreter Scander Sahib würde behaupten können. Scander Sahib war ja bei einem Fluchtversuch aus Sirengam grade vom Tanjourschen Hülfscorps gefangen und auf des Generals Manoziappa Befehl enthauptet worden. Gegen Haider Ali hatten auch königliche Truppen gestanden, aber nach des Nabobs Prätensionen nicht in genügender Zahl. Es war schon abgemacht, daß diese Unzufriedenheit nach dem Friedensschluß den Vorwand bieten sollte, Tanjour einzuziehen und die Einkünfte zur Deckung der Kriegskosten zu verwenden. Da forderte Haider, daß der Raja in den Friedensvertrag einbegriffen und ihm sein Gebiet garantirt würde. Damit es nicht heiße, er verdanke seine Selbständigkeit dem muhamedanischen Eroberer, führten ihn die Engländer als ihren Alliirten auf. Dessen ungeachtet wurde gleich nachher von dem gleichfalls erschöpften Lande ein unerschwinglicher Tribut gefordert. Während ferner Tanjour an des Nabobs Seite kämpfte, hatten die südlichen Nachbarn, die Fürsten von Marawa und der Tondiman von Pudukottah, königliches Land occupirt. Als alle Bemühungen des Raja, durch den Nabob und die Engländer wieder in Besitz seines Landes zu kommen, fehlschlugen, benutzte er einen Kronstreit in Marawa, dies Land mit Krieg zu überziehen, und konnte im siegreichen Triumph als Sieger wieder in seine Hauptstadt einziehen. Dies war im Sommer 1771 gewesen. Nun wandte sich die Fürstin von Marawa klagend an den Nabob als Oberherrn. Die Oberherrschaft war zwar geschichtlich sehr bestreitbarer Natur, da Madura und Tanjour in stetem Wechsel Ansprüche erhoben und zur Anerkennung gebracht hatten, doch wurde natürlich der längst gewünschte Anlaß zum Bruch begierig ergriffen, und nachdem schnell die Festung Wallam fortgenommen war, marschirte die englische Armee unter General Smith Ende September gegen Tanjour selbst und begann die Belagerung. Nach vierwöchentlicher Einschließung sollte die Erstürmung statt finden, und der Erfolg war nicht zweifelhaft, als der im Lager

anwesende älteste Sohn des Nabob, welcher fürchtete, die Engländer möchten Tanjour für sich selbst in Besitz nehmen, Frieden schloß. Der Raja mußte bedeutende Summen zahlen und, freilich gegen den ursprünglichen Vertrag, Festung und District Wallam abtreten.

Durch diesen Frieden erkaufte er sich nur eine kurze Frist. Nachdem der Nabob durch die Engländer sich Marawa hatte erobern lassen, zu dessen angeblicher Beschützung der erste Krieg gegen Tanjour unternommen war, und die ganze politische Lage günstig erachtete, daß er Tanjour direct für sich erobern könnte, drängte er die Präsidentschaft zum Kriege, und trotzdem der Rath zu Madras die Ungerechtigkeit des Kriegs einsah und offen bekannte, daß die Eroberung Tanjours höchst unpolitisch sei, nöthigte ihn das in der Heimath adoptirte System, welches den Nabob als souverainen Oberherrn, dem Heerfolge zu leisten sei, anerkannte, im August 1773 aufs neue den Krieg zu beginnen und Tanjour zu belagern.

Wir haben die Erzählung dieser wichtigen politischen Vorfälle in ununterbrochener Reihenfolge geben wollen als Hintergrund für die gleichzeitige Wirksamkeit unsres Schwartz. In dieser Zeit der Verwirrung offenbarte sich zunächst, daß es eine wirklich göttliche Fügung gewesen, welche die Niederlassung eines Missionars in Tanjour bisher verhindert hatte. Die Christengemeinde daselbst löste sich im Jahre 1771 fast ganz auf, das Bethaus und die Wohnung des Katecheten Rajappen, der gerade nach Trankebar gegangen war, wurde von den Belagerern zerstört. Schwartz machte im darauf folgenden Jahre 1772 die größten Anstrengungen, die Gemeinde innerlich und äußerlich wieder zu sammeln und zu bauen; nicht weniger als viermal nahm er seinen Aufenthalt daselbst. Aber damit trat auch wieder die Gefahr, in die politischen Verwicklungen hineingezogen zu werden, näher an ihn heran, welcher bis jetzt entgangen zu sein, er mit besonderm Dank gegen Gott noch eben erst anerkannt hatte *). Im März brach er mit drei Katecheten dahin auf, wahrscheinlich von Tanjour direct dazu aufgefordert, denn gleich am nächsten Tage wurde er vom Könige empfangen, und während der monatlichen Anwesenheit wiederholten

*) „Wäre ich zu der Zeit der Kriegsunruhe in Tanjour gewesen, so wäre ich in unaussprechliche Noth gerathen, denn wie mir erzählt worden, so hätte der König mich zum Schreiben an den Nabob und die Engländer brauchen wollen, welches ich auf keine Weise mit gutem Gewissen thun können, weil von beiden Seiten die Wahrheit gar sehr aus den Augen gesetzt worden. Hätte ich aber es

sich die Audienzen. Der König verstattete eingehende Vorträge, ja auf seinen Wunsch mußte die Trauung einer Tochter des Cap. Berg im Palais selber geschehen, und die gottesdienstliche Handlung machte auf den ganzen Hof tiefen Eindruck. Vor- und Nachmittags durchzog er mit seinen Katecheten die Straßen der Stadt und die umliegenden Dörfer, predigend und lehrend, so daß die Brahminen sich beklagten, man höre immer und überall nur noch vom wahren Gesetz. Die Gelegenheit recht auszunutzen, ging Brief auf Brief nach Kudelur, um Gericke für Tritschinopoli zu zeitweiliger Vertretung zu gewinnen, so daß endlich selbst Hüttemann die Einwilligung nicht länger versagen konnte.

Bei alledem war Schwartz nicht recht wohl zu Muthe. Der König hatte wirklich Neigung zum christlichen Glauben, aber die unverholenen Drohungen seiner Umgebung schüchterten ihn ein, auch konnte er sein Herz nicht von den Sünden der Wollust und Trunksucht frei machen, obwohl sein Gewissen ihn so sehr deshalb verklagte, daß er den Missionar einmal direct um seine Meinung über das Trinken fragte.

Als dann aber Schwartz den günstigen Moment nach der Trauung im Palais benutzte, um einen kleinen Platz zum Bau eines neuen Bethauses zu erbitten, hielt der König doch wieder zurück und machte die Bedingung, er dürfe nur die schon Getauften unterrichten, andere aber nicht annehmen. Natürlich wurde ihm entgegnet, die Bedingung könne nicht eingegangen werden, indessen als muthig ein Strohhaus zum Versammlungsort und eine Kammer für den Missionar gebaut wurde, wagte Niemand es zu hindern. Dem König war nämlich sehr daran gelegen, Schwartz zur Annahme einer Vermittlerrolle mit den Engländern und dem Nabob zu bestimmen, deren feindselige Absichten auf gänzliche Unterdrückung Tanjours nach dem Friedensschluß nur noch deutlicher hervortraten. Er antwortete offenherzig, die Sache an sich wäre nicht sündlich, allein da keine Wahrheit in ihrem Munde sei und sie das gegebene Wort so leicht brächen, fürchte er sich vor beiden Parteien. Zu einem europäischen Königsbedienten, fügt Schwartz bei, müßte man freilich etwas leiser reden. Die Offenheit würde ihm

---

völlig abgeschlagen, mich in diese Welthändel zu mengen, so hätte ich es ganz verdorben und wäre gewiß als Feind angesehen worden. Daher mir vorkommt, daß ich göttliche Güte zu preisen habe, welche mich vor solchem Jammer bewahrt hat." 18. Febr. 1772.

nicht im Geringsten verübelt, sie läugneten die Berechtigung der Vorwürfe gar nicht. Die Verhandlungen wurden nur aus einem andern Grunde abgebrochen, weil die bisherigen Rathgeber des Königs in Ungnade fielen *) und durch den tüchtigen General Manoziappa ersetzt wurden, welcher den vertrauten Umgang des Königs mit einem europäischen Missionar als ungeziemend nicht gestatten wollte. Als daher Schwartz nach kurzem Aufenthalt in Tritschinopoli, wo Gericke endlich zu seiner Vertretung ankam, wieder zurückeilte, konnte er einen ganzen Monat sich in der Stadt aufhalten, ohne nur einmal den König zu sehen. Ja die abgeneigte Gesinnung der obersten Beamten trat so sehr hervor, daß zwei hochgestellte königliche Diener ihn eines Tages, als er grade vor einer großen Volksmenge predigte, heftig schmähten und die Katecheten Rajappen und Njanapragasam, welche in einer andern Straße aus dem Neuen Testamente vorlasen, überfielen und ihrer Bücher beraubten. Wie in Tritschinopoli bei einer frühern Verfolgung Seitens der Katholiken, so hielt er es auch hier angemessener, still um des Evangeliums willen mit seinen Gehülfen zu leiden, als zu klagen und auf Bestrafung zu dringen. Seitdem fehlte es nicht an Schmähungen, doch gingen die Gehülfen täglich mit ihren Neuen Testamenten, die man ihnen wieder zugestellt hatte, muthig aus, bis gegen Ende des Monats ihr Missionar auf seine Station zurückkehrte, da Hüttemann auf Gericke's Wiederkommen bestand und die Aussichten in Tanjour immer trüber sich gestalteten. Ende Juli schon ließ ihn der König direct durch einen Brief zurückrufen, weil die Gewitterwolken sich immer dichter um Tanjour zusammenzogen. Schwartz bittet seinen Freund Chambers Niemandem etwas von dieser Reise zu sagen, es handele sich nämlich von Neuem um Antrag einer Vermittlerrolle. Der König fühlte wohl heraus, daß dieser einfache Missionar sein bester und zugleich einflußreichster Freund war, er redete ihn ehrend an: „Padre, ich setze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich bist." Allein die Minister fürchteten, durch

*) Es waren dieselben drei Leute, welche 1769 den König überredet hatten, Schwartz wieder nach Tritschinopoli zu entlassen. Einer wurde beschuldigt, mit Ungerechtigkeit große Schätze gesammelt zu haben. Sobald das Geld ihm genommen wurde, erstach er sich. Der andre, ein Muhamedaner, welcher den König zum Trunk verleitet und sonst viel geschadet hatte, wurde verjagt. Der dritte, ein Brahmane, der oberste Finanzbeamte, wurde ins Gefängniß geworfen. Schwartz sah in diesen Vorfällen Gerichte Gottes.

diese Einmischung würden ihre eignen Schlechtigkeiten an den Tag kommen, und so blieb Schwartz zu seiner großen Freude mit dem bedenklichen Auftrage verschont.

Da nun Tanjour offenbar augenblicklich kein günstiges Missionsfeld war, mußte er für seine Katecheten eine andre Station suchen. Tüchtige Gehülfen auszubilden, war ja ihm stets Herzenssache. Die große Zahl von acht Katecheten überstieg die Bedürfnisse seiner Station. Man kann wohl sagen, daß er ein in eminentem Sinne praktisches Seminar angelegt hatte.

Eigentlich wäre wohl der Mutterstation Trankebar diese Aufgabe gestellt gewesen, doch von da äußert vielmehr Klein am 17. Febr. 1773 den Wunsch, daß sie sich bei Annehmung von Gehülfen nicht an ihre Gemeinden bänden, sondern mit dem lieben Bruder Herrn Schwartz gemeinschaftliche Sache machen möchten, „da er durch göttliche Güte manche Subjecte besser zubereiten könne." Bevor man zu Weihnachten 1772 den trefflichen Stadtkatecheten Philipp zum Landprediger ordinirte, ließ man denselben daher erst einen längeren Aufenthalt in Tritschinopoli nehmen, und als Schwartz im Januar 1773 zum Besuch nach Trankebar kam, wurden ihm zwei der ältesten, besonders hoffnungsvollen Schulknaben zur weitern Erziehung mitgegeben. Doch waren diese Beschlüsse nicht ohne einigen Kampf gefaßt: „Die Ursache, daß wir in diesen Stücken nicht alle Eines Rathes sind, ist die dadurch verursachte Vermehrung der Ausgaben, die ein und anderm gänzlich zuwider ist. Der theure Bruder Herr Schwartz giebt seinen Gehülfen zwei Pagoden, und das monatlich. Dergleichen Sold hat Niemand als der Sudrakatechet in Tanjour von uns und auch nur elfmal des Jahres. Herr Schwartz hat einen ehemaligen römischen Katecheten, der durch seinen Unterricht gewonnen und rechtschaffen zu unserer Kirche übergetreten, Namens Schawrirajen uns als zweiten Gehülfen in Tanjour vorgeschlagen, weil er daselbst große Bekanntschaft und Einsicht hat. Es hielt schwer, daß wir ihm gemeinschaftlich vier Reichsthaler ausmachten."

Die Schlußmittheilung von Schawrirajens Stationirung in Tanjour neben dem wieder dahin zurückgekehrten Rajappen beruhigt uns zugleich im Voraus, daß Schwartz die Hoffnung für Tanjour noch nicht aufgegeben hatte, und die Lage des neuen Stationsortes, jener kürzlich in muhamedanische Hände gefallenen Festung Wallam, legt die Vermuthung nahe, er habe auch für sich selbst in möglichster Nähe einen gesicherten Stützpunkt schaffen wollen, um alle Vorgänge

in Tanjour genau beobachten zu können und stets bei der Hand zu sein. Wallam, wohin er sich im October 1772 zum ersten Mal begab, um zu recognosciren, ob er wagen könne einen selbständigen Katecheten dort zu stationiren, liegt nämlich nur $1\frac{1}{2}$ Meilen südwestlich von Tanjour entfernt. Die Verhältnisse lagen dort über Erwarten günstig. Es meldeten sich alsbald einige Eingeborne zum Unterricht und der Major Vaughan, Commandant der dort liegenden englischen Garnison, ließ Schwartz auch sogleich den Platz zumessen, welchen er sich zum Bau eines Bethauses als bestgeeignet ausgewählt hatte. Damit war der erste Schritt zur Gründung einer Filialstation gethan. Ein kurzer Abstecher nach Tanjour überzeugte ihn, daß dort wirklich für den Augenblick nichts zu thun war, denn es wurde ihm förmlich verboten öffentlich zu reden. Um so frischer ging es alsbald wieder in Wallam vorwärts. Durch eine Collecte unter den dortigen Officieren und in Tritschinopoli wurden die Baumittel aufgebracht, und eine kleine Kirche in einer Länge von 60 und einer Breite von 30 Fuß war bald fertig gestellt. In dem daran stoßenden Garten erhob sich ein bequemes Haus für zwei Katecheten. Dewasagagam und Abiseganaden fanden dort ihren Wirkungskreis. Da Schwartz selber wiederholt daselbst Aufenthalt nahm und einmal mehrere Wochen blieb, so war auch binnen Jahresfrist ein Gemeindlein von achtzig Seelen gesammelt.

Als er im Februar und März 1773 sich zur Beaufsichtigung des Baues in Wallam aufhielt, kam ein Brahmane von Tanjour mit Botschaft, der König wolle ihn sprechen. Bei seiner Ankunft sandte zuerst der Bruder des kürzlich vom Nabob entthronten und erschlagenen Marawerfürsten und bat ihn um Vertretung seiner Sache in Madras, er wolle dann auch das Christenthum in seinem Lande befördern und eine große Kirche bauen. Schwartz erwiderte dem Gesandten, jetzt könne er nichts mehr thun, der beste Rath für seinen Herrn sei, sich selbst zu bekehren, um des Himmelreichs theilhaftig zu werden. Den König persönlich bekam er nicht zu sehen, es hieß, er sei unwohl. Von Schwartz wurde Rath verlangt, wie sie äußerlich sicher und ruhig leben könnten. Er konnte ihnen nur den rechten Weg zur wahren Ruhe zeigen, und der stand ihnen nicht an. In politische Händel lasse er sich nicht ein, sein Amt sei von ganz anderer

Art. Man wollte ihm nämlich die Correspondenz mit den Engländern antragen und ihn in außerordentlicher Gesandtschaft nach Madras schicken. Zu der Ermahnung, die Götzen wegzuwerfen und auf den Weg des Lebens und der Wahrheit zu treten, so würde Gott Rath zeigen, wußte der verhandelnde Minister nichts anderes zu sagen, als der Weltlauf hindere sie daran. Schwartzens letztes Wort war: „Dann fürchte ich, daß ihr untergehen werdet." Ein trauriges Ende der vielen Unterredungen.

Wenige Monate darnach zu Anfang August brachen des Nabobs Truppen und ein englisches Corps von Tritschinopoli zur Belagerung Tanjours auf. Schwartz aber war trotz seines Amtes als Garnisonprediger nicht mit im Lager. Hat er es abgelehnt aus naheliegenden Gründen, oder fühlte man in Madras, daß ein so ungerechter Krieg mit seiner Anwesenheit sich nicht vertrage? Daß seine Abwesenheit auch in diesem Falle etwas zu bedeuten hatte, läßt sich aus einer Mittheilung Breithaupts in Madras schließen, der von Halle gefragt, welches Schicksal das von Schwartz im Jahre 1770 dem Gouverneur überreichte Memorial wegen besserer Erziehung der Soldatenkinder gehabt, zugleich über die erste Belagerung von Tanjour unterm 27. Sept. 1771 bemerkte: „Unser geliebter Bruder Herr Schwartz befindet sich nicht bei der Armee, sondern einer von den hiesigen englischen Predigern, welcher lieber ein Capitain, denn ein Prediger sein möchte. Der hiesige Gouverneur hat damals Herrn Schwartz geantwortet, wie er die Vorschläge in Erwägung ziehen und ihn weiteres wissen lassen wolle. Ob solches von ihm geschehen, wissen wir nicht. Weil er gleich mehreren dem Deismus zugethan ist, so kann sich das Missionswerk von ihm wohl keine besondere Vortheile versprechen." Darnach ist es doch wohl nicht ohne Bedeutung, wenn Schwartz sich auch diesmal nicht der Armee anschloß, sondern auf die Kunde, die neue Kirche zu Wallam solle in ein Magazin verwandelt werden, dorthin sich begab und fast zwei Monate verweilte. So wurde der Gemeinde nicht nur ihre Kapelle bewahrt, sondern es wurden eben damals vierzig Personen getauft. Welch ein Contrast zu dem Zerstörungswerk in nächster Nähe! Am 17. September fiel Tanjour durch Ueberrumpelung, vielleicht auch durch Verrath. In der Mittagsstunde drang der Feind unbemerkt durch eine Bresche ein, und der König befand sich in seinem eigenen Palais plötzlich einem englischen Obersten gegenüber, der ihn als Gefangenen erklärte. Er ergab sich, nachdem der Officier Namens des Generals geschworen hatte, daß er seinem Stande gemäß sollte behandelt werden. „So fiel Tolossi Raja,

der zehnte marattische König von Tanjour durch seine eigne Schuld im zehnten Jahr seiner Regierung."

Nach vier Tagen kam Schwartz, um sich den Ruin anzusehen und zu versuchen, ob er nicht den Capitain Berg aus der Gefangenschaft losbitten könne. Welch trauriger Anblick! Der gefangene König ließ ihn zu sich ins Gefängniß rufen. Kennt ihr mich nicht, Padre? redete er tief bewegt den gleichfalls sehr erschütternden Missionar an, der ihm trauernd antwortete: „Ich kenne euch gar wohl und bin sehr bekümmert über dem, was euch begegnet ist. Nun aber bleibt mir nichts übrig als ein Wunsch, daß euch Gott Gnade geben wolle, euer Elend mit Geduld zu tragen." Die anwesenden Muhamedaner paßten auf jedes Wort, und so konnte er nicht viel reden. Jetzt im Unglück erinnerten ihn gestürzte Minister und verwundete Generale, denen er vergebens bessere Pflege zu erwirken suchte, selbst daran, wie er vor wenigen Monaten ihnen den Untergang vorausgesagt habe, und bekannten, daß die Götzen eitel und nichts seien. Nach unausgesetzten Bemühungen gelang es endlich, Berg und seinen Schwiegersohn aus der Gefangenschaft zu befreien, aber aller Fürsprache ungeachtet wollte der Nabob sie nicht in seine Dienste nehmen. Der ehemals so angesehene Mann mußte froh sein, als ihm endlich eine einfache Bombardierstelle in Negapatnam verschafft wurde. Die Missionare und besonders Schwartz haben im Unglück sich seiner und seiner Familie (sein einziger Sohn starb damals und wurde bei der Bethlehemskirche begraben) nach allen Kräften angenommen und die Geflüchteten lange in der alten Papiermühle bei Poreiar beherbergt, wenngleich es sie tief schmerzte, daß Bergs Frau und Kinder nie zu Kirche und Abendmahl kamen und er selbst auch keine Beugung, keine Liebe zu Gott und seinem Wort bezeugte. Weiter lassen sich dieses Mannes Geschicke nicht verfolgen. Wir nehmen mit der gleichen Trauer von ihm Abschied, mit der wir einige Jahre früher Rajanaiken scheiden sahen.

Es galt jetzt in Tanjour ein völlig Neues zu pflügen. Bergs Entfernung bedeutet für diese Stadt den Abschluß der ersten evangelischen Missionsperiode. Von aller bisherigen Arbeit war wenig mehr zu sehen, die Gemeinde zersprengt, Bethaus und Kammer für den Missionar bei der Belagerung aufs neue von der Erde verschwunden. Schwartz aber gab sein Tanjour nicht auf, ja er begann nun erst recht dort zu wirken. Er wandte sich an des Nabobs Sohn um einen Platz zum Bethause. Der Platz wurde versprochen und noch Beihülfe dazu, Engländer wurden für den Bau interessirt, aber die förmliche

Erlaubniß ließ auf sich warten. Der junge Nabob hatte sich sogleich nach der Besitznahme Tanjours mit der Armee nach Naur begeben, einem berühmten muhamedanischen Wallfahrtsort und Hafen zwischen Trankebar, oder genauer Kareikal und Negapatnam, welchen der entthronte König an die Holländer verpfändet hatte. Fast wäre es zu einem neuem Kriege gekommen, doch gelang es endlich durch gütlichen Vergleich und nach Zurückzahlung der Pfandsumme die Holländer zum Abzug aus der wichtigen Hafenstadt zu vermögen. In seiner Stellung als Garnisonprediger verweilte Schwartz zu Ende des Jahres 1773 mehrere Wochen in Naur *) und versäumte keine Gelegenheit, dem jungen Nabob Vorstellung wegen des Kirchbaues zu thun. Der aber verschanzte sich jetzt hinter seinen Vater, ohne dessen Vorwissen er nichts thun dürfe und den er selbst in Madras befragen wolle. Es galt daher sich in Geduld zu fassen und vorerst Tanjour in andrer Weise Hülfe zu schaffen. Er reiste im December über Trankebar zurück und urgirte, daß einer von dort wenigstens auf einen Monat nach Tanjour gehen sollte. Obwohl in eben dem Jahre auch die Glaubensgenossen auf Ceylon wieder so dringend um einen Besuch gebeten hatten, daß Leidemann ihnen war zugesandt worden **) und nach fast achtmonatlicher Abwesenheit erst im August zurückgekehrt war, so fanden doch seine Bitten eine geneigte Aufnahme ***), und als im nächsten Februar einige Heiden und Katholiken von Tanjour noch ein directes Gesuch einreichten, wurde in der Conferenz Zeglins Reise für den März beschlossen. Das war nun freilich nicht eigentlich die Hülfe, auf welche Schwartz gehofft hatte †), dessen Reflexion vielmehr auf

*) „Herr Schwartz hat, da er fast einen Monat sich in Naur aufgehalten, zuletzt auch Nagapatnam besucht und bei dem Gouverneur gespeiset, allein er hat eine schlechte Meinung von ihm." Klein 22. Febr. 1774.

**) Sie begehrten eigentlich, daß in Trankebar ein überzähliger Missionar eigens zum Zweck dieser Reisen gehalten würde, der von den Lutheranern Ceylons seine Besoldung empfinge. Es wurde viel darüber geschrieben und so der rechte Zeitpunkt versäumt.

***) Während dieses Aufenthalts erhielt er auch einen Besuch von dem neuangekommenen Aeltesten der Herrnhuter Woltersdorff, der sich als eifriger Leser seiner Berichte und Briefe einführte und über verschiedene Umstände genauere Nachricht begehrte.

†) Klein, Zeglins Schwiegersohn, schreibt darüber am 7. März 1774 folgende, Zeglin sehr gut charakterisirende Worte: „Der liebe Bruder Schwartz beschämt uns alle wegen seiner Wirksamkeit und durch die vielen Reisen, die er, ob er gleich noch allein ist, so oft unternimmt. Die Arbeiten sind bei uns so gehäuft, daß ein und andrer durchaus nicht lange abkommen kann. Der liebe Herr Zeglin schlug eine

den kräftigen John gegangen war, der auch schon mit freudiger Zuversicht seinem Vater von der bevorstehenden Reise geschrieben hatte, aber es war doch eine Hülfe und zugleich für Zeglin eine Erquickung nach Leib und Seele. „Im März habe auf der Reise nach Tritschinopoli da und in Wallam und Tanjour Wunderdinge gesehen bei unserm Herrn Schwartz. Es sind von der Wunderhand Gottes, des Gottes der Menschen gewirkte Gnadenwunder, denn wer kann sich davon was zuschreiben? Es sind Wunder von mancherlei Gattung! Wer kann es aussprechen?" lautet der kurze Reisebericht, der nach einer ausführlicheren Beschreibung sehr verlangend macht. Auf weitere Reisen zu seiner Unterstützung konnte Schwartz von Trankebar aus nicht mehr rechnen, nachdem Leidemann im August 1774 erst 32 Jahre alt einer Krankheit erlegen war, und der alte Maderup, welcher bei gänzlichem Mangel an Verständniß für die eigentlichen Aufgaben des Missionsberufes doch als treuer Pastor und Seelsorger der portugiesischen Gemeinde thätig und eifrig gearbeitet hatte, in eben jenem März 1774 von einer Lähmung an der rechten Seite befallen wurde, die seinem Wirken ein Ziel setzte, obgleich er noch bis in den November 1776 zu leiden hatte. Die beiden alten Landprediger Diogo und Ambros waren auch gänzlich invalide, der neuordinirte Philipp dagegen besuchte Tanjour jährlich zwei- auch dreimal. Sein Beistand und die treue Arbeit des besonders tüchtigen Katecheten Rajappen, der bereits in Kopenhagen als Landprediger vorgeschlagen war, ersetzten Schwartz in Tanjour einigermaßen, wenn er in Tritschinopoli oder an andern Oertern sich aufhalten oder weitere Reisen unternehmen mußte.

Schwartz hegte große Hoffnungen, in Tanjour bald eine Kirche erbaut zu sehen. Nach Briefen der Missionare zu Madras hatte er

---

Recreationsreise vor und setzte sie auch durch. Da er nichts von äußern Sachen mitzubesorgen hat, so kann er freilich noch am ersten abkommen. Allein eine solche Reise, wie Herr Schwartz schon lange urgirt hat, da sich einer in Tanjour allein wenigstens einen Monat aufhält und außerdem noch an andern Oertern mehrere Tage sich verweilt, ist freilich keine Sache für Herrn Zeglin. Es giebt allenthalten verdrießliche Umstände, die untersucht und gehoben werden müssen. Dazu hat Herr Zeglin die Gabe nicht. Die Heiden zu ermahnen und den Christen einen recht passenden Vortrag zu thun, das ist seine Gabe, die er auch gebraucht. Er ist nun auf der Reise und wird unter göttlichem Beistande den Samen des Evangelii reichlich ausstreuen. Wegen Schwachheit seines Körpers reiset er immer spät aus und kehret früh wieder irgendwo ein, so daß er kurze Tagereisen macht."

gleich im October 1773 ihnen von seiner gewissen Hoffnung berichtet, daß durch die Freigebigkeit des englischen Generals Smith und andrer englischer Officiere eine protestantische Kirche in Tanjour werde erbaut werden, der General habe es aus eignem Antrieb beschlossen. Als dann der junge Nabob ihn hinzuhalten begann und auch der Aufenthalt zu Naur nichts gefruchtet hatte, meldet Klein dennoch am 22. Febr. 1774 aus Trankebar: „Der liebe Herr Schwartz ist noch sehr wirksam und hoffnungsvoll wegen Tanjour, daß da eine Kirche gebaut werde. Der HErr lasse seinen Glauben auch hierin den Sieg davon tragen." Sein Eifer ließ ihn nicht ruhen, in der heißesten Jahreszeit im April finden wir ihn auf dem Wege nach Madras, dem Nabob selber Vorstellungen zu machen. Er wurde lange hingehalten und erhielt schließlich eine höfliche Abweisung. Nicht bessern Erfolg hatte eine zweite Reise im August, welche durch den im Juli erfolgten Tod seines Freundes, des Oberst Wood, zunächst veranlaßt war, weil er von diesem zum Testamentsexecutor ernannt worden war.

In einem Brief an den Lector Pasche in London vom 20. Febr. 1775 machte er Mittheilungen über jene vergeblichen Versuche beim Nabob, welche seiner Zeit wegen der Randbemerkung „hiervon bitte gar nichts zu publiciren" ungedruckt bleiben mußten: „Der Nabob wird viel eher den Heiden Erlaubniß geben, eine neue Pagode zu bauen, als uns ein Bethaus aufzurichten. Das hat er bisher gar deutlich zu erkennen gegeben. Bei dem Gesuch um einen Platz in Tanjour was für arge Ausschweife, Versprechen, Verdrehen, Verändern war dabei. Indessen ist sein ältester Sohn, wenigstens dem Scheine nach, von besserer Art. Dieser, Namens Ombat-ul-Omra, hat gar öfters vom Christenthum mit mir geredet, insonderheit von Christi Person und bürgschaftlichem Leiden und Sterben. Er meinte manchmal, als wenn die bürgschaftlichen Leiden Christi allen Sünden Thür und Thor öffnen würden. Da man ihm aber zeigte, daß dadurch nicht nur die Erbarmung Gottes gegen das menschliche Geschlecht, sondern auch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit hervorleuchtete und zwar zur Witzigung und Warnung, und daß Keiner an Christo und dem von ihm erworbenen Heil Theil haben könne, als der durch die Kraft des Leidens Christi alle Sünden von Herzen haßte, so sagte er: Das ist eine göttliche Lehre. Er ist nicht stolz, man kann ihm alles mit sehr platten Worten sagen. Als ich den Nabob bat, mir einen Platz in Tanjour zu geben, so bewies sich der älteste Sohn sehr aufrichtig in der Sache. Allein er sagte mir nach einigen Tagen, daß ich nicht sollte traurig sein, er glaube, daß seines Vaters Gemüth

gegen die Sache sei." Einen überzeugenden Beweis von der Sündenhaß wirkenden Kraft des christlichen Glaubens konnte Schwartz bald dem muhamedanischen Hofe geben, als ein angesehener Engländer von Gewissensbissen gequält auf dem Krankenbette ihm eine bedeutende Summe einhändigte, um welche er durch falsche Rechnungen den Nabob gebracht hatte. Der Vorfall machte großes Aufsehen, konnte aber auch den Nabob nicht zu einer günstigeren Entscheidung wegen Tanjour bewegen.

Schwartz war rathlos, wie er ohne Versammlungslocal die Gemeinde dort pflegen sollte. Da kam Hülfe von dem, welcher Wege allerwegen hat und dem es an Mitteln nicht fehlt. Eine außerordentliche Theuerung, welche vom Nabob noch künstlich gesteigert wurde, bewog einen frommen Ingenieur-Major Stevens, in Tanjour eine Versorgungsanstalt für etwa dreißig Arme zu gründen, und das auf dem zu diesem Zweck gemietheten Platz befindliche Haus ließ der fromme Officier gleichzeitig zu einem Bethause herrichten. So wurde zeitweilig der größten Noth abgeholfen. Der Zuwachs der Gemeinden war grade in diesen kümmerlichen Jahren ein ganz außerordentlicher, nach einem Briefe an Sorge taufte und recipirte Schwartz im Jahre 1774 fünfhundert Seelen, und auch im folgenden Jahre war Taufunterricht bald an diesem, bald an jenem Orte seine Hauptbeschäftigung. Er gesteht offen, die meisten seien blos aus Hungersnoth gekommen, und er habe es nicht übers Herz bringen können sie wegzuweisen. Unter den Hinzugekommenen befanden sich auch nicht wenige aus den höhern Geschlechtern, und grade in jenen trüben Tagen begann die eigentliche Sammlung von vorwiegend aus Sudras bestehenden Landgemeinden, die in ihrem Kern unter allen Anfechtungen bis heute der lutherischen Kirche treu geblieben sind. Aeußere Noth und Anfechtung hatten sie zuerst auf das Wort merken gelehrt, wie auch eine alte Frau zu Schwartz sagte, als er über unlautere Absichten der Herzukommenden klagte: „Herr, da wir fett waren, haben wir eure guten Lehren aus der Acht gelassen. Nun hat uns der Herr Jesus mager gemacht, aber zu dem Zweck, daß wir hören und den Unterricht annehmen mögen." Es war eine Zeit stiller aufbauender Gemeindearbeit, da die abgünstige Gesinnung des Nabobs nach dem Sturze von Tanjour ihn jeglichen Einflusses auf die staatlichen Verhältnisse beraubt hatte. Den armen König von Tanjour durfte Niemand, nicht einmal der dortige Gouverneur besuchen. Das auf die Straße gehende Fenster seines Gefangenzimmers wurde vermauert. Die ärmsten seiner Unterthanen konnten in ihrem Unglück

das Evangelium hören, ihm war auch dieser Trost versagt; gewiß sonst ein Trost auch für ihn, denn wie stand er einst der Wahrheit so nahe! Schwartz erfuhr in jener Zeit aus zuverlässigem Munde, daß der König vor der unglücklichen Katastrophe seine höchsten Diener zusammengerufen und ihnen erklärt habe, ein Christ werden zu wollen. Aber sie hätten ihm einmüthig Vorstellung gethan, wie seine Vorfahren beim Dienst der Götter glücklich gewesen wären, und ihn wieder abgeschreckt. Nun waren ihre Glücksprophezeiungen zu Schanden geworden, vielleicht daß jetzt in der Trübsalshitze und in der Stille der ausgestreute Same des göttlichen Wortes aufgehen wird.

Schwartz hat uns aus dieser Zeit verhältnißmäßiger Stille und Zurückgezogenheit nicht viel berichtet. Er fühlte schon seit drei Jahren eine merkliche Schwäche der Augen, eine Folge des starken Sonnenglanzes, welchem sie auf seinen vielen Reisen ausgesetzt waren. Er mußte daher dunkelgrüne Brillen tragen, und er bemüht sich in vielen Briefen angelegentlich, passende Sorten von Europa zu erhalten. Er konnte es nicht mehr vertragen, eine Stunde ohne Unterbrechung zu lesen und zu schreiben. Seine Berichte und Briefe, wie er sonst gethan, Abends oder in der Nacht zu schreiben, konnte er gar nicht mehr sich beifallen lassen. Daher werden die Berichte von Jahr zu Jahr kürzer und der Briefe weniger. Doch wird ihn grade dies vorliegende Buch als einen noch bis ins hohe Alter fleißigen Briefschreiber documentiren. Um so mehr konnte er sich in jener Periode der Erziehung des jungen John Kaspar Kohlhoff widmen, eine Arbeit, welche der Mission den reichsten Segen bringen sollte. Es ist lieblich zu sehen, wie er es sich nicht verdrießen läßt, den Knaben in den ersten Anfängen zu unterrichten und Schritt für Schritt zum Gehülfen auszubilden, mit welchem Interesse er den Eltern von dessen Fortschritten berichtet. Ueber den zwölfjährigen Knaben schrieb er nach vierjährigem Unterricht dem Vater einmal: „Ich sehe an John keine üblen Zeichen. Er könnte schon jetzt als Schreiber gebraucht werden, wenn man ihn in die Hände der Weltmenschen geben wollte. Ob er aber ins künftige die Armuth und geringen Umstände lieben und Christum mit Verläugnung seiner selbst verkündigen wird, oder ob er eine andere Lebensart erwählen wird, davon kann man, da er noch ein Kind ist, unmöglich mit Gewißheit etwas urtheilen. Ich will ihm wenigstens dazu Anleitung geben. Man sieht es deutlich, wie schwer es hält, Missionare zu finden. Gott bereite ihn und andere

zu heiligen Gefäßen." So oft er Tritschinopoli verlassen mußte, empfahl er seinen John der aufmerksamsten Aufsicht seiner englischen Freunde, besonders dem Arzt Dr. Duffin und seiner edlen Frau, und lenkte auch von auswärts durch Briefe dessen Arbeiten und Studien. Einige dieser Briefe, welche von seiner Weisheit in der Erziehung und seiner eigenen kindlichen Gesinnung Kunde geben, sind von dem Sohn dieses seines Schülers veröffentlicht worden *). So ein außerordentlicher Kinderfreund Schwartz auch war **), kann ihm doch nicht verdacht werden, wenn er erklärte, er könne solche Last und Aufgabe nicht zum zweiten Male auf sich nehmen, und wenn deshalb Klein seinen ältesten Sohn nach Europa schicken mußte.

Außer den Kohlhoffschen Kindern wandte er besonders den nachgelassenen Waisen seines Freundes Wood seine Liebe zu und schrieb ihnen zahlreiche kleine Briefe, deren einige sein englischer Biograph veröffentlicht hat. Wir heben nur eine Stelle heraus, in der er auf seine eigene Jugend zurückblickt: „Als ich in meinen jüngern Jahren singen lernte, so konnte ich mir nicht vorstellen, was ich je für einen Gebrauch von der Singkunst werde machen können; und siehe, jetzt kommen die malabarischen Kinder jeden Morgen und Abend zum Gebet bei mir zusammen, und ich lehre sie ihrem Erlöser Loblieder singen. Jede Woche lernen sie ein Lied singen, denn sie sind sehr träge, und es macht mir Freude, daß ich sie im Singen unterrichten kann. Alles, was wir lernen und treiben, kann für uns und für andere nützlich werden." Aehnlich blickte er auf sein eignes Studium zurück, wenn er, als John Kohlhoff das Griechische begann, ihm bezüglich der Neutestamentlichen Exegese schrieb: „Sei überzeugt, daß du nach zwanzigjährigem Studium stets etwas finden wirst, was du vorher nicht beachtet hast, und so noch weiter bis ans Ende deines Lebens" und ein andermal: „Daß du die Kirchengeschichte liest und Bemerkungen darüber machst, ist höchst nützlich. Die Kirchengeschichte ist ein Commentar über die göttliche Vorsehung und die Sünden der Menschheit."

---

*) Herr Missionar Kohlhoff in Erungalore bei Tritschinopoli hat die Freundlichkeit gehabt, mir das von ihm im Madras Quarterly Missionary Journal 1851 und 1852 veröffentlichte »Memoir of the Rev. John Caspar Kohlhoff« als Andenken zu überlassen. Es wird im Folgenden weiter benutzt werden.

**) Der alte Vater Kohlhoff erzählt z. B. von seinem zweiten Söhnchen Elias Eobanus, der im dritten Jahre schnell starb: „Es war ein lieblich Kind. Herr Schwartz hatte ihn sehr lieb und sagte zu ihm: Liebes Kind, du mußt ein Landstreicher werden."

Diese Aeußerungen mögen uns Veranlassung werden, über Schwartzens wissenschaftliche Befähigung und wissenschaftliche Arbeiten einige Worte zu sagen, da grade auch in dieser Zeit seine einzige größere Arbeit zum Druck befördert wurde. Während man vielbeschäftigten hohen Kirchenbeamten nicht zuzumuthen pflegt, ihre wissenschaftliche Bildung durch gelehrte Werke zu erweisen, hat man sich berechtigt geglaubt, an Schwartz, der allerdings nicht den Titel, aber doch Kraft und Werke eines Bischofs hat, mit solchen Ansprüchen heranzutreten zu dürfen, und in dieser Beziehung abschätzig über ihn geurtheilt. Seine Anlagen und Kenntnisse seien nicht sehr hervorragend gewesen und von gründlichem Studium der tamulischen Literatur fänden sich wenig Spuren *).

Professionell hat er sich nie auf schriftliche Arbeit gelegt **), wohl aber stets reges Interesse daran genommen und auch gelegentlicher Mitarbeit sich nicht entzogen. Einer solchen Arbeit gedenkt zufälliger Weise Gericke im September 1769. Er war früh zur Heidenpredigt ausgegangen und wollte nach seiner Gewohnheit zum Schluß einen Tractat reichen: „Hierauf zog ich ein Büchlein aus der Tasche, es war eben die Erklärung des Vater Unsers (dies ist, wie ich höre, die Uebersetzung der Erklärung des Herrn Hofprediger Ziegenhagen,

*) British India in its relation to the decline of Hindooism and the progress of Christianity by the Rev. William Campbell Missionary to India. London 1839. Dort wird p. 161 folgende Charakteristik gegeben: »What an example to devoted missionaries is Father Swartz! I do not regard his talents and acquirements as very extraordinary, but his piety was fervent, his diligence was indefatigable, his labours were incessant, his love to souls was intense. Very deap were his sympathies with the people and great was the benevolence of his heart. Money had no charms for him.« Durch die vorliegende Leistung hat der Verfasser jenes Werkes seine Competenz zu einem Urtheil über wirklich wissenschaftliche Befähigung nicht gerade erwiesen. Dr. Gundert substantiirt Baseler Mag. 1868 p. 231 sein Urtheil aus Schwartzens Dialogen, die uns leider abhanden gekommen sind. Vielleicht wird nach unsern Mittheilungen dieser gelehrte Missionshistoriker sein Urtheil gern modificiren.

**) Er dachte von seiner Befähigung zu schriftlicher Arbeit äußerst bescheiden. So schreibt er an Freund Sorge als Einleitung einer Schilderung seiner ersten Reise nach Palamkotta: „Auf der ganzen Reise hätte ich Dich bei mir zu haben gewünscht. Deine nette Feder und Deine zum Schreiben fertige Hand würde eine vortreffliche Beschreibung von der natürlichen Lage und den Seltenheiten des Landes geliefert haben. Von mir aber dergleichen zu erwarten würde ebenso klug sein als zu hoffen, daß ein Lahmer geschwinde laufen wird."

die der selige Herr Missionarius Wiedebrock und unser Bruder Schwartz gemacht haben)" *). Dies wäre also eine Frucht des Trankebarschen Stilllebens. Wie schon früher erwähnt, nannten die Trankebarer principiell keine Namen, nur einer späteren Indiscretion Gericke's danken wir diese allein stehende Notiz, welche aber den weiteren Schluß sehr nahe legt, daß Schwartz zu Trankebar auch anderes in diesem Fach gearbeitet hat. Auch ist uns ja schon überliefert, daß er damals mehrere Jahre die einheimischen Werke gründlich studirte. Möchte nun unsere Notiz die Anregung geben, dem hier genannten Tractat weiter nachzuspüren, zumal es ja im Tamulischen über das Gebet des HErrn so wenig giebt **). Die übersetzte Schrift trägt im Deutschen den Titel: „Kurze Erklärung des Gebets des HErrn oder des Vater Unsers. London 1750." Es ist die älteste Ziegenhagensche Schrift, und Schwartz erhielt sie während seines Londoner Aufenthalts vom Verfasser als Andenken.

Daß Schwartz und Wiedebrock viel gemeinsam in Drucksachen gearbeitet haben, läßt sich auch psychologisch aus der Art und Weise schließen, wie Schwartz in einem Brief vom 30. März 1768 über Wiedebrocks Tod sich ausläßt, daß die Druckerei sehr darunter gelitten. Er wisse aus vielen erfreulichen Beispielen, wie großen Segen die Vertheilung von Büchern habe. Eine Sendung tamulischer Bücher von Trankebar sei ein wahrer Schatz, mit dem sehr sparsam und behutsam umgegangen werden müsse. Oft, oft wünsche er, die Hauptbücher würden in Halle gedruckt. Dann fährt er noch weiter mit Klagen und Vorschlägen fort: „Wenn der Druck voller Klexe ist, daß die Leute, ehe sie es lesen können, buchstabiren müssen (wie es sonderlich in den vier Evangelisten ist), so verlieren sie alle Lust zu lesen. Es ist mir eingefallen, ob es nicht dem Werke Gottes allhier sehr dienlich wäre, wenn zu dem Zweck einer von den unverheiratheten Missionaren zurückginge, den Abdruck der nöthigen Bücher zu besorgen, bei welcher Arbeit auch einige Studiosen zu dem Werk allhier könnten zubereitet werden. Vielleicht würden sich auch manche williger finden lassen, den Ruf hieher anzunehmen, wenn sie die eigentliche Beschaffenheit der Sache wüßten. Indessen füge ich bei diesem meinem unvorgreiflichen Gedanken von Herzen hinzu: Dein Wille o Vater im Himmel geschehe!"

---

*) Neuere Hall. Nachr. I. p. 382.

**) Rhenius ließ in den zwanziger Jahren zu Nagercoil eine kurze Erklärung drucken.

Man erkennt sogleich, wie sein eigner Lebensgang ihm solche Gedanken nahe gelegt hat. Natürlich mußte der zurückkehrende, in Europa ohne Hülfe von Eingebornen tamulisch arbeitende Missionar seinen alten Lehrer Schultze an sprachlicher Tüchtigkeit übertreffen. An wen mag er nun mit diesem Vorschlage gedacht haben? Der eben erst angekommene Gericke konnte selbstverständlich nicht in Betracht kommen, es blieb also nur er selber und Fabricius übrig. Trotz der einmal blitzartig erschienenen und verschwundenen Heimkehrsgedanken, gestattete die ganze Lage der westlichen Stationen ihm nicht wohl, sich selbst für abkömmlich zu halten. Ganz anders lag die Sache mit Fabricius: Madras konnte zur Noth bis zur Ankunft eines jüngern Gehülfen von Breithaupt allein versehen werden und Fabricius' herrliche Gaben konnten ohne eine Druckerei an Ort und Stelle in Indien nicht zur Geltung kommen. Der Plan war nicht unpraktisch und wäre vielleicht trotz der ersten abweisenden Hallenser Resolution dennoch ausgeführt, wenn nicht Fabricius seine ihm von der Regierung überlassene Druckerei endlich in Gang gebracht und ohne die in Trankebar üblichen Unterbrechungen in Gang erhalten hätte. Seltsam und dunkel bleibt es allerdings noch, wie dieser Vorschlag noch gemacht werden konnte, nachdem die Presse in Madras schon einige kleinere Tractate geliefert hatte. Möglicher Weise hatte Schwartz noch keine Kenntniß davon, da Fabricius so außerordentlich zurückhaltend mit Mittheilungen über seine Arbeiten war. Später begegnen wir vielfachen Spuren in den Berichten von Tritschinopoli und Tanjour, wie eifrig dort die Madras-Ausgaben benutzt wurden, sollte doch die neue Druckerei bald auch von Schwartz selbst Beschäftigung erhalten.

Im Herbst 1771 übersandte Archidiaconus Congreve, ein hoher anglikanischer Geistlicher in Irland und Mitglied der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß, dieser Gesellschaft hundert Pfund Sterling, damit Schwartz dafür ein Buch von Leslie (die Wahrheit des christlichen Glaubens in einem Dialog mit einem Deisten erwiesen) ins Tamulische übersetze und drucken lasse. Die Societät erwiderte, daß von einer Uebersetzung des Buches keine guten Erfolge zu erwarten stünden, es sei für die Fassungskraft der Inder zu hoch und behandele eine Controverse, der die Inder der Gegenwart und hoffentlich auch der Zukunft völlig fern ständen, und brachte dafür Bischof Wilsons Unterricht für die Inder in Vorschlag. Congreve bat, man möge Schwartz selbst entscheiden lassen. Im Februar 1773 lief dann auch, gelegentlich einer Danksagung für andere zweihundert Pfund, welche fast gleichzeitig ein Geistlicher Namens Thomas

aus Blackheath für Schwartz hatte einzahlen lassen, von diesem das Versprechen ein, er wolle baldmöglichst unter Gottes Beistand Congreve's Plan ins Werk setzen *). Er dachte also höher von den geistigen Fähigkeiten der Tamulen und anders über ihre gegenwärtigen Bedürfnisse. Am 23. September 1775 kann er dem Hofprediger Ziegenhagen melden, daß er zur Erfüllung von Congreve's Verlangen in sieben Gesprächen die christlichen Lehren nach des Herrn Hofpredigers summarischem Abriß der christlichen Religion **) vorgestellt und alsdann im zweiten Theil des Büchleins auch Gesprächsweise den Beweis der Göttlichkeit der heiligen Schrift gegeben und dabei auch Leslie's sogenannte vier Regeln gegen die Deisten angeführt habe. Fabricius werde es in Madras abdrucken. Von Madras schreibt dann Fabricius seinem Hallenser Bruder am 20. August 1776: „Nun muß ich berichten, daß ein tamulischer Tractat hier auf des lieben Bruder Schwartzens Begehren, wovon er den Aufsatz gemacht und mir zur Revision überlassen, zu drucken angefangen worden, welcher ziemlich stark ist. Der Inhalt und Zweck ist, die Göttlichkeit der christlichen Religion den Heiden recht vorzulegen." Im nächsten Jahre wurde es vollendet, wenige Jahre darauf muß in Trankebar eine zweite Auflage erschienen sein. Die Tractat-Gesellschaft zu Madras veröffentlichte es wiederum 1826, und 1832 einen kleinen Auszug über die Versöhnungslehre ***). Die von Schwarz selbst verfertigte Uebersetzung ins Marattische, von der später zu reden, ist niemals gedruckt, und es geziemte sich wohl eine Nachforschung, ob sie sich

---

*) An Abstract of the Annual Reports and Correspondence of the Society for Promoting Christian Knowledge etc. London 1814. p. 116. 117. 153. 154.

**) Pasche ließ 1776 in London eine neue vermehrte Auflage drucken. In der Aufzählung der Ziegenhagenschen Schriften in der Vorrede zum zweiten Bande der Neuen Hall. Missionsberichte p. XXII ist dieser Arbeit gar nicht gedacht.

***) Schwartz hatte auf Drängen von London aus auch eine englische Uebersetzung versprochen, nahm aber bedenklich das Versprechen wieder zurück: „In einem meiner vorigen Schreiben habe versprochen das Büchlein, so auf des Archdeacon Yardley's [?!] Verlangen und Kosten (welches Geld aber Herr Fabricius auch weggegeben) drucken lassen, ins Englische zu übersetzen. Ich fürchte aber, daß eins und das andere der Societät parteiisch vorkommen möchte. Ich erinnere mich, daß da die Missionare den portugiesischen Katechismus der Societät gesandt, wegen der in der lutherischen Kirche gewöhnlichen Abtheilung der zehn Gebote eine große Unruhe entstanden." Vgl. Ziegenbalg und Plütschau p. 199—200.

noch erhalten hat und der an christlicher Literatur wahrscheinlich armen Sprache wieder gewonnen werden könnte. Auch der neueste Recensent des Buches *) giebt ja zu, daß es den rechten Ton getroffen habe, obwohl die Berücksichtigung der heidnischen Ansichten weder sehr reichhaltig und eingehend, noch ihre Widerlegung besonders schlagend sei.

Da, wie gezeigt, dies Werk keine Originalarbeit von Schwartz ist, wird er selbst von dieser Kritik auch nicht anders betroffen, als daß man ihm seine große Vorliebe für die Ziegenhagenschen Schriften vorwerfen könnte. Und in der That, wie groß diese Vorliebe gewesen, bezeugen zahlreiche Stellen seiner Briefe, namentlich eine Aussprache kurz nach dem Ableben des zweiundachtzigjähriges Greises vom 21. Januar 1777, in der er sich auch über die rationalistischen Werke der inzwischen angebrochenen Aufklärungsperiode ausspricht: „Besonders ist mir sehr erfreulich, daß Sie die wichtigen Manuscripte des sel. Vater Ziegenhagen haben und der christlichen Kirche communiciren werden. Es ist zu wünschen, ja zu hoffen, daß viel Gutes daher entstehen werde. Viele Stücke, so unter den Christen Streit und Zwietracht erreget, sind von dem sel. Manne so deutlich und überzeugend erklärt worden, daß diejenigen, so die Wahrheit lieben und ernstlich suchen, viel Vergnügen und Befestigung im Glauben daraus erhalten werden. Der Gnädige sei seiner armen Kirche gnädig und lasse sein Licht recht helle scheinen. Es ist fast ärgerlich, wenn man die neuen Schriften, so nun publicirt werden, liest und mit Schmerzen bemerkt, daß die Quelle alles unsers Friedens, Kraft und Lebens, ich meine die evangelische Lehre von der Büßung und Versöhnung Christi, vom Glauben an den Herrn Christum u. s. w. so gar traurig mag erklärt werden, daß fast nichts übrig bleibt als die Pflichten nach den zehn Geboten. Gott erbarme sich und schaffe Hülfe in Zion!" Klagworte, die leider in der Gegenwart, wo die kirchlichen Verhält-

---

*) Dr. Gundert in Bas. Mag. 1868. p. 231. Anm.

**) Aehnlich klagt er in einem Briefe an Sorge vom 30. October 1778: „Die vielen Anstalten zur Erziehung in Deutschland und in andern Landen sind überaus lobenswürdig. Nur ist zu bedauern, ja zu beweinen, daß das kräftige Evangelium von der Gnade Gottes in Christo nicht mehr so wie vorhin getrieben wird. Lieber, was für Bücher werden jetzt gedruckt, was für Predigten gehalten, was für thörichte, ja unsinnige Pläne zur Erziehung der Kinder werden nicht jetzt gemacht. Freilich hat Gott noch seinen Samen an vielen Orten. Doch muß man bekennen, daß der Kirchen- und Schulacker mit Unkraut fast bedecket ist. Gott helfe um Christi willen."

nisse sich nach dem hundertjährigen Kalender, nur in verschlimmertem Grade, zu wiederholen scheinen, wieder laut werden müssen. Für Schwartz bedarf es nach dieser Selbstvertheidigung seiner Vorliebe für Ziegenhagen keiner weiteren Apologie. Es muß doch bei Beurtheilung der vorzüglichsten Männer die Zeitlage in Betracht gezogen werden, und für jene Zeit waren Ziegenhagens Schriften kräftige Speise.

Dem fernern Urtheil des Recensenten, Schwartz sei überhaupt kein besonderer Freund des Schreibens gewesen, muß was persönliche und amtliche Correspondenz betrifft, entschieden widersprochen werden. Obwohl ihn viele Jahre hindurch sein Armleiden und in den letzten 25 Jahren Augenschwäche sehr behinderten, war er doch ein so eifriger Correspondent, daß vielmehr zu sagen ist, schriftlicher Verkehr mit Freunden, ja mit kleinen Kindern war ihm Erholung in seiner Arbeitslast und Ersatz des Familienlebens, nur daß die amtliche Arbeit stets dieser Erholung vorging. Er war auch ein Mann von sehr vielseitiger und gründlicher Bildung, der fließend in sieben Sprachen redete und predigte, der wie kein anderer Missionar darauf aus war, nicht nur schnell die neuesten wissenschaftlichen und praktischen Werke zu erhalten, sondern der auch bis ins späteste Alter den hebräischen und griechischen Grundtext seiner Bibel eifrigst studirte, und dem es tief zu Herzen ging, daß er in Tritschinopoli nicht so viel Zeit wie in Trankebar auf das Lesen der Schrift verwenden konnte. Daß ihm nicht mehr Zeit zum Studiren bleibe, beklagt er oft und eindringlich z. B. am 12. Januar 1776 nach Halle: „Es wird mir schwer, auch nur einige Zeit zum Studiren auszufinden. Indessen denke an das, was der sel. Francke geschrieben: Wenn man sich nicht zu Tisch zu setzen Zeit hat, so nimmt man hie und da ein Stücklein in den Mund und wird doch auch satt. Nach der Arbeit wird sich's wohl ruhen."

Darnach kann man nicht erwarten, von Ausarbeitung und Herausgabe weiterer Schriften zu hören, es müßten denn Aufzeichnungen sein, die er unmittelbar in Ausübung seines Berufs zu machen veranlaßt gewesen. Der Verfasser erinnert sich deutlich einer Notiz, die er irgendwo von einem ältern Missionar gelesen, welcher in der Tanjourschen Missionsbibliothek Manuscripte von Schwartz gesehen zu haben berichtet. Die Familie des bekannten Poeten Vedanaichen zu Tanjour, eines Schülers von Schwartz, will von seiner Hand eine Kirchengeschichte, Commentare zur Offenbarung und Heilsordnung wie auch Predigten besitzen. Leider wurde der Verfasser durch Verhältnisse an einem wiederholten Besuche Tanjours verhindert und

schriftliche Nachfragen haben zu keinem Ergebniß geführt. Auf tamulische Angaben allein ist ja freilich nicht viel Verlaß, und es könnten jene angeblichen Manuscripte auch nur Nachschriften von Wedanaichen sein, dennoch müssen wir wiederholt unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß wenn auch nicht speciell zum Druck vorbereitete Manuscripte, doch mindestens authentische Dictate vorhanden waren. Möchten doch diese Zeilen zu einer nochmaligen gründlichen Nachsuchung veranlassen. Leider ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nebst andern alten Missionspapieren auch die Original-Manuscripte von englischen Missionaren verbrannt oder auch an andere Orte verschleppt sind, wie z. B. ein von dem Verfasser zur Herausgabe der Evangelienpredigten von Fabricius gebrauchtes und ursprünglich der Missionsbibliothek zu Tanjour gehöriges Manuscript in Palamkotta sich fand. Zur Kirchengeschichte hat Schwartz sich wiederholt und angelegentlich Hülfsmittel aus Deutschland verschrieben, sie bildete stets einen Lieblingsgegenstand seines Unterrichtes und seiner Unterredung. Die Offenbarung Johannis beschäftigte ihn immer und immer wieder. Gegen seinen Freund Chambers spricht er sich einmal in köstlicher Weise über das Sendschreiben an den Engel der Gemeinde zu Ephesus aus, ihm meldet er auch im Januar 1773, daß er auf Begehren einiger tamulischer Jünglinge in den Morgen- und Abendandachten die Offenbarung erklärt habe und schließt seine Mittheilung: „Wie herrlich sind doch die Verheißungen, welche Jesus seiner Gemeinde gegeben hat, um ihr zur treuen Vollendung ihrer Pilgerbahn Muth zu machen." Daß er die Offenbarung zeitgeschichtlich aufgefaßt und z. B. Beziehungen auf den Muhamedanismus darin gefunden hat, sei nur schließlich noch bemerkt. Zu einer gründlichen Widerlegung der Zweifel an Schwartzens wissenschaftlicher Tüchtigkeit würde eine Darlegung seiner ganzen Theologie nöthig sein. An Material dazu fehlt es nicht und des Interessanten ließe sich Manches bieten, aber eine Bearbeitung des schon vorliegenden Materials liegt jetzt außerhalb unserer Aufgabe.

Die Zeit für ruhige wissenschaftliche Arbeit ging glücklicher Weise früher zu Ende, als zu erwarten war. Mit Anfang 1776 *) trat eine Wendung in den Verhältnissen zu Tanjour ein, welche mit einem Male Schwartz wieder zu großer politischer Thätigkeit hervor-

---

*) Zur Geschichte der Jahre 1776 und 1777 folgen im Anhange einige bisher nicht gekannte Briefe in ungeändertem Abdruck.

rief. Die Entthronung des Königs war in England sehr gemißbilligt worden, und die Directoren beschlossen Tanjour zu restituiren und zu dem Ende Lord Pigot als Gouverneur nach Madras zu senden. Die Ankunft dieses früheren „ruhmwürdigen" Gouverneurs im December 1775 wurde von den Missionaren und vom ganzen Volk mit großer Freude vernommen, vom Nabob und einer interessirten Partei des Raths dagegen desto unlieber gesehen.

Als Schwartz im nächsten Januar von der neuen Wendung der Dinge die ersten dunkeln Gerüchte vernahm, brach er sogleich mit Missionar John, der grade zu kurzem Besuch bei ihm weilte, nach Tanjour auf und war demnach schon gegenwärtig, als am 9. Februar die muhamedanische Besatzung von einer englischen ersetzt wurde. Am folgenden Tage mußte er den englischen Obersten Harper zum gefangenen König begleiten und den Brief des Gouverneurs überreichen, welcher die Wiedereinsetzung ankündigte, auch die Abfassung des Danksagungsschreibens wurde ihm übertragen. Eigentlich hatte er vorgehabt, am 9. Februar wieder in Tritschinopoli zu sein, und den nach Trankebar zu Besuch seiner Eltern entlassenen jungen Kohlhoff demgemäß instruirt. Statt dessen kamen nun Briefe andern Inhalts: „Herr Schwartz winkt uns zu helfen und das Netz zu ziehen. Weil es ihm unmöglich wäre von Tanjour zu gehen, er gerne im Trüben fischen will und eine Kirche daselbst zu bauen dringet, so bittet er, daß einer aus uns eilend nach Tritschinopoli reisen und die schwarzen Lämmer weiden sollte. Es wird wohl wieder Herrn John treffen, der auch willig ist."

Schwartz sucht nach eigenem Ausdruck also im Trüben zu fischen, und zwar bemüht er sich einen großen Fang zu thun. Der Person des Königs hat er nach allen Briefen seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt, er bezeugt offen seinen Unwillen, als der Raja im Eingang des Dankschreibens dem Gotte Rama die große Umwälzung zuschreibt und bewirkt eine Aenderung. Der Raja that Bekenntnisse, wie sie einst aus Nebucadnezars Munde gekommen, bereuete des Missionars frühere Rathschläge nicht befolgt zu haben, aber dem Drängen auf gründliche Demüthigung vor Gott hielt er doch wieder entgegen, er sei nun einmal ein Duniadar, ein Weltmann. Er fand selbst heraus, daß eine große Aehnlichkeit zwischen den Geschicken Josephs und Christi sei und feierte doch auch wieder heidnische Feste mit großem Pomp. Weil Pigots Ankunft sich bis in den April verzog, hatte Schwartz oft Veranlassung vorher den Fürsten zu besuchen und ihm zuzusprechen, ja er lernte eigens deshalb die dem Könige geläufige Sprache, die

marattische. In Folge eines Sturzes mit dem Pferde hatte er nämlich eine bedeutende Contusion am rechten Knie erlitten und mußte sich inne halten. Da legte er sich frisch auf die Hofsprache, fing auch an mit Hülfe eines Brahmanen seine Dialoge ins Marattische zu übersetzen und hatte später die Freude, sie fleißig vom Fürsten gelesen zu sehen. Aber wenn einmal guter Same ausgestreut war, so kamen alsbald die Vögel des Himmels, die Umgebung des Königs, und nahmen das Wort von seinem Herzen. Ja die Christen selbst wirkten dazu und nicht am wenigsten Lord Pigot, dessen Maßnahmen und Reden gradezu dem Götzendienst zu neuer Blüthe und Pflege verhalfen. Der Gouverneur erklärte wiederholt, er sei nicht zur Veränderung der Religion gesandt, sondern um dem Könige sein Land zurückzugeben, wozu Schwartz bemerkt, es bleibe allemal ein großer Unterschied zwischen der Veränderung der Religion eines Landes mit Gewalt und zwischen dem Gebrauch weiser Mittel. Blieb etwa doch noch ein Samenkorn und wollte aufgehen, so erstickten es vollends Wollust und Trunksucht, denen der Raja sich wieder ergab. Da wurde ihm plötzlich eine eindringliche Warnung über die Vergänglichkeit irdischer Macht gegeben. Lord Pigot wurde von der Majorität des Raths im August 1776 überfallen und gefangen gesetzt und starb nach achtmonatlicher Haft. Der Raja erschrak sehr, aber Versicherungen des neuen interimistischen Gouverneurs beruhigten ihn wieder, und diese politische Katastrophe hatte zunächst nur die ungünstige Folge, daß sein wohlthätiger Umgang mit Schwartz eine Zeitlang aufhörte. Wie dies gekommen, erzählte Schwartz in einer vertraulichen Mittheilung, die zugleich zeigt, daß in Tanjour keine wichtigen Ereignisse mehr vorfielen, in welche nicht der einfache Missionar von der einen oder der andern Partei hineinzuziehen versucht wurde: „Diejenigen Rathsherren, so wider Lord Pigot waren, standen auf des Nabobs Seite und drangen folglich darauf, daß der König von Tanjour eine große Summe Geld an den Nabob erlegen mußte. Dies verursachte einen Streit, der König wollte nichts bezahlen, wozu ihn Lord Pigot ermahnet. Kurzum, es ist bisher nichts als Zänkerei gewesen, welche auf mancherlei Weise unterhalten worden. Weil nun diejenigen Rathsherren, welche Lord Pigot im Gefängniß hielten, wußten, daß der König von Tanjour zu mir einiges Zutrauen hatte, so schrieben sie an mich, daß ich mit dem König reden sollte, welches ich aber höflich abschlug als eine Sache, die mich von der Führung meines Amtes gar zu weit abführen würde. Dies ist die Ursache, daß ich den König in sechs Monaten (d. d. 25. Sept. 1777) nicht gesprochen.

Der arme König aber geht mehr und mehr in Schwelgerei und andere Fleischeslüste hinein."

Wie die Hoffnungen auf die Person des Königs vereitelt wurden, so waren auch in anderer Richtung die Fortschritte nicht so schnell. Ein Wohnhaus hatte Schwartz zwar vom Raja geschenkt erhalten und sich in Stand setzen lassen, aber mit einem Kirchbau stand es viel länger an, und das von Major Stevens erbaute Armenhaus mußte provisorisch noch immer auch als Kirche dienen. Auf diese äußern Dinge kam freilich für die kleine Christengemeinde in Tanjour nicht mehr viel an, wenn nur eine englische Besatzung dort blieb, denn mit deren Bleiben war auch im Wesentlichen Schwartzens Bleiben entschieden. Tritschinopoli hatte unter den veränderten politischen Verhältnissen nicht mehr die alte Bedeutung, dennoch war selbstverständlich die geistliche Versorgung der dortigen Christen und eine angemessene Vertretung für Schwartz eine Herzensangelegenheit. John passirte denn auch schon Mitte März 1776 auf der Reise nach Tritschinopoli durch Tanjour, wo er Schwartz in Folge des am Tage vorher erlittenen Sturzes mit dem Pferde so schwach fand, daß er sich von einem Ort zum andern mußte tragen lassen. Erst am 1. Mai konnte derselbe nach Tritschinopoli kommen, den jungen Freund persönlich dort einzuweisen. Aber als sollte Tanjour diesmal von dem Besuch durchaus keinen Nutzen haben, mußte er selbst einer Brustkrankheit wegen zehn Wochen in Tritschinopoli sich legen, und einen Monat darnach Mitte August wurde John schon wieder nach Trankebar zurückgerufen — doch aus einer freudigen Ursache, welche für die Zukunft andauerndere Hülfe versprach, nämlich um die neuangekommenen Missionare Gerlach und Rottler im Tamulischen zu unterrichten.

Der große Mangel an Missionaren hatte endlich die heimischen Freunde zu neuer Thätigkeit angeregt. Von London und Kopenhagen waren schon wiederholt aus Halle neue Missionare erbeten, aber der fromme Director Freylinghausen mußte schmerzlich erfahren, daß der alte Geist bei dem jüngeren Geschlecht in Halle nicht mehr zu finden war. Alle seine Anträge wurden abgelehnt. Es scheint, man wagte nicht mehr recht, nur mit dem Namen Missionar hervorzutreten. So verhandelte der treue Pastor Sorge mit einem jüngern Bruder Johns, der in seiner Nähe als Hauslehrer stand, daß er als Supernumerar für die Lutheraner Ceylons nach Trankebar ginge. Gerlach, ein entfernter Vetter von Fabricius, wurde im Alter von fast vierzig Jahren

aus seiner Lehrerstellung an den Franckeschen Stiftungen berufen, um in Trankebar für die Kinder der Europäer eine Schule anzulegen, mit Mühe und Noth wurde er nur zur Annahme des Charakters als Missionar vermocht. Dafür schien im Südwesten Missionsinteresse zu erwachen; als schier in Halle schon alle Hoffnung aufgegeben war, lief von einem ungenannten Freunde ein Schreiben ein, welches auf Straßburger Studenten aufmerksam machte. Der 1773 für Kalkutta berufene Diemer, von dem allerdings die Mission nicht viel Frucht gehabt hat, war ja auch ein Elsässer und hatte außer in Halle auch in Straßburg studirt. Durch Vermittlung des dortigen Prof. Lorenz nahm dann auch endlich der Candidat Johann Peter Rottler, ein geborner Straßburger, die Berufung als Missionar an.

Die Sache mit Gerlach war gleich bei seiner Berufung gründlich verfahren, sein Schulplan fand vielen Widerspruch, und er zeigte sich nicht befähigt, die Hindernisse zu überwinden und etwa zunächst klein anzufangen. Schwartz, in der liebenswürdigen Weise, mit welcher er stets der Neulinge sich annahm, ging am meisten noch auf seine Gedanken ein. Bei einem Besuche zu Anfang Februar 1777 hatte er eine eingehende Unterredung mit Gerlach, über welche dieser referirt: „Der Besuch und eine besondere umständliche Unterredung mit Herrn Schwartz ist mir eine große Erquickung gewesen. Dieser theure zu meiner Bewunderung sowohl als eigenen größten Demüthigung ausgerüstete Mann ist wie die meisten übrigen Brüder für die Schule und hat nachdrücklich für dieselbe geredet. Er erwähnte zugleich, daß unter den englischen Soldaten manche seien, die zum Unterricht in Sprachen wohl gebraucht werden könnten und von den Befehlshabern zu solcher Absicht gern abgegeben werden würden, wie er denn auch selbst zwei derselben an seiner angerichteten Schule gebrauche.“ Schwartz *) wünschte eben ein höheres Schulwesen, welches

*) Aus späterer Zeit vom 20. Oct. 1783 liegt ein Referat über diese Unterredung von Schwartz selber vor: „Herr Gerlach ist auf eine Schuleinrichtung bedacht und will nicht vom Niedrigen den Anfang machen, sondern gleich eine mathematische und astronomische Klasse haben. Ich habe mit dem Bruder in der Stille mit dem größten Nachgeben gesprochen. Allein ich konnte nicht merken, daß er sich überzeugen ließ. Das Elendeste ist, daß er selbst nicht absehen kann, in welcher Sprache er unterrichten sollte; denn Deutsch wird ja hier nicht getrieben, und was Kinder darin verstehen, ist sehr unvollkommen. Folglich muß er und die Kinder erst eine Sprache lernen, worin alle unterrichtet werden. Einige von den Kindern würden nichts als portugiesisch, andre nichts als englisch oder

aber nicht blos europäischen Kindern, sondern auch den Ostindiern und vorgebildeten Eingebornen zu gut kommen sollte. Aber Gerlach vermochte leider die Vorbedingung, welche er stellte, Sprachen lernen nicht zu erfüllen. Deshalb erklärt es sich, daß die meisten Augen auf Gerlach sich richteten, als der mit Diemer zerfallene und selbst altersschwache Kiernander um Hülfe bat. Zunächst wurde König zu einer mehrmonatlichen Recognitionstour nach Bengalen gesandt, und obwohl er höchst ungünstige Nachrichten heimbrachte, ging doch Gerlach 1778 nach Kalkutta, und die tamulische Mission war wieder um eine gehoffte Unterstützung gekommen. Seine Schulideen wurden in Trankebar von John aufgenommen, und eben nicht zu Schwartzens großer Zufriedenheit ausgeführt, wie weiter unten zu sehen.

Für die erste Zeit war sogar mit der Ankunft der neuen Missionare für Schwartz ein Verlust verknüpft. Denn auf dem gleichen Schiff mit ihnen kam auch als Gesellschafterin einer englischen Dame ein Fräulein Guldberg aus Jütland heraus, welche bald Johns Herz gewann und noch im selbigen Herbst von ihm heimgeführt wurde. Nun erklärte er sich zwar dennoch bereit, zur Aushülfe auf sechs Monate nach Tritschinopoli zu gehen, aber Schwartz nahm sein Anerbieten nicht an, seine Entscheidung also begründend: „Herr John war ganz Willens wieder zu kommen, er schickte sich auch ganz wohl für hiesige Umstände. Allein er hat sich verheirathet, gleich nachdem er von hier ging, welches seine Reise hieher verhindert. Nicht als ob er nicht wollte kommen — o nein, er ist jetzt so willig als vorher. Allein da ich weiß, daß sein Gehalt nicht hinreicht, eine Familie hier im Lande zu erhalten, so wollte ihn nicht gern in Noth stürzen, welches ihn vielleicht unbrauchbar gemacht haben würde."

Endlich war es ja auch geglückt, in Deutschland einen Gehülfen für ihn zu finden und in kurzer Zeit mußte er eintreffen. Wieder war von einem Anonymus ein Schreiben eingelaufen, welches den Magister Schöllkopf von Kirchheim unter Teck in Würtemberg als Missionar vorschlug. Durch Freunde in Stuttgart wurde demselben die Vocation angetragen, und da er schon in Straßburg mit einem Freunde Rottlers, der sich auch mit Missionsgedanken getragen, für die Mission im Herzen gewonnen war, so gab er bald sein Jawort, besuchte Halle, wurde als für Tritschinopoli bestimmt herkömmlicher

---

holländisch sprechen. Hätte er aber sich wollen weisen lassen, so hätte er eine Schule wie Herr John angefangen und wäre von Stufe zu Stufe weiter gegangen, hätte auch alle seine Zeit darauf wenden können."

Weise in Wernigerode ordinirt und segelte im Januar 1777 von London ab. Auf dem Kap traf er zufälliger Weise einen andern, ihm persönlich schon bekannten neuen Missionar für Trankebar Christian Pohle, den neuen Missionsdoctor Martini*) und den für die Druckerei bestimmten Factor Becker, welche auf einem dänischen Schiff angelangt waren. Das war eine Freude in Trankebar, als am 6. Juni Pohle mit seinen Gefährten eintraf, und zehn Tage später in Madras bei Schöllkopfs Ankunft. Man hatte diesen in Halle als ganz besonders zu Schwartz passend gefunden, wie denn Freylinghausen sehr erfreut nach Tanjour geschrieben: „Sie werden an ihm ein offenes Herz finden, mit dem Sie leicht in eine brüderliche Verbindung zusammenfließen können, wie denn auch einige Freunde, die sich Ihrer werthen Person noch erinnern, einige Aehnlichkeit von Ihnen, wenigstens in gewisser Absicht an ihm bemerken wollen." Alsbald nach seiner Landung fing er nun unter Fabricius' Leitung und mit Benutzung einer noch handschriftlichen Grammatik desselben das Tamulische an und begleitete die beiden Brüder auf ihren Missionsgängen. Plötzlich erkrankte er am Blutlauf, und schon am 11. Juli beschloß er seine kurze Missionslaufbahn. In seinem Nachlaß fanden die Missionare viele mystische und theosophische Schriften und eigenhändige Manuscripte, auch zwei von ihm selbst in den Druck gegebene Predigten, die eine starke Neigung zu Jakob Böhme, ja selbst zu Swedenborg verriethen, darauf sollte denn auch wohl eines seiner letzten Worte gehen, in seinem Pulte würden die Brüder finden, wie tief, ja allzu tief er in die Barmherzigkeit Gottes eingegriffen habe**). Dieser Mittheilung wird aber auch gleich der Hoffnungsausdruck beigefügt, bei Schwartz würde er ja die beste Gelegenheit einzulenken gehabt haben. Schwartz selbst schrieb damals sehr gefaßt nach Madras: „Wir haben keine Ursache wider den Hausvater zu murren. Auch in seinen Gerichten bleibt er treu und gut. Meine Seele betet dich an, o Gott! auch da du züchtigst. Aber hilf um deines Namens willen." Die Brüder zu Trankebar trösteten ihn wirksam dadurch,

*) In Trankebar lebt noch eine Tochter Martini's, eine ehrwürdige Matrone, die alte Frau Missionar Kämmerer, welche als Schwiegermutter des ersten Dresdener (Leipziger) Missionars gleichsam die Verbindung der alten und der neuen Mission repräsentirt.

**) Die Familie in Kirchheim unter Teck soll noch Tagebücher und Briefe aufbewahren.

daß sie ihm Pohle zu überlassen beschlossen, und der neue Bruder willigte mit ganz besonderer Freudigkeit ein.

Wenn in jenen Zeiten noch ein tüchtiger treuer Missionar von Deutschland herausgesandt wird, und den treuen Missionaren ist Pohle ohne Bedenken beizuzählen, so ist fast vorauszusetzen, daß er durch besondere Lebensführungen Gottes für seinen Beruf gewonnen und vorbereitet ist. Und je seltener in jener Zeit solche Persönlichkeiten werden, um so gerechtfertigter ist eine etwas ausführlichere Darlegung solches Lebensganges. Johann Christian Pohle wurde am 9. März 1744 zu Babben in der Niederlausitz geboren, in einem kleinen Kirchdorf der bei der Kreisstadt Luckau gelegenen Herrschaft Drehnau. Er war der älteste Sohn des Schäfers Martin Pohle und bis in sein zwanzigstes Lebensjahr selbst ein Schäfer. Am Confirmationstage zwar hatte er seinem Beichtvater P. Lippack in Drehnau sein Herzensanliegen entdeckt, Geistlicher zu werden, aber war ermahnt unausführbare Wünsche aufzugeben, obwohl der Herr Pastor im Kirchenbuch vermerkte: „Dieser Christian Pohle hat, wie es mir scheint, einen innerlichen Ruf zum Predigtamte." Der Vater verwies ihm so hohe Gedanken, einen andern Beruf als den väterlichen gäbe es nicht für ihn. Der stille ernste Jüngling fügte sich mit Thränen; wenn er aber seine Schafe austrieb, geschah es nie, ohne seine Bibel mitzunehmen. In vierjähriger Dienstzeit las er die Schrift nicht nur zweimal durch, sondern lernte auch die schönsten und kräftigsten Stellen wörtlich auswendig. Zu Pfingsten 1763 wurde er bedenklich krank, der Arzt erklärte, er leide mehr am Gemüth als am Körper, und er gestand nun, er denke und träume stets von Büchern, Studiren und Predigen. Nunmehr hielt es der Ortspfarrer für Gewissenssache sich des Jünglings anzunehmen, nahm ihn in sein Haus und theilte sich mit dem Amtsnachbar Paschke zu Großjehser in die Unterrichtsstunden. Christian Pohle arbeitete unter Leitung dieser tüchtigen und frommen Männer so fleißig und mit solchem Erfolge, daß er im April 1766 zu Leipzig das Aufnahmeexamen für die Universität sehr gut bestand. Obwohl sein Vater inzwischen eine etwas einträglichere Stelle als Schafmeister zu Drehnau erhalten hatte, und er als Famulus eines Geistlichen an der Thomaskirche, des M. Degenkolb, zu freier Wohnung noch einige Einkünfte genoß, mußte er doch recht sich durchschlagen, erfuhr aber auch viele Beweise der Fürsorge Gottes in unerwarteten Liebesbeweisen unerkannter Wohlthäter.

Wohl pfiffen anfänglich zuweilen andere Studenten ein Schäferliedchen hinter ihm her, aber es war ihm nicht empfindlich, so daß er seinem Vater darüber schrieb: „Dieses Pfeifen erinnert mich allemal an meinen vorigen Stand, damit ich mich meines jetzigen höhern Standes nicht überheben möchte." Vor Ende des ersten Semesters waren auch die Pfeifer schon verstummt und liebten den fleißigen und bescheidenen Commilitonen. Nach Vollendung der akademischen Studien wirkte er eine Reihe von Jahren als Hauslehrer im Hause des Oberforstmeisters von Sandersleben in Dahme, von seinen Zöglingen bis in das späteste Alter geliebt und geschätzt als ein „vortrefflicher, gelehrter und frommer Mann." Das Oel auf der Lampe wollten ihm aber die jungen Fräulein immer nur sparsam zumessen, damit er nicht durch sein übertriebenes nächtliches Studiren — er hatte sich ohne irgendwelche äußere Veranlassung auch mit größtem Eifer auf das Englische geworfen — krank werde. Auf den Dörfern der Umgegend war er ein stets gern gehörter Prediger. Auch der fromme Graf Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode hörte von ihm und berief ihn als Hofkatecheten und war so zufrieden, daß er nach wenigen Wochen an Anverwandte schrieb: „In dem Herrn Pohle habe ich einen sehr gelehrten und, was noch weit mehr ist, einen echt gläubigen und frommen Hauskaplan gefunden." Doch vor dem Herrn Grafen war schon der Director der Franckeschen Stiftungen zu Halle auf den frommen Candidaten aufmerksam gemacht worden. Während des Aufenthalts zu Dahme hatte Pohle die Bekanntschaft des Pastors Blasius zu Stöbritz bei Luckau gemacht, eines eifrigen Missionsfreundes, und die Halleschen Missionsberichte bei ihm gefunden. Im Gespräche bezeugte der Candidat große Freude über die Fürsorge Gottes für die armen Heiden und pries die berufenen Missionare glücklich. Als nun mehrere Jahre hindurch vergeblich nach Missionaren gesucht war, brachte Blasius, jener beifälligen Aeußerungen sich erinnernd, im Jahre 1774 Pohle in Vorschlag. Ehe aber noch eine Anfrage an ihn geschehen konnte, kam die Berufung nach Wernigerode dazwischen. Die Rücksicht auf den Herrn Grafen erheischte nun etwas zuzuwarten, Pohle wurde geprüft und beobachtet, ohne es zu ahnen, und war sehr überrascht, als am 5. August 1775 im Namen des dänischen Collegiums die erste Anfrage bei ihm geschah. Der Graf hätte zwar den treuen Kaplan gern länger behalten, aber die Missionssache stand ihm doch viel höher, fast alle Missionare drüben waren ihm ja persönlich bekannt und mit manchen unterhielt er einen regelmäßigen Briefwechsel, und so erklärte er, er fürchte sich wider Gott zu streiten.

Im Schäferhause zu Drehnau wurde dagegen die erste Ankündigung sehr ungern und mit großer Bestürzung vernommen und zurück geschrieben, Christian möge im Vaterlande bleiben und daselbst ein geistliches Amt abwarten und annehmen. Der gehorsame Sohn entgegnete, auch er habe sich noch nicht entschieden und bis zum März Bedenkzeit erhalten, er bitte herzlich um ruhigere Erwägung. Zum neuen Jahr schrieb er den Seinigen: „Gesetzt, in Ostindien wäre ein reicher Vetter von uns gestorben und hätte mich zum Erben seines hinterlassenen großen Vermögens eingesetzt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich selbst dahin kommen, dortselbst wohnhaft bleiben und Gebrauch von der Erbschaft machen müsse. Sagt doch, was würdet Ihr nun rathen und thun? — Meines Erachtens ist es ein erhabener Beruf, arme Heiden zu bekehren und Gott und Jesu Christo zuzuführen; und hat man ihn nicht gesucht, sondern der Antrag dazu ist ohne unser Zuthun gekommen, so muß man ihn nicht von sich weisen, da hier offenbar Gott seinen Willen ausspricht." Nach vier Wochen lief die väterliche Erlaubniß ein, doch mit der Bitte, die Sommermonate im väterlichen Hause zuzubringen. Dies wurde vom Missionscollegium gern zugestanden. Am 1. September hielt er in der Kirche zu Babben vor der sehr bewegten Gemeinde die Abschiedspredigt, dann gab er noch allen seinen Verwandten und Freunden ein Mahl aus gräflichen Mitteln und nahm Abschied für diese Zeit von den bejahrten Eltern, seinem frommen Bruder dem Schäfer Martin und drei Schwestern *). Ueber Halle ging es nach Kopenhagen. Von seinem Zusammentreffen auf dem Kap mit Schöll-

*) Vgl. zu dieser Erzählung „Johann Christian Pohle der Heidenbekehrer in Ostindien von Diak. Förtsch." Leipzig 1836. Verlag von E. Güntz. Es ist ein nach Art des Campeschen Robinson geschriebenes Kinderbuch. Der Verfasser war in seiner amtlichen Stellung mit Gliedern der Familie Pohle bekannt geworden und hat aus der Familientradition geschöpft. Der dritte Theil enthält in „Briefen und Auszügen aus Briefen, welche der Herr Missionar nach Deutschland an seinen Bruder geschrieben hat" Mittheilungen über sein amtliches Wirken in Ostindien. Das Büchlein muß in einzelnen Stücken aus den alten Halleschen Nachrichten ergänzt und corrigirt werden. Auch der jüngere Bruder Schäfer Martin ist nach im Halleschen Missionsarchive erhaltenen Mittheilungen ein sehr interessanter braver Mann, der Kopf und Herz auf rechtem Flecke hatte. Als der alte fromme Vater neunzigjährig im April 1795 starb, da circulirte die vom Schäfer Martin dem jüngern verfaßte Nachricht von seiner fröhlichen und seligen Vollendung bei allen tamulischen Missionaren, die Herrnhuter nicht ausgeschlossen.

kopf und der Ankunft in Trankebar ist schon berichtet, auch daß in Folge von Schöllkopfs Tod und Johns Heirath er — und zwar auf Schwartzens specielle Bitte — als Missionar für Tritschinopoli bestimmt wurde, woselbst er dann Ende September 1777 eintraf.

Pohle's Ueberlassung wurde von den Missionaren zu Trankebar officiell als zeitweilige bezeichnet, doch zweifelte man nicht, die Bestätigung des Missionscollegiums werde sie bald zu einer definitiven machen, auch Schwartz und Pohle gaben sich dieser Hoffnung hin und zwar so sehr, daß sie nicht einmal direct nach Kopenhagen um die förmliche Entlassung schrieben, sondern dies den Collegen in Trankebar überließen. Nur an die Londoner Societät wandten sich beide. Ueber die erste Aufnahme des Gesuches daselbst schreibt Lector Pasche am 6. Nov. 1778 nach Halle: „Herr Missionarius Schwartz hat in seinem Schreiben an die Societät dieselbe förmlich gebeten dem Herrn Pohle, dem er ein besonders gutes Zeugniß gegeben, zu ihrem Missionar als seinen Collegen bei der Mission in Tritschinopoli anzunehmen. Dieser Brief wurde letzten Dinstag bei der Versammlung vorgelesen, da dann resolvirt wurde an ihrem Theil solches zu thun und zu dem Ende auch ein Schreiben an das Missionscollegium in Kopenhagen ergehen zu lassen. Jedoch obgleich sie keinen Zweifel an der Wahrheit des guten Zeugnisses, so Herr Schwartz dem Herrn Pohle gäbe, hätten: würde indessen in einer so wichtigen Sache noch zur Collateral-Satisfaction nöthig sein, daß sie des Herrn Pohle's Testimonials erst empfingen, worauf ich ihnen Hoffnung machte, daß zu gleichem Zweck von dem theuren Herrn Professor Freylinghausen ehestens ein Schreiben mit solchen Zeugnissen begleitet an die Societät kommen würde."

Erscheint die Forderung besonderer Zeugnisse ungewöhnlich und seltsam, so lautete die von dem missionsfeindlichen Missionssecretair Hee Wadum eingegebene Kopenhagener Entscheidung sehr bedenklich. Pohle wie Gerlach sollten zwar bis zu Ankunft neuer Gehülfen in Tritschinopoli und Kalkutta bleiben, dann aber sogleich nach Trankebar zurückkehren, weil Collegium den aufgeweckten Geist des Herrn Pohle nicht gern missen und die wichtige Absicht mit Einrichtung einer tamulischen Schule nicht wollte verloren gehen lassen. Freylinghausen lehnte es ab irgendwie activ in die Verhandlungen einzugreifen, nur daß er den alten Gedanken wieder anregte, ob nicht Pohle auch als dänischer Missionar in der Mitte der Landgemeinden seinen Wohnsitz behalten könnte. In der ersten Bestürzung über die unerwartete Entscheidung des Collegiums wollte Pasche der Londoner Societät vor-

schlagen, Gericke nach Tritschinopoli zu versetzen und Hüttemann in Kudelur mit seinen abenteuerlichen Plänen sich selbst zu überlassen. Dies wäre jedoch einem Aufgeben Kudelurs gleichgekommen, und so mußte er sich wohl entschließen an Hee Wadum zu schreiben. Die Antwort fiel aber so grob aus, daß die Societät von weiterer Correspondenz abstand und über die Schwierigkeiten sich durch echt englisches Werthlegen auf die Form hinweghalf. Es wurde constatirt, daß Herr Schwartz in seinem Briefe nicht ein Wort hinzugethan habe vom Consens des Missionscollegiums als einer Bedingung, desgleichen auch Herr Pohle, der nur sein gutes Vertrauen zu erkennen gegeben, daß das Missionscollegium gern consentiren werde. Wie die beiden Missionare sich mit dem Collegium auseinandersetzen würden, darüber ging man als reine Privatangelegenheit derselben stillschweigend hinweg, indem man sich jedoch erbot, die Ueberfahrtskosten des von Prof. Freylinghausen als Ersatz erwählten Candidaten Hartsch *) nach dänischer Taxe zu tragen. Pasche klagt außerordentlich über die Schwierigkeit aller solcher Verhandlungen, es handelte sich nämlich gleichzeitig um Aussendung eines Organisten und Schulassistenten für Kalkutta, die in Halle schon erwählt waren. Der treue sachkundige Secretair Broughton war ja auch inzwischen verstorben. Wie gering damals der Missionseifer in England, und welcher Art schon damals die Schwierigkeiten waren, erzählt Pasche auch in seinem Bericht über die Missionssitzung wegen der Pohleschen Vocation vom 9. Juli 1779: „Ein Mitglied sagte, die Mission koste der Societät, jährlich und außerordentlich, große Summen, und der größte Theil der Kosten müsse aus der Kasse für allgemeine Zwecke (for the general Designs) bestritten werden, da ihre Missionskasse so wenig Einnahme habe. Der Secretair that hinzu, die diesjährigen Missionskosten hätten sich auf 800 Pf. St. belaufen. Ein anderer brachte auf die Bahn, daß es ja wohl besser wäre, wenn die beiden Assistenten für Kalkutta solche wären, die mit der Zeit zu Missionaren angenommen und ordinirt werden könnten, wo sie nicht als wirklich ordinirte könnten hingesandt werden, welches aufs künftige die Reisekosten für neue Missionare ersparen würde. Der Punkt von der Ordination der neuen Missionare muß bei solcher Gelegenheit auch immer gerührt werden (weil immer neue Mitglieder mit zugegen sind), und wenn

*) Eine gefährliche Brustkrankheit, die den als sehr tüchtig Gelobten beim Abschiedsbesuch seiner Verwandten befiel, hinderte die Aussendung. Der Zufall wurde sehr bedauert.

dann herauskommt, daß sie keine bischöfliche ist, so kann man bei gar manchem merken, daß eben der Punkt seinem Gemüth einen Stoß giebt, daß er nicht recht von Herzen in der Angelegenheit weiter mit concurrirt, und wenn er kann, lieber wegschleichet. Und bei mir selber wünsche ich in dergleichen und andern ähnlichen Vorfällen, daß unsere Kirche wenigstens den Namen der Bischöfe auch in Deutschland beibehalten hätte, welches doch auch biblisch ist und seinen guten Nutzen haben würde, obgleich diejenigen hier, die streng auf ihre rechte bischöfliche Succession halten, doch immer ihre Einwürfe behalten würden, sowie gegen die dänischen Bischöfe, deren richtige Succession sie auch nicht gelten lassen."

An des erkrankten Candidaten Stelle gelang es Freylinghausen bald den Straßburger M. Mentel zu berufen, aber weil er als französischer Unterthan bei damaligen Kriegsläuften in einer englischen Colonie kein Amt antreten durfte, so mußte er als dänischer Missionar zunächst nach Trankebar gesandt werden, obwohl Freylinghausen ausdrücklich dem Collegium mittheilte, derselbe sei an seinem Theil willig bei künftig erfolgendem Frieden sich brauchen zu lassen, wo es Gott gefalle d. h. eben Pohle abzulösen. Aus Mentels Bericht, daß dennoch ein Mitglied des Collegiums über Tafel von ihm das Versprechen gefordert habe, bei der dänischen Mission zu bleiben, schöpfte dann der Director die freudige Hoffnung, welche er alsbald nach Indien berichtete, das Collegium sei nicht mehr abgeneigt Pohle gegen Mentel einzutauschen.

Aus allen diesen Mittheilungen und Bemühungen geht hervor, wie hoch Schwartzens Urtheil über Pohle und seine Wünsche gehalten wurden. Er versäumte denn auch allerdings keine Gelegenheit, sich anerkennend auszusprechen. An Sorge schrieb er in jener Zeit: „Herr Pohle ist nun ein völlig Jahr bei mir. Sein Gemüth ist rechtschaffen, seine Gemüthskräfte vortrefflich. Sein äußeres Betragen ist ernsthaft und doch gar nicht morose. Sobald er zu mir kam, fing an ihn im Tamulischen und Englischen zu unterrichten. In beiden hat er hoffnungsvolle Progressen gemacht. Er kann im Englischen die Common-Prayer lesen und sich ziemlich ausdrücken. Im Tamulischen predigt er schon seit einem halben Jahr, eben diesen Morgen predigt er über die Worte: „So wir im Geiste leben, so lasset uns auch im Geiste wandeln." Er hat auch vor Kurzem in beiden Sprachen zu katechisiren angefangen. Er ist dem Leibe nach gesund und hat sich vor dem malo hypochondriaco zu hüten gewußt. Ich preise Gott in Demuth für den mir aus Gnaden geschenkten Bruder.

Er läßt Dich herzlich grüßen. Deinen Brief hat er mit vielem Vergnügen gelesen *). Nun werden wir bald uns in Liebe scheiden können, so daß einer hier, der andre in Tanjour das Werk des HErrn treibet. Ueber drei Tage gedenke ich dahin zu gehen." In einem andern Briefe erkennt man seine fast väterliche Liebe grade aus Tadelsworten: „Daß Herr Pohle sich für die Umstände in Tritschinopoli schickt und durch göttliche Hülfe immer besser schicken wird, habe ich schon bemerkt. Anjetzt ist er krank. Der Herr aber wolle ihn bald wieder zu seiner vorigen Munterkeit und Leibes-Gesundheit verhelfen. Im Anfange wollen unsere lieben Freunde sich nicht gleich zu der plainen Kost bequemen, und wenn man auch vor manchen Dingen warnet, so denken sie, daß sie dies und das wohl als junge starke Leute vertragen könnten. Das scheint ganz wohl zu gehen. Allein die Hitze dieses Landes reimt sich sehr übel mit starken unverdaulichen Speisen. Und das erfahren Sie hernach auf eine ernstliche Weise. Gott aber helfe. Dies schreibe ich gar nicht als eine Anklage — gar nicht. Ich habe meinem eignen Willen auch oft gefolgt und leider bin ich bis auf diese Stunde nicht davon frei. Ich schätze Herrn Pohle sehr hoch und hoffe, der gnädige Gott werde ihm bald helfen und sein Amt mit Segen krönen."

Von Pohle findet sich eine seltsame Aeußerung vom 1. October 1779: „Das Missionscollegium zu Kopenhagen verlangt, wie ich höre, Herrn Gerlach und mich wieder zurück nach Trankebar. Das freuet mich, daß es nicht gleich geschehen muß und noch mehr wird mich's erfreuen, wenn's gar nicht geschieht. Es gehet auch von meiner Seite fast unmöglich mehr an. Ich werde von der Compagnie bei hiesiger Garnison als Kaplan bestellt."

Daß er unter allen Umständen in Tritschinopoli verbleiben will, ist deutlich aus diesen Worten ersichtlich. Es ging auch den Umständen nach gar nicht anders. Nachdem Schwartz im ersten Jahre seiner

*) Es ist derselbe Brief, über den John schreibt an seinen Bruder: „Herr Pastor Sorge, Dein würdiger Freund allein, hat in seinem Brief an Herrn Schwartz meinem sehnlichen Verlangen [nach eingehenden Nachrichten] am meisten Genüge gethan. Danke Du diesem vortrefflichen Mann an meiner Statt und melde ihm zugleich, daß wir mehrere Jahre durch das Ausbleiben seiner merkwürdigen Briefe sehr viel haben entbehren müssen, daß der diesjährige wieder große Freude unter uns erwecket und daß wir gar sehr trauern würden, wenn seine Correspondenz nach Indien einst aufhören sollte. Sorge ist uns in Indien wirklich ein theurer Mann und macht uns manche sorgenfreie angenehme Stunden. O wie sehr bedaure ich mit ihm seine schwachen Augen."

Anwesenheit noch zuweilen einen längeren Aufenthalt in Tritschinopoli genommen, um nach der löblichen und nachahmenswerthen Gewohnheit der älteren Missionare den neuen Bruder selbst in den Sprachen zu unterrichten, kam er vom October 1778 an eigentlich nur noch zum Besuche nach Tritschinopoli, sein ständiger Wohnsitz war von da an Tanjour. Den jungen Kohlhoff hatte er ihm als Schüler, Gefährten und Gehülfen gelassen und beide hatten vollauf zu thun, denn gleichzeitig gingen die beiden erfahrenen englischen Lehrer Aldwell und Wheatley von der Schule ab zu weltlichen Geschäften über, so daß Pohle grade wie Schwartz im Anfange auch die englische Schule mit zu versehen hatte. — Herr Missionar Schwarz sagt in einem Aufsatze, Hundert Jahre in Tritschinopoli: „Das Collegium verlangte, Pohle solle entweder auf seinen bestimmten Posten zurückkehren oder dem Collegium die durch seine Aussendung verursachten Kosten ersetzen. Er wählte das letztere. Die Kälte, die bei ihm später gegen die dänische Mission sichtbar wird, dürfte vielleicht zum Theil darin ihren Grund haben *)." Daß Pohle die Aussendungskosten persönlich erstattet habe, wird später als unrichtig erwiesen werden. Eine Mißstimmung Pohle's aber bestand allerdings, wenn auch nicht gegen die Mission, so doch gegen die Missionsweise in Trankebar, nur datirt sie aus früherer Zeit, bevor jener Collegialbeschluß gefaßt wurde, und hinderte ihn nicht, später sogar noch auf Rückkehr nach Trankebar zu sinnen. Da die betreffenden Differenzpunkte uns zugleich erwünschte Auskunft über die Gemeindezustände in Tritschinopoli bei der Uebernahme durch Pohle und also über die Erfolge der bisherigen Wirksamkeit von Schwartz geben, so ist ein näheres Eingehen angezeigt. Es handelt sich dabei um Kirchenzucht und Kaste.

In seinem Briefe aus Indien vom 19. September 1777 wünscht Pohle, daß auch in Trankebar ein jeder an seinem Theil auf das Ganze so viel prästiren möchte wie Herr Schwartz. Es gefalle ihm die zu große Nachsicht mit offenbaren Sündern nicht: „Warum schließt man sie nach zwei- oder dreimal gethaner Ermahnung nicht aus oder jagt sie weg? Man fürchtet sich, daß sie zu den Römischen oder Heiden übergehen. Allein sind sie denn nun Christen, wenn wir sie behalten? Sie sind schlimmer als Katholiken und Heiden, und diese würden selbst wenig Ehre von ihnen haben, wenn sie auch zu ihnen

*) Leipziger Missionsblatt 1864. p. 89.

übergingen; unsere Gemeinden hingegen würden besser bei der Reinigkeit erhalten, welche jederzeit zu ihrem Besten und Erhaltung gedient hat, aber nicht eine zu große Toleranz, welche lauter Verderben anrichtet. Wir sollten uns mit Dank gegen Gott der richterlichen Gewalt bedienen zu seiner Ehre, so lange und weit wir sie noch in Händen haben und man es uns gern überläßt, in unsern Gemeinden zu richten und zu schlichten. Das thut Herr Schwartz, und weil er von Entschließung und arbeitsam ist, so hat das gewiß manches dazu beigetragen, daß er vorzüglich im Segen steht. Indessen muß ich aber auch zum Preis der Gnade Gottes bekennen, daß es auch hier Seelen giebt, die den Herrn kennen und ehren."

Die richterliche Gewalt, welcher sich die Missionare bisher mit großer Weisheit und Milde bedient hatten, wurde ihnen wenige Monate später, als Trankebar direct königlich wurde, genommen. Da kamen also Pohle's Wünsche zu spät, und was die verschärfte Kirchenzucht betrifft, so sind leider die Missionare auf seine von Halle unterstützten Wünsche zur Verbitterung und Entfremdung der Gemeinden und ohne Erfolg noch zu viel eingegangen, wie Klein klagt. Wenige Tage nach jenem kritischen Schreiben siedelte Pohle nach Tritschinopoli über und konnte nun prüfen, ob seine vorgefaßte gute Meinung vom geistlichen Zustand der durch Schwartz gesammelten Gemeinden stichhaltig war.

Fragen wir zunächst nach der numerischen Stärke der von Schwartz an Pohle übergebenen Gemeinde zu Tritschinopoli, so fanden sich in der Stadt und einigen nahe liegenden Dörfern 52 Familien mit 250 Seelen, einige Portugiesen und einzelne Europäer um ihrer tamulischen Frauen willen eingerechnet, d. h. von so vielen hatte Pohle durch die Katecheten sich die Namen aufschreiben lassen. Es ist wohl zu beachten, daß diese Zahl nicht die Stärke der ganzen an Pohle übergebenen Gemeinde ausdrückt, es werden noch etwa 150 Seelen in entfernteren Orten anzunehmen sein. Die in dem District von Tanjour Getauften behielt natürlich Schwartz in eigener Pflege. In fünfzehnjähriger einsamer Thätigkeit, in welcher Krieg und Theuerung die Bevölkerung sehr verminderten, hatte dennoch eine Gemeinde von 250 Seelen allein in der Stadt Tritschinopoli gesammelt werden können. Das will viel sagen, zumal gleich beigefügt werden muß, daß unter Pohle's vierzigjähriger Thätigkeit die Gemeinde sich gar nicht gemehrt hat und von seinem Nachfolger wieder in derselben Stärke übernommen wurde, und davon, daß die Qualität die Quantität etwa ersetzt habe, steht auch nichts zu lesen. Eine Ahnung über die Gründe

solcher Unfruchtbarkeit muß jeden Missionsfreund erfassen, der sich Pohle's erstes Auftreten näher anschaut. Auffällig ist gleich die Weise, wie er entgegen Schwartzens Grundsätzen Angriffe auf sich und die Christen bestrafen ließ. Einem muhamedanischen Soldaten, der ihm unhöflich und mit Drohungen begegnet war, erwirkte er eine Züchtigung, ja sah der Execution selber zu, während man von Halle ihm rieth, künftig in solchen Fällen lieber um Begnadigung nachzusuchen. Er aber stützte sich fort und fort auf den starken Arm der Obrigkeit, brauchte auch in einem Grade den Stock, wie man es in den evangelischen Missionen bis dahin nicht gehört hatte. Er erzählt auch, wie der Ruf von seiner Strenge in der Gegend verbreitet sei. Und dies trotz der vorgefaßten guten Meinung und des guten Urtheils, das er seiner Gemeinde auch noch von Tritschinopoli aus giebt, wonach er sie unbedingt für die beste aller Missionsgemeinden erklärt.

Wenige Monate später hat sich das Blatt plötzlich gewandt, er hatte selbst gegen den alten Katecheten Södtinaiken den Stock erhoben, so daß dieser zu Vater Schwartz nach Tanjour geflüchtet war. Die Gemeinde war anfänglich ihm äußerst friedfertig erschienen, bis er entdeckte, wessen Fürsorge er diese anfängliche Freiheit von Zank und Streit zu verdanken hatte und mit energischen Maßregeln auch für alle Zukunft sich persönliche Ruhe sicherte: „In der Disciplin in Absicht auf unsere Christen bin ich ziemlich weit gegangen. Es ist nun einmal nicht anders, wir müssen selbst zugleich ihre Obrigkeit sein. Ich erfuhr es im Anfange gar nicht, was für Noth der liebe Herr Schwartz zuweilen mit manchen ungezogenen Menschen unter ihnen hatte. Auch noch nachher, als er anfing hie und da zu verreisen, erfuhr es noch nicht sogleich, denn er hatte es verboten mich zu beunruhigen, weil ich mit Erlernung der Sprachen beschäftigt wäre. Nach und nach aber fingen sie endlich an ihre Klagesachen anzubringen. Des Dinges wurde auch in kurzer Zeit so viel, daß ich manchen Morgen durch zwei, drei, auch wohl vier Parteien beunruhigt wurde. Nun fing ich an sie gar scharf zu vermahnen, wie sie als Christen wandeln sollten. Sie müßten nicht denken, daß wir deswegen ihre Lehrer wären, daß wir von ihnen so sollten gemißhandelt und durch ihre Insolventien beunruhigt werden. Und im Fall sie diesen Ermahnungen nicht Gehör gäben, würde ich ihnen was anders zeigen; ich würde sie strafen. Gut, mochten sie denken, es wird wohl nicht weiter kommen als höchstens bis zu einem derben Ausputzer. Sie fuhren fort, wie sie bisher gethan." Er übergiebt also alle Untersuchungen den Katecheten. „Ich selbst mochte diese Untersuchungen nicht

anstellen, weil ich der Malabaren ihre ausschweifenden und größtentheils zur Sache nicht gehörigen Erzählungen nicht ausstehen kann. Nun schritt ich zu Werke und bestrafte sie nach Befinden, theils an Entziehung der Wohlthaten, theils an Geld, theils am Leibe mit Schlägen. Auf diese Weise habe es in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sie nun ruhig sind und ich selbst zu ganzen Monaten Friede vor ihnen haben kann. Ist es doch, als wenn die guten Ermahnungen nun bei ihnen einen viel größern Eindruck machten, wenn man einen solchen Nachdruck darauf legt. Ich weiß es wohl, daß diese Art von Furcht nicht das beste Mittel, und ich mag sagen, für edle Gemüther gar kein Mittel ist, allein ich wußte für diese malabarischen Gemüther fürs erste kein besseres. Ich mußte die groben Spänę abputzen und kein Mensch, der hiervon Kenntniß genug hat, wird mirs verdenken."

Auch in der Privatbeichte wußte er sich Ruhe zu verschaffen, selbst vor den Katecheten und Lehrern: „Ich mag ihr Gewäsche im Beichten so wenig hören als im Predigen."

In Trankebar, Halle und Wernigerode schlug man die Hände über den Kopf zusammen und reinigte die Tagebücher sorgsam von solchen Expectorationen und klagte, daß Herr Schwartz sich so wenig in Tritschinopoli aufhalten und so wenig Anweisung geben könne. Schwartz allein ließ kein Wort des Unmuths gegen Pohle über seine Lippen kommen, er suchte still durch Beispiel einzuwirken, denn mit betrübenden Vorfällen hatte er es ja freilich auch stets zu thun, wenn gleich er sich nie dadurch niederschlagen ließ. Von einem solchen traurigen Vorfall giebt auch Pohle die erste Kunde am 27. September 1779: „Die gegenwärtige Gestalt unserer Missionen ist traurig genug wegen der überhand nehmenden Bosheit. Ohne Ruhm zu sagen, wir haben gegenwärtig keine bessere Gemeinde als Tritschinopoli. Wie lieb ist mir meine eingeführte Disciplin. Sie ist mir auch noch aus einem andern Grunde lieb. Zu Tanjour, weil Herr Schwartz schon seit dem Ende Mai von da abwesend ist, indem er zuerst nach Madras ging, ist es wegen Mangel der Disciplin gar traurig geworden. Der Katechet Njanapragasam und der Schulmeister Santappen haben sich vor einiger Zeit wie ein paar Pferdeknechte ganz entsetzlich mit einander geschlagen und sind dem Landprediger ungehorsam gewesen. Wenn alles seine Richtigkeit hat, wie es der Landprediger berichtet, so würde ich Njanapragasam 80, dem Santappen aber 100 Prügel und jedem von seinen Gehülfen bei dieser Affaire gleichfalls 80 Prügel geben lassen und Santappen überdies vom Amte stoßen, denn er hat in der Bosheit gelästert und das Neue Testament zerrissen und

weggeworfen. Er hat schon vor dem als ein Schwein gewandelt. Es muß aber freilich alles auf Herrn Schwartzens Untersuchung warten. Ich wünsche, daß er nach Befinden strafen möge."

Schwartz kam und untersuchte, aber von Schlägen wird nichts gehört. Njanapragasam mußte öffentlich nach der Predigt der Gemeinde Abbitte thun: „Mein Herz blutete bei der Handlung. Santappen ist im Lesen, Schreiben und Rechnen von besonderer Geschicklichkeit, aber sein Herz ist nicht lauter, so daß ich ihn aus der Schule habe nehmen müssen. Gott erbarme sich seiner und unser aller!" Das hat einen andern Klang, und wie manche Seele hat Schwartz grade durch sein unter jeglicher Strafe mitblutendes Herz wieder gewonnen. An Santappen jedoch sollte er noch weitere traurige Erfahrungen machen. Wir stützen uns dafür auf eine Erzählung Kleins vom 20. Februar 1780: „Ich freue mich und preise Gott, wenn ich in der Stille bedenke, wie an diesem lieben Bruder (Schwartz) recht in Erfüllung geht, was der erste Psalm sagt: Was er macht, das geräth wohl. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß auch Dinge mit unterlaufen, die mißrathen, doch ist es nicht so häufig. Einen besondern Vorfall hatte er mit einem Gehülfen, dem er wegen seiner äußern Geschicklichkeit vieles nachsah, und endlich ihn doch zu dimittiren genöthigt wurde, weil er es zu arg gemacht hatte. Dieser hatte in seiner Bosheit sein Kind bei dem königlichen Hofe angebracht, und es kam dahin, daß sie es vor dem Götzen in einer Pagode durch ein Brandmal demselben weihen wollten. Dies konnte doch der Vater nicht gleichgültig ansehen und bat bei Herrn Schwartz um Hülfe. Dieser rieth die Sache schriftlich aufzusetzen und Herrn Schwartzens Bekümmerniß darüber mit einfließen zu lassen, und auf solche Weise ging es bis zum Könige. Dieser ließ das Kind rufen und frug es: Wer hat dich erschaffen? Dieses antwortete: Der Herr Jesus. Hierauf befahl es der König frei und an Herrn Schwartz zu geben. Den zweiundzwanzigsten erhielt einen Brief von ihm, worin er unter anderm meldete: Ich mußte des elenden Santappen Tochter wegen 20 Pagoden bezahlen zu meinem großen Leidwesen, weil er sie für so viel verkauft. Den dritten oder vierten Tag darauf schickte der König die 20 Pagoden zurück mit den Worten: Ich weiß, daß euer Geld den Armen gewidmet ist. Es ist daher nicht recht, daß ich es nehme; braucht ihr es, wie ihr es am Besten meint." Trotz des vielen Leides, welches dieser Santappen ihm also angethan, fügt er dennoch den Worten des Briefes, welche dessen Entlassung melden, noch die theilnehmende und anerkennende Nachricht bei: „Er ist nun

Rechnungsführer bei einem Europäer und hält sich übrigens mit seiner Familie zur Kirche."

Taylor in seinem Ersten Jahrhundert der Mission zu Madras*) erzählt unter andern wenig glaubwürdigen Anekdoten auch, daß Schwartz in spätern Lebensjahren auf der Straße zu Ramnad einmal einem Christen begegnet wäre, der einen übeln Wandel geführt hätte. Er habe ihm den Weg vertreten, ihm Vorhalt gethan und gefragt: Willst du meine Strafe oder des Raja's? Ihre, Herr, war die Antwort, und dann habe er den zitternd Niederknieenden auf der Straße durchgeprügelt. Taylor ist aufrichtig genug, beizufügen, daß Jemand, der Schwartz noch persönlich gekannt habe, die Wahrheit der Erzählung bezweifelte, will sie aber doch aufrecht erhalten. Nach unserer Kenntniß von Schwartz müssen wir solchen Vorfall für eine reine Unmöglichkeit erklären, wenn gleich früher erzählt ist, daß er den faulen Rajappen mit dem Stock von seinem Laster curirte, aber Rajappen war damals ein junger Bursche und sein Diener und die Prügelscene gewiß keine öffentliche. Aus Taylors ganzer Darstellungsweise schaut zu offenbar der Verdruß des verunglückten Missionars heraus, welchem zum Ueberdruß Schwartz als Mustermissionar war vorgehalten worden, dem daher um jeden Preis der Nimbus genommen werden muß **). Solche Art von Kirchenzucht war nicht

*) Revd. W. Taylor: A Memoir of the first Centenary of the earliest Protestant Mission at Madras. Madras 1847. pp. 75. 76.

**) Gleich unmöglich ist eine andere Anekdote bei Taylor. Während des Kirchenbaues in Tritschinopoli habe sich ein ungläubiger Capitain ein Vergnügen daraus gemacht, täglich zum Bauplatz zu kommen und den Missionar zu schmähen und zu verspotten, ohne daß dieser, beschäftigt, es bemerkte, bis es eines Tages zu auffällig und unerträglich geworden. Da habe er sich langsam aufgerichtet und ruhig demselben sein Unrecht und sein übles Leben vorgehalten und augenblickliche göttliche Strafe angekündigt, wenn er sich nicht sofort bessere. Der Capitain ging heim, betrank sich, fiel von seinem Dach und starb. Daher des Missionars Ansehen bei den Heiden, des Nabobs und Raja's Gespräche mit ihm. Man fürchtete ihn als mit übernatürlichen Kräften begabt. Die Erzählung steht auf ganz gleicher Stufe mit der von Fabricius, welcher auf Befehl des von der aufrührerischen Landbevölkerung bedrohten Gouverneurs plötzlich Regen herabgebetet habe. Die indische Furcht vor dem Fluche der Muni's, welcher unfehlbar wirke, und die Vorstellung, daß Regenmangel Strafe einer schlechten Regierung sei, und die große Verehrung vor den beiden Missionaren haben solche Sagen bei den phantasiereichen Orientalen aus geringem Kern entstehen lassen. Es ist zu verwundern, daß Dr. Gundert die Erzählung neuestens wieder in Umlauf gesetzt hat.

nach Schwartzens Sinn, grade wie ihm auch Pohle bezeugen muß daß Excommunicationen von ihm nicht vorgenommen sind. Auch aus dem Umstande, daß er nicht gegen Pohle förmlich aufgetreten ist, so weit nämlich unsere Kenntniß reicht, kann auf eine Uebereinstimmung mit dessen Handlungsweise nicht geschlossen werden, er war damals principiell im Urtheil über Collegen äußerst zurückhaltend. Es will sehr viel sagen, daß überhaupt eine Aeußerung der Mißbilligung sich erhalten hat. Klein berichtet im März 1781, Schwartz habe ihm einen Brief Pohle's mit den Worten zum Lesen geschickt: „Ein höchst trauriger Brief. Der HErr aber tröste, stärke und erquicke unsere Herzen." Und dabei ist dieser Brief gegen die oben gemachten Mittheilungen gehalten, noch sehr gelinde. Die Christen lernten in der heidnischen Umgebung zu viel Böses und deshalb solle man sie von den Heiden isoliren: „Ich denke, es gehört nothwendig mit dazu, daß wir mit unsern Christen auch, wie es etwa unter den Herrnhutern gebräuchlich ist, zusammenleben, ihnen zur Hand und sie uns zur Hand und unter Aufsicht sein sollen. Hierzu denke ich, hätte der Grund von Anfang gelegt werden sollen, so viel möglich, allein das ist nicht geschehen. Und ob wir nun die Unrichtigkeit dieser Procedur wohl einsehen, so können wir uns doch nicht helfen und müssen also so viel traurige Fälle erleben und uns grämen und seufzen. Ginge es an, ich würde den Spruch: Gehet aus von ihnen und sondert euch ab, auch localiter mit meinen Christen zu erfüllen suchen." Ein vertrauliches Zusammenleben nach Herrnhuter Art war ja allerdings nicht nach Schwartzens Sinn, und doch hat er mit den Eingebornen in einer Liebesgemeinschaft gestanden, wie sie kaum inniger sein konnte, und ebenso zeitweise seine Gehülfen unter einander. Wie daheim in der Christenheit, so giebt es eben auch in der Mission draußen Zeiten frischeren Lebens und Zeiten der Dürre. Als Pohle seine Klagen schrieb, war eine Zeit der Dürre, und Schwartz hatte wohl ein Auge für solche Mängel, wie viel lieber weilt er anfänglich in der kleinen lebendigen Gemeinde von Wallam als in dem unempfänglichen Tanjour, aber mit dem Stock und strenger Kirchenzucht ist da nicht zu helfen. Ein Wort Kleins, welches den wirklichen sachlichen Defect einräumt, aber auch den Kritiker kritisirt, wird passend diese Frage abschließen: „Wir sehen hieraus deutlich, daß Herr Pohle zu früh allein gelassen worden und daß er in Verbindung mit noch einem oder mehreren Brüdern schwerlich so weit in seinen Gedanken und Urtheilen gekommen sein würde. Noch mache bei dieser Gelegenheit die Anmerkung, daß im Anfange, da die Gemeinde klein und die Gehülfen

mit der Gemeinde in der Nähe und Verbindung mit Herrn Schwartz stunden in Tritschinopoli, es viel leichter war Aergernissen vorzubeugen oder sie gleich zu heben. Vor 6—8 Jahren (d. d. 5. März 1781) war die Erweckung und Verbindung der Gehülfen unter einander viel inniger als jetzt. Herr Pohle ist nicht so herablassend, anfassend als der liebe Bruder Herr Schwartz. Doch ist bei Herrn Schwartz schon zuletzt in Tritschinopoli sowohl als jetzt in Tanjour nicht mehr solche Liebesgemeinschaft und Lauterkeit bei den Gehülfen zu merken."

Ein Hauptobject der Kirchenzucht müßte nach Ansicht derer, welche die Kaste für das Haupthinderniß der Verbreitung des christlichen Glaubens in Indien und für unbestritten sündlich halten, das Kastenübel sein. Auch in Pohle's Klagen gegen die alten Missionare stehen Vernachlässigung der Kirchenzucht und zu große Duldung der Kaste unmittelbar neben einander. In jenem Brief vom 19. September 1777 nach Halle klagt er auch, daß in Trankebar beim h. Abendmahl zwei Kelche gebraucht würden, einer für die Sudras und ein anderer für die Parias. Während seine scharfe sogenannte Kirchenzucht allseitig verurtheilt wurde, muß ihm sein Auftreten gegen solchen Mißbrauch rückhaltslos gedankt werden. Schon zu Anfang 1778 wurde der zweite Kelch für immer beseitigt, ob auf Pohle's Anregung wissen wir nicht, denn nach seiner eignen Mittheilung haben auch andere daran Anstoß genommen, und es scheint, daß auch Klein mit der zu großen Nachgiebigkeit der alternden Missionare Kohlhoff und Zeglin unzufrieden war. Es findet sich nämlich von ihm in den Anmerkungen über die maßlosen, später zu besprechenden Angriffe Hüttemanns auf die Mission auch folgender Passus, der einem Briefe vom 20. Februar 1780 beigelegt ist: „Ich hatte mir vorgestellt, daß Herr Hüttemann vornämlich den Punkt wegen des Unterschieds der Geschlechter unter den Malabaren stark urgiren würde, der so tief eingewurzelt, daß auch der Redlichste, wenn er auch selbst die Meinung von sich hat, er halte nicht mehr darauf, doch bei gewissen Vorfällen denselben blicken läßt. Da hätte den Missionaren sehr zur Last gelegt werden können, daß sie nicht eher dagegen geeifert und ihn auf alle Weise abzuschaffen gesuchet, vielmehr so weit nachgegeben, daß beständig die Absonderung in der Kirche und Schule und beim h. Abendmahl beobachtet worden, wie denn auch zu dem Ende zwei Kelche, einer für die Sudras, der zweite für die Parias bestimmt gewesen. Nunmehr ist aber solches auch hier seit beinahe

zwei Jahren abgeschafft, doch ist es noch nicht möglich, sie völlig gleichgesinnt und theilnehmend zu machen, übrigens gehört auch Vorsicht oder Klugheit und zugleich Unerschrockenheit dazu, um dagegen zu zeugen und zu agiren."

Auf andern Stationen als in Trankebar bis zum Frühjahr 1778 ist der doppelte Kelch nie gebraucht worden, wie die betreffenden Missionare bündig versichern und bezüglich Tritschinopoli's Pohle selbst bezeugt: „Bei mir zu Tritschinopoli trinken Sudras und Parias aus Einem Kelch bei dem heiligen Mahl. Hierüber ist auch meines Wissens nie ein Streit vorgefallen." Aus dem zeitweilig in Trankebar gebrauchten doppelten Kelch kann also Schwartz kein Vorwurf erwachsen, es müßte denn nachgewiesen werden, daß solcher schon während seiner Stationirung in Trankebar gebraucht worden, und selbst dann müßte angenommen werden, daß er zu der dissentirenden Partei gehört habe, weil er es ja in Tritschinopoli nicht einführte. Keine Sylbe der alten Acten deutet aber auf solchen längeren Dissensus, folglich — dies ergiebt sich aus der Natur der Beziehungen zu Halle — ist die Concession an den Kastengeist erst nach Schwartzens Uebersiedelung und nicht lange vor Pohle's Ankunft gemacht worden, und die schnelle Beseitigung läßt wohl vermuthen, daß die Tragweite solcher Concessionen nicht genug erwogen gewesen und dieselbe daher als übereilt alsbald zurückgenommen wurde, wenn man überhaupt mit Bewußtsein nachgegeben und nicht vielleicht zufällige Umstände die Arripirung eines neuen Prärogativs von den Sudras veranlaßt hatten *). Darüber daß Schwartz allerdings sehr mild und schonend mit der Kaste umgegangen ist, besteht kein Zweifel, es wird hüben und drüben zugestanden und je nach dem Standpunkt wird Schwartz deshalb belobt oder getadelt. Während der Verfasser des neuesten Lebensabrisses von Schwartz **) namentlich bedauert, daß er für die dauernde Beseitigung des verderblichen Kastenunterschieds so wenig gethan und sich nicht getraut habe, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen, sieht der englische Biograph Pearson in der Klugheit, womit Schwartz diesen schwierigen und kitzlichen Punkt behandelte, einen ferneren Beweis, wie richtig er den freisinnigen und duldsamen Geist des Christenthums auffaßte. Er tadelt das herrische und unduldsame Wesen jüngerer Missionare, welche die durch Schwartz erreichten glücklichen Erfolge wieder hätten

*) Vgl. „Joh. Phil. Fabricius" p. 193. 194. p. 205—207.
**) Baseler Magazin 1868, p. 240. 241. Gründer?

verloren gehen lassen und empfiehlt ihnen mit den Bischöfen Middleton und Heber die Rückkehr zu den Grundsätzen und der Handlungsweise ihres trefflichen Vorgängers. Während Dr. Dorner, in wenigen Worten die Entwicklungsgeschichte der Kastenfrage in der Mission gänzlich auf den Kopf stellend, Schwartz und Gericke eben noch als ehrwürdige Namen passiren läßt, weil sie, obwohl dem Kastenwesen abhold, gestattet hätten, daß dasselbe zuerst nur in schüchternen, unscheinbaren Ansprüchen wieder Einlaß in die christlichen Gemeinden fand *): beklagt der berühmte Orientalist Prof. Max Müller, dem Niemand Feindschaft gegen Kirche und Mission vorwerfen wird, in einem brillanten Essay über die Kaste, daß die Abschaffung der Kaste bei vielen Missionaren der Gegenwart eine fixe Idee geworden, und freut sich, daß „Männer aus der Schule von Schwartz einer allgemeinen Verurtheilung der Kaste nie beigetreten sind, sondern ihren christlichen Convertiten erlaubt haben, unter dem Namen der Kaste solche socialen Unterschiede beizubehalten, welche in europäischen Ländern von der öffentlichen Meinung, der Billigkeit und der Selbstachtung der niederen Klassen und, wo nöthig, von der Macht des Gesetzes geschützt werden **)." Das Leipziger Missionscollegium giebt seinen ernstlichen Willen zu erkennen, daß die Missionare in gleichem Geiste, mit der seelsorgerlichen Treue und Weisheit des Vater Schwartz, die Kaste behandeln sollten, während die Gegner Schwartz zu den übrigen alten Missionaren in Gegensatz zu stellen suchen und ähnlich, wie oben Dr. Gundert, meinen, Schwartz sei nur durch die einmal herkömmliche Praxis gehindert worden, einen völlig neuen Grund zu legen und die Kaste rein ab zu thun, wie einst Ziegenbalg. Bezüglich Ziegenbalgs ist diese falsche Geschichtsconstruction von uns schon ausführlich widerlegt worden ***) und, was Schwartz betrifft, so ist eine Substantiirung dieser Behauptung noch nie versucht, wohl aber so schlagend, ausführlich und gründlich widerlegt †), daß wir mit Beziehung darauf nur mit wenigen Ergänzungen zu summiren brauchen, um dann noch einige neue Beobachtungen beizufügen.

*) Vorträge für das gebildete Publikum. Dritte Sammlung. Elberfeld 1864. p. 6.

**) Essays von Max Müller. Zweiter Band. Leipzig, Engelmann. 1869. Kaste p. 265 — 315.

***) „Ziegenbalg und Plütschau" p. 281 — 293.

†) „Die Stellung der ev. luth. Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage." Leipzig 1861. p. 33 — 34, p. 74 — 96. Hall. Nachr. von Dr. Kramer 1858. p. 91 — 101.

Pohle nahm, als er nach Tritschinopoli kam, daran Anstoß, daß bei der Feier des h. Abendmahls die Sudras vor den Parias hinzutraten. Anfänglich hatte er es gar nicht bemerkt, was wohl zu Gunsten der Ordnung hätte gedeutet werden können, aber als er dahinter kam, fuhr er aufs strengste durch. Es ist äußerst interessant zu vergleichen, wie in den gedruckten Berichten die schärfsten Stellen seines Briefes abgeschwächt und jede Spur vertilgt ist, daß er damit direct gegen Anordnungen seines Collegen vorging. Im Original lautet die wichtige Stelle: „Darüber, welches Geschlecht den Vorgang beim h. Abendmahl haben soll, haben sie sich unter Herrn Schwartz und in seiner Abwesenheit unter mir gar sehr gestritten. Herr Schwartz hatte endlich, um Friede zu machen, den Sudras den Vorgang eingeräumt. Da sie mich deswegen beunruhigten, wußte ich anfänglich von alledem nichts, bis ich's endlich erfuhr. Ich habe ihnen diesen Unterschied oder Vorgang nicht eingeräumt und bin mit ihnen gar hart darüber zu Werke gegangen. Ich sagte es den Katecheten, die deswegen fragten: ich kümmerte mich darum nicht; wie sie kämen, so reichte ich ihnen das h. Abendmahl; sie müßten nicht denken, daß sie da zusammen kämen, ihren Schorau (Reis) zu essen und Kangsi (Reisbrühe) zu trinken. Da möchten sie es halten, wie sie wollten, allein hier sei des HErrn Tisch und den ließe ich nicht so tractiren, sondern verlangt schlechterdings, daß er unendlich unterschieden werden müßte. Wir sollten dadurch weder Sudras nach Parias, sondern gute Christen werden und uns als Glieder an dem Leibe Jesu vereinigen. Wo denn diese Vereinigung herkommen sollte und wann sie Statt finden sollte? wenn nicht in diesem Leben, im zukünftigen gewiß auch nicht. Futter für den eitlen Hochmuth müßten wir nicht im h. Abendmahl suchen. Da sie die Schwachheit der Leute (inclusive ihre eigene) vorschützten, sagte ich, daß da ich es ihnen gesagt und gezeigt hätte aus Gottes Wort, ihre Schwachheit keine Schwachheit mehr, sondern eine wissentliche Sünde und Bosheit sein würde. Wollten wir denn ewig schwache Kinder im Christenthum bleiben und nicht bedenken, daß wir dafür, daß wir nicht suchen zum männlichen Alter hinüber zu gehen, werden Rechenschaft geben müssen. Da sie sich auf Trankebar beriefen, sagte ich, daß die zu damaliger Zeit gewesenen werthen Lehrer ihnen wegen ihrer Herzenshärtigkeit eingeräumt hätten, was sie ihnen in Absicht auf ihre Geschlechter eingeräumt hätten. Ich würde es nicht ge-

than, sondern ihnen was anderes gewiesen haben. Und so viel andre Dinge mehr. Sie wurden überzeugt, gaben Recht und frugen deswegen nicht mehr. Sie dürfen es auch bei mir nicht mehr thun. Ich zeigte es ihnen zur Zeit des Streits selbst mit meinem eignen Exempel, reichte mir das h. Abendmahl zuletzt und trank aus demselben Kelch, nachdem alle Sudras und Parias daraus getrunken hatten. Sie thaten darüber die Augen recht auf und waren beschämt. Hernach konnte ich ihnen frei sagen: Folget mir, lieben*) —! Es ist wahr, wenn man aufrichtig grade durchgeht, man stößt wohl hie und da hart darauf zu; aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon durch göttlichen Beistand."

Es ist wohl zu beachten, daß auch Pohle ausdrücklich erklärt, um die Kastengebräuche des gewöhnlichen Lebens sich nichts kümmern zu wollen und daß er bei Beseitigung des letzten Kastenrestes in der Kirche mit gutem, obwohl aus dogmatischen Gründen nicht nachzuahmendem Beispiel vorangeht, und dennoch — über herrliche Früchte hat er zu früh jubilirt. Jeder Kenner der alten Halleschen Mission wird bezeugen, daß je länger je mehr Pohle aufhört eigentlicher Missionar zu sein, und daß er seine Hauptkraft der englischen und portugiesischen Gemeinde zuwendet, kaum fähig nur die gesammelte tamulische Gemeinde zu erhalten. Um einen solchen Preis waren die Früchte doch zu theuer erkauft. Man kann sich des Gedankens schwer erwehren, daß Pohle's herrisches Auftreten in der Kirchenzuchtsfrage, wie in der Kastenfrage durch seinen eignen Lebensgang, durch das Emporkommen aus niederen Lebensverhältnissen, mit bedingt ist.

Was seine Aussage betrifft, Schwartz habe um des Friedens willen nachgegeben, so steht diese selbstverständlich auf gleicher Stufe mit jener andern, daß die werthen Lehrer zu Trankebar der Herzenshärtigkeit Zugeständnisse gemacht hätten. Freylinghausen von Halle hat darauf schon die rechte Antwort gegeben, indem er ihm schrieb, nachdem er Verschiedenes an den Mittheilungen seiner Tagebücher ausgesetzt: „Ihr werther Herr College, der durch seine vieljährigen Erfahrungen viele Klugheit erlangt hat, wird Ihnen am besten rathen können, was den dortigen Umständen angemessen sei. Wir sehen hier alles nur als aus der Ferne," und im folgenden Jahre: „Gehen

*) Alle im Druck hier ausgezeichneten Stellen fehlen in den alten gedruckten Berichten. S. Hall. Nachr. Neuere Folge II. Jahr 1774—1779, p. 1424 und 1425.

Sie mit den älteren Herren Missionaren, die die Umstände aus längerer Erfahrung besser kennen und absonderlich mit dem lieben Herrn Schwartz, dem es weder an Muth noch an evangelischem Sinn fehlt, fleißig zu Rathe, wie Sie den nöthigen Ernst bei dergleichen Fällen beweisen und doch zugleich die Leute von Ihrer väterlichen Gesinnung und evangelisch mitleidigen Liebe, und wie entfernt man sei über das Volk herrschen zu wollen, überzeugen können. — Herr Schwartz wird weitläuftiger mit Ihnen überlegen, wie nach den Umständen am weislichsten zu verfahren sei *)." Daß Schwartz nicht um des Friedens willen, sondern in vollbewußter Absichtlichkeit in den Kirchen den niedern Geschlechtern auf der linken, den höhern Geschlechtern auf der rechten Seite Plätze angewiesen und als Ordnung bei Austheilung des h. Abendmahls den Vortritt der Sudras festgesetzt hat, daß er auch im bürgerlichen habe alle Kastengebräuche, soweit sie nicht mit abgöttischen Dingen verknüpft waren, von seinen Bekehrten weiter beobachtet wissen wollte, zeigen seine Worte und alle seine Einrichtungen zur Evidenz.

Man könnte ihm sogar vorwerfen, über die Trankebarschen Missionare noch hinausgegangen zu sein. Jene befolgten die Praxis, in nur aus Parias bestehende Gemeinden Pariakatecheten zu setzen. Er dagegen wendet sich wiederholt, wenn ein Ort von einem nachlässigen Paria als Lehrer oder Katecheten verwaltet war, an die Brüder mit der Bitte, einen Sudra dahin zu setzen, und unterstreicht regelmäßig das Wort Sudra. Aber diese Begünstigung der Kaste ist doch nur scheinbar **). Im Allgemeinen wird wie in der europäischen

*) Ein an sämmtliche Missionare gerichtetes officielles Schreiben von Halle vom 27. Dec. 1782 urtheilt: „Der große Unterschied der Geschlechter wird wohl nicht gänzlich aufgehoben werden, bis einmal ein ganz christlicher Staat zu Stande kommen und die Auctorität der obrigkeitlichen Gewalt sich ins Mittel schlagen möchte. Und auch alsdann möchte der bloße Befehl und Gewalt es nicht ausmachen, sondern ein herablassendes Beispiel der Vornehmen und kluge Maßregeln das meiste ausrichten."

**) In einem Stücke möchte doch seine Duldung zu weit gegangen sein. Es kommt wiederholt in seinen Berichten vor, daß die Sudras in einem Orte nicht von dem dort wohnenden Pariakatecheten, sondern von auswärts versehen werden. Er beklagt aber selbst, daß die Sudras in diesen Dörfern in christlicher Erkenntniß den Parias nachstünden. Möglich auch, daß er hier nur unter einer Trankebarschen Erbschaft zu leiden hatte und daß sein Bestreben grade für diese Gemeinden nach Sudrakatecheten ging, damit die zwiefache Paria- und Sudragemeinde unter diesen sich zu Einer Gemeinde zusammenschlösse. Wenn freilich zwar Sudras als Katecheten angestellt werden, aber einer derselben, wie

Christenheit für erwünscht gehalten werden müssen, daß der kirchliche Lehrstand, auch auf der ersten Stufe schon *), zur Erleichterung der Wirksamkeit und Wahrung des Ansehens aus den höheren Ständen sich rekrutirt; daß wenn aber Jemand aus niedern Ständen ein Lehramt erhalten hat, er auch berechtigt sein muß, es an allen Gemeindegliedern ohne Unterschied auszuüben. Läßt sich dies nicht erzielen, so ist es weiser und dem Ansehn des Lehramtes wird weniger vergeben, wenn überhaupt Leute einer andern Kaste dann gar nicht zugelassen werden. Schwartz befolgt nun die Praxis, möglichst wenige Parias als Katecheten anzustellen, dann aber recht tüchtige, welche sich so zu halten wußten, daß ihr Umgang mit Sudras keinerlei Schwierigkeiten bot, wie er denn über die beiden Katecheten Södtinaiken und Ignasimuttu in Tritschinopoli bemerkt, sie hielten sich so reinlich, daß sie gar keine Schwierigkeit fänden mit Sudras umzugehen, und dasselbe weiß er auch später von Gabriel zu rühmen: „Die Landprediger und Katecheten sind vom höhern Geschlecht. Der Katechet Gabriel ist vom niedrigen Geschlecht, allein er redet ganz frei mit denen vom höhern Geschlecht, weil er sich sehr reinlich in der Kleidung hält." Mit vieler Weisheit suchte er dann auch seinen Gabriel gesellschaftlich zu heben und die Vorurtheile zu brechen. Er saß einmal im Hause eines Heiden von höherem Geschlecht, als Gabriel ankam. „Ich sagte: Warte, ich will zu dir kommen, die Sudras haben noch nicht Demuth gelernt, sie sind noch stolze Sünder, wir müssen Geduld haben. — Das wollten sie doch nicht gern auf sich kommen lassen, daher begegneten sie dem Katecheten mit vieler Liebe." Einmal gab er nach Bericht des jüngern Kohlhoff dem stolzen Landprediger Rajappen zu Gabriels Gunsten eine verdiente Lection. Schwartz war mit Rajappen als einfachem Katecheten recht wohl zufrieden gewesen, aber seit seiner Ordination 1778 war der Stolz in ihn gefahren, er wollte z. B. Schwartz keinen Bericht von seiner Thätigkeit abstatten, weil er ein gleichberechtigter Geistlicher sei, daher der zum Sprüchwort gewordene Tadel: Was Katechet Rajappen thun würde, will der

jetzt in Madras, als Armenkatechet doch speciell für die Parias da ist, so ist die Zweitheilung des Parias nicht gehoben, und den Parias also ohne Grund die Katechetenstelle genommen. Katechetenbezirke in größeren Gemeinden sollten vielmehr nur örtlich getheilt werden.

*) Was anderes ist es mit den Schulen, wo gegenwärtig, wenigstens in großen Städten, Parialehrer ohne den geringsten Anstoß Sudras unterrichten. Wo aber auf dem Lande Parias und Sudras in getrennten Dörfern leben, ist auch selbstverständlich bei Stellenbesetzungen die Kaste zu berücksichtigen.

ehrwürdige Herr Rajappen nicht thun *). An einem Sonntage nun bei Austheilung des h. Abendmahls kniete Rajappen neben dem frommen und hochangesehenen Daniel Pilley, welcher zur Vertretung der dänischen Kolonie Trankebar grade in Tanjour sich aufhielt. Da zwischen beiden zufällig ein Platz leer geblieben war, winkte Schwartz dem Gabriel dort niederzuknieen und reichte ihm das Sacrament vor den übrigen. Als dann nach dem Gottesdienst Rajappen sich gegen Daniel Pilley äußerte, wie anmaßend dies von Gabriel gewesen, erwiderte Daniel: „Sprechet doch nicht davon, denn wenn wir an das Herrn Tisch treten, so müssen wir alle ohne irgend einen Unterschied als arme Sünder kommen."

Dieser Tolk oder Dolmetscher Daniel Pilley ist freilich der in christlichem Sinne bedeutendste Mann, welchen die tamulische Kirche noch hervorgebracht hat, der auch durch seine vielen vortrefflichen Uebersetzungen deutscher Erbauungsbücher bis auf unsere Tage wirkt, aber wie er dachten in Kastensachen nicht wenige eingeborne Christen. Das waren wirklich herrliche Früchte der milden seelsorgerlichen Einwirkung, welche grundsätzlich von allen Zwangsmaßregeln absah, aber eifrigst um die Hebung der Parias durch Beseitigung des an ihnen wirklich Anstößigen sich bemühte, nach jener Aussprache von Schwartz gegen Pasche aus dem Jahre 1788: „Ich habe allen Zwang sorgfältig vermieden und habe wenig Schwierigkeiten gefunden. Selbst bei der Austheilung des h. Abendmahls sind manchmal einer und der andre vom niedern Geschlecht zuerst gekommen, welches kein Aufsehn gemacht. Sollten Sie des Sonntags in die Kirche kommen, so würden Sie sich wundern, wie reinlich die vom niedern Geschlecht erscheinen, so daß man öfters sie verkennen möchte. Ein Punkt, der die vom niedern Geschlecht so verächtlich macht, ist das Essen des todten Viehes. Dagegen habe allezeit den größten Abscheu bezeugt und ausdrücklich gesagt, daß ich es nicht dulden wolle. Daher weiß hier fast nichts davon."

Daß Schwartz grundsätzlich und bewußt alles Zwanges sich enthielt, daß er nicht von einer Strömung sich fortreißen ließ, sondern vielmehr andre zur Befolgung seiner Praxis bestimmte, beweist auch die Haltung seiner Genossen und Nachfolger in Tanjour, namentlich seines Schülers Kohlhoff, welche 1809 erklärten, Entsagung der Kaste sei bei ihnen nicht gefordert, das wäre in der Schrift nicht

*) Revd. H. Bower, An Essay on Hindu Caste. Calcutta 1851. p. 62.

gemäßes Aufgeben des Geburtsrechtes *). An Bischof Heber schrieb Kohlhoff: „Wir haben die Genugthuung gehabt, daß der Unterschied der Kaste bis unlängst selten ein Gegenstand des Streites unter den Christen gewesen ist und allmälig einen großen Theil seiner Bedeutung verloren hat. — Was nun durch ein behutsames und versöhnliches Vorgehen noch weiter geschehen kann, um einige zurückbleibende Vorurtheile zu überwinden, zu denen besonders Neubekehrte neigen, das haben Schwartz und andere wackere Missionare durch ihr Exempel hinlänglich gezeigt. — Nimmt man aber seine Zuflucht zu irgend einer Art Zwang, um diesen Unterschied aufzuheben, so wird die Mehrzahl es auf der Stelle so ansehen, als wäre ein Vorrecht in Gefahr, und ein Gewicht darauf legen, das es zuvor gar nicht hatte. Eifersucht wird dann Uneinigkeit erzeugen und geselliger Verkehr, wie er bisher statt gefunden, wird aufhören. Kurz, es wird ein Bruch entstehen, den zu heilen es schwer, wenn überhaupt möglich sein wird."

Die letzten Worte sind ja leider zu einer Prophezeiung geworden, da die Kastenstürmer sich nicht haben wollen warnen lassen. Das aber wird ihnen nie gelingen, Schwartz zu ihrem Vorläufer zu stempeln, ebenso wie andrerseits herrliche Zeugnisse ihn gegen den Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit und Kurzsichtigkeit schützen, als habe er nicht ernstlich genug gegen die Kastenübel angekämpft. Wie er etwa in seinen Predigten sich mag ausgesprochen haben, lernen wir aus folgender Stelle seiner Dialoge: „Vor Gott ist kein solcher Unterschied (der Kasten); solchen Unterschied zu machen ist ihm auch nicht wohlgefällig. Er schuf alle Menschen und gab ihnen Leben und Verstand. Nachdem die Menschen in Sünde gefallen, erbarmte er sich, ohne einen Unterschied zu machen, über alle, sandte seinen einigen Sohn, übergab ihn um der Menschen willen allen Leiden und dem Tode und erlösete alle. Außerdem nicht Willens, daß auch nur Einer verloren gehe, offenbarte er allen den Weg zur Buße; er will, daß alle sich zu Jesu nahen und durch die Taufe Sündenvergebung und das Reich Gottes empfangen sollen. Da sich denn Gott bemühet, auch die von dem sogenannten geringen Geschlechte ewig selig zu machen, so werden wir, wenn wir solche Geringe verachten und ausstoßen, dem Sinne Gottes unähnlich und von ihm verstoßen werden. Auch eure Vorfahren wußten dies und sagten: In des Himmels Thoren sind ein Todti (Ausreiniger) und ein Tondaman (Titel des Raja's von Pudukotta) gleich."

*) H. Bower l. c. p. 62.

Wie psychologisch fein weiß er gleich den Katechumenen, während er ihren Vorurtheilen nachgiebt, einen Stachel ins Gewissen zu drücken! So redete er einen stolzen und hitzigen Jüngling an: „Siehe hier ist ein Häuflein Heiden, welche unterrichtet werden. Sie sind von hohen und niedern Geschlechtern. Nun glaube ich gern, daß dein Hochmuth es nicht vertragen kann, sogleich unter sie dich hinzusetzen. Du kannst etwa zwanzig Schritt abwärts sitzen und so in der Nähe zuhören." Bald saß der Jüngling zu den Füßen des Missionars in Mitten der Uebrigen, und nach drei Monaten wurde er getauft.

Im Palaste des Königs selbst weiß er wider den Kastengeist zu zeugen. Während des Wartens im Vorzimmer von einem Brahminen gefragt, ob er es für ein recht schlechtes Thun halte einen Paria zu berühren, antwortete er: Ja, ein recht schlechtes. Auf die weitere Frage des stutzigen Brahminen, wen er denn unter Paria verstehe, kam dann aber die scharfe Erwiderung: Einen Dieb, Lügner, Verläumder, Trunkenbold, Ehebrecher, einen Hochmüthigen."

Jede von ihm bemerkte Abnahme der strengen Kastenabsonderung wurde mit Freuden notirt, und öfter findet man Aussprüche der Hoffnung, daß durch häufigeren Verkehr und den Einfluß der Europäer das scheue und sich abschließende Wesen immer mehr schwinden werde. Schon einmal war Veranlassung (p. 127) zu berichten, wie angenehm ihn das vertrauliche Wesen eines Brahminen berührt hatte. Nur noch eine ähnliche Stelle, welche einen Vorgang des Jahres 1777 erzählt, möge hier Raum finden: „Bei Combaconum redete ich mit vielen Brahminen und andern Einwohnern, welche mit äußerlichem Vergnügen die Lehre Christi anhörten. Einer stand auf und ging nach dem Markt, welcher nahe dabei war und kaufte Früchte, welche er mir sehr freundlich präsentirte. Diese gering scheinende Sache machte einen gar angenehmen Eindruck in meinem Gemüthe, welche ich ihnen nicht verhehlte. O wann wird die Zeit kommen, da wir in brüderlicher Liebe, ohne auf Geschlecht und Abstammung zu sehen, ohne Falschheit und Heuchelei mit einander umgehen werden?"

Er seinerseits that aber auch alles, um nicht die Heiden gleich von vornherein von sich fern zu halten, so sehr daß er auch seinen Koch aus höherem Geschlecht nahm, in welchem Stück ihm auch die jetzigen lutherischen Missionare nicht nachfolgen. Wir lesen darüber in der Lebensgeschichte des berühmten tamulischen Poeten Wedanaichen, eines Schülers von Schwartz, welche der Sohn bei Lebzeiten des Vaters aus dessen Munde niedergeschrieben: „Zu der Zeit (als Wedanaichen nach Tanjour kam, im Jahre 1786) wandte Herr

Friedrich Schwartz alle Mittel an, seinen Unterricht für alle Kasten ohne Hinderniß zugänglich zu machen, und nahm deshalb einen Mann von hoher Kaste zum Koch, der ihm alles, was zum Essen und Trinken gehört, bereiten mußte. Infolge dessen kamen viele Heiden, die den Herrn nicht kannten, zu ihm." Ueber die Maßregeln der neuen Missionare aber pflegte der ehrwürdige Greis zu klagen: „Man zerstört jetzt das Werk des ehrwürdigen Herrn Schwartz, dessen Streben es war, das Christenthum in diesem Lande auszubreiten, indem man das Reich Gottes dem Essen und Trinken gleich macht. Man verwirrt das Land und hindert, dem Befehle des Herrn zuwider, die höhern Kasten in diesem heidnischen Reiche zu Christo zu kommen, weil man das im Evangelium nicht gegründete Gesetz giebt, daß nur die getauft werden dürfen, welche die Probe bestehen mit denen zu essen, welche das Fleisch von gefallenem Rindvieh genießen. O Herr, steure der verderblichen Lehre dieser neuen Missionare und gieb, daß die durch dein theures Blut erkauften Seelen zu deiner Erkenntniß gebracht und zu deiner Heerde gesammelt werden mögen *)." Es würde wohl ein Mißverständniß sein nach obigen Worten anzunehmen, als habe Schwartz erst damals einen Sudrakoch genommen **); es

*) Leipziger Missionsblatt 1864. p. 325. 365.

**) In Trankebar hatte Schwartz allerdings einen Pariakoch, denn Arndt, der spätere Gehülfe in Tattenur, war ein Paria. Wenn Pearson (deutsche Ausgabe p. 285. 286) genau berichtet ist, so hätte Schwartz noch etwa 1783 auf einer Reise sich sein Essen von seinem Pferdetreiber bereiten lassen, die Pferdeknechte sind aber Parias. Sein Diener Christian David habe damals, als Schwartz vor dem Essen zu lange betete, ihn klagend im Gebet unterbrochen, weil er hungrig gewesen sei. Darnach würde also Christian David, der bekannte spätere Landprediger, ein Sudra, der Verfechter der Kastenchristen bei Bischof Heber, auch von einem Paria bereitete Speise gegessen haben. Credat Judaeus Apella. Diese sonst aus Christian Davids eigenem Munde wiedergegebene liebliche Erzählung erweist sich in jenem Punkte als ungenaues Referat und ist vielmehr ein Anzeichen, daß Schwartz schon damals einen Sudrakoch hatte. Wenn Chambers in seinem berühmten Briefe (Pearson I. p. 136) über Schwartz es im eigentlichen Sinne meinen sollte, daß Schwartz seine Katecheten in Tritschinopoli gespeist habe an eigenem Tische, wogegen Manches spricht, so wäre anzunehmen, daß er schon damals einen Sudrakoch gehabt habe. Da jedoch wenigstens die alten verheiratheten Pariakatecheten Södtinaiken und Ignasimuttu sicherlich in ihrem eigenen Hause gegessen haben, so sind vielleicht diese Angaben nur uneigentlich von der Erhaltung der Katecheten aus seiner eigenen Tasche zu verstehen. Die europäischen englischen Schullehrer essen allerdings mit an seinem Tische, und möglicher Weise meint Chambers diese. — Den milden und ganz vorzüglichen Brief

scheint vielmehr darin zu liegen, daß er damals einen Koch aus einer höheren Abtheilung der Sudras genommen habe. Aus gleichen Gründen und in ähnlicher Rücksichtnahme auf die Gewohnheiten des Landes ordnete er auch an, daß sich die Christen nahe dem ihm vom Raja geschenkten Boden neben seinem Hause so anbauten, daß die Hauptkasten je eine Straße für sich einnehmen, wie davon der englische Recensent des schon citirten Bowerschen Buches über die Kaste in einem den lutherischen Missionaren sehr feindseligen Blatte *) Zeugniß abgelegt hat: „Niemand kann oder wird zu bezeugen anstehen, daß die alten Trankebarschen Missionare als Körperschaft, Schwartz, Jänicke, Gericke und deren Collegen eingeschlossen, so heilige und herzensfromme Leute waren, als je in Indien landeten, und daß vielleicht einige derselben noch von Niemandem erreicht wurden, ja wohl nie werden übertroffen werden an Eifer, Wissen und Wirksamkeit. Dennoch kann nicht geläugnet werden, daß so rein auch die Beweggründe, von denen sie dabei geleitet wurden, gewesen sein mögen, unter ihnen ein schweigendes Einverständniß stattfand, es müsse die Kaste bis zu einem gewissen Umfange geduldet werden. Die Kaller (eine niedrige Sudrakaste) ließ man wie z. B. in Tanjour in Einer Straße zusammen wohnen, die Vellaler und Achambadier (höhere Sudrakasten) in einer andern, die Paria und Paller in einer dritten und die Schanars (die zwischen Parias und Sudras mitten inne stehen) in einer vierten für sich allein. Man ließ sie ferner auch in der Kirche kastenweise sitzen, die hohen Kasten auf der rechten und die niedrigen auf der linken Seite. Weiter ließ man die hohen Kasten bei dem h. Abendmahl zuerst herzutreten und die niedern nachfolgen." Es ist dies zugleich (wenn mit dem Recensenten noch beigefügt wird, daß außerhalb der Kirche die Sudras von einem Katecheten ihrer Kaste bedient wurden und Hochzeiten, Leichen u. s. w. nach ihrem

---

Christian Davids über den Kastenstreit an Bischof Heber theilt Bower l. c. p. 91—101 mit. Daselbst nennt er neben Schwartz und Gericke auch Pohle als von den jüngern Missionaren, Rhenius und Genossen, wegen seiner Kastenduldung geschmäht. Die in dem Punkt gewiß sehr empfindsame tamulische Tradition findet also zwischen Pohle und den späteren Kastenstürmern einen großen Unterschied. Es findet sich wirklich kein Anzeichen, daß er außer wegen der Rangordnung beim h. Abendmahl und in der doppelten Kelchsache gegen die Kastenpraxis der übrigen alten Missionare aufgetreten ist. Er mag vielleicht später noch milder geworden sein, wie er ja auch für die alte Bibelübersetzung von Fabricius energisch gegen die jüngeren Missionare eintrat.

*) Madras Quarterly Missionary Journal 1851. p. 171.

Kastengebrauch, doch mit Ausschluß aller abgöttischen Ceremonien, feiern durften), kurz die Summe der Rechte, welche unser Schwartz in vollbewußter Absichtlichkeit den höhern Kasten geben zu dürfen und zu sollen wähnte, und ihnen gegeben hat.

Dies kann schon nach unsern bisherigen Angaben nicht geläugnet werden, und als ein Siegel mögen schließlich nun noch des jüngern Kohlhoffs Worte hier stehen, in denen er sich noch auf andere handschriftliche Documente beruft. Sie bilden den Anfang eines an Bischof Heber 1824 gerichteten Schreibens: „Der Kastenunterschied, obgleich nicht in voller Ausdehnung, ist unter den Christen in Tanjour seit Gründung dieser Mission durch den verewigten Herrn Schwartz bald nach 1762 beobachtet worden. Indem Herr Schwartz mit einigen Einschränkungen gestattete, daß dem Geist des Evangeliums scheinbar so entgegengesetzte und schädliche Gebräuche in den neuen Gemeinden blieben, ließ er sich sowohl von seiner eignen Discretion als durch das Beispiel der früheren Trankebarschen Missionare leiten, und daß beide, sie und er, hier durch Gründe der Klugheit und Vorsicht bewogen wurden, erhellt klar aus einigen ihrer noch erhaltenen Briefe*)." Ein Wunsch nach Veröffentlichung dieser Briefe, selbst wenn sie sich bis heute erhalten hätten, wie denn wirklich der Sohn jenes Kohlhoff noch alte Schriftstücke besitzt, würde schwerlich erhört werden. Doch die uns erhaltenen Reden und die commentirenden Handlungen genügen für jeden unbefangenen Forscher, wie auch Schubert in seiner frischen und erbaulichen kurzen Biographie von Schwartz das Resultat seiner historischen Forschungen über diese Frage mit ganz ähnlichen Worten giebt: „An sich selber war Schwartz kein blinder Eiferer gegen das Bestehen der Kasten des indischen Volkes. Er betrachtete sie wie jene Verschiedenheit der Stände, welche im christlichen Europa die Rechte der Geburt und Abstammung, die häusliche Erziehung und Bildung den Gliedern einer kirchlichen Gemeinde geben. Verschiedenheiten, welche der Kraft und Wirkung des Evangeliums für sich allein eben so wenig Eintrag thun können, als der freudigen Aufnahme einer gläubigen Predigt vor einer Versammlung der Vornehmen und Geringen in einer unserer Kirchen **)."

Kann demnach über die Stellung, welche Schwartz in dieser wichtigen Frage einnahm, ein Zweifel nicht aufkommen, so ist ja

---

*) H. Bower l. c. pp. 105. 106.

**) Christian Friedrich Schwartz, der Sendbote des Evangeliums in Indien. Von Dr. G. H. von Schubert. Erlangen 1860. p. 36.

allerdings noch nicht dargethan, daß nun diese Stellung auch wirklich die richtige war. Die so viel ventilirte Frage kann natürlich hier nicht des Breiteren erörtert werden. Indem wir mit Dr. Gundert in seiner neuesten Auslassung über die Kaste sagen, daß über ihre Entstehung nach neuesten Forschungen kein Zweifel obwalten kann *), glauben wir freilich, daß demnach auch über die kirchliche Behandlung der Kaste kein Zweifel mehr sein kann. Am evidentesten hat Prof. Max Müller in der schon citirten Abhandlung über die Kaste die Entstehungsgeschichte vorgeführt und die Folgerungen einerseits für die Regierung, andrerseits für die Mission gezogen. Er beantwortet auf Grund der gesammelten Documente über die Entstehung der Kasten **) die Frage, ob die Kaste, wie wir sie in Manu und heut zu Tage vorfinden, einen Theil der ältesten Religionslehre der Vedas bilde, mit entschiedenem Nein. Die Kaste ist in dem modernen Sinne des Wortes keine religiöse Institution, sie entbehrt jeder Auctorität in den wirklichen heiligen Schriften der Brahmanen, und durch was für Versprechen sich auch die Regierung verpflichtet hat, die Religion der Eingebornen zu achten, so würde dies Versprechen nicht verletzt werden, selbst wenn die Beobachtung der Kastenregeln mit Strafen belegt würde. Das heutige verwickelte Kastensystem stammt aus drei verschiedenen Quellen, und man muß zwischen ethnologischer, politischer und professioneller Kaste unterscheiden. Die arischen Einwanderer unterschieden sich zunächst von den dunkelfarbigeren Urbewohnern, von denen sie auch Religion und Sprache trennte, von den Sudras. Die politische Kaste vermehrte die Spaltungen, indem in der überlegenen Race sich drei Abtheilungen sonderten, da aus der großen Masse der Bürger ein Militairadel und eine Priesterhierarchie hervortrat. Die professionelle Kaste war in Wahrheit nur eine Fortsetzung derselben socialen Entwicklung, die zur Herstellung der politischen Kaste führt. In den Mittelklassen bildeten sich Unterabtheilungen je nach den Gewerben und Berufszweigen, in Indien wurden es so viele, daß man die Oberabtheilungen ganz darüber verloren und außer den Brahmanen nur Mischkasten behalten hat. Denn je ergie-

*) Bas. Mag. 1868. p. 363—371.

**) Original Sanskrit Texts by J. Muir. Part first, the mythical and legendary accounts of caste. Williams and Norgate, London. F. A. Brockhaus, Leipzig 1858. Dies Werk sollte in jedes indischen Missionars Händen sein, damit nicht ferner durch Behauptung des teuflischen Ursprungs der Kaste der ganze Stand in den Augen Gebildeter compromittirt wird.

biger das Gewerbe, um so eifersüchtiger wird es bewacht, und in Indien war der priesterliche Beruf der einträglichste. Deshalb sind die Priester die eifrigsten Verfechter des Kastensystems, deshalb erst haben sie es in den Augen des Volkes mit heiligem Ansehn umgeben und in ihrem Interesse ausgebildet und verschärft. Doch trotz des Unheils aus dem zu großen Einfluß der Priester übte doch auch das Kastensystem auf die öffentliche Moralität eine gute Wirkung aus. Jeder wußte, daß er seine Kaste wegen Vergehen, von denen das Gesetz keine Notiz nahm, verlieren konnte. Unsittlichkeit oder Trunkenheit konnten mit Erniedrigung oder Verlust der Kaste gestraft werden. Wahrlich, wenn man die Kaste jenes religiösen Charakters, welchen ihr die Priester zum eigenen Vortheil anzuhängen wußten, und wodurch sie Dingen, die wie alle socialen Einrichtungen sich verändern und wachsen sollten, eine unnatürliche Dauer und Heiligkeit verliehen, entkleiden könnte, so würde es sich wahrscheinlich zeigen, daß das Kastensystem für den bisher in Indien bestandenen Zustand der Gesellschaft und der Regierung wohl geeignet ist und daß, wenn es plötzlich vernichtet würde, die hierdurch entstandene Veränderung mehr schaden als nützen möchte.

Die gegen das augenblickliche Kastensystem gerichteten vornehmlichen Einwürfe sind, daß es die Leute daran verhindert, zusammen zu speisen mit wem sie wollen, zu heirathen wen sie wollen, und einen Beruf zu ergreifen, welchen sie wollen. Die bloße Verhinderung am Zusammenspeisen ist besonders in den östlichen Ländern von keiner Wichtigkeit, und Personen, die zu verschiedenen Kasten gehören und sich nicht gegenseitig bewirthen, können nichts desto weniger auf dem freundschaftlichsten Fuße stehen. Auf jeden Fall besteht Gegenseitigkeit im Kastenverhältniß. Die Sache liegt nicht so, daß der Reiche den Armen besuchen kann, aber der Arme den Reichen nicht besuchen darf, oder daß der Brahmane den Sudra zum Essen einladen kann, aber dagegen nicht eingeladen werden darf. In Indien schämt sich Niemand seiner Kaste, und der niedrigste Paria ist auf seine Kaste ebenso stolz und sucht sie ebenso ängstlich zu bewahren wie der höchste Brahmane. Das Verbot gewisser Heirathen wird ferner im Orient weniger tief empfunden als bei uns, auch ist die Kaste nicht das einzige Ehehinderniß. Personen, die zu derselben Kaste gehören, wird oft wegen ihrer Abkunft die Heirath untersagt. Derartige sociale Vorurtheile sind sogar aus Europa noch nicht ganz verschwunden. Ja es ist zweifelhaft, ob ein absolutes Verbot gewisser Heirathen grausamer ist als ein bedingungsweises. Es ist gewiß eine

sonderbare, von Psychologen noch zu erklärende Thatsache, daß sich Leute sehr selten in einander verlieben, wenn die Heirath ganz unmöglich ist. Bisher hat es noch niemals einen Zustand der Gesellschaft gegeben, und es wird auch nie einen solchen geben, der die Unterschiede der Geburt, Stellung, Erziehung und des Wohlstands nicht kennt; und um diesen Unterschied aufrecht zu erhalten, müssen die Heirathen zwischen Hohen und Niedrigen, Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen bis zu einem gewissen Grad erschwert und verhindert werden. In England, wo die Frauen eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft einnehmen als im Orient, werden natürlich Ausnahmen vorfallen. In den Ländern, wo derartige Ehen ganz unmöglich sind, werden weniger Thränen vergossen und Herzen gebrochen, und der Druck ist in der That nicht härter, als der auf jedem Manne in England lastet, wenn er sich hütet, sich in die reizendste Prinzessin der königlichen Familie zu verlieben. Daß die Wahl des Berufs durch die Kastengesetze beschränkt wird, scheint ein großes Uebel zu sein, aber auch nur für europäische Anschauungen. Wo ein wohlorganisirtes öffentliches Erziehungssystem existirt, kann ein Knabe nach seiner Neigung sich einen Beruf erwählen, wo dies aber nicht der Fall ist, ist der Vater wahrscheinlich der beste Lehrer seines Sohnes.

Nach diesen Auseinandersetzungen ertheilt der gelehrte Orientalist und Missionsfreund, welcher dem Hinduthum als einer veralteten Religion nicht mehr viele Jahre zu leben giebt, der Regierung und den Missionaren für die Behandlung der schwierigen Frage noch einige beherzigungswerthe Rathschläge. Man könnte und sollte den heiligen Charakter des Kastensystems als gemeinen Betrug der Priester beseitigen. Freilich, was das Privatleben der Eingebornen betrifft, so würden die Missionare und die Regierung nicht weise handeln, wenn sie sich plötzlich in ihre Heirathsvermittelungen, ihre Gastfreiheit, ihre Etiquette und ihre Präcedenzregeln mischen wollen. Es giebt indessen einige Punkte, in denen sich die Regierung in das Kastenwesen mischen muß, und wo sie es ohne ein Versprechen zu brechen und ohne ernsthaften Widerstand zu erwecken, thun kann. Wenn irgend einer ihrer indischen Unterthanen wegen seiner Kaste mißhandelt wird, so muß ihm das Gesetz Schutz gewähren. In keinem Contract, welchen die Regierung mit den Eingebornen macht, sollte die Kaste berücksichtigt, in allen öffentlichen Anstalten, wie in Schulen, Hospitälern und Gefängnissen muß sie ignorirt werden. Die

Missionare sind nicht verpflichtet, mit derselben Strenge zu handeln. Ihre Beziehungen zu den Eingebornen, und besonders zu ihren Convertiten, sind mehr persönlicher Natur, und ihr Erfolg wird viel von der Discretion abhängen, mit der sie die landesüblichen Vorurtheile behandeln. Wenn ein in gebildeten Kreisen erzogener Heide zum Christenthum übertritt, so ist es nicht recht, daß er als Christ gezwungen werden sollte, mit andern Convertiten, die ihm in Geburt, Erziehung und Sitten nachstehen, zu verkehren. Die Missionare haben durch ihre Behauptung, daß Keiner wahrhaft bekehrt sein könne, der sich weigere mit seinen Mitconvertiten zu essen und zu trinken, vielen Anstoß gegeben. Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken. Die sociale Stellung der Convertiten in Indien wird noch eine geraume Zeit lang ein Stein des Anstoßes sein. Eingeborne Convertiten werden in die englische Kaste nicht zugelassen und die Furcht vor dieser Isolirung wirkt unaufhörlich gegen die Bekehrung. In einem gewissen Sinne sollte Niemand ohne Kaste, ohne Freunde, welche sich für ihn interessiren, ohne Gefährten welche ihn bewachen, ohne Genossen deren gute Meinung er schätzt, ohne Kameraden sein, mit denen er für eine gemeinsame Sache arbeiten kann. Das gesunde Leben eines politischen Staatskörpers kann sich nur durch Associationen, Kreise, Bündnisse, Gilden und Gesellschaften erhalten, und die Abschaffung der Kaste würde in einem Lande, wo die Kaste dies Alles vertritt, einer vollständigen socialen Anarchie gleichkommen. Wer die Hindus am Besten kennt, wünscht am wenigsten bei ihnen die Kaste vernichtet zu sehen. Die Kaste, welche sich bisher als ein Hinderniß der Bekehrung der Hindus erwiesen hat, kann in der Zukunft einer der mächtigsten Hebel nicht allein zur Bekehrung Einzelner, sondern ganzer Klassen der indischen Gesellschaft werden (ja ist es schon bei den Schanars in Tinnewelly und bei den römisch-katholischen Fischern der Fischerküste und Travancore's geworden). Die Kaste kann in Indien nicht abgeschafft werden, und ein darauf hinzielender Versuch würde eine der gewagtesten Operationen sein, welche man je an einer lebenden politischen Genossenschaft versuchen könnte. Die Kaste wird als religiöse Institution sterben, als sociale wird sie leben und sich zu größerer Macht erheben. In veredelter Form werden die vier Kasten des Veda im neunzehnten Jahrhundert nicht veraltet und in einem christlichen Lande nicht überflüssig sein. Doch nur allmälig kann diese Veredelung zu Stande gebracht werden. Die Zähne fallen, wie ein einheimischer Schriftsteller sagt, im Alter

von selbst aus, es ist aber schmerzhaft sie in der Jugend auszuziehen *).

Ueber die Kastenfrage ist in der alten Mission niemals Streit gewesen, denn selbst Pohle's Auftreten hat keinerlei Zwietracht erregt, und nur um der Bedeutung willen für die Gegenwart und um Schwartz gegen ungerechte Angriffe und Beurtheilungen zu vertheidigen, ist so ausführlich darüber gehandelt. Viel bedenklichere Gewitter standen aber noch am Horizont, als Schwartz seine tiefgreifende Wirksamkeit von Tanjour aus begann, so bedenklich, daß unter solchen Umständen Schwartzens rastlose und erfolgreiche Wirksamkeit völlig als ein Wunder Gottes erscheint. In der Heimath war jene Glaubensüberzeugung und Glaubensinnigkeit, welche allein in Christo das Heil der Welt erkennt, im Ersterben und der Kreis der Missionsfreunde verengerte sich von Jahr zu Jahr, während die Angriffe

---

*) In dem heftigen Kastenstreit, der innerhalb der Leipziger Mission in unsern Tagen geführt worden ist, war die Kastenfrage vielfach nur Aushängeschild. Gegenüber der anglikanischen Kirche galt es Vertheidigung der alten Missionsgemeinden gegen völliges Absorbiren durch eine fremde intolerante Confession. Die Kastenfrage that den Anglikanern den Dienst, die wahre Sachlage zu verhüllen, und jetzt denken sie wieder sehr milde, wie die ganz neuerdings vom Bischof eingeforderten und als Manuscript gedruckten Vota über die Kaste erweisen. Innerhalb der Mission waren vielfach Rivalitäten die treibenden Motive, und es würde durchaus nicht auffallend sein, wenn Herr Missionar Ochs bei etwaiger Rückkehr aus Indien seine neugegründete Missionsstation ohne Kaste durch Vertrag den Leipzigern übertrüge. Es hat zwar die milde, in dieser Mission historisch berechtigte Auffassung theoretisch gesiegt, aber nach beliebter lutherischer Weise pflegt nach dem Sieg der Theorie um so mehr in der Praxis nachgegeben zu werden. Die Vorkämpfer der Kastenduldung grade, die sehr wirksamen Missionare Schwarz und Kremmer, nehmen sich mit ganz besonderem Eifer der Parias an. Es ist dies ja allerdings höchst ehrenwerth. Aber wenn außerdem noch die Mission für jeden Katechumenen während der Unterrichtszeit eine Unterstützung zahlt und mit Hintansetzung der Schule große Summen hierfür verwandt werden (es mag inzwischen geändert sein), so heißt dies trotz des theoretischen Sieges Mission an die Sudras fast unmöglich machen. Eine Unterstützung während des Katechumenats können die Sudras allenfalls entbehren, aber für ihre verlorne Stellung im bürgerlichen Leben müssen sie durch guten Schulunterricht ihrer Kinder entschädigt werden, man muß sie nach Möglichkeit so viel zu heben suchen, wie es die alten Missionare gethan haben. Dies ist der Schlüssel zu ihrer eingreifenden Wirksamkeit unter den Sudras, dies auch die Bedeutung der Schulstreitigkeiten innerhalb der Leipz. Mission.

auf die große vaterlandsgefährliche Bettelanstalt, die Vorwürfe über lügenhafte Berichte und gänzliche Erfolglosigkeit der Mission stetig sich mehrten *). Schon mehrmals sind ergreifende Klagen von Schwartz über den Abfall vom alten Glauben angeführt, die damals aus Schonung unterdrückt waren. Ihnen möge sich hier noch eine Stelle eines Briefes vom Anfange des Jahres 1780 an Sorge anschließen: „Deine Nachrichten betreffend die Lästerungen wider den Herrn Christum und seine theure Versöhnung sind doch gar zu sehr traurig. Wer hätte das vor dreißig Jahren gedacht, daß in Deutschland solche satanische Lästerungen ausgebreitet werden würden? Wahrlich Ihr habt ärgere Heiden unter Euch als wir hier haben, obgleich auch die hiesigen arg genug sind. O was werden für Gerichte über die so gar ausgearteten Christen kommen. Das Wort des HErrn: So seid nun wacker allezeit und betet, damit ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem allen und zu stehen vor des Menschen Sohn, wird mir immer wichtiger. Der gnädige Gott schreibe es in mein Herz durch seinen heiligen Geist! Euch aber, die Ihr den Herrn Jesum, seine Gerechtigkeit und die Spitze des Heils, so er uns erworben, lieb habt, stärke der HErr, daß Ihr die theure Beilage bewahren und sie auf die Eurigen fortpflanzen möget." Schriftliche Angriffe auf den Grund des christlichen Glaubens konnten ihn sehr aufregen, so zerriß er ein englisches ungläubiges Buch in drei Stücke und grub sie vor seiner Thüre ein, damit ja Niemand in seiner Umgebung davon Schaden nehmen könnte. Aber schon war der Geist des Unglaubens und der Missionsfeindschaft in die kleine Missionskirche selbst eingedrungen, und der Missionar Hüttemann, sein einstiger Reisegenosse und Freund, arbeitete mit aller Energie am Ruin des Werkes. Im Januar 1778 war der fromme Capitain Manoury zu den Missionaren in Madras gekommen, um ihnen eine Dissertation von Hüttemann über Amos 5, 26

*) Namentlich zeichnet sich eine Recension in der Allgemeinen Bibliotheque von 1777 durch ihre Maßlosigkeit aus: „Die Missionarien haben durch ihre partheyliche schleichende Vorstellungen das ehrliche teutsche Publicum so zu hintergehen gewußt, daß sie in der Zeit, da diese Missionen dauern, über eine Million Thaler aus dem armen Goldlosen Teutschland und andern europäischen Ländern zu ziehen gewußt. Mit diesem Gelde haben wir die Missionarien in den Stand gesetzt Vagabonden zusammenzubringen, welche meistens wahre Schandflecken des christlichen Namens sind." Die Vorsteher des Halleschen Waisenhauses hätten es zu verantworten, junge Leute in ein so fremdes heidnisches Land ohne Beruf zu senden.

zu zeigen *), welche ihm der Verfasser widmen wolle und die er nach England zum Druck senden und, wenn dort zu wenig Honorar geboten würde, nach Deutschland weiter an Hüttemanns Verwandte befördern sollte. Der Capitain ganz entsetzt über den Haß gegen die Tamulen, welchen diese Arbeit athmete, und über manche Angriffe auf die Mission wies die Dedication zurück, aber konnte die Absendung des Manuscripts und feindlicher Briefe an den Missionssecretair Broughton in London nicht hindern. In diesen Briefen verwirft Hüttemann die ganze bisherige Missionsweise mit vielen Ausfällen auf Ziegenbalg als ihren Begründer und erhebt Geister und einen englischen Bischof Berkeley bis in den Himmel. Deren Plan und der seinige sei, ein Gymnasium für die im Lande geborenen europäischen Kinder zu errichten, durch deren Unterricht die Missionare ihren Unterhalt gewinnen sollten. Einige begabte und gesittete Eingeborne sollten an dem Unterricht Theil nehmen, englisch, lateinisch, griechisch und die Theologie lernen und so zur Ordination vorbereitet werden. Unter keinen Umständen dürften die europäischen Missionare die Sprachen der Heiden lernen und durch deren Stammeln sich lächerlich machen. Berkeley's Plan sei von König, Parlament und allen weisen Männern beifällig aufgenommen, zehntausend Pfund seien ihm vom Parlament votirt, und er habe sich mit seiner Frau und tüchtigen Lehrern nach den Bermudas-Inseln eingeschifft, dort zur Bekehrung der amerikanischen Indianer ein Gymnasium zu errichten. Als aber die Intriguen des Ministers Walpole, eines Finanzmanns und Politikers aber ohne Gelehrsamkeit und Sinn für christliche Ideen, die Absicht vereitelten, sei er zurückgekehrt, habe die gesammelten Almosen den Gebern ersetzt und sei für seinen guten Willen mit einem Bisthum belohnt. Hüttemann stellt sich ferner ganz auf die Seite des kritischen Prof. Miller zu Göttingen in dessen Pastorale und fordert, daß in Halle und London keine Missionsgelder mehr eingesammelt werden sollten. Sein Schreiben fließt über von Schmähungen auf die tamulische Nation, und ein Tadel der bisherigen Missionsthätigkeit reiht sich an den andern. Unglücklicher Weise war der treue Secretair Broughton bei Ankunft der Briefe nicht mehr am Leben, und sein Nachfolger machte die ganze Sache öffentlich. Bei damaligen Zeit-

*) Die wissenschaftliche Nullität der Arbeit erhellt aus einer einzigen erhaltenen Stelle, worin er die Verehrer des Osiris und die Isurens oder Siva's d. i. der Sonne identificirt. Vischnu ist ihm der Mond. Die Vischnuiten oder Telugus seien den Sivaiten, zumeist Tamulen, weit vorzuziehen.

verhältnissen mußten solche Vorgänge sehr schaden. Weil jene Hüttemannschen Bedenken allen Missionaren zur Aeußerung und Selbstvertheidigung zugesandt wurden, haben sich auch ausführliche Entgegnungen von Schwartz erhalten. Da nun ähnliche Gedanken noch immer nicht ausgestorben sind, wird auch die jetzige späte Veröffentlichung noch ihren Werth haben.

Auf die erste Kunde von diesen Angriffen am 9. Oct. 1778 schrieb Schwartz nach Halle: „Herr Hüttemann will nichts arbeiten und hat seit manchen Jahren fast nichts mehr als Missionar gethan. Das Geld aber, welches für die Mission gesandt wird, verwahrt er und will nichts davon gebrauchen. Ob es auf Zinsen aussteht oder ob er es in seinem Hause im Kasten hält, weiß Herr Gericke nicht. Ja wenn einem Armen was soll gegeben werden, so thut es Herr Gericke von dem Seinen. Eheu! welcher Jammer ist das. So ist es nie bei der Mission gewesen. Herr Gericke ist ein rechtschaffener, demüthiger Jünger des Herrn Christi. Die Glieder der Gemeinde, welche etwas beurtheilen können, sehen es auch, allein er hält es für vergeblich mit Herrn Hüttemann zu disputiren, weil sein Gemüth ganz gegen die Mission ist. Ich habe mich nicht gern gewagt andrer Brüder Arbeit oder Handlungen zu beurtheilen, weil ich meinte, ich hätte genug mit mir zu thun, der Fall mit Herrn Fabricius aber (daß er nämlich in seine Geldnoth gekommen, weil man so lange stillschweigend geduldet, daß er ohne seinen Collegen Breithaupt die Kasse verwaltete) hat mich gelehrt, daß man auch mit allzu langem Schweigen sich versündigen kann." Er bittet daher sofort die Kasse an Gericke zu übergeben.

Um nicht durch Schweigen sich zu versündigen, hält er sich auch verpflichtet am 3. Febr. 1780 für Pasche die ganze innere Genesis dieses Angriffs zu geben. Wir erfahren dadurch zugleich manche interessante Einzelheiten: „Ich bin erschrocken, da ich das erste Mal etwas von Herrn Hüttemanns Lästerungen vernommen, denn er hat es heimlich gehalten, sein Verfall aber ist schon lange ganz sichtbar gewesen. Stolz und Geiz sind wohl nie recht angegriffen oder gebrochen worden.

„Er heirathete sehr geschwinde, welches eine Gelegenheit war sich umzusehen, wie und woher er Beihülfe erlangen könnte. Endlich hielt er eine englische Schule, wobei viel vorgefallen, das einen schändlichen Geiz verrieth. Zum Arbeiten hatte er nicht viel Lust. Er ist commode, wie man sagt. Die malabarische Sprache verabsäumte er, so daß er nie mit einer angenehmen Fertigkeit sich ausdrücken konnte.

Die Pronunciation war gar schlecht. Es wurde ihm daher die Arbeit schwer und endlich verdrießlich. Es heißt, daß er über zehn Jahre sich der Gemeinde nicht angenommen, ausgenommen daß er alle vierzehn Tage einmal geprediget. Da er nun von den Brüdern in Trankebar liebreich erinnert worden, so hat er dem stolzen Sinn völlig Platz gegeben und ist in Bitterkeit gerathen. Er meinte, ein Missionarius solle ein Superintendent sein, der alle halbe Jahr einmal eine Rechnung anstellte. Solches Gemüth schickt sich gar nicht zum Amt eines Missionars. Hätte er sich in die Arbeit begeben, so hätte er bei manchen widrigen Umständen auch erfreuliche, tröstende und aufrichtende Dinge erfahren. Das würde unter göttlichem Segen die Balance gehalten haben. Aber er setzte sich in seiner Stube nieder. Sonst sind alle Brüder, auch sonderlich die in Trankebar, willig Vorstellungen von einer Verbesserung anzunehmen, z. B. daß einige Kinder, welche nicht zum Lehramt vorbereitet werden konnten, zu lange in der Schule gehalten wurden, ist wahr. Ich habe es ein- und andermal den Brüdern vorgehalten, und sie haben es gar brüderlich angenommen und auch zu verbessern getrachtet. Daß man mehr an den Personen arbeiten sollte, welche man in der Gemeinde als Lehrer zu gebrauchen denkt, ist eine gar heilsame Erinnerung, ob sie gleich von ihm am wenigsten beobachtet worden. Ich kann Ihnen brüderlich versichern, daß ich wenig Zeit des Tages über für mich habe. Eine Arbeit folgt auf die andere, und man ist ja ganz allein. Indessen ist mir die Arbeit an den Katecheten und Gehülfen immer am Herzen gelegen. Gott wird auch weiter helfen. Daß die Mission eine Armenanstalt ist, worin die Leute unterhalten oder durch Geld herbeigelockt werden, ist ja recht schändlich zu sagen. Daß manchen Armen Gutes durch die Mission widerfahren, ist außer Zweifel, sonderlich den Kindern. Daß aber die ganze Mission eine bloße Armenanstalt sein sollte, kann er ja unmöglich darthun. Allein er hat den Armen freilich kein Gutes, sondern vielmehr Böses gethan: Den Missionsacker bei Diwukodtei hat er sich, wie mir Herr Gericke sagt, ganz zugeeignet, wie auch den Garten bei Kudelur. Das ist ja fürchterlich. Den Acker verschaffte Herr Kiernander dadurch, daß er einen Theil eines Waldes umhauen ließ, welches damals einem Jeden zu thun freistund, ja wozu die Einwohner aufgefordert wurden. Da aber hernach wegen des Abtrages an das Gouvernement eine Frage entstund, so hat Herr Hüttemann in etlichen Briefen das Gouvernement gebeten und auch mündlich deswegen gesprochen, von dem den Armen bestimmten Acker nichts zu fordern, welches auch bewilligt worden. Ist dieser kleinen Mühe

wegen der Acker sein Eigenthum geworden? Gott bewahre einen jeden Missionar vor solchem eigennützigen Sinn! Daß die Väter uns hintergangen, da sie uns zu den Heiden zu gehen und das Evangelium zu verkündigen, den Ruf angetragen, ist fast zu schrecklich. Ich habe ein- und andermal zu Gericke gesagt, daß es mir vorkomme, als ob der Mann halb verrückt sei. Da ich hier im Lande mich über 17 Jahre aufgehalten, so habe nicht sogleich von seiner schrecklichen Abweichung gehöret. Und da ich auch etwas hörte, so glaubte, daß er es bald erkennen würde. Seine Sammelsucht aber war mir fast von Anfang an in etwas bekannt. Ja alle Engländer auf der Küste redeten davon. Indessen dachte ich doch, daß die Sache zu stark vorgestellt würde. Endlich aber bekam solche Proben, daß ich keine Ursache hatte, an der traurigen Wahrheit zu zweifeln. Er war vor einigen Jahren ganz böse auf mich, daß ich nicht für Trauen, Kindertaufen und Begraben mich bezahlen ließ. Ich aber antwortete, daß ich es des Aergernisses halber nicht thun wollte. Wollte Jemand etwas für die Armen geben, so stünde es ihm frei. Mit Fordern aber würde ich mich nicht abgeben. Ich habe einmal eine Bill gesehen, welche er eingesandt, da er einen Lieutenant begraben, welche schrecklich war. Dies melde Ihnen als einem theuern Bruder, damit Sie sehen, daß sein arges Schreiben und Lästern nicht eine auf eine Zeit angetretene Versuchung sei. Sein Herz ist nicht lauter. Und weil er nun bemerkte, daß seine Brüder sein Betragen nicht gut heißen konnten, so ist es in diese unselige Bitterkeit verfallen. Der gnädige Gott helfe uns allen. Er mache unsere Herzen lauter und richte unsere Füße auf seinen Weg."

Die neuen Hüttemannschen Missionspläne kritisirt Schwartz ferner in einem Schreiben nach Halle vom 14. März 1780: „An meinem Theil bekenne, daß es mir nicht leid ist, daß ich hieher berufen worden und daß den Ruf angenommen. Ich habe die Spuren einer gnädigen Regierung Gottes in der Sache bemerkt und verehre selbige kindlich. Ich glaube festiglich, daß Gott dies Werk, welches Herrn Hüttemann bei seinem bittern und aufgeblasenen Sinn so verächtlich vorkommt, noch mit herrlichem Segen krönen werde. Daß die Malabaren wie die Zigeuner wären, ist doch recht häßlich. Auch Europäer, die sonst nicht eben sehr große Freunde dieser Nation sind, bekennen, daß sie wohlgestaltet und in Absicht des Verstandes scharf, listig und verschmitzt genug sind. Und die klügsten Europäer sind ohne die selige Veränderung, welche durch den Geist Gottes geschieht, nichts besser. Daß aber die Missionare nur an den Katecheten arbeiten und sie in der eng-

lischen Sprache und Wissenschaft unterrichten sollten, und daß diese in der Wissenschaft geübten Leute dann ihre Landsleute zum Christenthum rufen sollten, ist ein recht thörichter und fast wilder Einfall. Selbst die Missionare, die die Leute in den Wissenschaften unterrichten sollen, müssen eben zu dem Zweck die malabarische Sprache verstehen. Wenn aber auch diese Leute wohl unterrichtet sind, so ist doch eine beständige Aufsicht und Zurechtweisung höchst nöthig. Ja die Gemeinden würden weder zu den Missionaren, noch auch zu den von ihnen bestellten Lehrern Zuneigung und Vertrauen fassen. Wenn aber ein Missionar die Leute erst unterrichtet und sie dann fleißig besucht, auch sorgfältig nachfragt, wie die Katecheten sich verhalten, so geht's ganz anders. Allein warum hat Herr Hüttemann nicht dergleichen unternommen? so hätte er doch etwas gethan, und ich bin gewiß, daß kein einziger Missionar es gänzlich gemißbilligt haben würde, viel weniger als seine Schule, welche aufs Geldsammeln gerichtet war. Die Wahrheit zu sagen, Herr Hüttemann ist zu einer mühsamen Arbeit (es sei an der Schule oder Gemeinde) gar nicht aufgelegt. Ich wollte ihn wohl auf sein Gewissen fragen, ob er in den fast dreißig Jahren seines Amts einigen, auch nur mittelmäßigen Ernst in dem Unterricht der Schulmeister und Katecheten bewiesen, und wie viel Zeit er darauf wöchentlich verwendet. Herr Hüttemanns Geiz und Stolz hat ihn faul und untreu gemacht. Hernach aber alles zu bedecken, ist er auf den Einfall gerathen, Berkley's Plan einzuführen. Wie der Mann die letzten 10 oder 12 Jahre das Gehalt hat nehmen und die Rechnung über die Wohlthaten mit Ausschließung des Herrn Gericke halten, ja das Diarium auch nur unterschreiben können, ist nicht begreiflich. Die Katecheten hat er anstatt Unterrichts zum Handel brauchen wollen, und wenn sie sich geweigert, damit etwas zu thun zu haben, hat er ihnen schimpflich begegnet. Dies hat der Katechet Tirusiluwei mir vor einem Jahre mit Wehmuth erzählt. Was der redliche Herr Gericke ausgestanden, ist leicht zu erachten, zumal da Herr Hüttemann immer von ihm als Schwiegersohn Gehorsam und Unterwürfigkeit im hohen Grade verlangt. Schon vor 19 Jahren *) merkte

*) Es ist also die p. 117—118 erzählte Reise in den ersten Monaten 1761 gemeint. Bis dahin galt Hüttemann als durchaus treuer Arbeiter, wie auch Klein noch in einem Briefe vom 20. Februar 1780 bestätigt: „Bedenke ich seinen ersten Eifer, da Herr Kiernander noch in Kudelur war, und welche Remonstrationen er da gethan, und welche wichtige Abhandlungen er damals aufgesetzt und uns communiciret, und halte ich sein jetziges Verhalten dagegen, so ist es wie Licht und Finsterniß unterschieden."

etwas von dem, was hernach im hohen Grade ausgebrochen. Wenn wir ausgingen, so pflegte er sich in dem Missionsgarten niederzusetzen, ja verlangte, daß ich ihm Gesellschaft leisten sollte. Ich sagte: Im Garten habe ich nichts zu thun; hier sind Kohlköpfe, aber nicht Seelen, an welchen wir arbeiten sollen. Ob Herr Hüttemann sich nun, da ihm Herr Gericke und die Brüder die Wahrheit in Liebe vorgehalten, ändern wird, wird die Zeit lehren. Der erbarmende Gott nehme sich seines Werkes, welches in mehr als einer Absicht von dem Feinde angetastet wird, in Gnaden an. Er lenke alles zum Besten um Christi Jesu willen."

So lange Hüttemann in seiner feindseligen Stimmung verharrte, scheint es Schwartz auch für Pflicht gehalten zu haben, keinerlei freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu pflegen, wenigstens läßt sich dies aus einem ingrimmigen Briefe Hüttemanns vom 7. Oct. 1779 schließen: „Herr Schwartz passirte gestern hier vorbei, ohne vorzusprechen. Er ist seit Juni in politicis bei Haider Ali, dem abscheulichen Tyrannen, gebraucht worden. Da er ein guter Spaßmacher, der durch Erzählen von Histörchen und Nachahmung der Sprache und Gesten Leute lachen machen kann, so schickt er sich gar wohl zu den Malabaren. Er hat uns nichts von seiner Unterhandlung gemeldet, welches auch nicht nöthig, da schon lange alle Correspondenz aufgehöret. Keiner bekümmert sich um den andern, jeder thut nach seinem Kopf. Eine besondere Methode, wodurch die Missionare das Zutrauen der armen Deutschen erschlichen, ist daß sie sich einander selbst gelobet in den Berichten Man sehe nur das 14. Stück p. 172 in dem Briefe von Kohlhoff, wo er Schwartz und seine übrigen Collegen bis zum Ekel herausstreicht *). Der Kirche Jesu ist an solchen Proselyten wie Malabaren, Nicobaren, Grönländern, Lapländern, Eskimos wenig gelegen. Alle diese Nationen sind eine Art Affengeschlecht, die müssen erst zu Menschen werden, ehe das Christenthum ihnen mit Nutzen gepredigt wird." Bei solchen Worten eines Missionars, die mit Schwartz die Annahme eines partiellen Wahnsinns mit Bezug auf seinen Beruf nahe legen, gereicht es zum Trost, doch noch schließlich mildernde Umstände anführen zu können. Er starb nämlich am 18. Juli 1781 an einem Gallenleiden, und da so viel Nachtheiliges von ihm berichtet werden müs-

*) Ueber Schwartz heißt es dort nur: „Unser theurer Bruder Herr Schwartz ist recht munter auf seinem Posten. Er arbeitet aus allen Kräften für die Ehre unsers Heilandes." Der übrigen Missionare wird in wohlwollender Erzählung, aber durchaus nicht mit Lobhudeln gedacht.

sen, möge auch aus Gericke's Feder die Schilderung seines friedlichen Abschiedes nicht fehlen: „Seine Krankheit zeigt, wie viel Antheil die verdorbenen Säfte seines Leibes an seinem Verhalten in den letzten Jahren seines Lebens gehabt haben. Ich habe ihn fast nie so geruhig, gelassen, zufrieden, geduldig gesehen als in den elf letzten Tagen seines Lebens, den Tagen seiner Krankheit. Es war, als wenn sich alles bei ihm löste. Er bezeugte von Anfang der Krankheit an ein groß Verlangen zu sterben. Er war von allem Irdischen völlig los und bekannte mit Thränen, daß er zu viel für dasselbe gesorget. Fünf Tage vor seinem Ende dictirte er mir einige Zusätze zu seinem letzten Willen und unter anderm folgendes, welches die Summe dessen ist, das er vor seinem Ende in seiner letzten Krankheit von Ew. Hochwürden und den Missionaren gesprochen: „Ich bitte demüthig Herrn Freylinghausen und alle Missionare in Trankebar und auf der Küste um Verzeihung, wenn ich sie je beleidigt habe, ich meinte es gut, aber habe mich wohl in einigen Punkten geirrt. Jesus Christus verzeihe mir alle meine Sünden." Als mit der letzten Nacht, die er in gottseligem Gespräch und Gebet hingebracht, sein Leben sich zu Ende neigte, ließ er die Briefe, welche er schon nach Europa geschrieben, mit den Worten vernichten: „Das ist alles nichts, nun machet Gott selber der Sache ein Ende" und bat nochmals Prof. Freylinghausen um Verzeihung, ordnete auch an, für das Waisenhaus 200 Thaler aus seinem Nachlaß zu zahlen.

Solches Ende wirkt versöhnend, und so soll denn auch gern zugestanden werden, daß damals die Mission überhaupt eine Krisis durchzumachen hatte und manche bedenkliche Erscheinungen wohl veranlassen konnten, die Grundlage des ganzen Gebäudes näher zu untersuchen. In Schwartzens Briefen aus jener Periode finden wir klagend neben Hüttemann auch Diemer in Kalkutta und Fabricius in Madras genannt. Bezüglich der Mission in Kalkutta kann man nicht über rückhaltiges Schweigen Seitens der Halleschen Direction klagen. Es liegt vor uns eine völlig actenmäßige kurze Geschichte dieser Station *), welche nichts verschweigt und offen zugiebt, daß es im vorigen

*) Frankens Stiftungen III. p. 490—511. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1796.

Jahrhundert dort zu eigentlicher Missionsarbeit gar nicht gekommen ist. Diemer, der im Februar 1775 zur Unterstützung des alten Kiernander gelandet war, lebte mit demselben in offener Feindschaft, und vergebens suchte Schwartz durch seinen inzwischen nach Bengalen versetzten Freund Chambers Versöhnung zu stiften und Diemer einen Begriff von Missionsarbeit beizubringen. Dieser Diemer, welcher Zeit fand von Kalkutta Spazierfahrten nach dem Kap zu machen und sich von den Bischöflichen in England wieder ordiniren ließ, hat seinen Collegen systematisch verläumdet. Hüttemann, der mit Kiernander nie gut gestanden, war natürlich nur zu geneigt, Diemers Worte sämmtlich als baare Münze anzunehmen. Da auf die Verhältnisse in Kalkutta Schwartz nur indirect einwirken konnte, genügt es hier mit Verweisung auf den citirten Aufsatz einige Worte zur Aufklärung über den ungeheuern anstößigen Reichthum Kiernanders, der so viel besprochen ist, herzusetzen. Nach Hüttemann wäre Kiernander von der Küste Coromandel fortgegangen, weil ihn seine Gläubiger gedrängt hätten*), jedenfalls war er in Kalkutta ankommend vermögenslos und nach fünfzehn Jahren galt er als der reichste Mann in Bengalen. Nach einem Brief des Factors Becker vom 13. Oct. 1778 löst sich der alte Streit, ob Heirath oder Handel Quelle auch dieses Bengalischen Reichthums gewesen sind, in unerwarteter Weise durch ein Weder — noch: „Die Halleschen Freunde haben bis jetzt immer geglaubt, daß der Reichthum des Herrn Kiernander von seiner Frau herkomme, welches nichts weniger als dieses ist, er es auch selbst gegen Herrn König gesagt, sondern seine Frau giebt nur den Namen dazu her. Von der Negotie hat er ihn nicht, denn er hat sich im Anfang kümmerlich in Bengalen behelfen müssen. Der Krieg hat ihm dazu verholfen, wie er gesagt, indem die Officiere alle ihre Gelder ihm gegeben, um sie in die Bank auszuthun und die Bonds jährlich zu erneuern, da er denn von 100 fünf Procent gehabt und nach seiner eigenen Aussage in einem Jahr auf 30000 Rupi oder 20000 Thaler dadurch verdienet hat. Er ist jetzt ein Mann von mehr denn 6 Lack oder 600,000 Rupi. Er zieht für

*) Hüttemann 5. Oct. 1778: „Das Kupfer und die Unterschrift des Herrn Kiernander (1. B. neuere Folge der alten Hall. Berichte), welcher anno 58 wegen tiefer Schulden die Küste verlassen und nach Bengalen gehen müssen, rührt auch her von Herrn Inspector Fabricius, dem eigentlichen Hauptgehülfen bei Herausgabe des Missionsdiarii. Ein Gewisser merkt an, die Unterschrift müßte so heißen: In deinem Schwedenland giebts keine Diamanten; Bengalen ist der Platz für den Negotianten."

Hausmiethe, weil er die besten Häuser und Paläste hat, monatlich 1500—2000 Rupi. Kirche und Missionshaus sollen ihm mehr denn 130,000 Rupi gekostet haben. Er soll ein großer Bauverständiger sein, der auch am wohlfeilsten bauen kann." Auf herrliche Gebäude und reiche Mittel gesehen, mußte es demnach glänzend mit der Mission in Bengalen stehen, und es war doch nur glänzende Armuth und eine Lehre für alle Zeiten, nicht die Güter dieser Erde als nervus rerum auch in der Mission zu hoch zu schätzen.

Das grade Gegenbild zu Kalkutta bot Madras: Kiernander in Ueberfluß und Palästen, sein Freund und Reisegefährte Fabricius in bitterster Armuth und im Gefängniß. Ueber diese traurige Katastrophe, wie Kiernander sich erboten für Fabricius' Person, nicht aber für seine Schulden Bürge zu werden *), wie tief Schwartz persönlich darin verflochten und wie edel er in der ganzen Sache gehandelt, ist schon an anderem Orte referirt **). Alle diese Sorgen griffen Schwartz aufs tiefste an, er klagt gegen Pasche am 3. Febr. 1780: „Herr Hüttemanns, Fabricii und Diemers Betragen hat mir vor der Zeit graue Haare verursacht. In solchen bedrängten Umständen ist die Mission noch nie gewesen, ob es gleich an manchen trüben Wolken nicht gefehlt. Gott aber kann und wolle sein Werk erhalten zum Heil vieler Seelen. Mein lieber Bruder, ich weiß fast nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Armuth hat ihre Beschwerlichkeit. Indessen kann Ihnen brüderlich versichern, daß sie mir günstig gewesen. Kein Engländer läßt es sich in den Sinn kommen, Essens oder Trinkens halber mich zu besuchen; nicht einmal eine Tasse Thee verlangen sie von mir, weil sie wissen, daß ich nichts habe für ihren Geschmack. Wer also mich besucht, thut es blos mit mir ein Gespräch zu halten, oder die Schule zu be-

*) Als einzige Beweisstelle für das erste Gefängniß von Fabricius stehe hier Breithaupts Mittheilung vom 11. Juli 1781 wörtlich: „Was Herr Fabricius an die Bengalische Mission schuldig geworden, hat Herr Kiernander an dortige Kasse bezahlt, auch versprochen, das was er an seinen Herrn Bruder (Seb. Fabricius, den Pflegevater des einzigen Sohns Kiernanders) schuldig ist, gleichfalls für ihn zu bezahlen. Auch erbot er sich damals, als er von seinem Gefängniß von mir Nachricht bekommen hatte, für seine Person, nicht aber für seine Schuld Bürge zu werden. Seitdem er des Gefängnisses entledigt geworden, haben ihm die Creditoren, vielleicht in Betracht der gegenwärtigen betrübten Zeit, Ruhe gelassen."

**) Joh. Phil. Fabricius p. 234 ff. Als Nachtrag zu p. 247 l. c. sei bemerkt: jenes nach Fabricius benannte Dorf gehörte den Söhnen Kurupadams eigenthümlich.

sehen. Ich bin also von wegen meiner Armuth von vielen Versuchungen frei, welches ich als eine große Wohlthat vor Gott erkenne." Weil die Mission in Tritschinopoli bei Fabricius 1000 Pagoden stehen hatte, und außerdem Fabricius bedeutende der Frau Wood *) gehörige Summen, statt sie nach London zu übersenden, eigenmächtig wieder ausgegeben hatte, mußte freilich Schwartz dem Drängen der Brüder, persönlich die Angelegenheit in Madras zu untersuchen, sich fügen. Er hatte sich im Sommer 1778 schon einige Monate in Madras deshalb aufhalten müssen, an Gemüth und an Körper krank, denn er bekam auch einen unangenehmen und juckenden Ausschlag, der ihm viele schlaflose Nächte verursachte. Wie viel hatte er Fabricius, seine eigenen Worte zu gebrauchen, vorlamentirt, während der fromme Greis in unerschütterlichem Gottvertrauen auf plötzliche Errettung von oben wartete und wohl dem lamentirenden Bruder im Gefängniß seelenvergnügt ein schönes Kirchenlied vorsingen konnte, das er eben übersetzt hatte; wie oft hatte er in des Nabobs Vorzimmern gewartet, bis endlich der älteste Sohn ihm zusagte, bei Antritt der Regierung die Schulden seines flüchtigen Schwagers als des Hauptschuldners zu zahlen, — leere Worte. Die grauen Haare, welche er sich in solchen Mühen und Sorgen zugezogen, sind fürwahr auch eine Krone der Ehren.

Aus der Heimath und von sämmtlichen Missionsstationen außer von Trankebar war Trauriges in dieser kritischen Periode zu berichten. Zur Vervollständigung der Uebersicht gehört nun nur noch ein kleiner Nachtrag eben über Trankebar. Der alte Zeglin war am Himmelfahrtsfest 1780 gestorben, nachdem er bis zuletzt zusammen mit Daniel Pillay unter Fabricius' Oberleitung an der neuen Ausgabe des tamulischen Alten Testaments gearbeitet hatte **). Wenige Wochen später kam ein Ersatz in dem Schleswiger Rulffsen, der allen Anzeichen nach ein tüch-

---

*) Als Hüttemann in einem Briefe an Pasche den alten Fabricius abgemalt hatte als „alten, eigensinnigen, den Mrs. Wood am besten beschreiben könne, wie sehr er sich von den schelmischen Malabaren betrügen lasse", wurde ihm erwidert, Mrs. Wood habe die günstigste Meinung von Fabricius. Die edle Frau ertrug die großen Verluste sehr ergeben.

**) Klein: „Daniel Tolk sagte unter andern: „War es doch nicht anders, als wenn der Selige ein Land oder eine Festung nothwendig erobern müßte bei dem Triebe, den er zur Bibelrevision hatte; und sicher, er hat die Stadt eingenommen." Aus dieser doppelten Mitarbeit und dem späteren Druck erklärt sich zur Genüge, weshalb die Fabricius'sche Uebersetzung des Alten Testaments die Neutestamentliche durchweg übertrifft.

tiger Missionar zu werden versprach, und siehe, es ging wie bei Schöllkopf, einen Monat nach seiner Landung grub man sein Grab. Er hatte sich den frühen Tod durch Unvorsichtigkeit zugezogen. Wie fast jeder Europäer bekam er einen juckenden prickelnden Ausschlag, rothe Hunde genannt, eine Art rother Frieseln; er suchte sich durch Waschen mit kaltem Wasser und Befeuchten mit Servietten zu helfen und trieb den Friesel nach innen. Die Trauer der Missionare über den Verlust war außerordentlich. — Dazu herrschte Uneinigkeit in dem kleinen Kreise. John hatte sich verheirathet, ehe er zur Zahl der vier ältesten Missionare gehörte, welche eine Gehaltszulage genossen. Von seinem geringen Gehalte konnte er eine Familie nicht ernähren, und so kam er auf den Gedanken, den Gerlachschen Schulplan wieder aufzunehmen und ein Pensionat zu errichten. Kohlhoff und Klein stimmten um des Unterrichts ihrer Kinder willen dafür, König, Zeglin und Schwartz entschieden dagegen, und die Zukunft gab letzteren Recht. John widmete sich mehr und mehr seinem einträglichen Pensionat und beanspruchte und gewann auch Rottlers und Beckers Hülfe beim Unterrichten. Bei der Wichtigkeit, welche Johns Schule in der folgenden Periode der Mission erlangte, ist es interessant von Schwartz eine ausführliche Aussprache darüber zu besitzen; er schreibt am 30. Jan. 1782, als sich die Mißstände immer deutlicher offenbart und der 1781 gekommene Miss. Mentel aus Straßburg sogleich der Schule gewidmet hatte: „Wenn es etwas still im Lande werden sollte, so gedenke nach Trankebar zu gehen und die Brüder zu sehen. Herr Johns Schule scheint dem Missionswerk gefährlich zu werden. Daß eine Schule für europäische Kinder angerichtet werde, ist sehr nöthig. Allein die jetzige Einrichtung ist, so viel ich höre, nicht dem Sinne des Evangeliums gemäß. Alle jungen Missionare gehen dahin, lernen die malabarische Sprache wenig, geben sich mit der Schule fast ganz ab, ziehen sich von dem Hauptwerk zurück, verletzen die Subordination, gehen in ein parteilich Wesen ein, so daß zu befürchten, daß es traurige Consequenzen haben wird. Was in solcher Schuleinrichtung zu thun, sollte gemeinschaftlich ausgemacht werden, da denn ein Jeder manchmal helfen könnte. Die Missionssache sollte dadurch befördert, nicht aber hintangesetzt werden. Herr John sollte sich dem Rath der Brüder unterwerfen, und kein neuer Missionar sollte eine Stunde informiren, ehe er nicht die zum Missionswerke nöthige Sprache gelernt. Wird die Harmonie unter den Missionaren aufhören, so wird viel Unheil entstehen. Ich bedauere es von Herzen. Der Weltgeist und leibliche Bequemlichkeit müssen uns nicht regieren, sonst ist es aus mit der Mission. Denn wenn ein

Missionar hier zwei oder drei Sprachen lernt, so kann er leicht drei- oder viermal mehr Gehalt bei der Welt bekommen, als er bei der Mission hat. Folglich wo ihn die Liebe Christi nicht hält, so geht er dahin, mag wohl den Namen behalten, wird aber wenig ausrichten. Außerdem sind bei solcher Sache viel äußere Zerstreuungen, welches man in Europa sich schwerlich vorstellen kann. Wie das wahre Christenthum sich mit der Armuth am Geist anhebt und durch den ganzen Wandel sich beweisen muß, so ist eben diese Armuth am Geist die Hauptsache beim Lehramte. Geht die verloren, so wird aus der Amtssache eine Weltsache. Diesen Brief, den ich Herrn Pohle gezeiget, welcher alles, was wegen der Schule geschrieben, hält als ob er es selbst geschrieben, sende an Herrn Klein [der seine frühere Zustimmung nun sehr bedauerte] offen. Er mag seine Anmerkungen hinzuthun, oder was ich nicht recht getroffen (da ich nicht in der Nähe bin) verbessern. Gott aber leite uns durch seinen Geist und bereite uns täglich mehr und mehr zu seinem Dienst an der Gemeinde. In Herr Hüttemanns und Fabricii Sache habe mich zurückgehalten. Hernach aber bemerkte, daß solch Stillschweigen nicht gut und dem Werke beförderlich gewesen. Beim Anfange solcher Abweichungen ist große Sorge und Ernst zu beweisen." Da Kopenhagen und Halle sich auf Johns Seite stellten, blieben die Vorstellungen vorläufig fruchtlos, bis die Gefahr noch offenkundiger wurde, und Schwartz ganz unerwartet Botschaft erhielt, auch Pohle habe seine anfängliche Meinung ändernd sich den jungen Missionaren beigesellt, welche die Schularbeit vorzögen und sei schon als Lehrer in Johns Schule thätig.

Es wird erinnerlich sein, daß nach den letzten Nachrichten die Verhandlungen über Pohle's Austritt aus der dänischen Mission noch immer nicht zum Abschluß gediehen waren. Erst zu Anfang des Jahres 1782 entschlossen sich Pohle und Schwartz, auf dringende Mahnung des Halleschen Directors, zu thun, was gleich im Anfang hätte geschehen müssen, nämlich ein unterthäniges Gesuch um Dimission nach Kopenhagen zu schicken und in London zu notificiren, daß Pohle sich nach der zu erwartenden Ordre des Collegiums richten würde. Die Briefe kamen aber weder in Kopenhagen noch in London an, und dem Director wurde auf die bezügliche Anfrage kurz erwidert, auch wenn die Gesuche noch einliefen, könne das Collegium von Pohle's Zurückforderung nicht abstehen, man wolle es ihm direct mit dem Bedeuten

melden, daß er andernfalls die auf ihn verwendeten Kosten zu ersetzen habe. Ja am 15. März 1783 giebt Herr Hee Wadum der reiferen Ueberlegung des Directors anheim, ob es nicht nach wieder hergestelltem Frieden rathsam wäre die Londoner Societät zu erinnern, daß dieselbe ein paar Missionare zur Hülfe für Herrn Kiernander und Schwartz besorge, auf daß Gerlach und Pohle zu ihren eigenen Aemtern zurückkehren könnten. Ehe noch diese Ablehnung des nur inhaltlich und indirect bekannt gewordenen Entlassungsgesuches in Indien verlautet sein konnte, im Mai 1783, passirte Pohle durch Tanjour, um sich in Trankebar nach fast sechsjähriger Abwesenheit zu erholen. Von anderweitigen Absichten sagte er Schwartz nichts. Man denke sich dessen Erstaunen und Schmerz, als nach wenigen Tagen Briefe einliefen, er möge Tritschinopoli forthin durch Katecheten oder Landprediger versehen lassen, Pohle gedenke in Trankebar zu bleiben und gefalle sich besonders in der Schularbeit *). Am 12. Juni brach Schwartz schleunigst dahin auf und verweilte sich bis zum 26., erfreut auch Gericke dort zu treffen. Nun wurde denn die ganze Lage der Mission gründlich durchsprochen und durchberathen. Pohle erklärte, seine Gesundheit sei angegriffen, er möchte sich auch bei guter Gelegenheit verehelichen, er sehe bei den Engländern so gar keinen Nutzen seiner Arbeit, sie kämen nicht zur Kirche noch zum Abendmahl, und dann solle er doch alle ohne Unterschied begraben und als „theurer Bruder" bezeichnen. Da nun auch das Collegium seinen Aufenthalt in Tritschinopoli noch nicht gebilligt habe, ja einige starke Ausdrücke im letzten Briefe darüber gebraucht, so wolle er lieber zu Trankebar in der Gesellschaft der Brüder sich aufhalten und sein Amt treiben. Wie die Entscheidung

*) Vgl. Brief an Pasche vom Sept. 1783: „Im Mai kam Herr Pohle zu mir, und von hier ging er nach Trankebar. Bald darauf hörte ich, daß er den Brüdern seine Schwäche und öfteren Krankheiten vorgestellet und ein Verlangen bezeuget in Trankebar zu bleiben, folglich Tritschinopoli zu verlassen. Ich erstaunte über die Sache, ging selbst nach Trankebar und stellte in Liebe dem Bruder Pohle vor, wie nachtheilig eine solche Veränderung der Mission sein würde, und was es bei den Engländern für einen Eindruck machen würde, sonderlich wenn sie zusammennehmen wollten, was in Bengalen und in Madras mit Herrn Fabricius sich zugetragen, so daß es mich gar nicht wundern würde, wenn sie die ganze Mission fahren und fallen ließen. Er faßte sich gleich, und die andern Brüder redeten ihm auch zu, so daß alles ohne Widerstand in Ordnung kam. Sobald wie er nach Trankebar gekommen, hat er gleich bei Herrn John in seiner Schule geholfen, und das hat den Wunsch dort zu bleiben befördert."

über diese Frage und Johns Schule in der gemeinschaftlichen Conferenz am 17. Juni ausgefallen, mögen einige Auszüge aus Schwartzens Briefen erzählen: „Es ist leicht zu erachten, wie dieser Vorschlag unsers Bruders mir viele Unruhe gemacht. Meine Seele indessen siehet auf Gott, auf seine weise, heilige und allezeit gute Regierung. Er hat mich bisher väterlich getragen, meine Sünden um Christi willen mir vergeben, auch im Amt mir väterlich geholfen, mich bewahret und gesegnet, wofür ihn ewig anbeten werde. Ich hoffe also zu seiner Güte, er werde alles, auch in dieser bedenklichen Sache wohlmachen. Was ich Fr. Pohle auf seinen Vorschlag geantwortet, kommt darauf hinaus: Die Gesundheit kann er bei gemäßigter Arbeit und Leibes-Bewegung in Tritschinopoli ebensowohl wie hier in Trankebar erhalten. Wollen die Engländer sich nicht bekehren, so ist es doch gut, daß das Zeugniß von Christo in dortigen Gegenden erhalten werde. Und was würde aus der armen tamulischen Gemeinde werden? Diese zu verlassen, um die Gesellschaft oder den Unwillen einiger böser Menschen zu vermeiden und die freilich angenehmere Gesellschaft der Brüder zu genießen, will mir nicht vorkommen, als ob es dem Herzen und Sinne Gottes gemäß. Hier ist kein anderer Weg als der Weg der Verläugnung zu rathen. So haben ihm alle Brüder gerathen, kein einziger ausgenommen. Herr Pohle hat sich auch dem Willen Gottes übergeben und wünscht nichts wider denselben zu thun. Sollte er sich verehelichen wollen, so wird Gott Mittel und Wege zeigen, daß er in keine allzugroße leibliche Noth gerathe. Und was ich Armer mit dazu beitragen kann, will ich gern thun. Ich hoffe, Herr Pohle wird sich diesen Rath der Brüder gefallen lassen, wie wohl ich nicht ohne Furcht in der Sache bin. Es ist zu bedauern, daß das hochlöbliche Collegium sich in dem letzten Brief nicht mit mehr Zufriedenheit ausgedrückt hat.

„Es giebt jetzt in beiden Missionen ganz eigene Prüfungen. Gott aber wolle und wird gewiß auf eine ihm selbst gefällige Weise helfen. Da ich nun hier in Trankebar mich einige Zeit aufgehalten, so wer-

*) Pohle blieb nämlich nach Schwartzens Abreise noch einen Monat, und daß ihm dort wieder Versuchungen zum Bleiben mögen nahe getreten sein, zeigt ein Brief des persönlich sehr dabei interessirten John vom 25. Febr. 1784: „Ob es wirklich nicht besser sei, Herrn Pohle wieder nach Trankebar zu rufen und die Gemeinde in Tritschinopoli von Tanjour aus oder durch einen Landprediger so gut als möglich zu versorgen? denn Frater Pohle ging doch ganz gewiß mehr aus Bestimmung per plurima vota, als aus Neigung wieder dahin und ist immer kränklich, auch selbst noch nach dem gestrigen Brief vom 20. Februar. Ich fürchte, er opfert dort sein Leben auf."

den Ew. Hochehrwürden wohl verlangen, daß ich von Herrn Johns Schulanstalten etwas melden möchte. Ich will Denselben just melden, was ich Herrn John selbst mehr als einmal gesagt — nämlich drei Stücke habe ihm brüderlich zu erkennen gegeben 1) daß ich gegen die Schule an und für sich nichts habe, sondern vielmehr die Sache billige, damit Missionarskinder eine bequeme Gelegenheit zur christlichen Erziehung haben möchten 2) daß die Schule mit der Mission genau verbunden und mit derselben incorporirt würde, damit sie nicht (wie sonst zu sorgen) eine Gelegenheit zum Schisma werden möchte 3) daß bei der Schule der Unterricht einiger fähiger malabarischer junger Leute mit befördert werden möchte, denn eine jede Arbeit eines Missionars muß das Wohl der Mission zum Hauptzweck machen. Herr John hat sich, überhaupt davon zu reden, zu meiner Befriedigung ausgedrückt. Er sagte, er wüßte nicht mit Gewißheit, ob er die Schule fortsetzen würde, sonderlich aus Mangel der Arbeiter, daß zur völligen Incorporation mit der Mission es jetzt noch kein Ansehen habe, weil einige Brüder nichts damit zu thun haben wollten, daß er bisher aufs Beste der Mission gesehen habe und sehe. Ich sagte, daß ich ja, als in Trankebar mich zwölf Jahre aufgehalten, der Missionarien Kinder täglich eine Stunde unterrichtet hätte, und daß es mich im Hauptgeschäft nicht gehindert habe. Wenn nun zwei oder drei Missionare ein Stündlein geben, so könnte solche Arbeit der Hauptsache nichts schaden. Kurz wenn die Sache gemeinschaftlich in Connexion mit der Mission getrieben wird, so wird den Kindern geholfen und dem Ganzen geht nichts ab. Ich habe die Hoffnung zu Gott, daß Herr John niemals sich der Missionsarbeit entziehen werde. Allein andere nach ihm könnten es thun, und da unser Leben ungewiß ist, so wäre zu wünschen, daß einem solchen traurigen Vorfall vorgebauet würde und bei Zeiten."

Diesem Briefe vom 22. Juni 1783 fügt er im October eine etwas härtere Sprache hinzu, als John schließlich, obwohl er als mit jenen aufgestellten drei Punkten sich einverstanden gestellt, doch sich weigerte, die Frage in einer Conferenz zum Austrag zu bringen: „Der Eigensinn und Eigennutz können sich oft mit schönen Worten schmücken. Die unabläßige Arbeit an den Malabaren, da man oft viel arbeitet, sich große Hoffnung macht und am Ende betrogen sieht, greift freilich an. Allein ob man auch an neun und neunzig seinen Zweck nicht erreicht, so muß man doch mit dem hundertsten aufs neue anfangen. Der selige Anton hat dies in seiner Harmonie über Joh. 3, 1 sehr vortrefflich erklärt." Er erkennt an, daß er und Gericke von John

werth geachtet würden, aber tadelt offen auch die Höhe der Pension und fordert, daß aus dem nach Abzug der Unkosten sich ergebenden Gewinn ein Fond für die Schule und Anstalt gebildet würde. So wäre allem Zweifel und allem Verdacht vorgebaut. Wie recht Schwartz mit seinen scharfen Mahnungen gehabt, wurde bald an Mentel offenbar, der als in Folge der steten Kriegsunruhen die Zahl der europäischen Pensionaire sich verminderte, und da er nie sich in das eigentliche Missionswerk eingelebt hatte, schon 1784 wieder heimkehrte. Hierüber heißt es am 16. Februar 1784: „Herr Pohle und Herr Mentel gingen zur Schule, halfen arbeiten und vergaßen dabei ihre erste Pflicht. Herr Pohle ließ sich bald bedeuten und kehrte wieder nach Tritschinopoli zurück, ob aber die Impression ganz sich verloren, steht dahin. Herr Mentel applicirte sich nicht, die malabarische Sprache zu lernen, fiel auf anstößige Dinge und nun heißt es, will er wieder nach Europa gehen. Freilich so, wie er sich bisher gehalten, hatte die Mission keinen Nutzen von ihm. Indessen ist es zu bedauern, daß alle Mühe und Unkosten, so die Mission seinetwegen gehabt, verloren sein sollten. Der selige Dal hatte eine unvergleichliche Regel festgesetzt, nach welcher ein jeder neuer Missionar sich sogleich aufs Malabarische oder Tamulische legen sollte. Ja er wollte keine Erlaubniß geben, sich aufs Portugiesische zu legen, bis er in der Erlernung der tamulischen Sprache ziemlich fortgerückt. Seit einiger Zeit aber ist es, zum großen Schaden des Werks, gar anders gegangen. Ohne Zweifel sind die Missionsumstände jetzt ganz besonders traurig in Bengalen, Madras, Kudelur, Trankebar, hier im Lande. Vordem hielt man es für etwas Großes, wenn man im Lande herumgehen und das Wort Gottes ohne Hinderung verkündigen konnte. Jetzt scheint es, daß diese Freiheit, die uns Gott gegeben, nicht so hoch geachtet wird." Mitten in diese Wirren hinein kam ein anderer Vorschlag des Directors. Das von den Franzosen besetzte Kudelur, in welchem Gericke doch nicht länger bleiben könne, solle von Trankebar nothdürftig versehen werden, Gericke solle nach Tritschinopoli gehen, König zur Deckung von Gericke's Aussendungskosten nach Kalkutta, Pohle und Gerlach nach Trankebar zurück. Der Plan hatte sofort die Billigung des Collegiums gefunden, wurde aber durch den 1782 erfolgten Tod Breithaupts in Madras gekreuzt. Schwartz schreibt darüber: „Keinen bessern Nachfolger wünschte in Tritschinopoli zu haben und überhaupt hier im Lande als Herrn Gericke, so daß wenn auf mich und hiesige Umstände allein sehen wollte, ich den Vorschag aufs höchste billigen würde. Allein die Mission in Madras würde gar zu viel leiden.

Herr Breithaupt ist von seinem Posten auf immer abgerufen. Herr Fabricius ist alt und schwach, dazu wegen seiner traurigen Umstände, wodurch er so viele Wittwen und Waisen ruinirt hat, gar übel geschickt der Mission allein vorzustehen. Dem äußeren Ansehen nach würde die Mission in Madras zu Grunde gehen. Ein neuer Missionar, wenn allein, könnte nicht helfen. Herr König ist ein gesetzter Bruder und anjetzt gar zu nöthig in Trankebar zu bleiben. Was würde aus der portugiesischen Gemeinde werden? Herr John hat jetzt [20. Oct. 1783] nur 5 Kinder, einen Knaben und vier englische Mägdlein. Ein Kind bezahlt an 7 Pagoden, ja einige 10 Pagoden. Das werden die Leute bald müde, sonderlich bei jetzigem Jammer und Mangel. Wäre die Schule in einer wahren Verbindung mit der Mission angefangen worden, so hätte ein Tisch können gehalten werden oder ein Verheiratheter hätte monatlich etwas zu seinem Unterhalte empfangen, das übrige aber wäre als Missionsgeld angesehen worden. Allein es ging anders. Ich schätze Herrn John, aber solch separates Unternehmen kann kein Freund der Mission billigen."

Hätte nicht Schwartz gefürchtet, Pohle's Entfernung möchte in London, wo seit den Hüttemannschen Schreiben große Mißstimmung herrschte, übel aufgenommen werden, so wäre Gericke bald darnach doch für Tritschinopoli verfügbar geworden, da er, nach Madras geflüchtet, dort mit seiner Familie durchaus nicht auskommen konnte, und auch Fabricius sich zur Uebergabe der Station nicht bereit fand. Gericke sah sich genöthigt in Negapatnam, nahe bei Tanjour, Wohnung zu nehmen und kann demnach als Gründer dieser neuen Mission genannt werden. Für Tritschinopoli wurde nicht weiter auf ihn reflectirt, da endlich Pohle's Ueberlassung eine definitive wurde, indem der Director von einer Summe, die er schon früher aus London zur Sendung eines neuen Missionars erhalten hatte, dem Collegium Pohle's Reisekosten nach der übersandten Berechnung mit 450 Thalern dänisch Courant erstattete. — Schwartz wird von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, daß er in seiner eignen und der Pohle'schen Dimissionsfrage nicht ordnungsmäßig verfahren ist. Wenn er rechtzeitig sich an die nächst competente Behörde gewandt hätte, daß er dann sich viele Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten hätte ersparen können, mag er sich auch wohl selbst gesagt haben, obwohl mit Seufzen, wenigstens in Pohle's Falle, über ein Missionscollegium, welches kein Verständniß für die wirklichen Missionsbedürfnisse hatte. Freilich mit gewöhnlichem Maßstab wird man ihn nicht messen und beurtheilen dürfen. Aus allen vorhergehenden Mittheilungen ergiebt sich ja, daß er immer mehr eine domi-

nirende Stellung in der Mission erhalten hatte, so daß er, wie mit Wahrheit gesagt ist, als ein Bischof *) dastand. Die Mission wurde factisch von Tanjour aus geleitet, der Macht seiner Persönlichkeit beugten sich die andern Missionare unwillkürlich, und nur in seiner Abwesenheit kamen sie schüchtern mit ihren abweichenden Plänen wieder hervor. Wir haben zu Anfang jegliche Beziehung seiner Bezeichnung als Königspriester auf seine innerkirchliche Stellung abgewiesen, denn nur die Gewaltigen dieser Erde sollen herrschen, als Bischof aber sei er gepriesen, bischöflich hat er stets gehandelt, gedacht und gesprochen; manche Perle zu einem Missionspastorale hat er uns ja geliefert. Seine köstlichen Aussprüche werden uns noch lieber werden, wenn wir ihn auch in seinem eigentlichen und engsten Berufskreise zu Tanjour darnach handeln sehen. Seine kirchliche und politische Thätigkeit ist nun ungetrennt zu besprechen, da grade das Ineinandergreifende so interessant dabei ist, und zugleich dadurch die politische Thätigkeit ihre Rechtfertigung und Erklärung erhält. Von dem geschilderten schwarzen Hintergrunde wird sich dies Schlußbild um so vortheilhafter abheben.

In Tanjour selbst wollte es aus verschiedenen Gründen mit der Consolidirung der Gemeindeverhältnisse anfänglich auch gar nicht recht vorwärts gehen, und doch sollte Schwartzens fröhlicher Glaube für die Aussichten der Mission in diesem Lande grade zu Anfang des kritischen Jahres 1778, wo alles in der Mission ans einander zu gehen schien, die Anfänge einer herrlichen Ernte einsammeln. Ende Februar 1778 brach er nach Palamkotta in Tinnewelly auf, von einem Europäer gerufen, der getraut sein wollte und ihn zugleich benachrichtigte, daß daselbst und in Madura mehrere Kinder zu taufen wären. Ueber

---

*) Von englisch-bischöflicher Seite ist diese Bezeichnung gebraucht, um zugleich damit auf einen Mangel der alten Mission hinzuweisen. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß thatsächlich seit Gründler, der als designirter Propst starb, ein Missionskirchenregiment draußen nicht existirte und alles auf persönlichen Einfluß ankam, denn die Conferenzen waren durchaus frei. Anfänglich hatte man sich die Mission trotz ihres geringen Umfangs gar nicht ohne Propst denken können. Nach Gründlers Tode war überall herum nach einem Propst gesucht, auch Ziegenhagen war vor seiner Berufung nach London in Vorschlag gewesen, doch in Kopenhagen nicht acceptirt. Im März 1724 noch berief Francke Namens des Collegiums den Collaborator Hillinger in Weimar, späteren Saalfelder Superintendenten, zum Propste vgl. Fresenius Pastoralsammlungen 16. Theil p. 69, für 1754. Nach dessen Ablehnung ist nie wieder ein Versuch gemacht.

die Reise selbst hat er seinem Freund Sorge am 20. Oct. 1778 folgende Schilderung gegeben: „Auf dem ganzen Wege findet man Gebirge, die meistentheils Felsen sind. Indessen sind sie so schön bewachsen, daß das Auge sich kaum satt sehen kann. Die Erde, die durch den Wind hinangeworfen ist und durch das Abfallen der Blätter jährlich vermehrt wird, ist nicht tief, und doch sind die Berge mit ansehnlichen, 15—20 Fuß hohen Bäumen besetzt. Die wilden Thiere wohnen darauf und erschrecken nicht selten den unten am Berge reisenden Fremden oder den pflügenden Ackersmann. Die Dörfer, die man antrifft, sind mehrentheils von Kallern (Schelmen) bewohnt, doch giebt es auch kleine Krämer und andere Handwerker. Die Einwohner sind mir liebreich begegnet. Mehr als einmal sagten einige: O wenn ihr doch unter uns wohntet! Wir hören jetzt zwar etwas von der Lehre und billigen sie, aber das geht wieder verloren, wenn ihr weggeht. Die Kaller nähren sich hier nicht vom Stehlen, sondern vom Ackerbau.

„Du wirst dich erinnern, daß ich vor vierzehn Jahren vor Madura im Lager gewesen bin. In die Stadt aber bin nie gekommen, weil mich eine Krankheit das Lager zu verlassen nöthigte. Da ich nun diesmal durch die Festung reiste, so hielt ich mich einen Tag auf, um alles zu besehen. Madura ist in allen Fabelschriften dieser Leute berühmt als ein Ort, in welchem die Götter sehr oft erschienen. Die Pagode ist ein prächtiges aus lauter Steinen erbautes Gebäude. Viele tausend steinerne Säulen von 17—20 Fuß, sehr vortrefflich ausgearbeitet, findet man darin. Weil alles so hoch gebaut ist, so ist es den ganzen Tag kühl. Allein, obgleich die Pagode eine der stärksten und in Absicht der Baukunst schönsten ist, welche ich gesehen, so ist doch ein Ruhehaus nahe dabei, welches alles übertrifft, so ich in Absicht der Steinhauerarbeit gesehen. Es ist wohl an 200 Fuß lang und steht auf vier Reihen von Säulen. Die Säulen sind von Einem Stein und an jeder Säule so viele Figuren von ganzen Pferden, Tigern und Reitern von solcher Größe angebracht, daß man sich wundern muß, wie sie eine so erschrecklich große Säule haben fortbringen können. Die Polirung ist so vortrefflich, daß viele von den Säulen dem schwarzen Marmor völlig ähnlich sind. Der Erbauer des Ruhehauses ist mit seinen Weibern und Kindern in Lebensgröße ausgehauen, welches gar lebhaft aussieht. Außerdem ist der vorigen Könige von Madura Palast, auch so gar in seinem Ruin, noch ziemlich prächtig. Alles was in Tanjour und Tritschinopoli Palast heißt, kommt in gar keine Vergleichung. Der Umfang, worauf der Palast erbaut gewesen, ist eine englische Meile. Offene Säle, welche auf 200 Pfeilern ge-

baut gewesen, da jeder Pfeiler 40 Fuß hoch ist. Die Pfeiler sind mit dem feinsten und weißesten Schunambu oder Mörtel polirt, daß es auch im Ruin noch prächtig aussieht. Es sind vier Dome, welche so lang sind, daß man sie als in Perspectiv sieht. Nimmermehr hatte ich vorher geglaubt, daß diese Leute solche Gebäude aufgeführet. Außer der Festung ist ein Teich, welcher einer der allerschönsten im ganzen Lande ist. Nahe bei dem Teich ist wieder ein Viereck von kleinen Palais, welche alle auch in ihren Ruinen ganz prächtig aussehen. Da hier so viel Felsen sind, so haben sie freilich Säulen und Steine genug haben können. Die Arbeit aber an denselben setzt einen in Erstaunen.

„Auf dem Wege habe ich so viel wüstes Land gesehen, daß wenn hier an 50,000 Familien sich setzen wollten, sie Land genug finden würden und mehr als sie bauen könnten. Allein die grausame Regierungsart hält die armen Leute ab etwas zu thun, so daß sie nur die höchstnöthige Nahrung haben. Der Nabob ist freilich Schuld an diesem Elende. Die Europäer aber fast ebensowohl und ebensoviel. In diesem Lande, wo die Armuth gedrückt wird, nehmen die Europäer 40—50 Procent. Der Pächter bezahlt es, und dann saugt er die Einwohner aus, folglich müssen es die Armen tragen. Hilf mein lieber Bruder beten, daß es im Geistlichen und Leiblichen besser werde. Nur Gott kann helfen — Menschenhülfe ist hier kein Nütze. Er erbarme sich der blinden verderbten geplagten Leute um Christi willen. Ich bin allstets Dein treuer Bruder C. F. Schwartz."

In Tatschenur unweit Tinnewelly fand er in einem eingebornen Regimente 50—60 Glieder seiner Gemeinde — ein Beweis, wie sehr auch damals schon die Christen zerstreut waren, denn die Entfernung von Tanjour beträgt etwa vierzig deutsche Meilen —; nachdem er sie geistlich versorgt und die Kinder im Katechismus examinirt, traf er Nachmittags in Palamkotta *) ein. Als er eben einige Kinder taufen

*) Es wird in den Missionsberichten von Schwartz zuerst 1771 erwähnt. Damals war ein luth. Christ Schawrimuttu dahin gezogen, hatte Katholiken und Heiden aus der Bibel vorgelesen, und da ihn die eingeborne luth. Frau eines engl. Sergeanten in seinen Bemühungen unterstützte, hatte sich ein Rechnungsführer zur Taufe gemeldet, und der Sergeant hatte ihn nach nothdürftigem Unterricht getauft. „Es that mir leid, daß er sogleich zur Taufe geschritten, ehe der junge Mensch eine deutliche Erkenntniß vom Christenthum erlanget. Außerdem kann ein solcher unvorsichtiger Schritt bei Heiden und Römischen Aergerniß anrichten. Gott wende allen Schaden in Gnaden ab." Dies also der Anfang der Tinnewelly-Mission.

wollte, kam eine junge Brahmanenfrau herbei mit ihrem angenommenen Sohn und bat dessen Taufe zu bestätigen. Sie war die Wittwe eines marattischen Brahmanen, der zu Tanjour in des Königs Diensten gestanden, und nach ihres Mannes Tode Concubine eines englischen Obersten Namens Littleton geworden, der zeitweilig auch in Tanjour stationirt gewesen zu sein scheint. Damals in Tanjour schon hatte sie Schwartz um die Taufe bitten lassen, aber war abschläglich beschieden, so lange sie in dem sündlichen Zustand verharre. Der am Podagra kranke, von ihr treulich gepflegte Officier soll ihr auch die Ehe versprochen haben, wie er dann auch ihr sein gesammtes Vermögen hinterließ. Auch bei dem Officier selbst waren damals Schwartzens Mahnungen vergeblich gewesen, obgleich er in seltsamer Inconsequenz fortgefahren, seine Concubine in biblischer Geschichte und christlicher Lehre zu unterrichten. Vielleicht, daß er nach seiner Versetzung bedauert hat, die günstige Gelegenheit in Tritschinopoli versäumt zu haben. Kurz die Brahmanenfrau wiederholte jetzt nach einigen Jahren ihre Bitte um Unterricht, und da ihr von allen Seiten das beste Zeugniß gegeben wurde, konnte Unterricht und Taufe ihr diesmal nicht vorenthalten werden. Sie empfing die Taufe mit vieler Bewegung und wurde auf ihre Bitte Clarinda genannt, gewöhnlich Rasa Clarinda, weil sie aus königlichem Geschlecht stammte. Und als wenn Schwartz ahnte, welcher wichtige Schritt zur Ausbreitung des christlichen Glaubens hiermit geschehen, schrieb er damals den 4. März an Pohle: „Hier ist ein weites Feld. O, um treue Arbeiter laßt uns beten. Gott gebe solche! Ja Gott gebe doch solche um Christi willen und, wenn es sein kann, schaarenweise!"

Es ist ein wirklich prophetisches Wort, nirgends hat ja die evangelische Mission so bereite Aufnahme gefunden, als in Tinnewelly, und Schwartzens Gebet für diese Provinz ist überschwänglich erhört. Als Pohle im Juni des nächsten Jahres Palamkotta besuchte, wiederum von einem Europäer zur Trauung dahin berufen, taufte er auch als seinen Erstling aus den Heiden Clarinda's Diener und legte ihm den Namen Johann bei. Der Clarinda giebt er bei dieser Gelegenheit das Zeugniß: „Sie ist als eine aufrichtige Christin bekannt, und ich zweifle nicht, daß sie für das wahre Beste ihrer Hausgenossen besorgt sein wird. Ich hatte Ursache mich zu freuen, da ich sie selbst besuchte." Ein gleich gutes Zeugniß giebt ihr auch der Trankebarsche Katechet, welcher von Marawa aus bald nach Schwartz dahin kam und sie ihrer schönen Erkenntniß und guten Exempels wegen nicht genug rühmen konnte, namentlich auch, daß sie ihm in ihrem Haus

vielfach Gelegenheit zu Unterredungen mit Heiden und Katholiken gegeben, auch selbst gute Ermahnungen beigefügt, die oft nicht geringen Eindruck gemacht. Da über die ersten Anfänge der wichtigen evangelischen Mission in Tinnewelly bei englischen Schriftstellern so viele ungenaue und falsche Nachrichten sich finden, wird der Fortgang dieser Mission später weiter zu verfolgen sein. In diese Zeit gehört nur noch die Bemerkung, daß kurz nach dieser Reise Schwartz zu besserer Versorgung der zerstreuten Christen in Tirupattur, 40 engl. Meilen südlich von Tritschinopoli, einen Katecheten Namens Schawrimuttu stationirte, und daß ein englischer Officier für sechszehn am Orte befindliche Christen dort ein Bethaus erbaute.

Während so nach Süden hin neue Aussichten für die Mission sich eröffneten, blieb Tanjour noch immer steriler Boden, ja die dortige Gemeinde verlor ihren eifrigsten Beschützer und Wohlthäter und Schwartz seinen besten Freund und Bruder, den Major Stevens, welchen wir schon als Erbauer des Armenhauses und provisorischen Bethauses kennen lernten. Als Schwartz im Juli 1778 von seiner schweren Reise nach Madras in Fabricius' Schuldangelegenheiten zurückkehrte, hielt er sich auch einige Zeit bei der Pondischeri belagernden englischen Armee auf. Dort sah er zum letzten Mal den frommen Stevens und überredete ihn nach England zu reisen, um bei der Compagnie und andern einflußreichen Männern Vorschläge zum Besten des Landes und zur Erziehung der Jugend zu thun. Derselbe hatte auch schon Passage genommen und sein Gepäck aufs Schiff bringen lassen, als im October, zwei Tage vor Erstürmung der Festung, eine Kanonenkugel ihm ein Bein fortriß. In derselben Nacht hauchte er, allgemein bedauert, sein Leben aus. Reichthümer auf Erden hatte er sich nicht gesammelt. Als General Munro mit großer Theilnahme Schwartz den Verlust anzeigte, erbot er sich zugleich, so gut er könne, des Verstorbenen Stelle zu vertreten. Er wurde alsbald beim Wort genommen und gebeten, den Bau einer Kirche in Tanjour zu befördern, welches er denn auch zusagte. Als der General in Geschäften der Compagnie im Februar nach Tanjour kam, mußte Schwartz die vertraulichen Schreiben an den König ins Marattische übersetzen und bei den Verhandlungen als Dolmetscher dienen *). Dafür bewies er

*) Klein, welcher damals zum Besuch in Tanjour und Tritschinopoli war, schreibt darüber: „Ich erquickte mich mit dem lieben Bruder Schwartz, über dessen viele Occupationen mich sehr gewundert habe, besonders was die Geschäfte des englischen Generals Munro und dessen Unterhandlungen mit dem

sich denn auch wieder erkenntlich und legte selbst den Grundstein zur Kirche am 10. März 1779, wobei Schwartz eine Rede über Psalm 67 hielt. Bei der Regierung beantragte er, dem Missionar für seine geleisteten Dienste ein Geschenk zu machen. Kaum hörte es dieser, so lehnte er jedes persönliche Geschenk entschieden ab, bat aber den wieder in Madras weilenden General, da eine im Januar gesammelte Subscription so wenig ertragen hätte, möchte die Regierung Ziegelsteine und anderes Material, von denen große Vorräthe in Tanjour lagerten, unentgeltlich zum Kirchbau hergeben.

Statt der erwarteten Zusage aber kamen anfänglich nur Vertröstungen und gute Worte, bis endlich im Mai ein Brief des Generals einlief mit der dringenden Aufforderung, schnell selbst nach Madras zu kommen und die Sache zu betreiben. Der Gouverneur Baron Rumbold eröffnete ihm dann, es sei nicht zu bezweifeln, daß der Rath die Bitte wegen des Kirchenbaues erfüllen würde, zuvor aber habe er ihm einen andern Antrag zu machen. Nun folgt das bekannte Ansinnen, eine Gesandtschaft an Haider Ali nach Sirengapatnam zu übernehmen und Schwartzens Annahme. Die Reise dauerte einschließlich einer monatlichen Wartezeit in Karur vom 5. Juli bis 29. September, und dann erstattete Schwartz in Madras persönlich Bericht. Es ist bis jetzt vergeblich in allen Archiven nach diesem Bericht gesucht, um das über dieser politischen Sendung ruhende Dunkel zu erhellen. Höchst erfreulicher Weise haben sich nun noch über diese Frage völlig genügende Aufschlüsse erhalten. Daß die bezüglichen Briefe höchst werthvolle Beiträge zur politischen Geschichte Südindiens bieten, ist selbstverständlich. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, was über die Reise und den Aufenthalt an Haiders Hofe sonst schon veröffentlicht ist. Am wichtigsten ist, was seiner Zeit aus einem Brief an Pasche vom 10. Oct. 1780 unterdrückt ist: „Aus manchen Ursachen finde ich mich bewogen Ihnen, mein lieber Bruder, einige Nachricht von den gegenwärtigen Umständen des Landes und der Regierung zu geben, wobei Sie herzlich bitte, auch nicht einen einzigen Umstand als eine Exaggeration anzusehen. Man ist fast mehr geneigt, den Jammer zu verringern als zu vergrößern. Der Geldgeiz, Wucher, Frechheit u. s. w. sind zwar vor langer Zeit im

---

Könige von Tanjour betraf, wobei der liebe Bruder die Hauptperson als Tolk sein mußte."

Schwange gegangen, indessen bemühten sich die Regierer des Landes diesen Unrath geheim zu halten. Da aber Mr. Wynch Gouverneur wurde, fielen sie auf den gefährlichen und ganz ungerechten Plan Tanjour wegzunehmen. Die Vornehmsten bekamen große Summen zum Geschenk und Versprüche zu mehreren. Der Nabob gab, was er nur geben konnte, an die Großen im Civil- und Militairstande. (General Smith ließ mir sagen, daß da ich zur Zeit der Belagerung in Wallam gewesen und den Kranken und Verwundeten im Hospital gedienet, er dahin sehen wollte, daß ich prize-money bekommen sollte. Ich aber lehnte es ab und bezeugte öfters, daß die ganze Sache mir höchst ungerecht vorkäme, und daß sie Tanjour nicht als Soldaten, sondern als Kaller oder banditti weggenommen). Tanjour wurde erobert, der Nabob triumphirte — und die Engländer nahmen das Geld. Da nun der Nabob keine englische Garnison in Tanjour haben wollte, so ging er tiefer und tiefer ins Bestechen. Ohne Geld konnte er nichts thun. Große Geschenke wurden auch nach England gesandt. Endlich verlor er Tanjour zu seiner höchsten Betrübniß. Allein nun kam ein Schmeichler nach dem andern, welcher dem Nabob rieth, sich an die Minister zu wenden — Geschenke zu machen, um also Tanjour wieder zu bekommen. Der Nabob gab wieder, was er nur aufbringen konnte durch Unterdrückung der Unterthanen und Borgen. — Lord Pigot suchte den Nabob zur Nüchternheit zu bringen, allein er wurde bald untüchtig gemacht. Viele glauben, daß er gute Vorsätze gehabt, allein er verachtete Gott. Endlich kam Mr. Rumbold. Dieser Mann übertraf alle an Geldsucht. Es war, als ob er alle Schätze Indiens an sich reißen wollte. Der Nabob verschwendete alles, um dieses Mannes Begierde zu sättigen — aber vergebens. Anschläge wurden gefaßt gegen Haider, allein General Munro widersetzte sich und sagte, man sollte erst mit Gewißheit zu erfahren suchen, ob Haider mit kriegerischen Gedanken umginge. Da sie den General fragten, auf welche Art er Haiders Sinn zu erkennen gedächte, so schlug der General mich vor, weil ich ohne Dolmetscher mit Haider reden und handeln könnte.

„Ich wurde gerufen, der Antrag wurde von Gouverneur Rumbold gemacht. Ich (in meiner Einfalt) dachte, daß es ihr redlicher Wille sei Frieden zu halten, und entschloß mich zum Besten des publici die Reise zu thun. Zugleich aber entschloß ich mich, durch die Gnade Gottes meine Hände von Geschenken rein zu halten, wozu auch Gott Gnade verliehen, daß außer dem Reisegelde keinen Heller Geschenke bekommen. Haider Ali erklärte sich ganz deutlich, daß er

gar nicht wünsche mit den Engländern in Uneinigkeit zu leben, klagte über ihre Treulosigkeit und Bundesbruch (welches kein verständiger Engländer läugnen kann), auch über feindliches Betragen von Seiten des Nabobs (auch dies war wirklich geschehen: der Nabob hatte durch seine Leute an Haiders Gränze gar unfreundlich sich bewiesen). Indessen bezeugte er, daß wofern die Engländer aufrichtig zu Werk gehen wollten und ihm die Hand der Freundschaft reichen, er ihnen gleichfalls freundschaftlich begegnen würde. Eben zu der Zeit, da ich bei Haider Ali war, suchten die Engländer durch einen Engpaß zu dringen. Haiders Schwager commandirte ein Detachement in eben der Gegend, und da er ein wachsam Auge auf die Engländer hatte, feuerte er auf sie, worauf sie sich zurückzogen. Hätte Haider Ali wollen feindselig sich bezeugen, so hätte er mich als einen Spion tractiren können, Gott aber bewahrte mich gnädiglich.

„Als ich zurück von Sirengapatnam kam, so sahe gar deutlich, daß der Gouverneur gar unredlich war. Sie sandten mich, um nur den General zu befriedigen. Weil sie nun eine gelindere Antwort bekamen, als sie sich vermuthet, so wurde ein anderer Mann zu Haider gesandt mit einer schändlichen und aus Geldbegierde entstandenen Botschaft. Haider hielt diesen Mann Namens Grey als einen Gefangenen, endlich ließ er ihn im Zorn von sich. Sogleich präparirte er sich zum Krieg, und wenige Monate hernach fiel er ins Land mit mehr als 100,000 Mann. — Nun war alles in Bestürzung und Unordnung. Haider hatte einen völligen Monat Zeit das Land zu plündern, ehe eine englische Armee gesammelt werden konnte. Ja er nahm einige Festungen weg, und Niemand hinderte ihn. Alle klagten über Sir Rumbold, welcher das Feuer angezündet und davon gegangen. In dem Compagnie-Kasten war kein Geld, alles war verschwendet. Die Aufklärung dieses Punktes will übergehen. Die Untreue ist unglaublich groß. Wer läßt sich des Landes Jammer zu Herzen gehen? Wenn die Großen ihren Beutel voll haben, so gehen sie fort. Die Compagnie und das Land mag untergehen. Hilf Gott, welch Verderben! Endlich borgten sie auf der Compagnie Credit 600,000 Pagoden. Es heißt aber, daß auch mit diesem geborgten Geld üble Wirthschaft getrieben worden. O Schande!

„Zu gleicher Zeit haben die Engländer einen Krieg mit den Maratten, welcher ebenso ungerecht und schändlich ist. — Lieber Bruder, was will aus dem Jammer werden! Wäre es zu verwundern, wenn der heilige Gott alle Europäer, welche seinen Namen so schändlich verunehren, aus dem Lande jagte. Sie sind ein Schand-

fleck der christlichen Religion. Selbst die Heiden sagen, daß die Europäer dreiste und verwegene Sünder sind. Der Götzendienst wird von diesen Apostaten mehr befördert als gehindert. Der öffentliche Gottesdienst wird gar entsetzlich verachtet. Spielen ist fast aufs Höchste gestiegen. Die Prediger spielen Abends und Morgens, führen Processe wegen der Kartenschulden. In Sir Rumbolds Hause wurde alle Abend gespielt, und zwar so schrecklich, daß sie um tausend Pagoden spielten. Der Sünden der Trunkenheit und Hurerei nicht zu gedenken — denn diese sind fast privilegirt. So sieht es aus unter denen, so große Leute heißen. Die Kleineren folgen in großem Maße den Großen nach, und so wird das Verderben ganz entsetzlich groß. Viele unter den Engländern, welche noch einiges Gefühl von Gutem und Bösem haben, sind der Meinung, daß es unmöglich lange so fortgehen könne. Alles, was dem Lande zum Besten geschehen sollte, wird als eine Kaufmannschaft angesehen. Das Land zu verderben haben sie Macht, Gerechtigkeit aber zu administriren haben sie kein Recht; das gehört dem Nabob zu. Auch die Compagnie-Geschäfte werden jungen Leuten als eine Gunst gegeben, damit sie ihr Glück machen können. Diese jungen Leute geben es ihren schwarzen Bedienten über, der Herr und Knecht theilen den Raub. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie viel die Compagnie durch die arge Geldbegierde verloren, da mit der geringsten Ehrlichkeit vieler und großer Schaden hätte verhütet werden können. Eben jetzt, da die Armee marschiren sollte, fehlte es allenthalben, weil diejenigen, welchen die Besorgung dieser und jener nöthigen Dinge aufgetragen, nur auf ihren Nutzen gesehen. Hingegen ist Haider ein activer alter Mann, welcher alles in Bereitschaft hält. Er gleichet dem Könige in Preußen in manchen Stücken, nur nicht in Gelehrsamkeit, denn er kann weder lesen noch schreiben.

„Sie haben einmal in Ihrem brüderlichen Schreiben gemeldet, daß eine wahre und etwas umständliche Beschreibung des Verfahrens der Europäer einigen Nutzen schaffen möchte. Sie werden nun selbst wissen, wie Sie diese Nachricht gebrauchen sollen. Der gnädige Gott sei Ihnen und uns nahe und verherrliche seinen Namen dort und hier. Er bekehre und errette viele Tausende um Christi willen und segne das von seinen Knechten allenthalben verkündigte Wort, Amen. Ich verharre in herzlicher Liebe Ihr geringer Mitbruder C. F. Schwartz."

In einem zumeist schon gedruckten Briefe an Sorge wird der Vergleich mit Friedrich dem Großen noch weiter ausgeführt: „In meinem Gemüthe habe ich Haider mit Deinem großen Könige oft ver-

glichen: die Accuratesse, die Schärfe gegen die Uebertreter seiner Befehle, die tägliche Mühe, die er sich giebt in der Regulirung und Verbesserung seiner Armee, die tägliche und strickteste Beantwortung aller Briefe, die er bekommt u. s. w. Er nahm mich sehr freundlich auf, was ich auszurichten hatte, hörte er freundlich an, ja billigte alles. Am Ende bat er mich, ich möchte in der persischen Sprache mit ihm reden, welches ich that. Ich stellte ihm vor, daß der Zweck meiner Reise zu ihm auf das Beste des Landes und der ganzen Einwohner ziele, sonst ich mich nimmermehr dazu verstehen würde. Er billigte meine Reise und den Zweck und versprach, gleiche Gesinnung von sich blicken zu lassen. Nur sagte er: die Engländer sind nicht aufrichtig. Eheu."

Hierher gehört auch folgender, noch gar nicht benutzter Brief aus Tanjour vom 9. Oct. 1780, der zwar nichts wesentlich Neues bietet, aber doch zur Bestätigung dienen kann:

In dem HErrn theuerster Bruder Herr Sorge!

Vor einigen Monaten bekam Dein sehr ausführliches und daher allen angenehmes Schreiben. Habe vielen Dank für alle Nachrichten, so Du mir ertheilet hast, auch besonders für die Cüstrinsche — nur hätte gewünscht, daß Du mir von den mir ehemals bekannten Familien etwas gemeldet, ob sie noch am Leben oder ob und wann sie gestorben, ob es ihren Kindern wohl geht u. s. w. Sollte ich Anmerkungen über die vielen und sehr merkwürdigen Begebenheiten machen, welche Du mir gemeldet, so würde zu weitläuftig werden. Gelobet sei der Herr, unser Gott, der euch wieder den unschätzbaren Frieden gegeben. Er erhalte selbigen und gebe Gnade, daß diese hochschätzbare Wohlthat von allen zum Lobe Gottes angewendet werde.

Hier bei uns sieht es sehr dunkel und fürchterlich aus. In meinem letzten Schreiben habe Dir gemeldet, wie ich zu Haider auf Verlangen des Gouverneurs gereiset, um seine Gesinnungen mit Gewißheit zu erkennen, ob er Friedens- oder Kriegsgedanken hege. Haider war sehr offen und sagte seine Meinung sehr deutlich, daß er nämlich wünschte, mit den Engländern in Friede zu leben, wofern sie aufrichtig mit ihm handeln wollten. Und da ich ihm zu erkennen gab, daß ein Mann von höherem Rang und Würde kommen und alles zu Stande bringen werde, so war er damit völlig zufrieden. Wofern die Engländer mir die Hand der Freundschaft reichen, sagte er, so will ich ihnen die meinige nicht versagen. Wie erschrak ich aber, da ich bei meiner Rückkunft deutlich merkte, daß der Gouver-

neur es gar nicht redlich meinte; denn er sandte einen Mann zu Haider mit dem schändlichsten Anerbieten, wofern ihm Haider wollte so und so viel Geld geben. Eheu! Haider sandte den Mann im Zorne weg und präparirte sich zum Kriege. Wenige Monate darauf fiel er ins Land. Er hatte ganz frei agiren, kein Mensch setzte sich zur Wehre. Die Engländer waren wie im Schlafe. Sie wollten es nicht glauben, daß Haider im Lande sei. Alle Nachrichten, so die Commandanten der entlegenen Festungen einsandten, wurden als alte Weibermährlein angesehen, bis Haiders Leute fast an die Thore von Madras kamen. Solche Sorglosigkeit und solche Einbildung von ihrer Macht war dem ganzen Lande höchst schädlich, und nicht nur dem armen Lande, sondern auch den Engländern. Denn Haider nahm alles weg, was der englischen Armee hätte dienlich sein können. Kannst Du es glauben, daß über ein Monat verfloß, ehe die Engländer im Felde erschienen? Indessen gelang es ihm mit der stärksten Abtheilung, welche Oberst Bailey, ein wackerer Officier, commandirte [ausführliche Schilderung der Niederlage]. General Munro war mit dem größeren Theil der Armee etwa eine halbe deutsche Meile ab. Anstatt aber seinen fechtenden und nothleidenden Landsleuten zu Hülfe zu kommen, retirirte er sich mit Eilfertigkeit und Unordnung gleich gegen Madras. Haider bekam also nahe an funfzig Officiere gefangen nebst gemeinen Leuten, Kanonen u. s. w. Das ganze Land war erschrocken über diesen Vorfall *). Es ist nun wieder ein Monat verflossen, seitdem dies vorgefallen. Haider nimmt nun die Einkünfte ganz ordentlich vom Lande und beweiset sich als Herr des Landes. Außerdem belagert er Arcot. Es ist unbeschreiblich, wie die Einwohner niedergeschlagen sind. In Tritschinopoli und hier in Tanjour ist alles in Furcht. Wie dies ablaufen wird, weiß der oberste Regente. Der Engländer Verfahren ist unverantwortlich. Die am Ruder sitzen, denken nur, wie sie Geld zusammenscharren wollen.

*) „So sind die sogenannten Christen aus gerechtem Gerichte Gottes zu Schmach und Schanden geworden, weil sie des HErrn Volk nicht sein wollten, weil sie seine Gebote ungescheut verworfen, ja auch die theure Lehre Christi lästerten und als eine Lügenlehre schmähten und dagegen der unsinnigen Lästerer Voltaire und David Hume's Schandschriften mehr ehrten als das Wort des lebendigen Gottes, darum hat sie Gott auch gering und verachtet gemacht im heidnischen Lande. Ach daß wir nicht auch unter denen gefunden werden möchten, welche Stroh und Holz zu diesem Gerichtsfeuer herbeigetragen! Herr Gott Vater im Himmel, erbarme dich unser!" Ueber diese und ähnliche Unfälle an Freylinghausen im Februar 1787.

Des Landes Beste sucht Niemand. Geht alles verloren, so gehen die Reichen zu Schiffe. Die andern mögen zusehen, wie sie sich helfen. Gott helfe und errette uns um Christi willen. Im gestrigen Evangelium Matth. 22 hieß es, da die Knechte des Herrn, so Frieden predigten, verachtet und geschmäht wurden, so sandte der Herr seine Heere. Bete für uns, denn wir sind in Gefahr. Indessen Jehovah regieret und wird alles wohl machen. Grüße Deine liebe Frau und Kinder von mir. Ich bin

Dein treuer Bruder C. F. Schwartz.

In einem Briefe, den er am folgenden Tage an Freylinghausen schrieb, machte er gleichfalls über die politische Lage Mittheilungen: „Was die hiesigen Tanjourschen Umstände betrifft, so haben die Engländer dem Könige keine vortheilhafte Meinung vom Christenthum beigebracht. Es ist gewiß unbeschreiblich und, man möchte sagen, unbegreiflich, wie die Engländer sich sonderlich in den letzten Jahren verhalten. Mit Hintansetzung alles, was zur Religion gehört, haben Große und Kleine sich dem Geldgeiz ergeben, um nur bald im Stande zu sein, nach England zu gehen und da mit ihrem geraubten Gelde zu prangen. Der König hat außer der jährlichen Summe von 400,000 Pagoden, so er an die Compagnie zahlt, schwere Summen an den Gouverneur zahlen müssen. Ich sage, er hat es müssen thun, denn ihm wurde gedroht. Ew. Hochehrwürden können sich leicht vorstellen, daß bei so bewandten Umständen es schwer fällt, solchen Leuten ans Herz zu reden. Mit Haidernaik [nayaka Fürst] wollten sie auch ihren Handel treiben. Dieser kriegerische Mann wollte mit den Engländern in Friede leben, allein der englische Gouverneur wollte große Summen von ihm herauspressen. Haidernaik nahm das übel auf und fiel vor einigen Monaten ins Land. — So sieht es jetzt gar traurig und gefährlich aus. Der erbarmende Gott helfe uns gnädiglich und gehe nicht mit uns ins Gericht. Er schone unserer um des Leidens und Todes Christi willen."

Aus diesen Briefen erhellt nun, daß Schwartzens Sendung gar nicht ernstlich vom Gouverneur gemeint gewesen, sondern nur unternommen wurde, den General Smith äußerlich zufrieden zu stellen *); ferner daß so viel Haider Ali betrifft, die Sendung völlig

*) Die ganze Erzählung bei Hough Christianity in India III, 567, wonach Haider gesagt hätte: Sie mögen mir den Christen senden, er wird mich nicht betrügen, ist mit unsern verbürgten Nachrichten unvereinbar.

erfolgreich war, und nur Rumbolds schändlicher Geiz, dessen in letzter Zeit nicht ohne Eindruck geführte Advocatur kein wahrheitsliebender Historiker länger führen darf, den folgenden Krieg verschuldet hat; weiter daß man aufhören kann, nach schriftlichen Berichten von Schwartz in Regierungsarchiven zu suchen, weil Rumbold solche, wenn überhaupt schriftlich berichtet worden, schwerlich wird ausgeliefert haben; und endlich daß Schwartz sofort nach seiner Rückkehr klar erkannt hat, wie er im Grunde düpirt worden war. So wäre also der ganze Nimbus von dieser berühmten Sendung geschwunden, und der berühmte Missionar würde fortan anstatt des reichlich gespendeten Lobes nur noch Tadel ernten, daß er ohne Beruf sich in politische Dinge gemischt? So liegt denn doch die Sache nicht. Nicht nur wird der Reisebericht und die Schilderung von Haiders Hof und Person durch einen so zuverlässigen Berichterstatter stets historisch werthvoll bleiben, sondern es ist auch für jeden Christen Ursache zu Lob und Dank, daß in einer sittlich so gesunkenen Zeit vor den mächtigen muhamedanischen Herrscher ein Mann hintrat, dessen ganzes Wesen den Beweis lieferte, der christliche Glaube könne gewiß nicht Schuld sein an dem schändlichen Benehmen so vieler Namenchristen. Nach einer Mittheilung Pohle's *) hatte Haider gewünscht, Schwartz ganz bei sich zu behalten und ihm für den Fall den Bau einer Kapelle versprochen. Bereitwilligst ließ Haider geschehen, daß er den am Hoflager anwesenden Christen, mehrere Hundert Deutsche, Franzosen und von ihm selbst getaufte Tamulen, predigte und die Sacramente austheilte. Die geistliche Versorgung dieser Christen würde allein schon eine Reise nach Seringapatnam gerechtfertigt haben, wenn es überhaupt für eine im guten Glauben unternommene Friedensreise der Rechtfertigung bedürfte unter Christen, welche nicht allein nach den sichtbaren Erfolgen urtheilen. Denn in Gottes Rath wird wohl die Sendung mit ihrem guten Erfolge zu einer Gewissensmahnung an den gewissenlosen Gouverneur gedient haben. Dafür daß die Stimme nicht gehört wurde, ist der Bote nicht verantwortlich.

Der Mission ist diese Reise in aller Weise förderlich gewesen, wenn auch Schwartz nicht erreichte, was er auch als indirecten Erfolg hoffte, daß der Nabob seines Schwiegersohns bedeutende Schulden an Fabricius zahlte. Alle andern Bitten, die er eine persönliche Belohnung neben dem Reisegeld ablehnend stellte, wurden ihm nämlich bereitwilligst erfüllt. Die unglücklichen Geldverhältnisse von

*) Hough l. c. III, 570. A.

Fabricius verursachten, daß die von der englischen Societät auszuzahlenden Gehaltsgelder nicht an die Missionare, sondern an die Gläubiger gezahlt wurden. So verlor auch Pohle sein Gehalt, ohne daß ihn aber Schwartz es anfänglich merken ließ: „Herrn Pohle verschaffte sein Gehalt im vorigen Jahre und ließ ihn daher in Unwissenheit wegen Herrn Fabricii Umstände: weil ich besorgte, daß ein solcher Stoß ihm im Anfang zu schwer sein möchte. Nun aber weiß er alles und betrübt sich darüber." Um seiner Person willen brauchte Pohle jedoch nicht betrübt zu sein, denn als ihm Schwartz jene Mittheilung machte, konnte er ihm zugleich melden, daß eine dauerndere und ausreichendere Hülfe beschafft worden, indem die Regierung auf General Munro's Fürsprache, dem Schwartz seine Wünsche geoffenbart hatte, als Dank für die Mission nach Seringapatnam beschloß, Pohle solle ebenso wie Schwartz neben seinem Gehalt von der Societät noch 100 Pfund St als Garnisonprediger erhalten. Dafür machte sich dieser gegen Schwartz verbindlich, die Besoldung der Katecheten in Tritschinopoli von der Summe zu zahlen, und setzte denselben dadurch wiederum in den Stand, dem jungen thätigen John Kaspar Kohlhoff die Hälfte seines Regierungsgehalts zuzuwenden.

Von weiteren Vortheilen dieser Reise berichtet Schwartz am 14. März 1780: „Haider sandte in meiner Gegenwart einen Beutel mit 300 Rupis oder Gulden in meinen Palanquin. Diesen Beutel brachte mit Haidernaiks Siegel nach Madras und bezeugte, daß ich nicht wüßte, was in dem Beutel sei, ob es Gold oder Silber oder Kupfer sei [der Beutel wurde in General Munro's Hause eröffnet und die Rupis gezählt nämlich 300], daß es gar nicht mein Zweck sei, mich mit Haidernaiks Gelde zu bereichern. Ich wollte also es der englischen Schule widmen, und so sie etwas hinzuthun wollten, würde es mir sehr angenehm sein. Sie willigten darein und versprachen es zu einem Fond zu machen. Ich habe aber bisher nichts von dem Erfolge gehört. Die Reise war außerdem eine Gelegenheit, daß die englische Kirche, wie auch die malabarische konnte ausgebaut werden, welches sonst wohl schwerlich würde geschehen sein. Was die Freunde der Mission davon urtheilen werden, weiß nicht. Ich fand mich nach Gebet und Flehen zu Gott ziemlich beruhigt. 1. Die Sache an sich war mit keinen politischen Ränken verknüpft. Frieden zu erhalten war der einzige Zweck, welchen ich im Gemüth hatte. 2. Dabei dachte, daß ich an vielen Orten den Namen meines Gottes und Heilandes würde verkündigen können, welches sonst nicht leicht hätte geschehen können. 3. Und da die Compagnie und das Gouvernement

mir manche Gefälligkeit bewiesen, so dachte, daß ich durch diese Reise einige Merkmale der Dankbarkeit ihnen zeigen könnte."

In dieser Mittheilung, welche als beredte Selbstvertheidigung den Bericht über die Gesandtschaft zu Haider Ali schließen möge, ist neben der Fürsorge für die englische Schule der erwähnte Bau zweier Kirchen in Tanjour bemerkenswerth. Die von General Munro zur Vermehrung jenes Schulfonds veranstaltete Subscription hatte unter den Kriegsdrangsalen keinen Fortgang, es war aber auch bei der großen Schwäche der Garnison damals nicht so dringend nöthig, da die ganze englische Schule im Herbst 1780 nur zehn Kinder zählte, welche von dem ehemaligen Lehrer in Tritschinopoli Wheatley unterrichtet wurden, der seine Handlung wieder quittirt hatte. Die dreihundert Rupis mußten als Grundstock für spätere Zeiten aufbewahrt werden.

Um so überraschender ist der Bau von zwei Kirchen auf Einer Station, während Jahre lang es mit dem Bau einer einzigen sich nicht machen wollte. Die erste Kirche, deren Grundsteinlegung oben erwähnt ist, konnte Dank der Regierungsbeihülfe am 16. April 1780 eingeweiht werden, bei welcher Festlichkeit sie Christuskirche benannt wurde. Bei einer Länge von neunzig und einer Breite von fünfzig Fuß faßte sie bequem fünfhundert Menschen. Wenn Schwartz bemerkt, daß sie dennoch lange nicht Raum genug für die malabarische Gemeinde habe, so kann man daraus auf den numerischen Erfolg seiner eigentlichen Missionsthätigkeit schließen. Diese Christuskirche war aber auch von Anfang an mehr als Garnison- denn als Missionskirche gedacht. Sie liegt nämlich in der kleinen Citadelle, welche der europäischen Besatzung eingeräumt war und allein von Europäern bewohnt wurde, wie denn auch Schwartz dort unmittelbar neben der Kirche bis etwa ins Jahr 1787 gewohnt hat. Die eingebornen Christen hatten sich zumeist in der eine englische Meile entfernten Vorstadt angebaut. In dieser Gegend nun schenkte ihm der Raja einen hochgelegenen Platz von tausend Fuß Länge und gleicher Breite. Es glückte ihm ferner ein daran stoßendes europäisches Haus anzukaufen, welches durch seine Bauart mit einem Schwibbogen zu einem kirchlichen Versammlungsort geeignet war, obwohl es allerdings einer Erweiterung bedurfte. Die Mittel zum Ankauf und zum Bau gewährte ihm theils ein Geschenk, theils ein unerwartet großer Ertrag beim Verkauf einiger ihm gehöriger „Lumpen". Unter Lumpen sind die prächtigen goldgestickten Gewänder zu verstehen, welche einst bei

Lord Pigots Anwesenheit nach orientalischer Sitte der Raja ihm als Dolmetscher zum Geschenk gemacht hatte. Noch vor der Fortkirche, schon am Weihnachtsfeste 1779, war diese tamulische Kirche eingeweiht. Sie liegt gerade in der Mitte des großen und gesunden Platzes, von Lärm und Geschrei entfernt und doch schon damals den Christen so nahe und bequem, daß Schwartz bemerkt, er hätte bei völlig freier Wahl keinen bequemern Platz wählen können. Wie im Laufe weniger Jahre hier ein Gebäude nach dem andern entstand, und Schwartz selbst als Patriarch hier zuletzt in seinen Anlagen unter seinen Christen geschaltet und gewaltet hat, sollte eigentlich ausführlichst geschildert werden, wenn nur nicht das Material fehlte, da er bei zunehmendem Alter und anwachsenden politischen Geschäften und bescheidenster Beurtheilung seiner Wirksamkeit immer schweigsamer wird und nur die großartigen Schöpfungen für sich reden läßt.

In den folgenden drei Kriegsjahren, (wie schrecklich dieser Krieg gewesen, läßt sich aus den bereits beschriebenen Schrecken des ersten Anfangs abnehmen), wurde er aufs vielseitigste in Anspruch genommen, nur ist zu bedauern, daß Haiders Reiter die meisten Berichte und Briefe dieser Jahre aufgefangen haben. Für seine Person konnte er sonst ungehindert selbst die Reihen der Feinde passiren, denen von Haider Ali ausdrückliche Ordre gegeben war, den ehrwürdigen Padre Schwartz unbelästigt überall herumgehen zu lassen und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen als einem heiligen Manne, der nicht trachte seiner Regierung Schaden zu thun. Wo dies hehre Haupt mit dem würdigen schneeweißen Haar sich zeigte, faßten die Unterdrückten neuen Lebensmuth, die Hungernden neue Hoffnung auf Errettung. Er war nämlich aus Madras mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß ein Krieg unvermeidlich sei, und Theuerung in dessen Gefolge vorausseh end hatte er in noch wohlfeiler Zeit Massen von Reis aufgekauft. Alle Gaben der europäischen Residenten zur Linderung der nach und nach zu unglaublicher Höhe steigenden Hungersnoth gingen auch durch seine Hände, und viele dankten ihm ihr Leben. Selbstverständlich verband er mit der leiblichen Handreichung auch christliche Unterweisung, und als zuletzt seine Mittel nur noch reichten den Schaaren derer, die sich, zunächst aus äußerer Noth getrieben, zum Unterricht drängten, zeitweilig das Leben zu fristen, da erhielt ihn unter dem unsäglichen Jammer — im letzten Kriegsjahre starben vierhundert seiner Gemeindeglieder — die feste Zuversicht aufrecht, daß die äußere Noth Vielen ein Führer zum Himmelreich geworden sei und zur Rettung ihrer unsterblichen Seelen gereicht habe.

Weil in der Festung keine Magazine errichtet waren und die durch Druck und Betrügereien der Lieferanten erbitterten Landleute keinen Proviant mehr hereinfahren wollten, so war zweimal große Gefahr, daß bei drohender Belagerung capitulirt werden mußte, wenn nicht Schwartz auf Anrufen der Compagnie und Regierung vermittelt hätte. Sobald er sich für Zahlung verbürgte, kamen Lebensmittel zur Genüge, und er hielt pünktlich Wort, indem er alle Zahlungen persönlich leistete*). Ein Herr Burck, der von Europa als Geheimer Rath des Königs nach Tanjour gesandt war und sich über Jahr und Tag dort aufgehalten hatte, wurde von solchen und ähnlichen Vorgängen, welche er in nächster Nähe sah und hörte, so zur Bewunderung hingerissen, daß er gerührten Herzens zu einem Trankebarschen Missionar äußerte: „Man sagt sonst, es giebt keine apostolischen Leute zu dieser Zeit, allein Herr Schwartz ist in Wahrheit ein apostolischer Mann". Klein fügt bei: „Gelobt sei Gott, der diesen theuren Bruder immer als seinen treuen Knecht signalisirt."

---

*) „Hier in Tanjour, sonderlich wenn wir einen Einfall befürchteten, hatten wir kein Magazin, gar keinen Vorrath. Im Lande war Getreide. Man konnte aber keine Ochsen bekommen, es herein zu bringen. Der König und die Bedienten der Compagnie hatten keinen Credit, so daß Keiner auf ihr Wort Lastochsen herbeibringen wollte. Endlich fielen sie auf den Vorschlag, durch mich die Einwohner zu überreden. Ich konnte mich nicht entziehen, denn der Ort selbst war in Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen. Ich schrieb an die Einwohner und sandte Katecheten zu ihnen, wodurch ich gleich an 1200 Ochsen bekam und jedesmal an 70000 bis 80000 Wispel ins Fort brachte. Ich bezahlte die Leute selbst und sandte sie vergnügt weg. Einer unter den vornehmsten Compagniedienern sagte ganz frei: das ist eine neue Methode die Leute richtig und voll zu bezahlen. Das geht bei uns nicht an. — Nach der gewöhnlichen Rechnung, welche diese Räuber machen, hätte die Compagnie an 4000 Pagoden mehr bezahlen müssen, und die Eigenthümer der Ochsen hätten kaum die Hälfte von ihrem Lohn bekommen. Sie sagen: we charge the Company in such and such a manner, this is customary. Lieber, was will aus diesen Dingen werden? Ich fragte einen, welcher um die Sache sehr wohl weiß: Was meinet Ihr, daß die Compagnie gewinnen würde, wenn alle Compagnie-Bedienten, sonderlich welche mit Rechnungssachen umgehen, treu und redlich handelten? Er sagte: jährlich über drei bis vier Millionen Pagoden. Diese Leute haben alle Hoffnung selig zu werden aufgegeben — was Wunder, wenn sie sich vom Gottesdienst ganz wegwenden? — Die Strafe, die ein solcher Uebelthäter, wiewohl sehr selten, leidet, ist, daß er den Compagniedienst verliert, worüber sie spotten. Denn sie haben so viel gestohlen, daß sie alsdann den Dienst von selbst aufgeben." Schwartz an Pasche 11. Oct. 1784.

Bei dieser allgemeinen Hochachtung überrascht es nicht mehr, daß als endlich Ende 1783 beide Theile des Krieges müde, Friedensunterhandlungen anknüpften, der Gouverneur von Madras Lord Macartney den einfachen Missionar in einem sehr ehrenvollen Schreiben Namens des Rathes aufforderte, sich den Gesandten auf dem Wege anzuschließen und als ihr Dolmetscher zu dienen. Er würde dadurch dem Staate einen wichtigen Dienst leisten. Schwartz erklärte sich trotz großer Abneigung gegen jede politische Sendung bereit, nachdem die Bedingung, welche er in einem eigenen Schreiben gestellt hatte, erfüllt war, d. h. nachdem er die bestimmte Zuversicht genommen hatte, daß der Friede redlich gewünscht werde und auch nicht der geringste Anschein einer Hinterlist dabei zu Grunde liege.

Haider Ali war inzwischen gestorben und sein Sohn Tipu, ein fanatischer Muhamedaner, ihm gefolgt. Vielleicht war dieser Wechsel auch dem Ausgang der Sendung präjudicirlich. Am 15. December 1783 brach Schwartz über Dindigul und Darapuram nach Seringapatnam auf, kam aber nicht weiter als zum Paß von Sattimangalam. Dort mußte er die Erlaubniß des Hofes zur Weiterreise abwarten, statt dessen erhielt der Commandant Weisung, ihn auf höfliche Weise wieder zurückzusenden. Die eigentlichen Gründe dieser Zurückweisung hat Schwartz nie mit Sicherheit erfahren*); am 27. Januar 1784 kam er unverrichteter Sache wieder in Tanjour an, wo unterdessen der junge Kohlhoff seine Stelle vertreten hatte. Die Nachricht berührte in Madras gar nicht angenehm, und Schwartz wurde aufs neue aufgefordert, sich den in Mangalur auf der Malabarküste befindlichen englischen Gesandten anzuschließen und auf anderem Wege auf die Westküste zu reisen. Abgesehen von anderen sachlichen Gründen erlaubte jedoch diesmal sein Gesundheitszustand das Reisen wirklich nicht, ein scorbutischer Ausschlag machte ihm das stete Liegen im Palanquin sehr lästig, und in den folgenden heißen Monaten April und Mai fühlte er sich so schwach, daß er sich oft kaum auf den Füßen halten konnte, obgleich er dennoch fortfuhr alle Amtshandlungen zu verrichten.

Es ist bekannt, daß nach schmachvoller Behandlung der englischen

---

*) „Da sie mich ersuchten bei der Friedenshandlung zu sein, entdeckten sie die Ursache deutlich. Sie fürchteten sich, daß durch falsche Ränke und Bestechen die Sache verhindert werden möchte. Tipu wollte mich nicht näher kommen lassen, weil er wußte, daß er mit den andern besser zu recht kommen könnte. Andere denken, daß vielleicht die Engländer oder ihre Bedienten es gehindert." 19. März 1784.

Friedenscommissare der Friede schon am 11. Mai 1784 unterzeichnet wurde. Wenn nun auch Schwartz beim Friedensschluß selbst nicht thätig war, so hatte er doch durch seine Reise und die mit ihm geführten Verhandlungen eine solche Einsicht in alle Verhältnisse bekommen, daß die Mittheilung unterdrückter Stellen seiner Briefe, die zur Illustration der verwickelten Zeitgeschichte dienen können, geboten erscheint. Beruft doch selbst der vortreffliche Oberst Fullarton, in dessen Feldlager Schwartz bei jener zweiten Reise geweilt hat, sich auf das der Regierung eingesandte Tagebuch des Missionars als Beweis für die Milde, welche seine südliche Armee gegen die Bewohner geübt, und wie günstige Erfolge dadurch erzielt worden, indem er zur persönlichen Charakteristik beifügt: „Die ausgebreiteten Kenntnisse, sowie die Rechtschaffenheit dieses untadelhaften Dieners Gottes haben den Charakter der Europäer gegen die Vorwürfe einer allgemeinen Entsittlichung gerechtfertigt." Wie traurig im Allgemeinen die Zustände und wie sehr diese Entsittlichung gewachsen, zeigen nun aufs neue die folgenden Mittheilungen aus Schwartzens Briefen. 11. Sept. 1783 an Pasche: „Betreffend die Engländer, so sieht es über alle Maßen jämmerlich aus. Ihre Gottesvergessenheit, ja Feindschaft wider Gott wird, wie mir vorkommt, größer. Ihr Geiz ist schrecklich, denn da sie mit Augen den Ruin der Compagnie sahen, so ließen sie doch ihr Geizen und Stehlen nicht nach, es schien mehr als einmal, daß das Schiff zerbrechen würde, so dachte Mancher noch einen Planken davon zu tragen. Wenn ich es nicht so klar gesehen, so hätte ich es nimmer glauben können, daß die Menschen so rasend werden könnten, daß sie auch bei dem äußersten Unglück nicht zum Nachdenken kommen wollen. Unter den Großen des Gouvernements, der Flotte und der Armee ist die höchste Uneinigkeit, wodurch alle die ansehnlichen Verstärkungen unnütz gemacht werden. Sie werden Wunderdinge lesen von dem Admiral, wie er bei Madras zauderte, bis Trinconomale an die Feinde überging, wie es bei Kudelur ergangen u. s. w. Wären die Leute einig gewesen, so daß sie aufs Beste ihrer Nation aufrichtig gesehen, so wären die Franzosen und Haider längst gedemüthigt. Nun aber zanken sie, fangen einen langen Federkrieg an, bis der Feind seinen Zweck erreicht, und dann legt einer auf den andern die Schuld. Dieses ist hier von den geringsten Leuten beobachtet worden. Sollte ich Particularia anführen, so würden Sie fast denken, daß die Bosheit dieser Leute vergrößert worden. Es ist so weit gekommen, daß die meisten Engländer es sehen und davon öffentlich reden, daß wo keine Aenderung in der Regierung, in Verwaltung der Aemter und Gerech-

tigkeit geschieht, so werden die Europäer nicht lange in diesem Lande bleiben, sondern als ein Unflath ausgeworfen werden. Sieht man auf die Lehrer, so ist es zu bedauern, daß Erzbösewichter als Lehrer herauskommen, die die ärgsten Werke der Bosheit fast öffentlich begehen, so daß Spielen, Saufen und Hurerei von denen begangen wird, welche andere auf den Weg des Lebens führen sollten. Allein die Compagnie und ihre Directoren sind an diesem Jammer Schuld. Sie senden aus, was dort nicht ankommen kann. Eheu! Es kann sein, daß Sie den wahren Zustand des Landes einigen in London, die da helfen können und wollen, bekannt machen können, daher habe etwas davon gemeldet. Gebe der gnädige Gott, daß heilsame Anordnungen für den Regierungs- und Lehrstand herauskommen mögen! Bleibt es beim Alten, so wird der völlige Ruin bald folgen, denn nach dem jetzigen System sagen die Vornehmsten, daß sie ihre Sache in Richtigkeit gebracht und daher absegeln können, wenn sie wollen; andere mögen zusehen, wo sie bleiben."

20. Oct. 1783 an Freylinghausen: „Es heißt, daß die Compagnie Friede machen würde. Tipu hat auch Abgesandte nach Madras geschickt. Allein es ist keine Aufrichtigkeit weder bei ihm, noch bei den Engländern. Alles ist voller Falschheit. Außerdem ist die öffentliche Verachtung Gottes und des Gottesdienstes jetzt gar hoch gestiegen. Sie brauchen kein Gebet, es geht alles nach dem einmal gemachten Plan. Das schreckt einen Jeden, und ist kein Wunder, wenn der heilige Gott diese Leute ganz geringe und verächtlich vor den Heiden macht."

11. Oct. 1784 an Pasche: „Bis hieher hat uns der Herr geholfen und sonst Keiner. Unsere Bemühungen sind meistentheils so verkehrt gewesen, daß man sagen muß, nur Gott hat uns errettet. Dies ist so offenbar, daß auch die Weltmenschen wider ihren Willen es oft zugestanden haben. Wir haben Leute genug aus England bekommen, allein das vermehrte unsern Jammer, weil wir weder Sold noch Brod hatten. Die inländischen Soldaten haben in 15, 16 und mehreren Monaten keine Besoldung bekommen. Täglich wurde ihnen ein wenig Reis gegeben und das in so kleinem Maß, daß sie sich kaum des Hungers erwehren können. Hieraus mögen Sie selbst schließen, was für Folgen entstanden. Die armen Leute geriethen in Unmuth und warfen ihre Officiere ins Gefängniß. Welch ein Jammer!

„Mitten im Kriege, da alle sich hätten vereinigen sollen, um den Feind aus dem Lande zu treiben, zankten sie sich, Gouverneur, General und Admiral, und waren beschäftigt ganze Volumina nach

England zu schicken. Der Feind konnte ganz ruhig seine Räuberei fortsetzen. Der einzige alte Mann, General Coote, meinte es mit dem Lande gut, und that, was er konnte. Allein, wenn er den Feind geschlagen, so konnte er nie demselben nachfolgen, theils weil er keine Cavallerie, theils weil er keine Provision hatte. Sonst hätte er Haider mehr als einmal aus dem Lande getrieben. Die Leute zu Madras hatten Geld genug, aber sie wollten es nicht vorschießen, und so plagte und quälte sich der arme General, schlug den Feind und dann lief er zurück, um wieder ein wenig Reis für die hungrige Armee zu erlangen. Endlich machten sie Frieden, welches ebenso tumultuarisch zuging und wodurch sie dem Feinde ein Spott wurden. Ja der Feind behielt an dreihundert Engländer zurück, welche er beschnitten und zu seiner Religion mit Gewalt gezogen. Weil sie den wahren Gott verachteten, so hat sie auch Gott gering und verächtlich gemacht. Haiders Sohn recrutirt ganz stark. Unsere Regierung dankt die Leute ab, welche zu ihm laufen. Dies ist nun das zweite Mal, da wir ganze Schaaren in Haiders Land senden. Die abgedankten Leute haben noch 13, 14 und mehrere Monate Sold zu fordern. Wir sagen: wir wollen euch nach und nach bezahlen. Daher entsteht nun eine Meuterei nach der andern. Nicht nur die Schwarzen, sondern auch die Europäer thun es. Lord Macartney hat den Officieren das sogenannte Batta (die außerordentliche Verwilligung) abgenommen, worüber eine schreckliche Unruhe entstanden. In Madras hat schon ein Civilbeamter ein Duell deswegen gefochten und ist von einem Officier erschossen worden. Ja der Gouverneur selbst und der Secunde [Sadleir, den der Gouverneur Lügner genannt] haben sich gezankt und duellirt, da denn Lord Macartney unter der Brust eine Kugel bekommen. Der dritte im Rath, welcher in eben der Woche Friedensrichter war, ist mit herausgegangen und des Gouverneurs Secundant gewesen.

„Wie wird Ihnen bei diesen Dingen zu Muthe? mein Herz und Hand zittert. Wir hofften, daß bessere Regulationen herauskommen würden, bisher aber haben wir nichts davon gehört. Ach daß sie nur nicht zu spät ankommen. Alles dieses schreibe Ihnen mit Kummer und rechter Herzensangst. Vielleicht können Sie einen bessern Gebrauch davon machen, als ich jetzt absehen kann. Wenigstens habe es in der Absicht geschrieben."

Diese Schilderungen bezeichnen den Tiefpunkt, bis zu welchem die öffentliche Moralität der Engländer in Indien herabgesunken ist.

Von da geht es wieder aufwärts, und Schwartz selbst statuirt schon in gleichzeitigen Briefen einzelne ehrenwerthe Ausnahmen, neben dem schon erwähnten Obrist Fullarton besonders den Residenten zu Tanjour John Sulivan, den er „unter den hiesigen Engländern einen der besten" nennt. Als er in der heißen Jahreszeit 1784 so sehr schwach war, bat ihn Sulivan, mit südlich ins Marawerland zu reisen, mit dessen Fürsten er verhandeln solle, und bei den Verhandlungen als Dolmetscher zu dienen. Schwartz sagte zu mit Rücksicht auf seine Gesundheit, welche er durch Aufenthalt an der Seeküste wieder zu kräftigen hoffte. Auf dieser Reise in Ramnad machte ihm nun eines Sonntags Sulivan den Vorschlag, in jeder Provinz englische Schulen zu errichten, deren Lehrer von den kleinen Fürsten zu besolden wären, in der Gestalt, daß sie zum Unterhalt jeder Schule ein Dorf schenken sollten. Der Gedanke zündete, und alsbald wurden Verhandlungen angeknüpft. Die beiden Marawerfürsten in Ramnad und Sivaganga erklärten sich bereit, auch der Raja von Tanjour versprach ein Dorf und trotz mancherlei Hindernisse war mit Schluß des Jahres schon die Provincialschule zu Ramnad errichtet. Lehrer wurde dort der uns schon bekannte Wheatley, ohne daß Tanjour darunter zu leiden gehabt hätte, denn für Wheatley trat nicht nur Kohlhoff ein, der seit Schwartzens Reise zu Tipu in Tanjour geblieben war, sondern auch der zweite Sohn des Missionars Klein, welchen Schwartz schon ein Jahr lang unterrichtet und bei sich erzogen hatte, und sein vielbelobter treuer und am letzten Ende doch ungetreuer Diener Joseph. Als Sulivan Ende Februar 1785 nach England abreiste, versprach er noch Schwartz, in der Heimath kräftig für die Provincialschulen zu wirken, und dieser empfahl den treuen Missionsfreund dringend an Pasche und die Societät, welche demselben für seine Liebe und Mühe danken und bei etwaiger Rückkehr zum correspondirenden Mitglied ernennen möchte. Im Uebrigen nutzte er Sulivans Heimreise, wie er es früher mit seinem Freund Major Stevens beabsichtigt hatte. Derselbe sollte über die ganze Sachlage, über alle Schäden der Mission und die Vorschläge zur Abhülfe mündlich Bericht erstatten. Da Sulivan glücklich in England anlangte, dürfen wir in spätern Maßnahmen und Verfügungen, namentlich in Sachen der Provincialschulen, Früchte seiner Wirksamkeit sehen. Vorläufig gerieth mit seiner Abreise die Sache ziemlich in Stillstand. Die Schule in Ramnad aber, wenn sie auch nach kurzer anfänglicher Blüthe viel kränkelte, war doch ein großer Fortschritt, und Ramnad kann seitdem als Zweigstation von Tanjour gelten, besonders

nachdem Oberst Martinz, der sich auch bei Errichtung der Schule sehr thätig bewiesen, eine solide Kirche hatte bauen lassen*).

Ramnad war auch besonders wichtig als Mittelstation für Tinnewelly, und Schwartz wurde dadurch dem Gedanken, zum zweiten Male die junge dortige Gemeinde zu besuchen, geneigter gemacht. Im December 1783 schon waren während seiner Abwesenheit zwei Katholiken (der Arzt Antoni-Muttu aus Ottarampatti von der Wäscherkaste, in den Missionsberichten bekannter als Pitscheimuttu, wird allein mit Namen genannt) von Tinnewelly nach Tanjour gekommen, um im Auftrage mehrerer Glaubensgenossen die Aufnahme in die lutherische Kirche zu erbitten, und waren vom Landprediger Rajappen nach Trankebar gewiesen. Bald nach ihnen war auch die Brahmanenfrau Clarinda aus demselben Grunde, und um ihren Pflegesohn Schwartz zum Unterricht zu übergeben, nach Tanjour gekommen. Nach einmonatlichem vergeblichen Warten jedoch war sie mit den beiden Katholiken, begleitet von dem Trankebarschen Pariakatecheten Wisuwasi zu Ramnad, wieder umgekehrt, ihren Sohn zurücklassend und den Landprediger um einen Besuch bittend. Aus der Sendung des Landpredigers konnte nicht sogleich etwas werden, da die Trankebarschen Missionare gegen Kleins Stimme den von gänzlicher Verkennung der Missionsaufgabe zeugenden Beschluß gefaßt hatten, daß die Landprediger keine Taufpräparationen und Taufen mehr im Lande halten und überhaupt ihre Reisen einschränken sollten. Die Trankebarer hatten überhaupt der Bitte der Katholiken wenig Gewicht beigelegt und gemeint, Pitscheimuttu wolle nur als Katechet der von ihm Herzugeführten angestellt werden, waren auch durch mancherlei Gerüchte über Rasa Clarinda bedenklich geworden und meinten daher wohl, schon mit der Sendung des wenig bedeutenden und unzuverlässigen Wisuwasi ein Uebriges gethan zu haben. Mit ganz anderm Eifer erfaßte Schwartz die Sache und entsandte sogleich nach seiner Rückkehr den ausgezeichneten Katecheten Njanapragasam von Tanjour. Die Berichte lauteten so günstig, daß er ihn im Juli

*) Auf Ramnad bezieht sich eine ganze Reihe von Schwartz'schen Briefen, welche Taylor l. c. Appendix p. X—XVII zuerst veröffentlichte. Sie datiren vom 21. December 1784 bis 19. Mai 1795. Zur Vervollständigung sei noch eine Stelle aus einem Briefe nach Halle vom 14. Oct. 1786 beigefügt: „Der Schulmeister in Ramnad bekam monatlich zehn Pagoden just als ein Missionar. Aber er klagte, daß er mit seiner Familie nicht davon leben könnte. Nun hat er fünfzehn Pagoden. Die armen Leute wollen sich weder verläugnen, noch ökonomisch leben. Und wenn sie wissen, daß man sie braucht, so schreiben sie einem vor."

noch einmal schickte, und zwar diesmal in Begleitung seines Schwiegervaters des Landpredigers Rajappen. Als sie im November zurückkehrten, berichteten sie, daß eine Gemeinde von 130 Seelen gesammelt sei theils neuerlich getaufte, theils aus dem Papstthum recipirte, theils alte lutherische Christen. In Siwiliputtur lag nämlich eine Compagnie eingeborner christlicher Soldaten, mit Clarinda und ihren früher getauften Hausleuten 51 Seelen, in Ottarampatti der Arzt Pitscheimuttu mit seinen zahlreichen Anverwandten 30 Seelen (sogar die in Travancore wohnenden Verwandten waren von Wisuwasi aufgesucht), in Tereiwalli südlich von Palamkotta als in einem der Clarinda verpfändeten Dorfe 24 Personen, unter diesen die Erstlinge der Schanars oder Palmyrabauern in zwei Familien.

Zu der angesehenen Welalarkaste gehörten sechs Aufgenommene, eine berühmte Familie, der mit einigen Worten zu gedenken ist. Zwei Glieder dieser Familie kennen wir mit Namen, den Vater Dewasagajam, der eine feine Gabe hatte Verse zu machen, und auch seinen damals zehnjährigen Sohn, den als Dichter noch mehr bekannten Wedanaichen. Die Ursache des Uebertrittes wird von der Familientradition und den alten Missionsberichten nicht ganz in den Einzelheiten übereinstimmend angegeben. Gewiß ist, daß Dewasagajam, der römischer Katechet gewesen sein soll, mit seinem Priester sich um des Barttragens willen überworfen hatte. Der Priester beanspruchte für sich allein das Privilegium, einen Bart tragen zu dürfen, und schnitt eigenhändig einem Freunde des Dichters den Bart ab, und als Dewasagajam ihm Vorstellungen machte und sagte, so etwas käme selbst bei den Ketzern nicht vor, schloß er denselben von der Kirche aus, indem er vom Lesen des Trankebarschen Neuen Testaments den Vorwand hernahm. Mit diesem Manne sprach nun Njanapragasam eingehend, indem er namentlich ein evangelisches Buch „die Axt der Ketzer" mit ihm durchging. Der Erfolg war, daß der Dichter in Tanjour selbst weiteren Unterricht suchte, und am 12. Januar 1785 erzählt Schwartz, daß er ihn zum Katecheten für Palamkotta auszubilden versuche, am folgenden 26. Februar, er könne noch nicht sagen, ob er sich dazu schicken werde. Nach fünf Monaten entließ er ihn wieder, und wir finden ihn seitdem in seiner Heimath als Gehülfen thätig, zusammen mit dem von der Clarinda schon früher bestellten Vorbeter Maria Schawri.

Inzwischen hatte Schwartz in seiner großen Sorgfalt Mitte Januar 1785 seinen Lieblingskatecheten Sattianaden, der so lange in Wallam treu gearbeitet hatte, nach Palamkotta geschickt und ihm einen Brief an den englischen Commandanten mitgegeben, daß er gegen den

Landesbrauch dem Pitscheimuttu und den andern Gliedern der Wäscherkaste gestatte, in Palamkotta am Gottesdienst Theil zu nehmen. Der Commandant bewilligte es nicht nur, sondern gab auch der Clarinda Balken und anderes Material zum Bau der neuen festen Kapelle, den sie im Uebrigen auf ihre Kosten errichtete. Der dringenden Bitte, diese Kapelle selbst einzuweihen, konnte Schwartz nicht widerstehen. Nachdem Sattianaden im Juni mit guten Berichten und erneuten Einladungen zurückgekehrt war, trat er Anfang August 1785 über Ramnad und Tuticorin die weite Reise südwärts an. In Palamkotta und Umgegend blieb er drei Wochen, täglich zweimal oder dreimal predigend. Die Zahl der Gemeindeglieder stieg auf 150, die der Communicanten auf 80. Er fand manches zu seinem Trost, manches aber auch zu seiner Betrübniß, er hatte Clarinda über ihren Stolz und Leichtsinn zu strafen, während er ihr Betragen gegen ihre Lehrer, ihre Opferwilligkeit gegen die Kirche und Mildthätigkeit gegen die Armen loben mußte. Mit den Gehülfen war er nicht recht zufrieden trotz ihres redlichen Strebens, ihre Erkenntniß war nicht deutlich, und sich einen ordentlichen Vortrag anzugewöhnen waren sie schon zu alt. Sehr anerkennend spricht er sich hingegen über Pitscheimuttu und die Seinigen aus. Nachdem er schon bei seiner ersten Anwesenheit vor sieben Jahren ihn auf die Lehren des Evangeliums aufmerkend erfunden hatte, lernte er ihn jetzt als wahrhaft bekehrten Christen schätzen, der von den übrigen Familien als Vater verehrt namentlich in rührender Weise täglich Hausgottesdienste hielt. Seinen hoffnungsvollen siebzehnjährigen Sohn und einen Altersgenossen nahm er mit sich nach Tanjour zu gründlicherem Unterricht, wie er auch Dewasagajam veranlaßte, ihm den kleinen Wedanaichen anzuvertrauen *). Wie viel er

*) In der Biographie Wedanaichens, die übrigens nach indischer Weise von kleinen chronologischen Verstößen wimmelt, wird erzählt, Schwartz habe Abends den Knaben beten hören und ihn dadurch lieb gewonnen. Wedanaichen kam in das Haus des Missionars, d. h. in die Freischule. Wenn Schwartz nach seiner Gewohnheit Nachmittags 4 Uhr sich etwas zur Ruhe legte, mußte der Knabe ihm aus der Bibel vorlesen. „Zuweilen goß er ihm auch Wasser zum Waschen über die Hände oder drückte ihm die Füße. Eines Tages als Wedanaichen so beschäftigt war, erzählte der Missionar ihm von der Herrlichkeit des Himmels und von der Glückseligkeit derer, die dort wohnen. Da sagte Wedanaichen: O Herr, ich wünsche mit Euch in den Himmel zu gehen und da immer Euch die Füße zu drücken. Darauf sagte der Missionar: Mein Lieber, werden denn im Himmel noch die Füße weh thun? Da giebt es keine Schwäche und keine Sorge. Von den Dingen mußt du noch viel lernen (Leipz. Missionsbl. 1864. p. 326)." Nach

von dieser beginnenden Mission in Tinnewelly weiter erwartete, bewies er deutlich dadurch, daß er nach seiner Rückkehr von dem Katecheten Sattianaden auf immer sich trennte und ihn für ständig im fernen Süden stationirte, hingegen bald den Dewasagajam, weil er nicht genug praktisches Geschick habe, zu sich nach Tanjour berief mit der charakteristischen Censur: „Er betrachtet sich als einen Dichter, aber der Dichter hat sich oft als Hinderniß auf dem Wege Christi erwiesen, und ich habe oft gesagt: ich wünschte, der Dichter wäre todt, daß Christus leben möchte in deinem Herzen."

Während Schwartz aus jeder Zeile merken läßt, wie große Hoffnungen er auf Tinnewelly setzt, werden von den übrigen Missionaren keineswegs solche Gedanken getheilt, man kritisirt ihn vielmehr und verweigert geradezu die Unterstützung. Am 14. Oct. 1784 schrieb Schwartz nach Halle: „Da Palamkotta an 400 engl. Meilen (hin und zurück) von hier abgelegen und ich unmöglich oft dahin gehen kann, so bitte meinen lieben Brüdern in Trankebar es nicht nur zu erlauben, sondern freundlich einzuschärfen, daß sie einen von den Landpredigern jährlich einmal wenigstens dahin zu senden einwilligen wollen, um den Christen das h. Abendmahl daselbst auszutheilen. Der Landprediger Rajappen hat in dem vergangenen Jahre eine Reise dahin gethan. Da er nun einen Menschen nothwendig braucht, einige Kleider und Provision zu tragen, so habe zwanzig Pagoden Aufwand gehabt. Wäre es nicht billig oder zuträglich, wenn die Trankebarsche Mission halb und die Tanjoursche halb die Unkosten trüge, zumal da er jetzt auf dem halben Wege, nämlich in Ramnad, die zu Trankebar gehörige kleine Gemeinde besorgt. Ich bin mit allem zufrieden, wie es von Ew. Hochehrwürden ausgemacht wird. Ich habe doch Unkosten genug mit dem Katecheten dort, welchen ich halten und besorgen muß." Die Veranlassung dieser Bitte giebt ein vertraulicher Brief Kleins vom 29. Januar 1785 zu erkennen, worin er beklagt, es werde nicht mehr im vollen Sinne zugestanden, daß alle Missionen Ein Werk seien und eine der anderen helfen müsse. Es scheine, daß eine große Metamorphose in der Mission vorgehen werde. Während doch die Soldaten in Siwiliputtur bei Palamkotta zu Trankebar gehörten und um den Besuch des Landpredigers gebeten hätten, sei in der Conferenz beschlossen, die Reisekosten nur bis Ramnad zu tragen. Schwartz habe ein ziemlich Kapital in der Trankebarschen Missionskasse liegen und

---

zwei Jahren, als die Eltern nach Tanjour gesetzt wurden, hielt Schwartz den Knaben in Trankebar besser versorgt.

erhalte von den Halleschen Geldern fast einen gleichen Theil, so wäre es nur billig, wenn er auch den Landprediger und Katecheten Ajanapragasam ganz besolde. Die beiden aber hatten von Tanjour aus die Trankebarschen Landgemeinden zu besorgen und nur zufällig dort ihren Wohnsitz. So erklärt sich Rajappens spätere Uebersiedelung nach Trankebar und daß nicht Ajanapragasam, sondern Sattianaden nach Palamkotta gesetzt wurde. Daß in Halle für Schwartz entschieden wurde, braucht kaum beigefügt zu werden.

Ja die Reise nach Ramnad und Tinnewelly wurde Schwartz sozusagen in Trankebar fast verdacht und übel genommen und zwar auch von Klein selbst, der in demselben citirten Briefe schreibt: „Es thut mir in der That Leid, daß Herr Schwartz nicht zum Besuch nach Trankebar wenigstens alle Jahr einmal kommt. Die Brüder allhier sagen (und man kann nichts dagegen aufbringen), kann Herr Schwartz nach Ramnad u. s. w. Reisen thun, warum nicht auch Trankebar besuchen und zum gemeinschaftlichen Besten des Werks sich besprechen? Seine Briefe sind kurz, auf viele Sachen bekommt man keine genugthuende Antwort u. s. w. Ich setze hinzu, wenn er die Sachen nicht selbst in Augenschein nehmen kann und sich mündlich von denselben hinlänglich Bericht zu geben Gelegenheit giebt, so sind seine Rathschläge nicht völlig. Uebrigens schreibe ich ihm treulich das zu, was geredet und geurtheilt wird. Er hat aber so viel zu besorgen, daß er zum Schreiben wenig Zeit erübrigen kann. Auf sein Urtheil aber wird von den Brüdern viel gehalten, wiewohl sie auch oft ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit (oder da ihn seine Gehülfen oft durch guten Schein, den er für Wahrheit hält, betrügen) nicht zum Besten beurtheilen."

Dem im ersten Theil dieser Aussprache enthaltenen Tadel, der eigentlich Schwartz eine gewisse Oberleitung der ganzen Mission als selbstverständlich zuspricht, schließt sich auch Pohle mit den Worten an: „Herr Schwartz sollte sich in Arbeiten nicht übernehmen, sondern mehr dirigiren und alles in Ordnung zu erhalten suchen." Die Vorwürfe würden vielleicht Berechtigung gehabt haben, wenn sie über einen ordnungsmäßig vocirten Bischof oder Propst der Mission gethan wären, so war Pasche's herbe Zurechtweisung ganz am Platz: „Ohne Noth und schuldige Amtstreue wird Herr Schwartz sich nicht mit Arbeit übernehmen. Und ein gut Exempel, daß man selber keine Arbeit scheue, ist doch auch gut und nöthig *). Wenn ihm aber durch Ent-

*) „Gott hat sich meiner erbarmet und mir die Arbeit wirklich süß gemacht, so daß aus der Erfahrung sagen kann Labor ipse voluptas." Schwartz.

ziehung brüderlicher Hülfe, sonderlich durch Resignation der Anstalt zu Tritschinopoli *), das Leben und die Arbeit noch saurer, schwerer und angreifender gemacht und sein Gemüth mit noch schwereren Sorgen angefüllt wird, kann man um so weniger auf mehrjährige Erhaltung seines vorzüglich schätzbaren Lebens sich Rechnung machen."

Bedenklich lautet der zweite Vorwurf der Leichtgläubigkeit und daß er sich von seinen Katecheten täuschen lasse. Glücklicher Weise giebt auch hier Pohle näher an, auf welche Persönlichkeiten mit diesem

---

*) Am 31. Januar 1785 war Pohle wieder durch Tanjour nach Trankebar gereist, ohne sich im Geringsten besondere Absichten merken zu lassen. Plötzlich erhielt Schwartz Nachricht von einer in Trankebar am 11. Februar gehaltenen Schulconferenz, in welcher Pohle wiederum darauf angetragen, nach Trankebar zurückzukehren. Dem Protokoll war ein ausführliches von Pohle gearbeitetes Memorandum beigelegt. Er war sehr ungern in Tritschinopoli und klagte sogar „man hat mich in Europa verkauft." John und Rottler wollten ihn gleich in Trankebar behalten, aber Klein und dann schriftlich Gericke und Schwartz sprachen sich entschieden dagegen aus, und so reiste er wieder zurück. Schwartz berichtet darüber: „Wider alles Denken kam Herr Pohle wieder auf die Gedanken, in Trankebar zu bleiben, um dort bei der Schule zu arbeiten und zu sehen, daß Missionarskinder, wie auch Malabaren in Wissenschaften und den Grundsprachen unterrichtet würden, damit sie desto bräuchlicher bei dem Werke werden möchten. Ich erschrak und antwortete auf Herrn Pohle's Aufsatz: 1) daß der Vorschlag an sich nützlich, 2) daß die Hauptsache bei unsern Gehülfen darin bestünde, daß sie eine deutliche Erkenntniß von dem ganzen Rathe Gottes erlangten; daß diese Erkenntniß bei ihnen lebendig würde und also wahrhafte Buße, Glauben und ein heiliges Leben hervorbrächte; daß sie lernten, wie sie mit dieser Erkenntniß an andern wuchern sollten. Dieser dreifache Zweck könnte auch ohne das Latein, Griechisch und Hebräisch zu lernen erreicht werden, 3) daß der Vorschlag jetzt höchst zur Unzeit geschehe. Die Societät würde höchlich sich beleidigt finden, wenn Herr Pohle abrupt ihren Dienst verließe, zumal da durch Herrn Fabricii und Herrn Diemers Betragen das Vertrauen schon sehr geschwächet, so daß die traurigsten Folgen zu besorgen wären. Ich Schwartz bin alt. Wie leicht könnte ich abgefordert werden! Wer sollte das Werk fortsetzen? Etwa der junge Kohlhoff? Daran könnte ohne Schrecken nicht gedenken, weil der noch den Beistand der Aelteren nöthig hätte. Kirche und Schule in Tritschinopoli müßten nothwendig untergehen, oder man müßte sie den Katecheten allein übergeben, welches nimmer zu rathen. Die neu zu errichtenden Schulen müßten unterbleiben u. s. w. Ich hoffe, Herr Pohle kommt wieder zu uns, wie er denn auf dem Wege ist. Indessen ist mir immer bange bei der ganzen Sache. Allein zu stehen scheint seinem Temperament sehr schwer zu fallen. Ich schrieb auf das gelindeste und sanfteste, um das arme Gemüth nicht zu irritiren. Gott helfe uns gnädiglich!" 26. Febr. 1785.

Vorwurf gezielt wird, nämlich außer auf Clarinda, aus deren Fehlern ja aber auch Schwartz nie ein Hehl gemacht hat, auf den stets von ihm außerordentlich gelobten Katecheten Sattianaden: „Alle Missionare erkennen ihn für einen bösen Heuchler, nur Herrn Schwartz kann er noch die Augen blenden," namentlich sollte er bei einem Diebstahl betheiligt sein. Pasche entgegnete darauf: „Böse Gerüchte und Verläumdungen können in der Entfernung leicht Eingang finden. Hätte der Katechet an dem Diebstahl mit Theil gehabt und sich besonders übel dabei verhalten, und Herr Schwartz hat das doch nicht sehen können: das wäre sonderbar." In Halle hingegen hielt man es für nöthig eine Erinnerung deswegen an Schwartz gelangen zu lassen, und auch über die Aufnahme dieser Erinnerung hat sich eine Notiz Kleins erhalten: „Der theure Bruder Herr Schwartz war sehr angegriffen, da er wegen seines Katecheten Sattianaden und der Clarinda Papatti (Brahmanin) eine Erinnerung bekam. Er meldete mir solches mit besondern Expressionen und Anfragen, weswegen ich diesen Punkt besonders in der Conferenz vortragen mußte. Er schrieb nachgehends noch einmal davon und führte das Zeugniß des Pater Rajappen an, der an Ort und Stelle beider Personen Wandel genau beobachtet und beiden das beste Zeugniß gegeben. Ich erwiderte ihm, weil mehrere Personen von Sattianaden uns gesagt, er sei ein Heuchler, und diese Personen ihn oft unter Augen gehabt, und dabei gar nicht seine Feinde, sondern treue Leute wären, so hätte man ein Wort fallen lassen. Und was die Clarinda beträfe, so hätte sie, da sie in Tanjour war, vielen Leuten großen Anstoß gegeben. Wir wollten jetzt Rajappens Zeugniß annehmen, denn sie könnten sich ja gebessert haben."

Solcher Haltung Kleins gegenüber fällt es auf, wie entschieden Schwartz in einem Briefe vom 6. Sept. 1787 für Sattianaden eintritt: „Der Landprediger hat vom 10. Mai an eine Reise nach Ramnad und Palamkotta gethan. Ich erwarte seine Rückkunft in wenig Tagen. Er meldet in seinem Briefe, daß Sattianaden sich recht für dasige Umstände schicke. Es hat mich daher sehr geschmerzt, daß Herr Dr. Schulze *) in seinem Briefe gemeldet, wie einige der Herren Mis-

*) Der Nachfolger Freylinghausens im Directorat zu Halle. Ueber den Lebenslauf Freylinghausens, der im Jahre 1785 gestorben war, äußert sich Schwartz sehr unbefriedigt: „Nach den ins Herz dringenden Manuscripten des sel. Vater Ziegenhagen las ich Herrn Prof. Niemeyers Rede und den Lebenslauf des sel. Dr. Freylinghausen, welchen Herr Niemeyer vermuthlich aufgesetzt. Was für einen gewaltigen Unterschied fand ich! Ist dies die jetzige Methode zu lehren? dann bleibe ich von Herzen bei der Lehrmethode unserer Väter, welche Christum

sionare Sattianaden als einen Heuchler beschrieben haben. Ich sandte des Herrn Dr. Schulzens Brief nach Trankebar und bat um eine Erklärung. Sie antworteten, daß sie dergleichen nicht approbirten, daß Jemand dergleichen geschrieben, daß es hergekommen von der Aussage eines bösen Menschen. Eheu! In Absicht seiner Herzensredlichkeit, Geschick zum Lehren, Willigkeit und Inbrünstigkeit, dem Herrn Christo Seelen zuzuführen, uneigennütziges Betragen ziehe ich ihn allen Landpredigern und Katecheten vor, und das mit großer Ueberzeugung. Ich bekenne es, daß in seinen Reden mit Heiden er mich beschämt hat. Er legt ihnen die ganze Lehre, nicht nur ein Stück vor und in der Erklärung der Lehre von Christo ist er so weitläufig und nachdrücklich, daß ich mich nicht wenig gewundert und beschämt gefunden habe." Hierzu gehören noch einige Zeilen vom 1. Febr. 1788, welche zugleich von einer augenscheinlich wichtigen Sendung Andeutung geben, die Sattianaden übertragen worden war und über welche sonst wohl weiter nichts bekannt ist: „Des Katecheten Betragen und Fleiß begehrt Keiner von meinen Brüdern in Zweifel zu ziehen, obgleich einige Worte aus Mißverständniß wider ihn sind berichtet worden, welche aber Keiner zu vertheidigen über sich nehmen wird. Seine Reise nach Travancore wurde durch die Uebersendung eines Briefes aus Europa an mich, welchen ich übersetzte, veranlaßt. Ich schrieb auch selbst an den König, erklärte die Sache, so im Brief gemeldet war, welche zu seiner Beruhigung gereichte und wünschte ihm das, was ihn in Zeit und Ewigkeit glückselig machen könnte. Er hat den Brief liebreich aufgenommen."

Schwartz war so fest und unwandelbar in seiner hohen Meinung von Sattianaden, daß er ihn zu Weihnachten 1790 in Tanjour für Tinnewelly ordinirte, und Sattianadens treue und gesegnete Wirksamkeit bei einem langen Leben (er starb 1815) hat dies günstige Urtheil glänzend gerechtfertigt.

Mit diesen Nachrichten über Tinnewelly sind wir dem Gange der Erzählung etwas vorausgeeilt, der Ordination Sattianadens war schon drei Jahre früher die Johann Kaspar Kohlhoffs vorausgegangen, und nicht in Tinnewelly allein hatten hoffnungsvolle Anzeichen das Ende der kritischen Jahre und den Anbruch einer neuen Periode für

---

groß machten und also den Grund zum wahrhaftig heiligen Leben tief legten. Wie trocken, wie schwülstig ist alles in der Rede. Wie wenig ist darin von Christo zu finden!"

die Mission verkündet. Freilich über Trankebar selbst lagerte sich immer tieferer Schatten. Das Missionscollegium, oder vielmehr der Secretair Hee Wadum in Kopenhagen, fuhr fort feindselige und zerstörende Beschlüsse zu fassen und alles Gute zu hindern, so daß John sich lange Zeit mit dem Gedanken trug, selbst nach Kopenhagen zu reisen und eine Umstimmung zu versuchen. Wenn nach langem Suchen in Halle Theologen gefunden waren, von denen man Grund hatte zu hoffen, daß sie tüchtige Missionare abgeben würden, so hielt man gewiß in Kopenhagen eine Aussendung für nicht nöthig. Zu anderer Zeit mußte dann der Director wieder übereilt zugreifen, oder man schritt in Kopenhagen zu selbständigen Aussendungen und wählte so unglücklich wie 1785 den Dänen Hagelund. Auf diese Verhältnisse bezieht sich Schwartz in den folgenden Mittheilungen: „2. Oct. 1786. Mit Herrn Hagelund scheint es gar nicht zu gehen. Herr Klein schrieb mir gestern, daß er vermuthlich den Weg des Herrn Mentel gehen werde. Nach der Brüder Bericht von ihm ist er ein Weltmensch, welche er auch besuchet und mit ihnen lieber umgehet als mit den Missionaren (NB. Nachdem dies geschrieben, schreibt Herr Klein, daß Herr Hagelund sich etwas besser anlasse). Er ist dreißig Jahre alt und hat sich verlauten lassen, daß sein Alter ihn an Erlernung einer neuen Sprache hindere. Lieber, was soll oder kann man von solchen Männern erwarten? In der dänischen Kirche hat er etlichemal kurz gepredigt und einen trocknen moralischen Vortrag gehalten."

Am 6. Februar 1787: „Ew. Hochwürden wissen, wie das hochlöbliche Collegium oder eigentlich der Secretair die Missionssache obenhin tractirt. Herr John hatte sich daher entschlossen nach Europa zu gehen, weil er meinte, daß er alles persönlich am besten vorstellen könnte, auch sich versichert hielt, daß solche Reise der Mission zum Vortheil gereichen würde. Allein ich konnte den letzten Punkt nicht begreifen, denn unser theurer Bruder Herr Klein wird alt und kann bald abgehen. Herr Rottler ist auch nicht sehr stark. Herr Hagelund scheint der Mission wenig Gutes zu thun. In diesen Umständen wegzugehen hielt nicht für rathsam, zu geschweigen daß man sich das Gute, so die Reise verschaffen sollte, nur zu stark auf der guten Seite vorstellte. Und sollte Gott den lieben Herrn Klein abrufen, so ist zu fürchten, daß die ganze Mission dem Herrn Rottler eine zu große Last sein würde. Herr John*) hat sich hierauf entschlossen noch zu warten,

*) Er berichtete wörtlich nach Kopenhagen die ergreifende Anrede, durch welche ihn Schwartz in der Conferenz umgestimmt: „Bruder, wollen wir denn

ob Gott andre Hülfe schaffen würde. Könnte nicht eine Correspondenz mit Herrn Urlsperger in Augsburg dem Werke ersprießlich sein? Vielleicht könnte er hier und da ein Subject vorschlagen."

John holte von Zeit zu Zeit seine Reisepläne wieder hervor, und dann war es stets Schwartz, der ihm scharf entgegentrat, wie er auch nach Europa über John sich mit steigender Schärfe ausspricht, z. B. gegen Pasche am 24. Juli 1788: „Herr John ist ein williger und fleißiger Arbeiter, hat aber zu viel neue Pläne. Jetzt hat er wieder im Sinn nach Europa zu gehen, um der Mission, wie er meint, recht aufzuhelfen, neue Arbeiter an Gemeinde und Schulen zu besorgen. Ich sagte ihm: Ich würde mich freuen, wenn geschickte Lehrer an der Schule sich finden, ja wenn eine Akademie zu Stande kommen sollte. Allein liebe Brüder, Sie haben ja noch keine gute, geschickte und redliche Katecheten. Sie haben gedacht, daß einige junge Leute erst das Deutsche lernen und so geschickter werden sollten, allein alle ihre Arbeit hat der Gemeinde keinen Nutzen geschafft, denn wenn die jungen Leute ein wenig Deutsch gelernt, so gehen sie zu Europäern und werden ihre Bedienten und Dolmetscher. Weil sie den Sinn Christi nicht haben und die Welt verläugnen können, so geht ihr Sinn bei einiger Sprachkenntniß in die Liebe des Irdischen. Wären sie aber in der malabarischen Sprache unterrichtet worden, so wäre die Versuchung bei Weitem nicht so groß gewesen. Herr Johns Zweck ist sehr gut, welcher aber auf der bisher gebrauchten Lehrart im Deutschen sehr selten erreicht wird. Herr Klein und Herr König sind mit mir gleicher Meinung. Indessen ob ich gleich diese meine Meinung mündlich und schriftlich den beiden Brüdern Herrn John und Herrn

---

die Mission ganz begraben? soll sie denn auch nach Gottes heiligem Gericht zu Grunde gehen, so wollen wir sie doch nicht ruiniren helfen und weggehen, wenn just die Noth am höchsten ist, sondern so lange aushalten und uns derselben annehmen, so lange wir wenigstens können. Sehen Sie doch Herrn Kohlhoff, der schon lange Jahre nicht mehr hat arbeiten können. Betrachten Sie Herrn Klein, der sein Gehör schon größtentheils verloren und oft solche bedenkliche Zufälle hat, daß er schnell kann von uns genommen werden. Herr König hat seine volle Arbeit an der portugiesischen Kirche und Schule und mit der Hauptrechnung der Mission. Von Herrn Hagelund ist es offenbar, daß er kein Herz für die Mission hat und daß er den lieben Herrn Rottler mehr kränken als sich mit ihm in Einem Geiste zur Betreibung des Werks verbinden wird. Dieser gute Bruder muß alsdann ja ganz unter der Last versinken. Lassen Sie uns wenigstens noch warten, ob uns Gott nicht etwa bald eine Rettung senden wird."

Rottler in Liebe zu erkennen gegeben, so habe doch nie gemerkt, daß es ihre brüderliche Liebe gegen mich vermindert."

Hagelund war sehr bald gestorben, im October 1788, nachdem er im letzten Jahre mehr Hülfe geleistet hatte, aber auch durch seinen erst geheim gehaltenen und dann doch offenbar gewordenen Antrag in Kopenhagen, ihm neben dem Missionsamte die dänische Predigerstelle zu übertragen, viel Aufregung erweckt hatte. Aus seinen hinterlassenen Papieren erkannte man erst, wie feindselige Berichte von ihm nach Kopenhagen gesandt waren. Natürlich daß sein Tod nicht gerade als Verlust betrauert wurde, obgleich sein besserer Ersatzmann, Aug. Friedr. Cämmerer aus Wusterhausen a. D. in Folge Schiffbruchs erst 1791 eintraf.

Es hätte in Trankebar bei aller Ungunst des Herrn Hee Wadum doch vorwärts gehen können — wie denn im Jahre 1786 unter den Schulkindern eine Art Erweckung sich zeigte — wenn nur nicht John sich immer mehr der Aufklärungstheologie zugeneigt hätte; er schreibt selbst, daß er erst allmälig in Trankebar zu aufgeklärteren Ideen fortgeschritten sei und macht den Director Schulze zum Vertrauten seiner Herzenswünsche, es möchte ein Bibelauszug eingeführt, die alten Erbauungsbücher umgearbeitet und vor allem der veraltete lutherische Katechismus beseitigt werden. Von Schulze wurde er damals energisch zurückgewiesen *), aber er hat später doch in diesem Sinne geschrieben und gedruckt. Bei Schwartzens Lebzeiten trat sein Rationalismus mehr zurück; doch wenn Schwartz es für nöthig hielt, einen vertraulichen, leider nicht erhaltenen Bericht über die Zustände in Trankebar nach Halle zu senden, so läßt sich der Inhalt errathen

*) Schulze an John: „Sie schreiben am 15. Oct. 1792, Sie hätten im Anfange Ihrer Amtsführung eingeschränkter gedacht, es hätten sich aber Ihre Begriffe durch eigenes Nachdenken und Lesen mehr erweitert. Sie finden es jetzt nicht mehr gut, daß gewisse Stellen der h. Schrift als: Also hat Gott die Welt u. s. w. es sei denn, daß Jemand geboren werde aus u. s. w. in dem Büchlein an die Heiden so nach einander abgedruckt sind. Sie schreiben, daß nun über 70 Jahre wenig mehr als Ihr dortiger Katechismus in der Mission sei gelehrt und ausgebreitet worden, dafür möchten Sie lieber einen Katechismus, der blos aus der Natur hergenommen sei, eingeführt wissen. Anstatt daß die Bibel bisher vollständig abgedruckt worden, möchten Sie lieber einen Auszug aus derselben gedruckt und die Pressen mit andern Schriften beschäftigt sehen. Nach Ihrem jetzigen Urtheil sollen gemeinnützige und besonders pädagogische Kenntnisse die Haupteigenschaft eines Missionars sein und den Katechismus mit aller Dogmatik überwiegen. Diese Stellen haben mich sehr bekümmert."

und auch sein von den Brüdern oben getadeltes Fernbleiben von Trankebar wird als absichtlich gelten können.

Von der östlichen Nachbarstation zur westlichen überzugehen, so legte sich endlich die Ungewißheit über Pohle's Bleiben oder Gehen: „Unser lieber Herr Pohle ist anjetzt (2. Oct. 1786) ganz ruhig und spricht von keiner Veränderung. Ich (Schwartz) höre auch, daß die Engländer mehr mit ihm zufrieden sind, nur wundern sie sich, daß er anstatt klarer und deutlicher Texte, welche das wahre Christenthum einschärfen, die Apokalypse zu erklären angefangen. Er ist ein ganz ungemeiner Liebhaber und Verehrer des sel. Bengel. — Der Gedanke einer Veränderung wäre ohne John nie in seinen Sinn gekommen. — Unser lieber Herr Pohle ist ein redlicher Mann, den wir alle schätzen. Wenn er hier ist, so ist er uns zur Freude. Wenn er aber allein ist, so ist er zu ängstlich und klagend. Mit Klagen gebe ich mich nicht ab. Man gewinnt nichts dabei. Das Gemüth fühlt die Last doppelt. Der Rath des sel. Francke nicht bei Weltleuten zu klagen, hat immer ein großes Gewicht: Das Evangelium hat besondere Hindernisse zu überwinden, Gott allein muß uns helfen." Mit letzterm Satze bezieht er sich auf die Uebergriffe der Katholiken in Tritschinopoli, gegen welche ihn Pohle zu gemeinsamem Einschreiten, aber vergeblich, zu bewegen suchte deshalb klagend: „Ich kann Herrn Schwartz noch nicht dahin bringen, gemeinschaftlich mit einer Supplik einzukommen, denn er fürchtet, es wird nichts helfen. Allein hilft es nicht, so kann es doch auch fast nicht schlimmer werden."

Große Aengstlichkeit zeigte Pohle in andern Fällen, wie Schwartz am 6. Sept. 1787 an Pasche berichtete: „Ich besuchte Herrn Pohle im Juli. Er dachte, daß die Engländer die Häuser, so ich gebaut, sich zueignen würden. Nun das war seine Sorge, welche keinen Grund hatte. Indessen ihn zu beruhigen reisete hin, bat die Glieder der Vestry (Kirchenvorstand) zusammen zu kommen, gab eine völlige Vorstellung oder ausführliche Nachricht, wie ich die Häuser gebauet, nach und nach, und fragte sie, ob sie diese Vorstellung unterzeichnen wollten, welches sie alle thaten, dabei aber bemerkten sie, daß es keinem Engländer einfallen würde, anders hierüber zu denken. Ich sagte, daß es doch gut wäre, daß ich vor meinem Tode die Sache in Richtigkeit brächte *). Nachdem ich wieder in Tanjour angekommen, ließ ich

*) Da bekanntlich die Engländer sich all dieser Missionsgebäude dennoch bemächtigt haben, geben wir eine noch deutlichere Aussprache, die vom 12. Juli 1787 datirt: „Den zehnten kam von Tritschinopoli. Es hatten einige Engländer,

Herrn Kohlhoff auch hinreisen, um dem lieben Bruder Pohle zum Trost zu sein. Denn er ist jetzt ganz allein und bei seiner Redlichkeit zu Gram und Unruhe geneigt. Gleich darauf gab es neuen Kummer. Ich habe zehn kleine Häuser für Wittwen gebaut, sie mit Ziegeln gedeckt und mit einer Mauer umgeben. Da diese Reihe Häuser nicht weit von den Baracken und dem Hospital ist und die Circulation der Luft hindert, so wurde beschlossen, daß sie sollten weggenommen werden. Herr Pohle ward darüber angegriffen und es schmerzte mich ebenfalls. Indessen konnte ich nicht läugnen, daß die Luft von wegen der zehn Häuser in etwas abgehalten und also das Hospital weniger der Gesundheit gemäß sei. Ich schrieb deswegen und erhielt einen sehr guten, wohl bessern Ort, wo die Wittwenhäuser sollten hingebaut werden. Nun sollten die Baracken mit einer Mauer eingeschlossen werden, folglich kamen sie ganz nahe an der Katecheten Häuser. Herr Pohle redete dagegen und bat, daß zwischen den Baracken und Katechetenhäusern eine Zwischenmauer gezogen werden sollte, aber es wurde ihm abgeschlagen. Ich schrieb, daß ich die Zwischenmauer von Herzen bezahlen wollte. Endlich sagte der Gouverneur, daß er thun wollte, was ich begehrte. Ich melde Ihnen dies offenherzig, weil der liebe Bruder Herr Pohle vielleicht klagen wird. Ich habe bei alledem meine Noth gehabt, um der Heftigkeit auf allen Seiten in Liebe abzuhelfen." Seit Pohle endlich zum Heirathen sich entschloß, im April 1795 lauten seine Briefe viel befriedigter; in der Gunst der Engländer freilich, die schon durch seine schlechte englische Aussprache abgestoßen wurden, wird ihn die Heirath nicht gehoben haben, denn seine Frau war nur die Tochter eines deutschen Uhrmachers in Madras Michael Vincent, und die Mutter, eine im Land geborne Portugiesin, lebte in Pohle's Hause. Eine andre Schwester war an den Lector der Missionskirche in Kudelur Namens Horst verheirathet, und eine dritte an

---

wie Herr Pohle mir schrieb, sich verlauten lassen, daß das Predigerhaus in Tritschinopoli, wie auch die Häuser der Katecheten, Schulmeister und eine Reihe Wittwenhäuser auf Unkosten des Publicums erbauet worden, welches nach meinem Tode einige Unruhe hätte verursachen können, deshalb hinreisete und der Vestry bezeugte, daß ich alle die Häuser von meinem Salario, so nach und nach ersparet, selbst erbauet und daß das Publicum dazu nichts beigetragen, folglich daß sie der Mission zugehörten. Sie gestunden es alle zu und bezeugten, daß es Keinem ins Gemüth gekommen das Gegentheil zu erwähnen und daß sie willig wären, es in dem Vestrybuch aufs stärkste zu attestiren, welches sie auch wirklich thaten zur völligen Befriedigung des Herrn Pohle."

einen Musikmeister Zscherpel in Madras aus Altstädt in Thüringen, welche Familie in Madras noch heute gekannt ist. Pohle war bei den Engländern nicht beliebt und liebte die Tamulen nicht. Wir scheiden von ihm mit dem Bedauern, daß er eigentlich bei aller treuen Arbeit seinen Beruf verfehlt hat, und mit dem Geständniß, daß Schwartz nicht wohl gethan hat, Pohle's Verbleiben in Tritschinopoli also zu forciren.

Je weniger hoffnungsvoll im Ganzen die Missionsaussichten auf den Nachbarstationen waren, desto mehr war Schwartz für sein Tanjour besorgt, daß mit seinem Tode nicht auch dort alles zusammenfallen möchte. Es sind hin und wieder Andeutungen gegeben, wie sehr er sich des ältesten Sohnes seines ehrwürdigen Collegen Kohlhoff angenommen und ihn allmälig ins Missionsamt eingeführt hat. Je trüber es nun aussah, je untüchtiger die neuen Missionare waren, desto sehnsüchtiger schaute er nach dem Tage aus, da er durch die Ordination den Schüler zum Collegen sich setzen dürfe. Aber mit dem ersten Aussprechen dieses Wunsches offenbart er zugleich, welche Schwierigkeit sich der Ausführung entgegenstellen möchte, so am 1. März 1784: „Da der Arbeiter immer weniger werden, ist mir eingefallen, ob nicht Herrn Kohlhoffs ältester Sohn könnte ordinirt und mir adjungirt werden, damit im Fall mich Gott abruft, Jemand meine Stelle mit Nutzen vertreten könnte. Es ist wahr, er versteht kein Latein, vom Griechischen hat er etwas gelernt. Er aber fürchtet Gott von Herzen und hat sich dem HErrn ergeben, ihm in seiner Kirche zu dienen, fängt auch an in allen Stücken nützlich zu werden, weiß von den Landessprachen mehr, als ein neuer Missionar in fünf oder sechs Jahren lernen kann, ist an das Klima gewöhnt. Die Societät besteht zwar, wie ich weiß, auf bischöfliche Ordination. Allein in diesem Fall, der besonders ist, glaube ich, würde sie nicht so gar strenge bestehen. Sehen Sie (Pasche) doch dahin, daß Sie einige der Hauptglieder dazu disponiren können. — Sollte ich mit Tode abgehen, so ist Keiner, welcher meine Stelle vertreten kann. Die neulich herausgekommenen Missionare sind gar geschwind abgefordert worden. Herr Mentel ist nach Europa gegangen, welcher sich auch in keiner Absicht zu dem Amte schickte, denn er war ein leichtsinniger Mensch. Herrn Kohlhoffs Sohn wird elfmal mehr arbeiten, als Herr Mentel, wenn er geblieben, gethan haben würde, und was das vornehmste ist, beweiset sich als einen wahren Christen. Die Engländer hören ihn gern, wenn er das Common-prayer liest, nur

sagen sie, er ist zu ernstlich. Die wenigen Stunden, die ich erübrigen kann, wende mit ihm und dem fünfzehnjährigen Sohn des Herrn Klein an in Lesung und Erklärung göttlichen Wortes, wie auch in der Sprachlehre. Ob aber gleich meine Zeit und Kräfte bei diesen jungen Leuten anwende, so fühle mich doch nicht unruhig, weil sie mir einen fast mehr als kindlichen Gehorsam leisten."

Zunächst stieß Schwartzens Wunsch den jungen Kohlhoff zu ordiniren dort auf Widerspruch, wo er am sichersten Förderung zu finden hoffte — in Trankebar. Er hatte gebeten, beim Collegium um Erlaubniß zur Ordination anzuhalten für den Fall, daß die Societät in seinen Vorschlag willigte. Allein Klein antwortete ihm im Namen der übrigen: „Wir sehen die Sache als impracticabel an theils was die Societät, theils was das Collegium betrifft, denn beide Superiores haben in der Wahrheit falsche Begriffe von der Mission sowohl als von den Missionaren." In Halle hielt man es am gerathensten, die beiderseitigen Vorgesetzten gar nicht zu befragen. Die Ordination eines englischen Missionars habe keine eigentliche Connexion mit der dänischen Mission, und da ein jedes Ministerium in der lutherischen Kirche befugt sei, ein Subject, das einen förmlichen bestimmten Beruf hat, wenn dasselbe tüchtig befunden wird, zu ordiniren, ohne Befehl oder Erlaubniß von seinen Vorgesetzten dazu nöthig zu haben, so wäre auch der Trankebarschen Missionare Ordination ohne ihrer Obern Vorwissen gültig. Wäre aber Bedenken, ob das Missionscollegium es nicht etwa übel nähme, wenn sie nicht vorher bei ihm angefragt hätten, so könnte auch die Ordination von Herrn Schwartz und Pohle, die als Collegen auch ein Ministerium ausmachten, mit Beiwohnung des Herrn Gericke auch eines oder zweier von Trankebar geschehen. Bei der Societät, wenn sie resolviren sollte Kohlhoff als Missionar anzunehmen, pflege in stillschweigender Uebereinkunft nicht von der Ordination gesprochen zu werden. Wie Ziegenhagen es vermieden habe und dann allemal die Ordination in Wernigerode geschehen sei, ohne daß die Societät etwas angeordnet oder in ihren Resolutionen dessen gedacht habe, so würde es auch wohl Herr Pasche an die Hand geben. Wie von Halle vermuthet und angerathen, ging denn auch die Sache wirklich von Statten, nur daß Pasche, der weder Ziegenhagens Rang noch Selbständigkeit besaß, in irgend einer Form die Frage muß officiell zur Verhandlung gebracht haben, denn am 28. December 1785 schreibt Director Schulze an Schwartz: „Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß die englische Societät selbst an die Hand gegeben hat, den jungen Kohlhoff in

Trankebar zu ordiniren und ihn alsdann als einen schon Ordinirten vorzuschlagen. So weiß der HErr Weg und Bahn zu machen, wenn auch gleich Schwierigkeiten sich anfänglich hervorthun." Am 23. Januar 1787 feierte der alte Kohlhoff sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, und wurde gleichzeitig sein ältester Sohn ordinirt. Schwartz hielt unter großer Bewegung die Ordinationsrede und vollzog die heilige Handlung, zu welchem Zweck ihm Klein das tamulische Ordinationsformular ins Deutsche übersetzt hatte. Ueber die vorsichtigste Art und Weise diesen Act der Societät zu melden, ist er sehr besorgt und äußert sich bedenklich, daß Pohle nicht umsichtig genug geschrieben. Nach Halle meldet er am 6. Februar 1787: „Ich will morgen, geliebts Gott, noch ein paar Zeilen an die hochlöbliche Societät schreiben, wiewohl ich fast nicht weiß, wie ich mich vorsichtig genug ausdrücken soll der Ordination wegen, wohl wissend wie geschwind die von der Episkopalkirche wegen einiger Gebräuche aufgebracht werden können. Der theure Herr Pasche wird dies am besten der Societät vorzulegen wissen." An Pasche hatte er schon vorher seine Absicht geschrieben, den bedenklichen Brief durch dessen Hand gehen zu lassen und ihn zur Vernichtung zu ermächtigen, wenn es nicht recht gemacht sei.

Abgesehen von dieser confessionellen Empfindlichkeit hatten die Missionare nicht eben Ursache, sich für die nächsten Jahre über die Lässigkeit der englischen Societät zu beklagen. Es war ganz plötzlich ein völliger Umschlag geschehen. Noch am 17. Juli 1786 hatte Schwartz seinem lieben Sorge den Empfang geklagt, welchen Sulivan bei der Societät gefunden: „Mr. Sulivan ging nach England. Er war hier Resident. Ich bat ihn, die Societät zu besuchen und der Landschulen wegen mit ihr zu reden. Die Societät invitirte ihn, er kam und versprach alles bei der Compagnie zu thun, was sie begehrten. Die Societät antwortete, er solle anjetzt noch nichts thun, bis sie an mich geschrieben hätten. Ich erstaunte über diese Antwort, denn was sie von mir zu wissen begehren konnten, habe ich oftmals geschrieben. Unser alter seliger Vater Ziegenhagen nahm sich der Sache mit Ernst an. Er hatte auch Autorität. Herr Pasche hat sein Möglichstes gethan. In diesem Jahr aber haben wir fast nichts von ihm gehört. Ich fürchte, daß er dem seligen Herrn Freylinghausen gefolget. Nun ist fast Niemand, der sich der Sache mit Ernst annimmt."

Nun der alte Pasche lebte und wirkte noch bis in den Juli

1792 und erlebte den Anfang einer bessern Periode für die Missionssache in England. Das von den Methodisten ausgegangene frischere Leben hatte auch allmälig auf jüngere Geistliche der Staatskirche eingewirkt. Es dürfte nicht bekannt sein, daß von den Methodisten schon damals eine Mission im Tamulenlande ins Auge gefaßt war. Schwartz selbst aber hat bereits Veranlassung gehabt sich darüber auszusprechen. Die Stelle findet sich in einem Brief an Pasche vom 20. December 1786: „Ich weiß nicht, ob Sie dort von der Absicht der Methodisten, eine Mission hier zu errichten, etwas gehört haben. Die Herren Coke und Barker haben an drei Orten sich gemeldet. Sie haben an Mr. Chambers in Bengalen, an Mr. Kindersley in Madras und an Mr. Torriano in Welur geschrieben und ihnen verschiedene Fragen vorgelegt, auch ihre Protection sich ausgebeten. Von allen drei Orten wurde mir Dr. Coke's Vorschlag bekannt gemacht und ich gebeten an Dr. Coke zu schreiben. Das letzte lehnte ab, weil ich wohl wußte, daß es der Societät unangenehm sein würde; bat aber die vorhin gemeldeten drei Freunde, an Dr. Coke zu schreiben (doch nicht in meinem Namen), daß ein jeder wahrhafte Christ sich freuen würde, wenn der Name des Herrn Jesu den blinden Heiden bekannt gemacht würde, daß aber zu wünschen, daß alle besondern Namen bei Seite geleget und Christus verkündiget würde als unsere Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung." Ob es eine Folge der Antworten jener drei Männer gewesen, daß Coke nicht nach Ostindien, sondern nach Westindien ging, erzählen die uns vorliegenden Quellen nicht, wohl aber führt Pasche die leise Wendung zum Bessern in der Societät ausdrücklich auf methodistische Einflüsse zurück: „Daß einige bei der Societät jetzt mehr Hoffnung fassen, aus ihren eigenen jungen ordinirten Predigercandidaten neue Missionare von guter Art zu finden, kommt wohl daher, weil viele dergleichen durch die Predigten der Methodisten erweckt worden und unter diesen einige auch nicht nach Art der Methodisten von den Regeln der Kirche abweichen." Es waren nämlich schon im Frühjahr 1786 von Halle her zwei neue Missionare erbeten worden, aber trotz einjährigen Suchens nicht gefunden. Dazu kam ferner, daß Sulivans Bemühungen um Errichtung von Provincialschulen bei der Ostindischen Compagnie endlich erfolgreich waren. Schwartz hatte ihm berichtet, daß der Nabob den Fürsten von Ramnad *) sehr bedrückt und seinen vortrefflichen

*) Schwartzens Interesse für diesen Fürsten war ein sehr reges. So that es ihm weh, daß derselbe fünf Frauen geheirathet hatte. Bei dieser Gelegenheit

Minister und eifrigen Förderer der neuen Schule gefangen gesetzt habe, und so alles wieder ins Stocken gerathen sei. Sulivan möge sich für den Fürsten verwenden. Sulivan aber fand es rathsam, nicht für den Fürsten zu interveniren, sondern nur vorzustellen, die eingebornen Fürsten wären in Folge der Kriegslasten nicht im Stande, etwas für Schulen zu thun. Darauf hatten dann die Directoren beschlossen für jede Provincialschule, die namentlich in Tanjour, Ramnad und Sivaganga sogleich errichtet werden sollten, hundert Pfund zu bewilligen und die Societät um Bestimmung tüchtiger Lehrer und Ordnung der ganzen Direction anzugehen. Als in der Sitzung der Societät vom 6. März 1787 Mittheilung von diesen günstigen Entscheidungen gemacht wurde, schien neues Leben alle Mitglieder zu erfassen. Man beschloß das vor zehn Jahren eingerichtete, aber nie activ gewordene Missionscommittee zu erneuern, wieder auf zwölf Mitglieder zu bringen und deshalb die Bischöfe von Salisbury und Exeter zum Eintritt aufzufordern, auch jeden Donnerstag, wenn es nöthig werden sollte, Sitzungen zu halten. Der als Schriftsteller bekannte Dr. Vincent und der Bischof von Salisbury waren die eifrigsten Glieder. Man beschloß nun die zwei neuen Missionare als Schulaufseher zu gebrauchen, und wünschte, sie möchten sich zur Erlernung des Englischen ein Jahr in England aufhalten, wenn in Halle aber noch keine Missionare gefunden wären, wolle man sie in England suchen. Dem Bischof von Salisbury stieg nach Pasche's Bericht aber doch zuletzt ein kleines Bedenken auf: „Der Bischof sagte, er habe vernommen, daß die englischen Missionen viel Zuschuß und Unterstützung von deutschen Lutheranern jährlich genössen, von Deutschland und auch von hier, und glaubte, eben insofern sie von deutschen lutherischen Missionaren besorgt würden. Ich bekräftigte solches. Ob ich nicht glaubte, daß diese Gelder und Collecten aufhören würden, wenn keine deutschen lutherischen Missionare auf dem Compagniegrunde mehr gebraucht werden sollten? ich erwiderte: Sie würden theils aufhören, theils der dänischen zu gute kommen. Darauf der Bischof: „Diese

---

kommt er auch auf die Polygamie zu sprechen: „Gesetzt nun, daß ein solches Gemüth nüchtern würde, was ist zu thun mit den vielen Weibern? Er hat sie geheirathet. Sie sind also nicht Concubinen. Sie sind Töchter der angesehensten Leute. Soll er sie wegstoßen? Dies ist eine von den Hauptschwierigkeiten, welche sonderlich die Großen und Reichen beunruhigen würde, im Fall sie sich zum Christenthum wenden wollten. Ich schrieb den Punkt an den seligen Herrn Ziegenhagen vor mehr als 20 Jahren, bekam aber keine Antwort." 11. Oct. 1784.

Geldhülfe müßte bei der Sache mit in Betracht gezogen und nicht gering geachtet werden." Man beschloß demnach einfach durch den Secretair in Halle anfragen zu lassen, ob noch keine neuen Missionare gefunden seien. Im Antwortsschreiben an Pasche nahm Director Schulze Veranlassung sich dahin auszusprechen, daß wenn außer den verlangten Missionaren noch englische Candidaten für die zu errichtenden englischen Schulen gesandt würden, er dies ganz praktisch fände, aber wünschen müsse, daß die Auswahl Pasche überlassen würde: „Es würde höchst nöthig sein, daß sie dem Herrn Schwartz und subsidiär dem Herrn Gericke subordinirt würden und die Direction der Schulen in dessen Händen bliebe, er sie auch an demjenigen Ort ansetzte, wo er es gut fände, auch von einem an den andern translociren könnte. Könnten sie vielleicht zuerst nur als Aufseher der Schulen gesandt und erst hernach, wenn sie sich der malabarischen Sprache hinlänglich mächtig gemacht und von den ältern Missionaren das Zeugniß der Treue hätten, zu Missionaren ernannt werden, so würde dabei am wenigsten zu bedenken sein. Vielleicht könnten solche auch nicht ordinirte Candidaten sein und hernach in der Stille von den Herrn Missionaren ordinirt werden." Man merkt wohl, daß die Zügel der Missionsleitung in Halle noch von fester Hand geführt wurden; noch wurde beansprucht, daß die Engländer sich den Deutschen fügten, so weit daß selbst Annahme der lutherischen Ordination ihnen angesonnen wurde. Pasche wird wohl unter solchen Umständen Schweigen für Gold geachtet haben, und als im August 1787 Joseph Daniel Jänicke aus Berlin, jüngerer Bruder des bekannten Pastors Jänicke an der böhmischen Gemeinde zu Berlin, ein Weberssohn, der erst vom Webstuhl durch das Schulamt zum Studium gekommen war, von Schulze zum englischen Missionar berufen wurde, da wurde er wieder nach Herkommen in Wernigerode ordinirt, und Niemand dachte daran, ihn erst ein Jahr lang in England festzuhalten. Das waren Lichtblicke für Schwartz, als die Beschlüsse der Compagnie über die Schulen zu seiner Kenntniß kamen, als die Briefe des neuen Missionssecretairs Gaskin einen ganz anderen Geist athmeten und Kunde brachten von der Sendung eines Gehülfen, dem allerseits das Lob eines aufrichtigen Christen und eifrigen Geistlichen voraufging.

Diese Botschaften trafen mit einer Wendung zum Bessern in Indien selbst zusammen. Madras sowohl als Bengalen erhielten vortreffliche unbestechliche Gouverneure, welche Schwartz am 20. Dec. 1786 mit großen Hoffnungen erwähnt: „Ich habe eine sehr gute Meinung von der Gesinnung des jetzigen Gouverneurs Sir Archibald

Campbell. Er nimmt keine Geschenke. Er hält die Europäer in besserer Zucht und sucht dem Lande aufzuhelfen. Gott erhalte und stärke ihn. Die vorige Regierung in Madras war gar zu arg. Sie drohten dem König und forderten dies und das. Sobald er aber ein Geschenk sandte, waren sie wieder still. Anjetzt aber ist es, wenigstens dem Anscheine nach, besser. Ein Gleiches wird von Lord Cornwallis in Bengalen berichtet. Gott sei auch für diese leibliche Errettung gedankt." Schon zwei Monate früher hatte Lady Amalia Campbell in einem äußerst schmeichelhaften Schreiben seinen Rath erbeten bei Errichtung einer großen Anstalt zur Erziehung von Töchtern bedürftiger Europäer. Der Plan wurde mit größtem Eifer alsbald in Ausführung gebracht, indem bedeutende Mittel dafür disponibel gemacht worden waren. Dies bis auf den heutigen Tag sehr segensreich wirkende female Asylum in Madras, dem sich später auch für Knaben ein male Asylum anschloß, hat unserm Schwartz bis an sein Lebensende viel Freude gemacht und hat bedeutenden Einfluß auf die Geschichte der Mission in Madras ausgeübt, mit der es grade damals sehr traurig bestellt war.

In Tanjour gab Gott seinen Segen, daß wie früher in Tritschinopoli, viele von den Soldaten ihr gottloses Leben aufgaben, sich zu regelmäßigen Betstunden versammelten und wieder einen besondern Verein derer gründeten, welche unter sich auf Zucht und Sitte zu sehen sich durch Unterschrift eigener von Schwartz verfaßter Statuten verpflichteten, und in kurzer Frist war die Umwandlung eine so völlige, daß die Officiere nicht genug rühmen konnten, wie wenig sie noch zu strafen brauchten. Der Resident Hudleston, der commandirende Oberst Stuart und der Zahlmeister Hippisley unterstützten Schwartz eifrigst in diesen und allen andern Bemühungen, waren ihm namentlich auch behülflich neben der tamulischen Kirche in der Vorstadt schöne Schulgebäude aufzuführen, deren Vollendung im Juli 1786 gemeldet wird.

Den armen Einwohnern Tanjours hatte der Friedensschluß mit Maisur wenig genützt, denn der seit langen Jahren leidende Raja hielt sich nach dem plötzlichen Tod seines Sohnes und Erben und anderer Verwandten ganz im Palais eingeschlossen, nur noch der Einen Leidenschaft der Habsucht lebend, welche zu befriedigen sein Minister die armen Einwohner aufs grausamste bedrückte. Sie ließen daher theils die Felder unbestellt, theils wanderten sie in einer An-

zahl von 65,000 in die Nachbarländer. Da alle Vorstellungen nichts halfen, der König selbst vielmehr auch Schwartz lebhaft abgewiesen hatte, setzte der Gouverneur ein Aufsichtscomité ein aus oben genannten drei Herren, mit der Anweisung, stets Schwartz um Rath zu fragen. Auf Hudlestons Betrieb aber mußte Schwartz als vollberechtigtes Glied in das Comité eintreten, und er that es unter der Verwahrung, daß nicht zu Gewaltmaßregeln geschritten würde. In der That wußte er gegen dissentirende Stimmen durchzusetzen, daß äußerlich der Autorität des Raja's nichts vergeben wurde. Aus Furcht willigte der Fürst in alle Forderungen, die Schwartz zum Besten der Unterthanen ihm vortrug. In der Eigenschaft eines Privatmannes führte der einfache Missionar die entflohenen Einwohner zurück und ermuthigte sie zum Anbau der Felder, indem er auch jede Gelegenheit dabei benutzte, den armen Leuten das Evangelium nahe zu bringen. Groß war die Freude, als am letzten Tage des Jahres der Raja freiwillig den harten Minister entließ. Die Regierung erkannte die von Schwartz bei dieser Gelegenheit geleisteten wichtigen Dienste dadurch an, daß sie ihm eine feste amtliche Stellung als Dolmetscher antrug und seine bisherigen Bezüge um 100 Pfund jährlichen Gehalts und 20 Pagoden monatlich für Transportkosten erhöhte.

Wenige Monate später wurde ihm eine noch viel einflußreichere Stellung angetragen. An dem festlichen Ordinationstage des jungen Kohlhoff, am 23. Januar 1787, bekam er in Trankebar einen Brief des englischen Residenten zu Tanjour, schleunigst zurückzukehren, es gehe mit dem Leben des Königs schnell zu Ende und habe derselbe einen zehnjährigen Knaben aus seiner Verwandtschaft Sarfogi (Sarbosi) oder Serfodschi als Erben adoptirt. Der König ließ den zurückgeeilten Missionar gleich vor sich und stellte ihm das adoptirte Kind mit den Worten vor: „Dies ist euer Sohn, in eure Hände übergebe ich ihn," und wollte ihn so zum Vormund und Reichsregenten während der Minderjährigkeit einsetzen. Schwartz aber lehnte dies bescheiden ab, das Kind würde unter den Parteiungen gefährdet sein und seine Kraft nicht zum Schutze ausreichen. Er rathe, das Kind seinem Bruder Rama Swami zur Erziehung zu übergeben und denselben während der Minorennität als Regenten einzusetzen. Tulsa, auch Tulossi Raja geschrieben, that nach diesem Rath und starb am 31. Januar Abends als ein Heide, nachdem er auf den letzten Wunsch seines besten Freundes: „Ach, daß ihr an die rechte Thür klopfen möchtet" nichts geantwortet hatte. Die Verbrennung der Frauen bei einem Begräbniß hatte er jedoch strengstens untersagt.

Ein unglückliches Zusammentreffen war es, daß unmittelbar nach diesen Ereignissen der englische Resident Hudleston seiner Gesundheit halben nach Europa abreisen mußte. Sein Nachfolger Macleod machte es sich zwar gleichfalls zum Grundsatz, über alle Dinge sich mit Schwartz zu verständigen, er hat aber doch bis zu seiner Absetzung, die erst kurz nach Schwartzens Tode erfolgte, mehr geschadet als genützt, und leider sah auch Schwartz damals wohl nicht ganz klar, was freilich nachträglich wohlfeil zu tadeln ist*).

Rama Swami, welcher sich als Regent Amir Sing nannte, und sein Anhang waren mit Einrichtung einer Regentschaft gar nicht zufrieden, beanstandeten die Adoption und behaupteten, der verstorbene König sei in den letzten Tagen nicht mehr dispositionsfähig gewesen. Im Auftrag des Generalgouverneurs kam Campbell im April zur Untersuchung nach Tanjour und ließ sich von zwölf rechtskundigen Brahmanen, die von einander abgesondert gehalten wurden, die streitigen Fragen beantworten, Schwartz mußte den Dolmetscher abgeben — und siehe, sämmtliche Gutachten fielen für Amir Sing aus, der auch alsbald feierlichst zum König proclamirt wurde.

Schwartz war mit dem Verhalten des Gouverneurs bei dieser Gelegenheit nicht ganz zufrieden, namentlich fand er den jährlichen Tribut, zu welchem der König sich durch Unterschrift eines neuen Tractats verpflichten sollte zu hoch, so daß er demselben entschieden vom Unterzeichnen abrieth und mit dem Gouverneur heftig zusammenstieß. Der neue Raja wollte nicht gern gleich im Anfang widersprechen und verpflichtete sich zu Unmöglichem. Schwartz aber, der wohl Grund gehabt hätte dem Raja zu zürnen, der seine Erhebung zum Regenten nur ihm verdankte und der Dankbarkeit so bald vergaß, daß er den adoptirten Prinzen, den er zu schützen feierlich versprochen, verdrängte,

---

*) Es läßt sich nicht mehr deutlich erkennen, welche Machinationen damals zum Umsturz der von Schwartz angerathenen Regentschaft angewandt wurden. Schwartz klagt: „An widrigen Vorstellungen fehlt es nicht. Der hiesige Paymaster Mr. Hippisley wendet alle seine Kunst an, die Sache zu ändern."

**) Schwartz an Klein 16. April 1787: „Ich sagte zum Gouverneur, sieben Lack Sternpagoden kann der König nicht bezahlen. Ihr habt das Einkommen zu hoch geschätzt, und die 52 Lack Rupi an den Nabob ist ganz ungerecht, da nach Gerechtigkeit der Nabob ihm sollte bezahlen, was er aus dem Palast genommen. You drown the man. Der Gouverneur antwortete im Zorn, er muß es bezahlen. Es ist die Ordre der Compagnie und des Court of Control. Ich habe nicht die Decision gemacht. — Welch ein Jammer: Ich wollte lieber Schulmeister als König sein."

richtete eindringliche Vorstellungen nach England und bald konnte des Raja's Agent Rost berichten, daß in Folge dieser Verwendung 50,000 Rupi jährlich erlassen seien. Wegen besserer Rechtspflege drang Schwartz entschieden darauf, daß während des Interregnums feste Einrichtungen getroffen und der Raja förmlich zu ihrer Erhaltung verpflichtet würde, statt dessen begnügte sich Campbell mit mündlichen Mahnungen und Versprechungen bei seiner Abreise, und mußte dann später leider erfahren, daß es leere Versprechungen blieben.

Es sollte wohl zur Beschwichtigung dienen, wenn darnach der Raja und Hippisley die Einrichtung von Provincialschulen sehr förderten. Diese Provincialschulen waren nur für Heidenkinder und sollten Kenntniß der englischen Sprache verbreiten, Schwartz aber betrachtete sie und wollte sie nutzen als Mittel, der vornehmeren Jugend persönlich nahe zu treten und sie mit christlicher Litteratur bekannt zu machen. Als nun die erwähnte günstige Ordre der Compagnie in Madras eintraf und vom Rath weiter nach Tanjour communicirt wurde, stimmten die englischen Herren für Errichtung solcher Schulen in Tanjour, Ramnad und Sivaganga oder Tritschinopoli, Inspectoren sollten Kohlhoff und Pohle neben Schwartz sein und beide Assistenten nach seinem Wunsch dafür zehn Pagoden monatlich erhalten. So erreichte Schwartz neben Gründung der Schulen noch, daß beide Collegen genügender salarirt wurden. Noch mehr, als Hippisley am 5. September 1787 Abschiedsaudienz beim König hatte*), wandte sich dieser an den mitanwesenden Schwartz und überreichte ihm die Schenkungsurkunde über

*) Er nahm einen Brief an Pasche mit, in dessen Anfang Schwartz Andeutungen über ihre gegenseitige Stellung giebt: „Diesen Brief wird Ihnen Mr. Hippisley übergeben, welcher 5 bis 6 Jahre hier gewesen und mit Mr. Hudleston die Compagnie-Affairen besorgt hat. Wenn sein Interesse es nicht betrifft, so ist er willig zu helfen. Mein letztes Begehren an ihn war 1) daß er dahin arbeiten möchte, daß das ungerechte diebische Wesen verhindert werden, und 2) daß die Compagnie zu ihren weitläuftigen Geschäften, welche durch die Schwarzen besorgt werden, auch vornämlich Christen brauchen möchte. Der Vortheil würde gewiß groß sein und zwar an ihrer Seite: denn sollte ein Christ untreu sein, so würde es schwerlich drei oder vier Tage verborgen bleiben. Den letzten Punkt versprach er zu besorgen, über den ersten machte er einige Anmerkungen. Bisher habe es nicht wagen wollen, Christen zu Compagnie-Diensten zu recommandiren, weil die Engländer, welche die Oberaufsicht haben, die Dieberei nicht nur wußten, sondern auch genehm hielten, weil sie den größten Gewinn davon hatten. Folglich konnte kein Christ, der als Christ leben wollte, bei ihnen dienen. Entweder mußte er sein Gewissen beflecken oder den Dienst aufgeben."

das an den Trankebarischen Gränzen gelegene Dorf Aidpari mit einer Jahreseinnahme von 1000 Rupi, welche für immer der Schule und besonders den Waisen zu gut kommen sollte. Der verstorbene König hatte zu verschiedenen Malen dies Dorf angeboten, namentlich als Schwartz die entwichenen Einwohner zurückgeführt hatte, aber war von ihm gebeten, da er fürchtete, es könnte als Bestechung aufgefaßt werden, daß er bis auf günstigere Zeiten warte. Nun wurde ihm plötzlich die amtliche Abtretungsurkunde von allen hohen Staatsbeamten unterzeichnet in die Hände gelegt*). Seitdem gab es in Tanjour eine tamulische und eine englische Schule für Christenkinder und eine englische Provincialschule, in welcher zumeist Brahminenkinder lernten.

Dies sind also die ersten Anfänge des so wichtig gewordenen Regierungsschulsystems in Indien. Die Regierungsschulen, obgleich zunächst nur für Heidenkinder und zum Zweck der Verbreitung der englischen Sprache errichtet, standen also damals unter Aufsicht und Leitung von Missionaren, welche ohne Anstoß christliche Lehrbücher gebrauchten und dieselben Räumlichkeiten auch zu Missionszwecken benutzten. Der principiellen Wichtigkeit solcher Schulen war sich ihr Urheber bewußt; wie viel Debatten sie noch hervorrufen würden, hat er wohl nicht geahnt, und doch sind sie schon nicht ohne Widerspruch gegründet. Der Widerspruch ging aus von dem bereits erwähnten Dr. Vincent, Subalmosenier des englischen Königs. Wahrscheinlich war es schon durch seinen Einfluß geschehen, daß die Societät anfänglich Sulivans Schulplan nicht in Betracht nahm, sondern ihn durch neue Communication mit Schwartz verzögern wollte. Als dann durch directe Beschlüsse der Compagnie die Frage entschieden wurde, schrieb Vincent sehr abmahnend nach Indien, der christliche Glaube dürfe nicht auf versteckte Weise zu verbreiten gesucht werden. Der Brief ist nicht

*) Das amtliche Document scheint nicht erhalten zu sein. Es wäre wichtig zu wissen, auf wen es lautet. Schwartz schrieb darüber an Klein schon am 29. Mai 1787: „Sollte der König Aidpari mit gutem Willen geben, so wünsche ich, daß es auf hiesige Kirche und Schule gegeben werde. Meinen Namen zu nennen ist nicht nöthig. Sollte es aber auch geschehen, so müßte hinzugethan werden: und seine Nachfolger". Die unterstrichenen Worte sind von Schwartz selbst markirt. Kirche und Schule zu Tanjour sollten also im engsten Zusammenhang bleiben und seine Nachfolger stets die Verwaltung der Einkünfte haben. Jetzt herrscht in der Schule zu Tanjour eine fast feindliche Richtung und der residirende englische Missionar steht in keiner amtlichen Beziehung zu derselben. Mit Worten wird der große Missionar geehrt, während man seine Stiftungen zertritt und verkehrt.

erhalten, aber man kann auf den Inhalt schließen aus der Ansprache, welche Vincent an Jänicke bei der Vorstellungsfeier in der Londoner Societät hielt: „Es ist einiger Zweifel entstanden, wie weit wir als Christen ein System annehmen dürfen, welches obwohl eine indirecte, doch nicht die directe Weise ist das Evangelium zu verbreiten. Hier ist keine Zeit die Frage zu erörtern, aber wenn die Sache einmal in Angriff genommen ist, und die Eingebornen betrachten es nur als eine Anstalt, die englische Sprache zu lernen, so erschüttern Sie niemals dies Vertrauen, indem sie in solcher Schule Proselyten zu machen suchen. Unsere Religion darf nicht hinterrücks gefördert, sondern muß muthig verkündigt werden, und der erste moralische Grundsatz der Religion ist Treue und Glaube." Schwartz schrieb darauf mit charakteristischer Kürze an Pasche: „Sagen Sie nur dem wertheften Herrn Dr. Vincent, daß wir mit der Verkündigung des Evangelii gar grade herausgehen, welches auch alle erkennen." Wie konnte auch bei den Heiden irgend ein Zweifel über den Endzweck einer Unternehmung entstehen, an deren Spitze ein Schwartz stand. Sie wußten es so wohl, daß als die Umstände die Gründung einer Schule in Sivaganga widerriethen und Combaconum, die heiligste Stadt Tanjours, dafür ausersehen wurde, der Raja alle möglichen Hindernisse bereitete und eine Anzahl Bettelmönche die Einstellung des Baues mit der Drohung zu

*) Die höchst interessante und von tiefer Einsicht zeugende Rede wurde am 4. März 1788 gehalten. Sie ist gedruckt in dem Abstract of the annual reports and correspondence of the Society for promoting Christian Knowledge. London 1814. p. 260—273. In derselben Rede spricht er auch offen den Wunsch aus, die Mission durch englische Missionare zu stärken und zu stützen. Vincent hatte auch in einer Predigt seine Missionsgedanken und namentlich seinen Plan über Errichtung einer Missionsanstalt ausgesprochen und diese Predigt nach Indien geschickt. Gericke hatte dazu Anmerkungen gemacht, welche Vincent mißverstand. Deshalb vertheidigt sich Gericke: „Ich hoffe, ich habe seine Predigt in ihrem Zusammenhang wohl verstanden. Und ob sie mir gleich Gelegenheit zu jenen Anmerkungen gab, so muß ich doch bekennen, daß ich seinen Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums stark fühlte und eine wahre Hochachtung für den Autor bekam. Uebrigens wünsche ich, daß in der protestantischen Kirche irgendwo eine Erziehungsanstalt für Missionare sein möchte. Und von Herzen wünsche ich Dr. Vincent das Glück, daß seine Predigt dazu Gelegenheit geben möge. Gott gebe vielen, vielen guten Männern in der protestantischen Kirche seinen Eifer, dann wirds geschehen, was wir wünschen. Ja Gott gebe es! Ich wünsche, Sie hätten einmal Gelegenheit dem Herrn Dr. Vincent zu sagen, wie sehr ich für ihn eingenommen bin." Man wird hierdurch begierig, mehr über Vincent und seine Pläne zu erfahren. Möchte diese kurze Mittheilung Weiteres anregen.

erzwingen suchten, sie würden sich sonst das Leben nehmen. Der Bau mußte wirklich unterbrochen werden, und die Fortsetzung wurde erst durch strenge Befehle der Regierung ermöglicht. Neben der neuen Schule in Combaconum, welche im Juli 1790 eröffnet und mit Schwartzens ehemaligem Diener Joseph als Lehrer besetzt wurde, zeigte auch gleich die Katechetenwohnung, welchem Zweck die ganze Anlage dienen sollte.

Als es sich um Errichtung jener Provincialschule in Combaconum handelte, hatte der neue Raja schon — und daraus erklärt sich seine abgünstige Haltung — einen bittern Haß auf Schwartz geworfen. Während er anfänglich sich der Dienste des Missionars mit Vorliebe bediente, namentlich als es sich darum handelte, Landstrecken an die Trankebarsche Regierung zu verpfänden, welcher Schwartz sich eben damals auch durch Zurückführung der in Masse entwichenen Einwohner gefällig erwiesen hatte, und für diese Transaction die Genehmigung des Raths von Madras zu erhalten, war er nach und nach in eine räthselhafte Abhängigkeit von seinem Minister Schewarow gerathen, welcher das Land schändlich bedrückte und auch je länger je mehr den adoptirten Prinzen Serfogi als Gefangenen behandelte. Schon zu Anfang des Jahres 1788 sah sich der Gouverneur veranlaßt auf Schwartzens Klagen hin, ein Rathsmitglied Namens Petrie als Commissar nach Tanjour zu senden zur Ordnung der Finanzen, und gegen Ende des Jahres wurde Schwartz gebeten, mit diesem Herrn selbst nach Madras zu kommen.

In Tanjour war mittlerweile am 10. Oct. 1788 begleitet von Klein der lang erwartete neue Gehülfe Jänicke eingetroffen, der von außerordentlicher Begabung und in glühendem Missionseifer die Sprachen mit Leichtigkeit sich aneignete. Welch eine Erquickung und welchen Trost dieser vortreffliche Missionar in jener theologisch so elenden Zeit dem alternden Patriarchen gespendet hat, wird er selbst nicht müde zu rühmen und anzuerkennen. Es muß aber auch eine Herzensfreude gewesen sein, ihn dort in seiner „Eremitage" nach Kleins Benennung wirken zu sehen. In dem großen, schön angelegten Garten mit seltenen Pflanzen, die selbst die botanisirenden Missionare John und Rottler bewunderten, und mit prächtigen Alleen stand hundert Schritt vom Haupteingang die tamulische Kirche, in welcher zugleich auch die englische Schule gehalten wurde. An jedem Morgen und jedem Abend von 7—8 Uhr war darin Betstunde. Wenn man die Kirche passirt

hatte, führte rechter Hand nach Süden eine Allee auf ein langes aus mehreren Abtheilungen bestehendes Gebäude zu. Im östlichen Flügel bekam Jänicke sein Logis neben Kohlhoffs zweitem Sohn, Daniel Friedrich, welcher damals noch Lehrer an der Provincialschule war, aber später sittlich verkommen, Schreiber bei der Regierung wurde. An dies Zimmer stieß ein langer Saal, welcher für die Provincialschule hergegeben war, aber zugleich auch als Eßsaal dienen mußte. Hier speiste Schwartz Mittags und Abends mit Jänicke und beiden Kohlhoffs und achtzehn englischen Schülern an Einem Tische. Weiter westlich lagen dann noch einige Kammern, deren eine zweien Söhnen Daniel Pilley's eingeräumt war, welche Schwartz zu weiterem Unterricht zu sich genommen hatte, da er ihren Vater stets als nahen Freund schätzte und wiederholt schon Versuche gemacht hatte, ihn selbst wenigstens für einige Zeit zur Ordnung der Rechtspflege nach Tanjour zu ziehen. Vom Speisesaale führte eine Thür auf die anstoßende Straße, auf deren Seite nach Süden die Küche und andere Haushaltungsgebäude lagen. Wendet man sich wieder in den Garten zurück und geht von der Kirche östlich sechszig Schritte, so liegt ein wenig südlich das Wohnhaus. Es hatte drei Abtheilungen, im mittelsten längsten Zimmer, mit je zwei Fenstern und je einer Thür nördlich und südlich und mit Thüren in die östlich und westlich daran stoßenden Kammern, stand Schwartzens Bettstelle; die östliche Kammer hatte er sich auch reservirt, die westliche aber dem ältesten Kohlhoff eingeräumt. Rund um das Haus führte eine schöne Veranda, auf der Nord- und Südseite mit zwölf je vier und am Eingang fünf Fuß Distanz haltenden Pfeilern, auf der Ost- und Westseite mit sechs Pfeilern gleicher Distanz und an jeder Ecke noch ein Extrapfeiler, so daß dort also drei zusammenstießen. Aus der östlichen Kammer trat man durch die östliche Thür in den großen Garten. Nordöstlich lag der Gottesacker für Europäer und Tamulen, der europäische Theil mit vielen Denkmälern. In der westlichen Ecke lagen Gebäude für die Gehülfen und Gärtner und ein großer mit Bambus umgebener Teich nicht weit davon. Ging man nun wieder zum westlichen Haupteingange heraus, so lagen unmittelbar gegenüber die Häuser der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Christen, welche, je nach den Kasten, in verschiedene Straßen vertheilt waren. Im Lauf der Jahre ist manches an diesen Anlagen verändert, die Grundanlage aber doch geblieben, so daß für diese zuverlässige Schilderung der Anlage im Jahre 1788 sowohl Verehrer des alten Vater Schwartz in Deutschland als Besucher des heutigen Tanjours dem sorgsamen Klein danken werden, zumal Jänicke mit seiner ver-

heißenen planmäßigen Beschreibung rückständig geblieben ist. Hier lernte und wirkte nun von erfahrener Hand angeleitet der neue Bruder bis in den September 1791, wo Schwartz es für geboten hielt, der stetig wachsenden Gemeinde in Palamkotta neben dem ordinirten Landprediger Sattianaden einen europäischen Missionar vorzusetzen. Weil nun also vor dieser Zeit drei Missionare in Tanjour anwesend waren, so entschloß sich Schwartz auf das Drängen der Regierung die Reise nach Madras zu thun, wohin ihn auch Lady Campbell zu einer Inspection ihrer neuen Anstalten längst dringend gebeten hatte, und wohin noch dringender die äußerst verwirrten und trostlosen Umstände des alten Herrn Fabricius ihn forderten.

Zum Verständniß der Sachlage ist es nöthig mit einigen Worten nachzuholen, welches die Geschicke der beiden nördlichen Stationen Madras und Kudelur in den letzten Jahren gewesen. Nachdem Breithaupt im November 1782 gestorben war, hatte Fabricius die Mission in Madras wieder selbständig und ganz allein geleitet und zwar bis ins Jahr 1786 mit solcher Treue und solchem Erfolge, daß man die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1778 zu vergessen anfing. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen den fünfundsiebzigjährigen Greis zu emeritiren, und wirklich drang Schwartz bei der Ordination des jüngern Kohlhoff mit aller Energie darauf, daß Gericke den Greis, über den plötzlich die Schwächen des Alters mit aller Gewalt hereingebrochen waren und der fast sein Gedächtniß verloren hatte, ersetzen müsse. Und Gericke war dazu frei und bereit. Nach Hüttemanns Tode war Gericke nur noch eine kurze stille Wirksamkeit beschieden gewesen. Am 4. April 1782 eroberten die Franzosen Kudelur und gaben es erst am 1. Februar 1785 wieder an die Engländer zurück. Während dieser Zeit mußten die Missionshäuser geräumt werden, die Kirche wurde als Pulvermagazin benutzt, der schöne Missionsgarten verwüstet, die Gemeinde, so weit sie nicht dem Kriege oder ansteckenden Krankheiten erlegen war, nach allen Seiten zerstreut. Dies war keine Stätte für ein Friedenswerk. Deshalb ergriff denn Gericke gern die Gelegenheit, sich in dem von den Engländern eroberten holländischen Negapatnam niederzulassen, welches von Geistlichen ganz entblößt war. Hier entfaltete er eine sehr gesegnete Thätigkeit, und da auch nach der Rückgabe Kudelurs die Verhältnisse keineswegs einladend waren und nur sehr wenige Gemeindeglieder sich wieder dahin begeben hatten, so behielt er noch ferner seinen

Wohnsitz in Negapatnam, versorgte Kudelur durch einen Katecheten und machte öftere Reisen dorthin.

Bei jener Ordinationshandlung erbot sich nun Schwartz, Negapatnam nach Kräften mit zu versehen, Kudelur aber könne auch von Madras aus besorgt werden. Der alte Fabricius war jedoch durchaus nicht zum Rücktritt zu bewegen, es wäre Gericke's Pflicht Negapatnam und Kudelur zu besorgen. Vielleicht wäre diese Weigerung doch noch überwunden worden, wenn nicht Gericke die Unmöglichkeit vor Augen gesehen hätte, in dem damals furchtbar theuren Madras mit dem Societätsgehalt von 50 oder 60 Pfund jährlich auszukommen und eine Mission ohne eigentlich regelmäßige Unterstützungen von Europa*) zu erhalten. Schwartz hielt auch diese Unmöglichkeit Pasche in einem Brief vom 20. December 1786 vor. Er erzählt, Lady Campbell habe über ihre neue Anstalt zwei Frauen gesetzt, welche neben freier Station und Wohnung jährlich 100 Pfund erhielten, und fährt dann fort: „Sie sehen hieraus, mein Bruder, daß es sehr schwer halten wird, daß ein Missionar in Madras mit 50 Pfund sein nothdürftiges Auskommen habe. Im Anfange, da die Mission errichtet wurde, war das möglich, denn dazumal waren wenige Europäer. Alle hatten ein klein Salarium. Ein Jeder mußte also sehr ökonomisch leben, folglich war alles im Vergleich wohlfeil. Jetzt sind ganze Armeen hier. Mancher Sergeant hat 70 Pfund des Jahres. Wie ich schon vormals gemeldet, so schreibe dies nicht um meinetwillen. Ich habe genug und mehr als genug. Ich sehe auf meinen Nachfolger. Ich habe daher 600 Pagoden zum Besten des jungen Kohlhoff stehen lassen, damit er jährlich eine Zulage haben möge."

Daraufhin beschloß dann endlich d. h. nach ferneren mehrjährigen Deliberationen (1796) die Societät, zwar das bisherige fixirte Gehalt nicht zu erhöhen, wohl aber, so weit die Mittel reichten und die Empfänger sich zur Zufriedenheit hielten, Geschenksweise jedem Missionar bis zu einer Jahreseinnahme von 100 Pfund zu gewähren. Mittlerweile war grade durch jenes Erziehungsinstitut in Madras, welches zu so unliebsamen Vergleichungen den Anstoß gege-

*) Die europäischen Unterstützungen nahmen furchtbar schnell ab. Während 1779 von Deutschland noch 4700 Thaler nach Indien geschickt wurden, kamen 1787 nur 1406 Thaler. Aehnlich in London seit Ziegenhagens Tod. Der auf Trankebar fallende Theil der englischen Collecten war 1779 noch 75 Pfund, von 1784 an nur noch 20 Pfund.

ben, die Möglichkeit geboten Gericke nach Madras zu setzen, als die Versetzung zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden war.

Wie schrecklich die Zustände von 1786 an in der Mission zu Weperi oder Madras waren, würde Niemand glauben, wenn nicht aus dem Jahre 1794 sich eine Schilderung des später einzuführenden Missionar Päzold erhalten hätte: „Christen waren es, schwarze weperische Christen, die den sonst so vortrefflichen, verdienstvollen Mann Herrn Fabricius, gottseligen Andenkens, als ihren redlichen treuen Freund, Wohlthäter, Lehrer und Vater in das große Unglück gestürzt haben, worin er zuletzt Kraft- und Gedächtnißlos gerieth. Christen, schwarze malabarische Christen waren die ersten Urheber des großen Elends, worin jener alte ehrwürdige Greis schmachten und halbempfindungslos zum Allbarmherzigen seufzen mußte. Christen, seine eigenen Katecheten, Diener und andere Gemeindeglieder waren es, denen der ehrliche Altvater zu viel traute und die sein Vertrauen so unverzeihlich mißbrauchten, daß er endlich und zuletzt gleich einem Betrüger und Uebelthäter in den Kerker gehen mußte [zum zweiten Male am 31. Januar, zum dritten Male im November 1788 zu zweijähriger Haft]! Jene schwarzen Beschleuniger und Stifter des Fabricianischen Unglücks wußten und sahen, daß den armen Greis das Gedächtniß gänzlich verließ, daß er des Abends nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher, ja den Mittag, die Stunde vorher gedacht, geredet, beschlossen, geschrieben und gethan hatte. (In Trankebar und in Madras und an vielen andern Orten sagt man allgemein, daß das böse Volk dem Herrn Fabricius das Gedächtniß benommen habe). Sie machten sich diese seine Schwäche aus allen Kräften zu Nutz, betrogen und bestahlen ihn, wo und wie sie konnten, beredeten den Greis zu hundert thörichten Dingen, zu Geldausleihungen und Geldannehmungen, ja die Schandbuben nahmen das Geld ungefragt, verliehen es und zwangen den Gedächtnißlosen seinen Namen zu unterschreiben und seinen Consens zu Sachen zu geben, denen er bei gesunden Sinnen nie würde zugestimmt haben. Sie lebten in großer Herrlichkeit und Freude, aßen und tranken, was ihr Herz gelüstete. Der unglückliche Greis dagegen lebte in beständiger Dürftigkeit und Armuth, und in seinem Hause und auf seiner Stube, sagen Herr Gericke und Herr Schwartz, sah es aus wie bei dem allerärmsten Mann. Er hatte so wenig Mobilien, daß er oft für zwei ihn besuchende Freunde nicht hat zwei Stühle präsentiren können. Er hatte oft nur einen Rock, einen Stuhl und einen Tisch, speiste blos Kari und Reis, noch dazu den allerschlechtesten und ungesundesten

und trank Kanschi (Reiswasser). Der Hauptbetrüger, sein erster Diener lebt noch und ist Jahrelang schon ein blutarmer Mensch. Gottes Hand hat ihn gezüchtigt. Seine völlig erwachsene Tochter verbrannte lebendig am Feuer, woran sie das Essen zubereitete, und that keinen Laut, und Niemand von den Umstehenden konnte eine Hand zur Löschung des Feuers bewegen. Noch verfolgt der Fluch den Vater und die Angehörigen, und die übrigen Mitgehülfen gehen auch insgesammt am Bettelstabe. Die bösen Christen haben auch Baugrundstücke, die zur Mission gehörten, und Häuser, die auf Missionsgrunde standen, verkauft, welches noch bis jetzt ein großer Schade für die Mission ist, und das Geld behalten. Sie haben ihm die schändlichsten Lügen vorgebracht: da und dort sei ein Kranker, ein Armer, ein Hungriger, ein Nackender, der bedürfe so viel Pagoden, jener so viel. Herr Fabricius glaubte das ohne alle Untersuchung und zog die Pagodenbörse hervor, wenn er eine hatte. Hatte er kein Geld gleich, so wußten seine Leute, wo welches auf Herrn Fabricii Rechnung zu leihen. Geld wurde geschafft, es mochte herkommen, wo es wollte, und die Schelme, die es zuerst empfingen, behielten es auch. — Heiden haben ihn auch betrogen, das kann nicht geläugnet werden. Einer kommt einmal zu ihm und stellt sich sehr ehrlich und fromm und macht sich im Voraus recht beliebt bei Herrn Fabricius. Nachher schreitet er zu der längst ausgedachten bösen List. Er sagt: Lieber Herr, ich habe eine Reise vor, zu der ich tausend Thaler brauche. Könnt und wollt Ihr mir die tausend Thaler leihen, wenn ich Euch ein Kästchen Juwelen und Edelsteine zum Pfand gebe? Antwort: O ja, herzlich gerne. Der Heide bringt das Kästchen verschlossen und konnte von der Taubenart des Herrn Fabricius es leicht erwarten, daß er die Juwelen nicht würde zu sehen begehren. Wie gedacht, so geschehen. Der Heide hatte das Geld und ging in alle Winde und hinterließ dem Herrn Fabricius rohe Steine."

Bei einem Besuche im Juli 1788 zusammen mit John erfuhr Gericke nach und nach den ganzen Jammer und sah sich genöthigt, da Fabricius resignirte, sogleich in Madras zu bleiben. Im December und Januar vertrat Schwartz seine Stelle, damit er noch einmal Negapatnam besuchen und seine Familie abholen könne. Schwartz war zu dieser Reise zwar zunächst durch die schon berührte directe Aufforderung der Regierung, bei der Regelung der Tanjourschen Finanzen mitzuwirken, veranlaßt, aber seine persönliche Hauptabsicht war doch, noch einmal eine Ordnung der Fabriciusschen Concurssache zu versuchen, da der ehrwürdige Greis seit dem November wieder in

Schuldhaft saß. Da hatte er manch sauren Gang zu thun bald ins Gefängniß, bald zum Nabob, bald zum Gouverneur. Es war keine Hülfe zu schaffen, wie er am 11. März 1789 von Tanjour aus klagt: „Ich bin nun hier wieder vor einem Monat von Madras angekommen. Ich habe Herrn Fabricius im Gefängniß zurückgelassen, seine Sachen sind zu verworren. Indessen würde der Nabob die Schuld seines Schwiegersohns angenommen haben, wenn Sir Archibald Campbells Secretair Montgomery Campbell aufrichtig zu Werk gegangen wäre. Der älteste Sohn des Nabob, welcher um die ganze Sache weiß, hat mir mit Mund und Hand versprochen, die Schuld zu bezahlen, sobald sein Vater, welcher nun 70 Jahre alt ist, mit Tode abgehen sollte."

Es sind Anzeichen vorhanden, daß nicht blos des Gouverneurs Secretair Schwierigkeiten bereitete, sondern daß auch noch andere Unannehmlichkeiten ihm begegneten. So richtete er einen Abendgottesdienst für Engländer ein und predigte auch in der Fortkirche vor der ganzen Garnison nichts als das reine und lautere Evangelium, aber siehe, am nächsten Sonntag darauf betritt der englische Fortprediger die Kanzel, hält eine Predigt direct gegen ihn in den anzüglichsten Ausdrücken und lehrt das Gegentheil, den reinen Unglauben. Wenn die Missionare vom Gewissen redeten, wurden sie als Thoren verlacht, die ihren eigenen Vortheil nicht verständen. Wie gern möchte man es dennoch für Uebertreibung halten, wenn einige Jahre später ein Missionar an heimische Freunde schreibt: „Hier zu Lande unter der englischen Nation sind schwerlich zwei Seelen, die eine gute Idee von der Mission und der Intention der Missionare haben *). Wo man nur hinsieht, hinkommt, hört, da spottet alles darüber, und Sie können es mir sicherlich glauben, daß kein einziger Missionar, selbst Herr Schwartz nicht, von irgend einem Engländer wegen seines Amtes als Missionar geschätzt wird. Herr Schwartz wird geachtet, weil man weiß: er hat große historische, politische und topographische Kenntnisse, spricht viele Sprachen, ist ein unterhaltender Gesellschafter, er ist in Tipu Sultans Land gewesen und hat für die englische Regierung viel gewagt und gethan, er ist ein vortrefflicher Rathgeber und Helfer in leiblichen Nöthen u. s. w. Dies und nichts weiter ist es, warum Herr Schwartz in Achtung gekommen ist, was er aber

*) Als im Februar 1793 der treue und thätige Missionsfreund Kindersley von Madras absegelte, schrieb auch Schwartz: „Nun müssen wir fast klagen: Hilf Herr, der Heiligen sind wenig an allen und sonderlich auch an diesem Orte."

übrigens mit und in seiner Mission macht, darnach fragt, darum bekümmert sich kein einziger Engländer." Die böse Atmosphäre wirkte selbst auf die besten und edelsten Charaktere ein, war doch selbst der anfänglich so gelobte und bewunderte Gouverneur Campbell seit jener dunkeln Einsetzung des neuen Raja's in Tanjour ganz verändert, wie Gericke bei seinem Abgang deutlich zu verstehen giebt. Seine edle Gemahlin aber ließ in ihrem Eifer für die Armen nicht nach; an dem Asyl für Mädchen und dem eben in der Gründung begriffenen für Knaben hatte Schwartz seine Herzensfreude, und wenn schon im April 1789 Gericke als fest daran Angestellter erscheint, so ist nicht zweifelhaft, wessen Einfluß dies zu danken. In wiederholten Unterredungen mit Lady Campbell hatte Schwartz den Mangel katechetischen Unterrichtes hervorgehoben, dem nur durch förmliche Bestallung eines Kaplans abzuhelfen. Die Anstellung eines Kaplans war von höchster Bedeutung für das Institut sowohl wie für die Mission. Das wichtige Institut blieb so auch nach dem Abgang der Gründerin in christlichen Händen, und da Gericke als Kaplan von der Anstalt monatlich 60 Pagoden empfing, wozu später noch 40 Pagoden als holländischer Translator hinzukamen, so hatte die Mission zu Madras wieder die nöthigen Betriebsmittel, und der Missionar sogar ein reichliches Auskommen. Nach dieser Seite hin war also Schwartzens Reise nach Madras eine sehr erfolgreiche, wenn er auch den armen Fabricius nicht hatte befreien können, und dieser nun bis wenige Wochen vor seinem Tode *) im Kerker schmachten mußte.

Es war nun schon länger Gewohnheit geworden, daß der ergraute Missionar in seinen Jahresberichten regelmäßig die Zahl seiner Jahre bemerkte; in den meisten Briefen der Herbstzeit finden sich Hinweisungen auf seinen nahenden oder verflossenen Geburtstag **), er schaute auf sein Ende, während seine Arbeitslast wuchs und sein Wirkungskreis sich erweiterte. Die Gouverneure Holland und Oakley und der Rath zu Madras lenkten mehr und mehr die Geschicke Tan-

*) Datum seines Todes ist zweifellos der 23., nicht der 24. Januar 1791, wie mit vielen Belegen bewiesen werden kann.

**) Wie p. 3 angegeben der 22. October, aber seit 1786 nennt Schwartz constant den 8. October vgl. auch Neuere Hall. Ber. V, 286: „8. October 1796, Eben Ezer, bis hierher hat der HErr geholfen, so daß ich heute mein 71. Jahr antreten kann." Vor 1786 hat er in keinem Briefe aus Indien seines Geburtstages gedacht.

jours ganz nach seinem Sinn, fragten ihn um Rath und übertrugen ihm die Ausführung seiner Rathschläge. Sein staatsmännisches Wirken in den nächsten Jahren verdient die umfangreiche Schilderung, welche ihm in der englischen Biographie zu Theil geworden ist. Hier muß es genügen darauf zu verweisen. Die Behandlung des adoptirten Prinzen war immer schlechter geworden, zwei Jahre hatte er in einem dunkeln Gefängniß gesessen, Hände und Füße kreuzweis gebunden, so daß man selbst für sein Leben fürchtete. Schwartz wurde daher zu seinem Vormund ernannt, ein eigenes Gebäude im Umfang des Palastes zu des Prinzen Wohnung bestimmt und für gründlichen Unterricht gesorgt. Auch auf die Wittwen des verstorbenen Königs erstreckte sich diese Fürsorge, indem die Mittel zu ihrem Unterhalt, jeglicher Unterschlagung vorzubeugen, durch des Missionars Hände gingen. Da die wiederholt von Schwartz gemachten vorzüglichen Vorschläge zur Besserung der Rechtspflege durch des Königs Indolenz und Widersinnigkeit stets unausgeführt blieben, so wurde ihm endlich zunächst für die Dauer des neu ausgebrochenen Krieges mit Tipu die Verwaltung und die Rechtspflege genommen, und die eingesetzten Richter hatten regelmäßig im Missionshaus Bericht zu erstatten. Schwartz verstand sich zur Uebernahme solcher Arbeiten immer nur unter der Bedingung, daß sein eigentliches Amt vorgehe. Niemals wurde ein Morgengebet, niemals eine Katechisation versäumt oder abgekürzt um weltlicher Geschäfte willen. Die vornehmsten und reichsten Brahminen hörten willig und aufmerksam seine religiösen Belehrungen an. Zwei Jahre hindurch versah er unentgeltlich auch noch den sonst sehr einträglichen Posten eines englischen Residenten.

Dem König war bei alledem nicht wohl, er fühlte seinen Thron wanken. Die Behandlung des Prinzen Sarfogi war so auffällig, man behandelte den Knaben so offenkundig als gefährlichen Prätendenten, daß Schwartz in aller Stille Untersuchungen anstellte und Beweise dafür sammelte, daß die einst bei Amir Sings Thronbesteigung befragten zwölf rechtskundigen Pandits bestochen gewesen, und daß nach Hindurecht Sarfogi der eigentliche Erbe. Der grausame und habsüchtige Minister Schewarow war die leitende Seele bei des Prinzen Beseitigung gewesen, und daher des Raja's Abhängigkeit von ihm. Er hatte dem Raja versprochen, so lange er Minister bliebe, den Prinzen trotz aller europäischen Einflüsse gefangen zu halten. Als nun der Gefangene ihren Händen entrissen und unter Schwartzens speciellen Schutz gestellt war, trachteten sie ihm nach dem Leben, und die Feindschaft dehnte sich auch auf den Missionar aus,

so daß das Missionshaus wie des Prinzen Wohnung durch englische Wachen geschützt werden mußten. Als auch dieser Schutz nicht mehr hinreichte, reiste Schwartz mit dem Prinzen und den königlichen Wittwen am 14. December 1792 nach Madras unter militairischer Escorte. Seine Abwesenheit dauerte fast ein Jahr bis zum 2. November 1793. Er wußte ja Tanjour in guten Händen. Jänicke, der als eigentliche Station Palamkotta mit den umliegenden Gemeinden zu verwalten übernommen hatte, war durch ein gefährliches Bergfieber zur Rückkehr gezwungen und durfte, obschon auf dem Wege der Genesung, Tanjour sobald nicht wieder verlassen, hingegen seufzte Gericke sehr nach Unterstützung bei seiner in Fabricius' letzten Jahren ganz zuchtlos gewordenen Gemeinde in Madras. Dazu kam, daß Schwartz sich zu Anfang Februar den Fuß verstauchte und längere Zeit am Gehen verhindert war. So nutzte er denn seine Muße mit Arbeit an der Gemeinde und vor allem zum Unterricht des Prinzen, welchen der Generalgouverneur als Thronfolger zu proclamiren sich geneigt zeigte. In umfangreichen und umsichtigen Schreiben hatte nämlich Schwartz als Vormund den Hergang bei der Adoption nach Kalkutta und England berichtet und auf erneute Untersuchung gedrungen, ja selbst sich zur eidlichen Bekräftigung seiner Aussagen erboten und wirklich den Eid geleistet. Nach diesen Schritten konnte er zuversichtlich hoffen, daß sein vielversprechender Zögling und Mündel dereinst noch den Thron besteigen werde. Mit dieser Aussicht wuchs seine Verantwortung und seine Hingebung. Als er nach Tanjour zurückkehren mußte, nachdem er Gericke zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, ließ er es doch nie an brieflichen Weisungen und Mahnungen *) fehlen.

Auf Förderung seiner Missionsthätigkeit seitens des Raja, dem in seltsamer Inconsequenz nach dem Friedensschluß mit Tipu, im Juli 1793, wieder die volle Regierung überlassen war, konnte er nach solchen entschiedenen Schritten selbstverständlich nicht mehr rechnen. Er kehrte von Madras zurück in Begleitung des neuen Missionars Päzold **), eines gläubigen, aber recht sonderbaren Mannes, der unter

*) Diese Briefe hat der dankbare Prinz sorgfältig bewahrt und abschriftlich mitgetheilt, daß sie in die englische Biographie seines Vormundes aufgenommen würden. Sie sind eine Zierde des Werkes.

**) Päzold kam verheirathet heraus. Aus dieser Veranlassung spricht Schwartz am 12. Juli 1796 über das Heirathen der Missionare: „Daß Jemand sich verheirathet, ehe er ins Land kommt, ist an sich unsündlich und in mancher Absicht gut. Allein es hat auch große Schwierigkeiten, welche fast überwiegend

seiner Anleitung Tamulisch lernen und dann nach Madras gehen sollte, und dieser hat uns geschildert, mit welchen Gesinnungen der Hof den alten Vater Schwartz zurückkehren sah: „Während Herr Schwartz in Madras war, hat der abergläubische König Wahrsager und Zauberer zusammenkommen lassen und die haben sollen prophezeien, ob er wieder von seiner Reise nach Tanjour glücklich kommen oder ob er unterwegs sterben würde. Die Wahrsager haben alle ihre Kunst zusammen genommen und am Ende dann als positiv und völlig ausgemacht dem Könige angezeigt: Der alte Pater würde nicht lebendig wieder zurückkommen, er würde in einem Fluß ersaufen. Und der König hat darauf unter die Wahrsager ansehnliche Geschenke austheilen lassen! Es dauerte nicht lange, so returnirte unser theurer Herr Papa, glücklich gesund und munter durch göttliche Hülfe —! Da nun Herodes sahe, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig. Wenn der jetzige tolle, wilde, rohe und unwissende Mensch, der sogenannte König von Tanjour, dürfte und könnte, wie er für sein Leben gern wünschte, er würde Herrn Schwartz lieber heute als morgen tödten und die ganze tanjoursche Mission mit allen Christen verderben und zerstören. Er ist ein abgesagter Feind des Herrn Schwartz. Wollte und könnte Jemand ihn heimlicher Weise bei Seite schaffen, der Tiger würde den Meuchelmörder zum reichsten Mann oder ersten Minister machen. Herr Schwartz hat daher Compagnie-Wache in seinem Garten." Die Wache ist Bürgschaft genug, daß des Königs Zorn sich ohnmächtig erweisen und die Missionsthätigkeit nicht hindern wird. Dauerte doch auch die Selbstherrlichkeit wieder nicht lange, da in den ersten Monaten 1796 die Compagnie abermals die Verwaltung übernahm und gleichzeitig den Prinzen Sarfogi nach Tanjour zurückkehren ließ, damit er sich genauere Bekanntschaft mit der Landesverwaltung erwerbe. Natürlich hatte Schwartz wegen der Thronfolge noch immer viel zu verhandeln, im Uebrigen aber verschaffte ihm die mißgünstige Gesinnung des Königs nur die lang ersehnte Freiheit von politischen Geschäften, so daß er sich in seinen letzten Jahren ganz der Mission und der speciellen Seelsorge

---

sind, es sei denn, daß ein solcher Missionarius die Verläugnung sein selbst wohl von dem Herrn Christo gelernt hat." Die äußern Schwierigkeiten suchte er nach Kräften zu beseitigen, indem er Päzolds Reise nach Tanjour und zurück zahlte und ihn als Gast frei erhielt. Nach London legt er Fürbitte ein: „Freilich wäre es gut, wenn den verheiratheten Missionaren etwas zugelegt würde. Kann Jemand ohne Ehestand leben, so ists sehr gut. Allein es muß einem Jeden frei stehen hierin zu wählen, wie es ihm gut deucht."

in seinen Gemeinden widmen durfte. Zu den fortdauernd günstigen Missionsaussichten im Süden waren in den beiden letzten Jahren vor der langen Reise nach Madras im Westen unter den Kallern hoffnungsvolle Regungen gekommen.

Die Kaller waren, was ihr Name besagt, nämlich Diebe und Räuber von Profession und wegen ihrer Wildheit übel berüchtigt. Oft hatte Schwartz schon auf seinen Wanderungen von Tritschinopoli nach Tanjour und retour ihr Gebiet durchstreift. Ein kleiner Unfall, der ihm etwa im Jahre 1776 in dem Kallerdorfe Budelur passirte, ist sogar durch eine Debatte im englischen Parlament weltbekannt geworden. Er hatte in diesem damals noch ganz heidnischen Dorfe (gegenwärtig haben die Leipziger Missionare dort eine bedeutende Gemeinde und eine von Schwartzens Schüler Kohlhoff erbaute schöne Kapelle) seinen mit goldenem Knopf verzierten Spazierstock auf einen Sandhügel niedergelegt, und während er sich nach dem das Gepäck tragenden Diener umsah, stahlen diebische Knaben den Stock. Als die übrigen Einwohner von dem Diebstahl hörten, brachten sie den Stock zurück, welcher noch jetzt im Missionshaus zu Erungalore als Andenken aufbewahrt wird, und forderten selbst strenge Bestrafung der Schuldigen. Aus dieser Mücke wußte nun der uns schon als mißgünstig bekannte ehemalige Secretair Montgomery Campbell einen Elephanten zu machen. Als es sich im Jahre 1793 um Erneuerung der Charte der Ostindischen Compagnie handelte und der edle Wilberforce Beschlüsse zur Förderung von Freischulen und Unterstützung der christlichen Missionare zu erwirken versuchte, erklärte sich M. Campbell entschieden gegen solche Resolutionen. Es sei nichts mit den Missionen, nur Parias, welche die christlichen Missionen verunehrten, würden Proselyten. Selbst der mit Recht allgemein geschätzte Herr Schwartz würde seine Schüler zu rühmen nicht Ursache haben; während einer mehrstündigen Rede über die Schändlichkeit der Dieberei sei ihm sein Stock mit goldnem Knopfe von einem aus seiner tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen. Bei einem Besuche Wallams las nun zufällig Schwartz diese Verläumdungen und übersandte der Societät eine glänzende Vertheidigungsschrift, die alsbald veröffentlicht und auch ins Deutsche übersetzt wurde. Am meisten verweilt er, zur Widerlegung der behaupteten Nutzlosigkeit der Missionare, bei den großen Verdiensten, die sich Gericke um die Städte Kudelur und Negapatnam erworben habe, von sich erzählt er nur nothgedrungen Einiges, namentlich was auf die Kaller Bezug hat, und versichert ausdrücklich, daß in Trankebar, Madras und Tanjour über zwei Dritt-

theile der Christen den höheren Geschlechtern angehörten. Als es sich um Verproviantirung Tanjours gehandelt, hätten besonders die Kaller seinem Wort getraut; als die königlichen Truppen ohnmächtig gewesen seien den Plündereien der Kaller zu wehren, habe er sie zur Herausgabe des Gestohlenen bewogen und auch die Versicherung erhalten, daß sie nicht mehr rauben wollten. Das Versprechen sei acht Monate gehalten, und hätte man ferner über ihre Aufführung gewacht und nicht zu hohe Abgaben gefordert, wären sie vielleicht nützliche Menschen geworden. Den Kallern, welche Christen werden wollten, habe er die Befürchtung ausgesprochen, sie würden schlechte Christen werden, aber sie hätten die besten Versprechungen gegeben, bauten in Frieden ihre Felder und zahlten regelmäßig die Abgaben, so daß nur die einzige Klage gegen sie laut würde, daß sie nicht mehr auf Plünderungen ausgehen wollten. Im Jahr 1792 von April bis August war es zu einem Aufstand der heidnischen Kaller gegen die Christen gekommen, der aber von Schwartz bald beigelegt wurde, da er den Christen Stillesein und Vermeidung aller Feindseligkeiten empfahl.

Mitten in der unruhigsten Zeit baute er „bald im Glauben, bald im Unglauben" eine bequeme Armenschule in Tanjour und nahm gegen zwanzig Kinder, zumeist aus den bedrängten Familien der Kaller, darin auf. Getauft wurden Heiden im District von Tanjour ohne Palamkotta 1792: 146, im Jahre seiner Abwesenheit 1793: 43 und in Palamkotta 101; während 1794 in Tanjour Zunahme aus den Heiden 62, von den Christenkindern starben in diesem Jahre nicht wenige, bis er der Krankheit durch Einführung des Impfens steuerte; 1795 erwachsene Heiden 29, 1796 wurden 39 Heiden getauft. Die Anführung dieser Zahlen möge vorbeugen, daß die numerischen Erfolge nicht überschätzt werden und — nicht unterschätzt werden *). Schwartz hat darüber im hohen Alter ein goldnes Wort niedergeschrieben: „Mit Klagen muß sich kein Missionarius abgeben. Wir sollen Zeugen unsers HErrn sein, nicht aber blos Bekehrer. Man wünscht wohl, daß wie auf Petri Predigt 3000 Seelen bekehrt wurden, auf unsere Arbeit ein sichtbarer reicher Segen gelegt werden möchte. Indessen säen hat seine Zeit und ernten hat seine Zeit, und dabei wäre es noch eine Frage, ob wir bei solchem großen Segen in der Herzensdemuth bleiben

*) Im December 1799 giebt Holzberg die Gemeinde in und um Tanjour auf 3000 Seelen an, fast alle höheren Geschlechts, davon seien 200 im letzten Jahr gewonnen. Im Todesjahr Schwartzens hat also die Gemeinde ca. 2800 Seelen gezählt, ohne Palamkotta und Ramnad.

würden. Am besten ists fleißig zu arbeiten, und dann zu beten, daß Gott die Arbeit segnen wolle." Er übte und empfahl ein probates Mittel wider allen Mißmuth: wenn ihm etwas Verdrießliches zustieß, ging er hin und katechisirte eine Stunde. Den siebzigjährigen Greis sah man vier Stunden täglich in den verschiedenen Schulen unterrichten. Die Nachmittage wandte er dazu an, die Christen in ihren Häusern zu besuchen. Mitte 1796 berichtet er mit Freuden, daß er zehn erwachsene Knaben ausgewählt habe und besonders unterrichte, ihnen die christliche Lehre mit Beweisstellen ausführlich erkläre und Kirchengeschichte vortrage *), sie müßten beim Präparandenunterricht zugegen sein und die Katecheten auf ihren Wegen begleiten. Hoffentlich würden doch einige auf diese Weise zu geschickten Katecheten herangebildet werden. Durch Einführung des Seidenbaues suchte er den Wohlstand der ganzen Bevölkerung zu heben, die Wittwen seiner Gemeinde ließ er spinnen, die Schulmädchen mußten stricken lernen **). Von bewundernswerther Rüstigkeit machte er im April des Jahres

*) Für diese Präparanden hat er die Bücher geschrieben, deren S. 243 gedacht ist. Kohlhoff bezeugt es in einem Briefe vom 31. Dec. 1799 klar mit folgenden Worten: „For whose benefit he wrote, during the latter part of his life, an explanation of the principal doctrines of Christianity, an abridgement of Bishop Newton's Exposition of the Revelation and some other books." Abstract. of Ann. Reports p. 474. Vgl. auch Buchanan, Neueste Untersuchungen übersetzt von Blumhardt p. 71: „Ich brachte den größten Theil dieses Morgens (3. Sept. 1806) damit zu, die Manuscripte und Bücher des sel. Schwartz zu durchsehen, und als ich abreiste, machte mir Herr Kohlhoff ein Geschenk mit einem hebräischen Psalter, der 50 Jahre lang der beständige Reisegefährte des sel. Schwartz gewesen war, so wie mit einer ehernen Lampe, die er sich als Student zu Halle angeschafft und bei seinen Nachtarbeiten bis an seinen Tod gebraucht hatte; denn Herr Schwartz predigte selten den Landeseingebornen, ohne vorher studirt zu haben." Bei so bestimmten Nachrichten rechtfertigt sich die wiederholte dringende Bitte, diesen Manuscripten genau nachzuforschen. Zwar wird dem Miss. Pope nachgesagt, die Manuscripte verbrannt und den Rest nach Madras geschafft zu haben, aber so unschuldige Manuscripte, welche den gegenwärtigen englischen Missionsbesitz nicht gefährden können, waren doch wohl ausgenommen.

**) Diese Thätigkeit genügte aber den naturhistorischen Missionsfreunden der Heimath noch nicht. Ein Hallescher Notar stellte an ihn und seine Collegen das Ansinnen Schmetterlinge zu fangen, andre wollten Pflanzen, Schlangen u. s. w. Als ihm Pätzold zagend den Auftrag ausrichtete, bekam er die Abweisung: „Denkt man denn in Europa, wir säßen hier in Indien in einer Welt voll Schmetterlinge? — soll ich armer alter Mann (setzte er lächelnd hinzu) meine Malabaren

1797 noch eine Reise nach Tritschinopoli und mehrere nach Wallam. Nach letzterem Ort nur der Europäer wegen, denn seit er 1788 die Verwandlung von Kirche und Katechetenwohnung in Baracken nicht hatte abwenden und für die geringe Geldentschädigung nicht wieder hatte aufbauen können, war es mit der dortigen tamulischen Gemeinde abwärts gegangen, und nachdem der Ort seinen Charakter als Festung verloren, waren die meisten eingebornen Christen nach andern Orten gezogen. So erklärt sich das Schweigen der späteren Berichte über Wallam. Diese Ausflüge nach Wallam und Tritschinopoli sind seine letzten Reisen gewesen. Als Abschluß unserer kurzen Schilderung seiner Missionsarbeit in den letzten Jahren wiederholen wir die begeisterten Worte Johns, welche er bei einem Besuche Tanjours im Februar 1795 niederschrieb: „Sein lauterer Sinn, seine Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit, seine Thätigkeit und Eifer für die Erhaltung der Mission, seine treue Sorgfalt, mit dem geistlichen Wohl der Christen auch das leibliche zu verbinden und ihnen Nahrungswege zu verschaffen, seine Amtsklugheit, Menschenliebe und Gutthätigkeit, seine Inbrunst im Gebet, seine Gabe, auch in einer gemischten Gesellschaft auf eine Art zu sprechen, welche die Aufmerksamkeit aller an sich zieht, seine Geschicklichkeit, das Tadelhafte mit einer so freundlichen und heitern Miene anzuzeigen, dadurch auch der Vornehmste und Stolzeste sich nicht beleidigt findet, und andere seltene Eigenschaften müssen ihn bei Jedermann beliebt und schätzbar machen. Und selbst sein äußerer Anstand, sein silberweißes lockigtes Haar, sein heiteres Auge und seine Gesichtszüge flößen Ehrfurcht und Liebe gegen ihn ein. Acht Tage brachte ich bei diesem patriarchalischen Manne auf die angenehmste Weise zu und vergaß in seinem Umgang fast, daß ich krank war."

Den gleichen Eindruck machte er auf alle, die ihm nahe traten, und es war daher sehr weise, alle jungen Missionare zuerst nach Tanjour zu bringen, damit sie von ihm Tamulisch lernten und in die Mission eingewiesen würden. „Eifer für die Erhaltung der Mission" mußte ja in jener Zeit zunächst auf die Heranbildung und Einführung junger Missionare bedacht sein. In Indien war aus den Söhnen der Missionare kein weiterer Ersatz zu hoffen, so klagt Schwartz am 12. August 1790: „Mit dem zweiten Sohn unsers lieben Seniors Herrn Kohlhoff ist es uns nicht gelungen. Seine Kräfte sind freilich

verlassen und wilden Schmetterlingen nachlaufen? oder sollte das irgend ein andrer Frater thun? — der müßte gewiß nichts weiter oder wenig im Amt zu thun haben."

sehr mittelmäßig, indessen hätte er doch bei der englischen Schule uns helfen können. Allein sein Sinn ist eitel. Er meint, daß bei der Schule viel Mühe, wenig Geld und wenig Ehre sei. Dies sind seine Argumente, welche ihn nicht der Heilige Geist, sondern sein verderbtes Herz gelehret. Da er nun bezeugte, daß er zur Schularbeit keine Lust habe, so haben wir ihn mit Gewalt nicht halten mögen. Er hat uns vor einem Monat verlassen und ist nach Trankebar zur Kränkung seiner Eltern gegangen." Nicht ganz so schlimm stand es mit Kleins zweitem Sohne, während der älteste in Europa erzogen als Missionsarzt heraus kam. Gericke's Sohn und die Hüttemannschen Kinder ergriffen alle einen weltlichen Beruf. Die Hoffnungen, welche John längere Zeit von zwei Zöglingen Johnson und Lebeck hegte, die er schon zur Uebung predigen ließ, vermochte Schwartz nie zu theilen, Johns Unterrichtsmethode schien ihm wenig versprechend: „Non multa, sed multum. Die jungen Leute zerstreuen sich mit vielen Dingen, welche zur Hauptsache nicht gehören, wodurch sie sich nicht zum Amt eines Lehrers geschickt machen." Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Daß Director Schulze's Bemühungen in Halle mit Erfolg gekrönt sein würden, scheint er auch nicht mehr gehofft zu haben, denn er meldet Pasche beifällig von einem andern Versuche: „Herr Jänicke hat an den rechtschaffenen Magister Güte, Diaconus an der Ulrichskirche in Halle, geschrieben, weil er die rechtschaffenen Candidaten aufsucht und sie im Christenthum und Studiren weiter zu führen sucht. Sollte Herr Dr. Schulze noch am Leben sein, so wäre zu wünschen, daß er sich der Erfahrung dieses rechtschaffenen Mannes bediente. Der HErr aber lenke alles zum Besten dieses armen Landes und lasse uns seine Hülfe und Segen erfahren!" Wenn er nun bei so schlechten Aussichten auf Ersatz die Höhe seiner Lebensjahre bedachte, machte er sich allerlei Gedanken über die Zukunft und traf schon Verordnungen. In eben jenem Briefe, der des zweiten Kohlhoff klagend gedenkt, findet sich sogar schon eine Erwähnung seines Testamentes: „Gott hat mich bisher gnädiglich gestärkt, so daß täglich meine Arbeit an Christen und Heiden verrichte. Indessen werde alt und werde bald, geliebts Gott, mein 64. Jahr beschließen. Daher habe vor Gott überlegt, wie hiesiges Werk nach meinem Tode möchte fortgesetzt werden können. Unser lieber Herr Kohlhoff ist ein rechtschaffener Timotheus, dabei aber etwas furchtsam. Er thut von Herzen in Kirchen und Schulen, was man ihm heißt, wünscht aber einen an seiner Seite zu haben. Da habe nun gedacht, daß beide Herr Jänicke und Herr Kohlhoff das Werk hier und in Palamkotta fortführen könnten, so daß einer von beiden

alle Jahr an sechs Monate sich in Palamkotta aufhalte und sechs Monate könnten dann beide hier in Tanjour sein (außerdem solle ein Landprediger beständig im Süden wohnen). — Da ich seit einigen Jahren von der Compagnie Zulage bekommen, so habe, da nicht alles gebraucht, eine ziemliche Summe bei der Compagnie stehen, welche ich der Mission in meinem Testament vermacht, wodurch das Werk in Tanjour und Palamkotta fortgeführt und die Katecheten salarirt werden können, denn die Missionare sollen nur jährlich die Zinsen nehmen, nicht aber das Kapital angreifen."

Sehr vermehrten sich seine Sorgen um den Fortbestand der Mission, als plötzlich am 18. Mai 1790 sein treuer, noch so rüstige und bis zuletzt thätige Freund Klein seiner kürzlich verschiedenen Gattin im Tode nachfolgte, zu geschweigen des Abschieds des lebensmüden achtzigjährigen Kohlhoff im December desselben Jahres. Ueber den Tod beider Freunde findet sich folgende Aussprache vom 27. Januar 1791: „In diesem Jahre sind unsre zwei ältesten Brüder in die Ewigkeit übergegangen. Der selige Herr Kohlhoff hat sich viele Jahre nach seinem seligen Abschiede gesehnt. Mit dem sel. Herrn Klein ging es fast geschwind. Er klagte über Entkräftung, und so wurde er in wenig Tagen abgerufen. Sein fast letztes Wort war: Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut. Das machet, daß ich finde das ewig wahre Gut. Nun bin ich Armer der älteste. Mein Herr läßt mich noch stehen. Er gebe Gnade, daß ich ihm lebe und daß endlich mein Sterben mir ein Gewinn sei. Da nun zwei von uns abgegangen, so ist höchst zu wünschen, daß einige zur Hülfe kommen. Vielleicht hat Gott schon einen zur Hülfe unsers lieben Bruders Herrn Gericke zubereitet und gesandt, Sein sind wir und das Werk, so er uns anvertraut."

Die erwartete Hülfe war inzwischen schon gefunden, wenn auch nicht für Gericke, so doch für Trankebar. Cämmerer, dessen bereits vorübergehend gedacht, landete, nachdem er Schiffbruch erlitten und manche andre Gefahren glücklich überstanden, endlich am 14. Mai 1791 und ging Anfangs September zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Tanjour, um das Tamulische zu lernen, bis Combaconum von Rottler begleitet. Hier in dem schönen Schulhaus traf er zuerst mit Schwartz zusammen. Er gesteht später in einem Briefe an Rottler, den dieser am 8. Febr. 1797 mittheilt, mit welchem Herzklopfen er dieser ersten Begegnung entgegengegangen: „Am 1. Februar kamen wir nach Papa Schwartzens Garten und Schulhaus in Combaconum. Rührend war für mich der erste Tritt ins Haus. Ich dachte an die Zeit zurück,

da Frat. Rottler mich hier verließ und ich nach Tanjour mußte das Tamulische zu lernen; ich erinnerte mich an die damalige Aengstlichkeit und Furcht, so ich vor Frat. Schwartz hatte (wir verehren alle diesen Bruder als unsern Vater; o Gott, erhalte ihm noch auf einige Jahre wenigstens sein Leben! da ich jetzt den verwichenen October vom siebenten bis zehnten bei ihm in Tanjour war, feierte er just den Eintritt in sein siebzigstes Jahr. Unser lieber Bruder Cämmerer hatte aber gewiß vor ihm sich nicht so zu fürchten Ursache), und wie froh ich jetzt zu ihm eile. Da dankte ich Gott, der mir so weit geholfen hat, daß ich nicht mehr Tamul buchstabiren darf, sondern in seinem Dienste etwas nütze bin!" Es ist nicht nöthig beizufügen, wie bald alle Aengstlichkeit verschwand, in gleich begeisterter Weise wie John charakterisirt er Schwartz. Die Tradition will auch hier wissen, es sei einmal eine Ohrfeige erfolgt, als der Schüler seine Lection nicht fleißig gelernt, während doch Cämmerer selbst sagt: „Er behandelte mich brüderlich, ja väterlich und gab mir auf eine angenehme Weise Unterricht in der Sprache." Wenn denn einmal durchaus Ohrfeigen und Prügel vom alten Schwartz ertheilt sein sollen, so boten sich später viel passendere Gelegenheiten. Während er mit Cämmerers Eifer und Gesinnung sehr zufrieden sein konnte, war er es mit Päzold schon viel weniger und am allerwenigsten mit seinem letzten europäischen Schüler, der nach dem Tode des treuen Missionars König (er starb im Februar 1795 erst 53 Jahre alt) im Herbst 1796 zwei Monate bei ihm lernte. Ihm ertheilt Schwartz am 12. März 1797 folgende Censur: „Was Herrn Stegmann betrifft, so habe auf Verlangen meiner Brüder ihm zu helfen gesucht. Meine Arbeit war aber ganz vergebens. Dem Verstande kann man noch ziemlich zu Hülfe kommen; wenn aber der Wille sich widersetzet, da arbeitet man sich zu Schanden. Sein Betragen ist kein erbauliches gewesen." Wenige Monate später, als Stegmann wieder nach Europa zurückgekehrt war, am 24. August 1797 ruft er ihm in seinem letzten Schreiben nach Halle nach: „Daß der von Ew. Hochwürden berufene Missionarius Jasper wieder zurückgegangen, ist traurig. Daß Herr Stegmann von hier abgegangen, wissen Ew. Hochwürden nun schon. Solche Verstellung habe noch nie bei irgend einem Menschen wahrgenommen. Er gab vor, daß sein Gedächtniß sehr geschwächet und lernte doch ganz in der Stille die englische Sprache in zwei Monaten, so daß er auch einen ziemlich guten Brief darin schreiben konnte. Sein übriges Verhalten gegen seine Frau ist schrecklich. Freilich dürfen die Missionare sich nicht betrüben, daß er weggegangen. Wäre er hier geblieben, so würde er uns seiner

Lehrsätze halber viel Noth gemacht haben. Bei jetzigem traurigen Zustande der Kirche haben wir wenig Hoffnung, rechtschaffene Männer zu Mitarbeitern zu bekommen. Gott aber kann helfen. Ihm übergeben wir uns und sein Werk allhier."

Unter dem frischen Eindruck der an Stegmann vergeblich verschwendeten Mühe fiel ihm beim Durchsuchen seiner alten Briefschaften am 24. Januar 1797 ein Brief seines theuern Freundes Sorge in die Hände, in welchem derselbe 1788 den Director des Waisenhauses gefragt hatte, ob nicht sein Sohn sich zum Missionar schicken würde. Sofort setzte er sich hin, um von Schulze Nachrichten über die Söhne seines inzwischen selig verstorbenen Freundes einzuziehen und sich anzubieten, falls der eine Sohn Natur- und Gnadengaben und Willigkeit zum Missionsdienste habe, die Aussendungskosten zu tragen. Sollte er inzwischen gestorben sein, so würden die Kosten aus seinem Nachlaß bezahlt werden, da die Mission sein Erbe sei. Diese Anfrage lenke nun schließlich unsere Blicke noch einmal auf die Heimath, denn zu einem vollständigen Bilde der letzten Jahre gehört ja auch noch ein Ueberblick über diese Beziehungen.

Freund Sorge war also inzwischen verschieden. Er ist so oft und so ehrenvoll auf diesen Blättern genannt, daß wir uns freuen, durch freundliche Mittheilungen des gegenwärtigen Inhabers seiner Pfarrstelle zu einem ausführlicherem Nachrufe befähigt zu sein. Johann Friedrich Sorge wurde geboren zu Küstrin den 12. Mai 1727 *). Da Schwartz ihn wiederholt seinen theuersten Schulfreund nennt, müssen beide auf der Rathsschule in Küstrin zusammen gewesen sein, doch hat Sorge auch in Halle Schulen besucht, da er Hüttemann seinen Lehrer nennt. Nach halbjähriger Verwaltung des Conrectorats in Landsberg wurde er im Mai 1756 nach Schildberg bei Soldin berufen, konnte dort im November 1759 eine während der Kriegsunruhen erbaute schöne Kirche einweihen. Einen im Jahre 1783 erhaltenen Ruf als Pastor nach Landsberg schlug er aus und wollte, daß ihm neben dem Vater des Missionars Walther, der von 1691—1707 in Schildberg als Pfarrer gestanden, sein Grab bereitet würde. Er

*) Dies auf dem Leichenstein angegebene Datum ist unrichtig, da zugleich sein Lebensalter auf 59 Jahre 7 Monate 17 Tage angegeben wird, und er selbst in einem Briefe vom 8. August 1788 sagt, er zähle 59 Jahr. Er ist folglich 1729 geboren und demnach ein jüngerer Freund von Schwartz.

starb nach zweijähriger Krankheit am 29. December 1788 mit Hinterlassung von zwei Söhnen und drei Töchtern aus einer zweiten Ehe. Ihm ist in seiner Gemeinde der Nachruhm eines ausgezeichneten Pastors von großer Gelehrsamkeit geblieben. Er ruht in seiner Pfarrkirche, in welcher ihm auch eine Gedächtnißtafel mit lateinischer Inschrift gewidmet ist. Aus einer ganzen Anzahl von Briefen an Inspector Fabricius ergiebt sich gleichfalls, daß er ein sehr eifriger Missionsfreund gewesen, durch dessen Hand sämmtliche Missionsberichte für die Neumark gingen. Er sammelte sich auch sorgfältig ein Exemplar, um einen Band nach dem andern herumwandern zu lassen, muß aber klagen: Er kommt oft, wie die liederlichen Wanderburschen, ohne Rock und Wams nach Hause. Einen Jüngling aus armer Familie erhielt er Jahre lang ganz auf eigene Kosten auf Schulen in Hoffnung, er würde als Missionar hinausgehen und war dann über die Vereitelung des Plans sehr betrübt. Mit welcher Freude Briefe von Indien und seinem „Jonathan" dort in seinem Hause begrüßt wurden, zeigt ein Dankschreiben an Inspector Fabricius: „Mein würdigster Freund, die Freude belohne Ihnen Gott auf Ihre langen alten Tage, die Sie mir den 20. Juni 1781 durch drei indianische Briefe gemacht haben. Es war nur Schade, daß die Briefe spät Abends ankamen, sonst hätte ich ein gemästetes Kalb geschlachtet und meine Freunde aus der Runde herum gebeten und mich mit ihnen gefreut. — Gott sorge doch wieder für zwei redliche Männer, die Mission ist wohl eher in größerer Noth gewesen, aber dann hat es Gott bewiesen, daß er sein Werk allein besorge. Aber mein liebster alter Freund! wenn ich an Schwartzens zunehmende Schwachheit und immer geschäftigen Fleiß gedenke, daß er so ganz allein sei und daß so leicht bei seinem Abgang Keiner in seiner Laufbahn fortgehen kann; wenn er ohne Hülfe bleibt und sich Keinen zurüstet, zittere ich. Die neuen Missionen, so denke ich, wenn Gott auch nicht so denkt, sollten am ersten wackere Arbeiter haben." Die Todesanzeige dieses getreuesten Freundes und Correspondenten beantwortete Schwartz sofort mit einer Sendung von 25 Pagoden für die Wittwe und die Kinder und einer Bitte um genaue Darlegung ihrer Verhältnisse. Seine späteren Bemühungen, den ältesten Sohn Friedrich Wilhelm nach Indien zu ziehen, fanden in Halle dieselbe Aufnahme wie einst der Vorschlag, seinen Vater zu berufen. Der nach vollendeten Studien Hauslehrer gewordene Jüngling erhielt von dem Nachfolger seines Vaters ein gutes Lob, war aber dem Director Schulze, der wohl Grund hatte, über seine eigenen Wahlen bedenklich zu werden, persönlich unbekannt, und so konnte derselbe keine Freudig-

keit gewinnen, ihn sogleich als Missionar zu empfehlen, hielt ihn auch für zu jung. Er wolle ihn beobachten lassen und damit, da auch die Stimme des Mahners in Indien verstummte, fiel der Vorschlag ins Wasser *).

Was Sorge in Deutschland, war unserm Schwartz in England Pasche, mit dem er schon von Deutschland her befreundet gewesen zu sein scheint. Zuletzt als er von der Kränklichkeit des Freundes hörte, schickte er ihm zu besserer Pflege eine Anweisung auf sein Gehalt, indem er einem Briefe als Nachschrift beifügte: „Ich habe eine sehr dringende Bitte an Sie, geliebter Bruder, welche Sie mir ja nicht abschlagen müssen. Ich wünsche nämlich, daß Sie von meinem Gehalt 15 Pfund zu Ihrer Erquickung annehmen wollen. Wo Sie dieser Bitte Gehör geben, so werde es als ein Liebeszeichen ansehen und darüber fröhlich sein. Gott segne Sie!" Er bedauerte sehr, mit seiner Bitte abgewiesen zu werden: „Daß Ihnen die gar geringe Erweisung meiner Liebe Unruhe im Gemüth verursachet, thut mir leid. Litte ich dadurch oder die Armen hier, so würde nicht so sehr gebeten haben die Liebesprobe anzunehmen. Es war mir vielmehr eine Freude, eine schwache Anzeige meiner wahren Liebe zu beweisen. Lassen Sie aber etwas von sel. Ziegenhagens Schriften drucken, so bitte, ja bestehe darauf, daß Sie von meinem nächsten Salar zehn Pfund dazu nehmen." Als dieser Brief geschrieben wurde, am 10. September 1792, war Pasche schon nicht mehr am Leben. Im Juli des Jahres war er verschieden, nachdem er noch vorher den Pastor Uebele als seinen Nachfolger in Besorgung der Missionsangelegenheiten eingeführt hatte. Als Schwartz die Trauerbotschaft in Madras empfing, schrieb er klagend nach London: „Ihm ist nun unaussprechlich wohl. Er ist bei Christo, an den er geglaubt, den er geliebt, dessen Sache er so willig gefördert hat. Sein ehrwürdiges Andenken ist und wird im Segen bei uns sein. Der Herr wecke uns alle und auch mich besonders täglich auf, daß wir unsern Beruf munter fortsetzen und, wenn unser Stündlein kommt, ihm in Frieden folgen mögen. — Unser Hauptanliegen ist der Mangel der Arbeiter. Hätten wir mehrere rechtschaffene Arbeiter,

*) Seit Sorge's Tod trat Schwartz wieder in regeren Briefwechsel mit seinem Freund Backe, Pastor zu Fritzow bei Kammin, der auch mit Gericke befreundet war und den Verkehr Gericke's mit seinen Pommerschen Landsleuten vermittelte. Ein Brief Schwartzens an ihn vom Jahre 1793 ist in die gedruckten Halleschen Berichte aufgenommen. Er nahm bis an sein Lebensende thätigsten Antheil an der Mission und besonders an den Arbeiten seines Jugendfreundes.

wie sehr könnte nicht jetzt ohne viele Schwierigkeiten dies Werk ausgebreitet werden. Wir flehen zum Herrn der Ernte, daß er sich über dies arme finstere Land erbarme und treue Arbeiter in selbiges senden wolle. Ach Herr, thue es um Christi willen."

Also dieselbe Klage nach allen Seiten. Was kann es auch Traurigeres für einen treuen Geistlichen geben, als fast gewiß vor Augen zu sehen, daß das Werk, an welches er seine ganze Lebenskraft gesetzt, nicht wird fortgesetzt werden, und so weit Menschenaugen sehen konnten, stand ja dies Schicksal den tamulischen Missionen bevor. Von England war seit je die Aussendung der Missionare mit kirchlichen Schwierigkeiten verknüpft; was sollte erst nach Pasche's Tode werden? entweder ein gänzliches Unterlassen fernerer Aussendungen oder Ersetzung der deutschen Missionare durch Engländer. Vor diese Alternative sah man sich offenbar gestellt. Und da dies für die neuere tamulische Missionsgeschichte die wichtigste Frage geworden ist, so haben wir schließlich noch mitzutheilen, was bei Schwartzens Lebzeiten nach dieser Seite hin gethan und darauf Bezügliches verhandelt ist.

Die langersehnte Gelegenheit, englische Missionare nach Indien zu senden, hatte sich der Societät im Jahre 1788 noch bei Pasche's Lebzeiten geboten und war begierig ergriffen. Der alte Kiernander hatte sich nämlich im Bau von Häusern verspeculirt und mußte vor seinen Schuldnern nach Chinsura flüchten. Die auf eigene Kosten erbaute Missionskirche hatte er vorher an den englischen Kaplan Brown und Herrn Chambers, Schwartzens Freund, verkauft, welche beide Herren sodann von der Societät einen neuen Missionar erbaten. Mit vielen Hoffnungen und unter großer Theilnahme wurde nun Thomas Clarke im März 1789 als erster englischer Missionar nach Kalkutta gesandt, aber schon im Jahresbericht von 1791 muß die Societät melden, daß Clarke als Kaplan in Regierungsdienste getreten und die Mission verlassen habe. Ihm war die Abhängigkeit von den frommen Eigenthümern der Missionskirche zu lästig gewesen. „Er schämte sich des Namens und des Amtes eines Missionars, sobald er in die große vornehme Kalkuttasche Welt trat. Er besuchte gleich alle Gesellschaften und nahm alle Einladungen an. Als einmal einige vornehme Engländer zu ihm sagten, wie es denn käme, daß er als Heidenbekehrer so hübsch Concerten, Bällen, Comödien und andern weltlichen Amüsements beiwohnte? — die Missionare auf der Küste thäten bekanntlich das

nicht, so antwortete er: Ja, Ihr müßt wissen, die da auf der Küste sind nur gemeine arme Missionare, ich aber bin ein Gentlemen-Missionarius. Bald darauf konnte er auch den Namen Missionar nicht mehr ertragen und ward Garnisonprediger."

Nach solcher Erfahrung und unter dem frischen Eindruck solcher Berichte nahm man das Anerbieten des Halleschen Directors vom August 1792, den deutschen Candidaten Päzold nach Madras zu schicken, in London ohne alle Discussion an, betrachtete es auch wieder als selbstverständlich, daß er in Wernigerode examinirt und ordinirt worden war. Aber sofort nach Päzolds Aussendung muß die Stimmung wieder umgeschlagen sein. Nach Berichten des Inspector Stoppelberg in Halle, welcher an Seb. Fabricius' Stelle getreten war, hatte die Londoner Societät im Mai oder Juni 1793 eiligst zwei Candidaten aus Halle begehrt, welche man nach Bengalen senden und mit 200 Pfund jährlich salariren wolle. Die Candidaten aber sollten sich erst ein Jahr in London aufhalten, die englische Sprache und den feinen Umgang mit Vornehmen lernen. Diese Nachricht erregte unter den Missionaren der Küste Coromandel ungeheuer böses Blut. In Bengalen gab es ja keine einzige aus den Heiden bekehrte Seele, während im Tamulenlande die Getauften von den wenigen Arbeitern nur mit übermäßigster Anstrengung nothdürftig besorgt werden konnten, die für solche Arbeit nur sechszig Pfund Gehalt erhielten (die Erhöhung auf hundert wurde von der Societät erst 1796 beschlossen). Der eigentliche Kern des ganzen Vorschlags ist eben in obiger Mittheilung noch verschwiegen: nach Absolvirung des englischen Bildungsjahres sollten die Candidaten in London die bischöfliche Ordination erhalten. „Herr Gericke, schreibt Päzold, verwunderte sich außerordentlich über diesen Plan und sagte: er merke es wohl, wo das hinauswolle! Die Societät mache sich aus der Küste nicht viel mehr, sie habe ihr Augenmerk nur auf Bengalen gerichtet, die Küste entspricht ihrem Hauptinteresse nicht. Und doch sind in Bengalen die Aussichten für die Einführung der Lehre des Welterlösers dunkler als auf der Küste. In Bengalen müßte ein Missionar ganz von vorne ohne alle Vorbearbeitung und Grundlegung irgend eines Antecessors zu arbeiten anfangen, denn der dortige Weinberg liegt ganz wüste und ist nicht eine einzige Christenseele aus den Heiden da. Zur Errichtung einer Gemeinde von Grund aus, da noch nichts, auch gar nichts zubereitet und angelegt ist, gehört ungemein viel Klugheit, Fleiß, Geduld, Selbstverläugnung, Uebung im Gebet, Absonderung von irdischen Vergnügungen, viel Wachsamkeit und Schlangenklugheit, dazu gehören deutsche Treue und standhafte Schwartzianische Gei-

ster, nicht englische Gentlemen*), die sich des Evangelii von Christo schämen und die Welt für den Himmel halten."

Bald nach dieser ersten Ankündigung wurde den Missionaren officielle Kenntniß von den neuen Plänen der Societät gegeben durch einen Brief Uebele's vom 18. Februar 1794. Leider hat sich dieser Brief nicht erhalten, und man kann nur aus den citirten Bruchstücken der Antwortschreiben schließen, daß der Hauptinhalt die bischöfliche Ordination betroffen hat. Nun können an und für sich lutherische Missionare nichts wider eine bischöfliche Ordination haben, da ja in den Scandinavischen Kirchen noch jetzt Bischöfe sind, auch die Augustana für Beibehaltung der Bischöfe eintritt, und nur außerkirchliche Verhältnisse die Abschaffung der Würde in Deutschland veranlaßt haben. Demgemäß sprechen sich denn auch die Missionare über die bischöfliche Ordination selbst — an eine Wiederordination wurde damals noch nicht im Traume gedacht — nachgebend aus; welches aber ihrerseits die Bedenklichkeiten sind, verschweigen sie auch nicht. Nur ist zu bedauern, daß das directe amtliche Antwortsschreiben, wenn nämlich ein solches vorhanden gewesen, sich nicht mehr gefunden hat. In einem Briefe an Uebele vom 16. Februar 1795 berührt Schwartz nebensächlich den Punkt: „Die Societät besteht auf eine bischöfliche Ordination. Herr Dr. Schulze aber will damit nichts zu thun haben. Was wird das Ende dieser Uneinigkeit sein? Wir in der Ferne können dazu fast wenig oder nichts sagen. Den Punkt von der Prädestination glauben die wenigsten Engländer. Wenn ein Candidat bezeugte, daß er diesen Punkt nicht annehmen könnte, so würde wohl schwerlich ein Bischof dagegen etwas sagen. Allein Herr Dr. Schulze wird wohl denken, daß die Deutschen alsdann sich zurückziehen. Indessen sind wir in großer Verlegenheit. Herr Pohle ist öfters kränklich. Was mich be-

*) „Engländer möchten hier Gutes stiften, wenn sie redliche Männer sind. Sind sie aber fashionable, so werden sie sich für die Hütten der Malabaren schlecht schicken und sich nicht zu deren Ideen und Fassungskraft herablassen. Diese haben für die Deutschen auch immer noch ein gutes Vorurtheil, Engländer sind der Deutschen bei der Mission einmal gewohnt, lassen sie gerne dabei und schätzen sie, wenn sie geschickte und redliche Männer sind. Wären es aber Landsleute, so würde der Gesellschaften, Zerstreuungen und Versuchungen zu einträglichen Aemtern kein Ende sein. Ich kann mich auch durchaus nicht überwinden zu glauben, daß in Deutschland ein paar Missionare zu finden, eine so schwere Sache sei. Der werthe Herr Dr. Schulze aber kann sie freilich nicht selbst suchen, sondern nur suchen lassen, und dann auch nicht nur eine Zeit lang selbst prüfen, sondern auch prüfen lassen." John an Uebele 10. October 1798.

trifft, so bin nun im 69. Jahr meines Alters und also am Rande der Ewigkeit. Der gnädige Gott wolle sich über sein Werk allhier erbarmen und es zum Heil des armen heidnischen Landes erhalten."

Nach Madras hatte er schon am 3. October des vorhergehenden Jahres geschrieben: „Was die Punkte betrifft, welche Herr Uebele gemeldet, so wird wohl Niemand unter uns gegen die bischöfliche Ordination etwas einwenden. Was aber die Unterschreibung des 17. und 36. Artikels betrifft [Prädestination und Ordination], so muß das der Candidaten Einsicht und Gewissen überlassen werden. Unterschreiben sie selbige und kommen heraus als rechtschaffene Männer, die durch die Liebe Christi gedrungen den armen Heiden den Weg zum Leben zeigen wollen und nicht nach eitlen Dingen streben, so werden wir sie in Liebe aufnehmen und mit ihnen gemeinschaftlich arbeiten! Sollten sie aber von etwas anderm als von der Liebe Jesu bewogen — etwa um zeitlichen Gewinnstes wegen — herauskommen, so wäre ihnen zu rathen, lieber im Vaterlande zu bleiben, denn alle irdischen Intentionen können nicht anders als fehlschlagen und Unruhe, Pein und Qual zurücklassen u. s. w."

Leider bricht hier Päzold, denn ihm danken wir dies Citat, plötzlich ab, um jedoch im weitern Verlauf seines langen Schreibens noch einmal darauf zurückzukommen: „Ein Endzweck der Societät mit bischöflich ordinirten Missionaren wird ohne allen Zweifel erreicht, nämlich die vollkommene Erlernung des feinen Umgangs mit den Vornehmen und Reichen, aber nicht der andre, die Ausbreitung der Lehre Christi unter den Heiden. Will die Societät nun blos für die Erreichung des ersteren jedem Missionar aufs Jahr zweihundert Pfund zahlen? und sollen die lutherisch-protestantischen Brüder auf der Coromandelküste nur mit sechszig Pfund verlieb nehmen? Wo blickt hier Vernunft und Ueberlegung, wo ein weiser Plan, wo wahrer Eifer für die Ehre Gottes und Jesu Christi hervor? Fürwahr, nirgends. Nichts als Stolz und eitle Ehre — die Einführung und Gründung der hohen Kirche, der Glanz und Flor bischöflicher Clerisei und die Abschaffung des protestantischen Gottesdienstes — das blickt unwidersprechlich aus jedem Lineament des entworfenen neuen Societätsplans hervor! Die Societät hat beim Lichte beleuchtet gar keine Mission d. h. keinen Eigenthumsanspruch auf irgend eine Ostindische Mission. Die Weperische Mission, nämlich Kirche und Wohngebäude, stammt von katholischen Armeniern her, die wegen Einverständnisses mit den Franzosen beides verlassen mußten, und so übergab endlich die Regierung diesen District nebst Kirche und Zubehör auf Ansuchen der protestantisch-deutschen Missionare an uns englische Missionare, Herrn Fabricius und Breit-

haupt, und deren Vorgänger und Nachfolger haben das alles in Stand und Ordnung erhalten auf ihre eigenen Kosten. In Kudelur hat Herr Hüttemann gebaut und reparirt, und noch jetzt erhält Herr Gericke die halb wüste liegende, von einem ordentlichen Missionar ganz entblößte Mission de suis in Stand und Ordnung. Tanjour, Tritschinopoli, Palamkotta, Combaconum, Ramnad u. s. w. hat alles ein Herr Schwartz in Stand und Wirkung gesetzt, gebaut, verbessert, wo er nur gekonnt und gewußt hat — alles auf seine eignen Kosten — und ist im strengsten Sinne Herrn Schwartzens Eigenthum. Aber Herr Schwartz sagt: Nein, das ist das Eigenthum aller nach mir kommenden, redlichen, treuen deutschen Brüder, so lange welche in Indien sein werden! Sind keine mehr in Indien, dann mag es nehmen, wer da will. — Daß die Societät zu Erbauung aller der Kirchen und Missionsgebäude nichts, auch nicht einen Pence contribuiret, ja nicht einmal Notiz davon genommen hat, ist ohne allen Zweifel. Und die milden Wohlthaten aus Deutschland und London sind bei weitem nicht dazu hinreichend gewesen, da bekanntlich Trankebar allein die Hälfte davon nimmt und die andere Hälfte erst auf die fünf englischen Missionen: Madras, Kudelur, Tanjour, Tritschinopoli, Palamkotta fällt. Wie viel kommt da auf eine? Auch zur Unterhaltung der vielen Katecheten und Schulmeister in englischen Missionen gibt die Societät nichts. Herr Gericke allein muß des Monats an die Katecheten und Schulmeister der zwei Missionen Kudelur und Madras und an die übrigen Armen darinnen über 100, ja über 110 Thaler auszahlen."

Daß Pohle nach der schon früher von ihm herausgekehrten Aengstlichkeit die Eigenthumsfrage besonders betonen wird, läßt sich voraus erwarten. Er sah in dieser Beziehung weiter als Schwartz und hatte nicht umsonst das Missionsgut registriren lassen, fest entschlossen, nöthigen Falls den Schutz der Gerichte anzurufen, wie auch sein Schreiben an Uebele vom 23. März 1795 zu verstehen giebt: „Die Ordination der Missionare betreffend, so würde es mir sehr gleichgültig sein, ob sie die bischöfliche oder eine andere christliche wäre, wenn ich nur als ein solcher Ordinirter dem Herrn Christo dienen und ihm Seelen zuführen könnte, welches die bischöfliche Ordination ja auch zum Zwecke hat. Sollte aber die hochpreisliche Societät einmal so weit gehen und nicht länger deutsche Missionare, wenn sie auch in der englischen Kirche ordinirt wären, sondern ausschließlich nur Engländer nach Ostindien senden wollen, so wird sie uns doch nicht solche Engländer senden, welche die von Deutschen mit so unsäglichen Beschwer-

lichkeiten errichteten Missionen als ihr Eigenthum behandeln oder indiscret verfahren werden. Aber wie ich mir von verständigen Leuten habe sagen lassen, die englischen Gesetze würden keine solchen unbefugten Anmaßungen erlauben. Ich für meinen Theil überlasse alles dem Wohlmachen unsers Heilandes, wohl eingedenk, daß wir hier Fremdlinge und Pilgrime sind, die man aber doch aus ihren Herbergen nicht verdrängen soll. Gott wird sich seines Werkes fernerhin, wie es ihm gefällt, annehmen, denn er hat es bisher so sichtbar gethan."

Wenn zu diesen scharfen Aussprachen*) noch beigefügt wird, daß Päzold mit Beziehung auf die angekündigte bischöfliche Ordination der künftigen Collegen scherzend die im biblischen und lutherischen Sinne nicht unwahren Worte nach London schrieb: wir Bischöfe von Madras, Tanjour u. s. w., während Gericke fein zu verstehen gab, daß sie schon einen vom HErrn selbst mit Geist und Kraft gesalbten Bischof in dem würdigen Vater Schwartz besäßen, so wird es nicht Wunder nehmen, daß die Societät für die Lebenszeit solcher Männer ihre Pläne zu vertagen sich entschließen mußte, und mit großen Freuden die Nachricht von Halle empfing, daß wieder drei Candidaten gefunden seien mit Namen Jasper für Coromandel und die zwei für Kalkutta geforderten mit Namen Holzberg und Ringeltaube. Daß Jasper noch im Moment der Abreise zurückgetreten, hörten wir Schwartz schon beklagen, es trafen also nur Holzberg und Ringeltaube im August 1796 in London ein und lernten die englische Sprache und englische Feinheiten bis zum Mai 1797, aber mit ihrer Ordination brauchte man sich weiter nicht zu bemühen, da sie wiederum schon in Wernigerode examinirt und ordinirt waren. Daß mit dem Fortfall der englisch-bischöflichen Ordination auch die beabsichtigte Verdoppelung des Gehalts unterbleiben mußte, wurde als selbstverständlich angenommen, aber schwer gebüßt. Wilhelm Tobias Ringeltaube, der fromme begeisterte Sohn eines frommen und tüchtigen Vaters, des Generalsuperintenden-

*) John, der in Trankebar nicht direct berührt wurde, schreibt am nachgiebigsten: „Wir Deutsche sollten doch auch nicht allzu sehr gegen die einmal eingeführte constitutionelle bischöfliche Ordination sein, wenn die Societät es so stark wünschet und der Mission geneigter würde. Nur müssen die bischöflich Ordinirten dahin angewiesen werden, daß sie deswegen nicht den geringsten Vorzug vor ihren älteren Brüdern hätten. Allerdings haben die Missionare mit so vieler Mühe die meisten Missionsgebäude von ihrem Eigenthum erbaut. Doch ich fürchte eine Aenderung, Verwechselung oder Mischung würde der Mission ein baldiges Ende machen." 10. October 1798.

ten Gottlieb Ringeltaube zu Stettin, eine eigengeartete Natur, der durch Hans Egede's Geschichte der Grönländischen Mission für die Missionssache gewonnen war, fand es ganz unmöglich in Kalkutta mit seinem Gehalt auszukommen, da er für hohe Miethe sich erst eine Wohnung miethen mußte und ihm nach beliebter Weise von der Societät kein Pfennig zum eigentlichen Missionswerk bewilligt war, und kehrte kurzer Hand nach einjährigem Aufenthalt zurück, um in Diensten der neuen Londoner Missionsgesellschaft 1805 zurückzukehren zu einer höchst eigenthümlichen, in interessantes Dunkel gehüllten Missionsthätigkeit, über welche aber aus den Halleschen Acten noch manche Aufschlüsse zu holen wären.

Denselben Weg würde wohl auch Holzberg gegangen sein, wenn er mit nach Bengalen gesandt wäre, wofür ihm schon die ausdrückliche Berufung eingehändigt worden war. Der so nahe liegende Gedanke, ihn an Jaspers Stelle nach Tanjour zu schicken, wäre der Societät gar nicht eingefallen, denn Gericke hatte ganz richtig gefühlt, daß in London eine Abneigung gegen die Missionen auf der Küste herrschte, da wurde Holzberg mißliebig, weil er im Englischen nicht nach Erwarten fortgeschritten*) und eine den Gentlemen nicht anstehende Heirath geschlossen hatte; und nun fand man ihn für Tanjour passend. Schulze meldete die veränderte Entschließung an Schwartz mit folgenden Worten: „Ich wollte noch die Nachricht mittheilen, daß von den im vorigen Jahre für Kalkutta verlangten und auch wirklich nach London abgegangenen Candidaten nur der eine, Herr Ringeltaube, nach Kalkutta, der andere aber, Herr Holzberg, für die Küste bestimmt worden. Jener ist im April, dieser im Mai unter Segel gegangen. Die Ursache, daß beide haben getrennt werden müssen, ist (wie ich im Vertrauen und mit Betrübniß melde), daß sie nicht für einander paßten. Es hat sich nämlich, aber zu spät, hervorgethan, daß Herr Ringeltaube einen erstaunlich großen Hang zu den Herrnhutern hat. Ich sorge also, es werde mit ihm nicht lange gut thun, da er sogar unsere ganze Mission verachten soll. Doch vielleicht ist er noch herumzubringen. Herr Holzberg hat den gleichen Fehler wie Herr Päzold gemacht, daß er eine Frau mitgenommen, die aber, so wie er, nicht viel Gunst in London gefunden."

*) Sogar in den öffentlichen englischen Missionsberichten findet sich ein nicht undeutlicher Hinweis auf diesen Mangel: „During their stay in London, they both, and particularly Mr. Ringeltaube, made an extraordinary proficiency in the English language." Ann. Rep. p. 416.

Es ist betrübend zu sehen, wie eine Missionsverwaltung so selbst ihre eigenen Missionen wie mit Blindheit geschlagen zu Grunde richtet. Welch ein Segen für die tamulische Mission, wenn der edle hochbegabte Ringeltaube durch die erfahrenen Missionare der Küste in die Missionsarbeit unter den Tamulen wäre eingewiesen worden, da er schon außer Verbindung mit ihnen in Tinnewelly und Travancore so treu und erfolgreich gearbeitet hat! Welch ein Segen für ihn, welch eine Freude für den sterbenden Patriarchen, wenn diese beiden Männer sich noch hätten Auge ins Auge sehen dürfen! Zu einem Sterbenden nur noch wäre ja freilich Ringeltaube nach Tanjour gekommen, denn als Holzberg mit Gericke am 2. Februar 1798 in Tanjour eintraf, um bei Schwartz Tamulisch zu lernen, konnte sich ja Niemand mehr verhehlen, welch großer Verlust der tamulischen Mission unmittelbar bevorstand.

Mit den zunehmenden Jahren hatte sich sonst die Gesundheit des verdienten Missionars gebessert, und wenn von Gefährdung seines Lebens erzählt wird, sind nicht innerliche Krankheiten, sondern nur zufällige äußere Umstände die Veranlassung. In der Frühe des 20. November 1786, da es regnerisch und dunkel war, hatte er sich abseits gehend auf den mittleren Theil einer der allergiftigsten Schlangen, die Kadtuwerien heißen, gesetzt, deren Biß den Menschen gewöhnlich tödtet, ehe noch Arznei dagegen angewandt werden kann, war aber durch eiliges Aufstehen ohne Schaden entronnen. Wie Päzold und Cämmerer berichten, erzählte der Greis gern von seinen Erlebnissen, von den Gefahren, in welche er häufig bei den fürchterlichen Kriegen gerathen, und wie sein Leben wunderbar erhalten worden. Päzolds Briefe, in denen er diese Erzählungen genau verzeichnet hat, sind leider bei einem Schiffbruch untergegangen und in anderen Nachrichten ist nur so viel erhalten, daß er anfänglich im Tanjourschen große Gefahren zu bestehen hatte: „Man hat entsetzlich wider ihn gewüthet, auch mit Steinen nach ihm geworfen."

Von einer Abnahme der Körperkräfte erfahren wir zuerst durch John. Als er im April oder Mai 1792 mit Schwartz in Tirupalaturei zusammentraf, fiel ihm auf, daß er nur mit Mühe aus dem Palankin herauskommen konnte uwd seit anderthalb Jahren sichtlich an Kraft und Munterkeit abgenommen habe. Und als ihn John bei der Begrüßung etwas wehmüthig anschaute, sagte er: „Es geht mit mir näher zum Grabe, das Reisen will nicht mehr gehen. Mein himmscher Vater lasse mich nur nicht lange krank werden, daß ich etwa,

ohne arbeiten zu können, liegen müsse, sondern nehme mich bald zu sich, wenn es sein Wille ist." Besonders klagte er über große Kälte in den Vorderzähnen, deren Verlust ihn an der Sprache hindern und deshalb sehr schmerzlich sein würde. Ein durchgezogener goldener Draht hielt sie noch zusammen. Derselben Klage begegnen wir in einem Briefe an Uebele vom 16. Februar 1795: „Bis hieher habe die gewöhnliche tägliche Arbeit noch verrichten können. Der Verlust mancher Zähne aber wird mich, wie ich fürchte, weniger brauchbar machen. Vor den Engländern werde wohl nicht viel und lange mehr predigen können, weil zu einer reinen Aussprache die Zähne sehr nöthig sind. Was aber noch thun kann, will mit Freuden thun zum Preise meines theuern Heilandes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahin gegeben." — Am 9. Juli 1795 drohte eine plötzlich auftretende Brustbeklemmung seinem Leben ein Ende zu machen. Es war 2 Uhr Abends, und die Kinder lasen grade bei ihm die Bibel, aber nach sechs Stunden war der schmerzhafte Krampf geschwunden und nur noch einiger Druck geblieben, und als Cämmerer auf die erste alarmirende Botschaft von Trankebar herbeieilte, fand er den alten Vater schon wieder in voller Thätigkeit, der jedoch den Anfall als Boten des Herrn im Gedächtniß behielt: „Ich sah dies als einen Vorboten an, welchen mein treuer Heiland mir zusende anzudeuten, daß er der HErr selbst bald kommen werde. Er schenke Gnade, daß ich stets wache und bete und also augenblicklich bereit erfunden werde."

Darnach erfreute er sich bis zum 17. October 1797 einer solchen Rüstigkeit, wie sie kaum bei hohem Alter in Europa zu erwarten. Da entwickelte sich aus einer Erkältung mit Zurücktreten des Schweißes „durch unvorsichtiges Curiren des Doctors" eine schwere Krankheit; ein ihm von seinem Arzt Kennedy gereichtes Brechmittel wirkte so stark, daß er auch nicht die geringste Speise bei sich behalten konnte. Jänicke und Kohlhoff waren in steter Furcht, daß die Abschiedsstunde gekommen. Schwartz selbst hoffte im Anfang noch auf Genesung und bekümmerte sich nur, daß er wegen seiner Zähne nicht mehr würde predigen können. Als er aber die Abnahme der Kräfte fühlte, sprach er gegen Jänicke sogleich aus, der Herr Jesus würde ihn wohl langsam zu sich nehmen. Ließ sich auch den Gedanken nicht ausreden, sondern begann alle äußern Geschäfte zu regeln, auch hieß er den Prinzen Serfogi rufen, um ihm Einfachheit, Demuth und Keuschheit für seine Person, Handhabung der Gerechtigkeit gegen seine künftigen Unterthanen und schließlich Schutz der Christen zu empfehlen. Dann seine Hände gen Himmel emporhebend betete er, daß der gnädige Gott des Prinzen Herz und Sinn

zu Christo führen möge, damit er ihn vor dem Thron der Herrlichkeit als wahren Jünger Jesu wiederfinden möge. Auf Jänicke's Betrieb ließ darnach der englische Resident die Doctoren von Wallam und Tritschinopoli zu einer Consultation rufen, und siehe die verordneten Mittel thaten günstigste Wirkung, doch ließ der Kranke in der nächstfolgenden Nacht von Sonnabend auf Sonntag den 3. December als ersten Adventssonntag Jänicke wecken, damit er ihm das heilige Abendmahl reiche.

Jänicke beschreibt diese Abendmahlsfeier: „Ich kam zu ihm, fand ihn zwar sehr schwach, aber mit vielem, großem Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Ich sprach mit ihm mit vieler Rührung und habe da die Größe seiner Demuth, seiner Liebe zu Christo und seines Verlangens nach der Versöhnungsgnade mit vieler Freude und Bewunderung gesehen. Ich schritt dann zu der heiligen Handlung mit vieler Rührung. Da ich zur Beichte kam, unterbrach er mich und that ein langes inbrünstiges deutsches Gebet, worin er sich als einen Sünder anklagte und bekannte, daß er nichts aufweisen könnte, im Gericht durchzukommen, als das genugsame Verdienst Christi, und bat: Ach gehe nicht ins Gericht mit mir! vergieb mir meine Sünden um deines Leidens und Sterbens willen, wasche mich und bekleide mich mit deiner Gerechtigkeit u. s. w. Ich kann mich nicht der eigentlichen Worte des ganzen Gebets erinnern, aber aus allem ersehen wir seine große Demuth, Selbstverläugnung, Armuth des Geistes, Vertrauen, Hunger und Durst nach Gnade und nach Gerechtigkeit. Endlich beschloß er mit einer Bitte für das ganze menschliche Geschlecht, zeigte das Elend der Menschen und sagte: Sie sind ja deine Erlösten, für die du dein Blut vergossen und dein Leben hingegeben hast, ach erbarme dich ihrer, erbarme dich ihrer. Zuletzt da er sonderlich für die Christen gebeten und ihr Elend vorgestellt und um Erbarmung gefleht hatte, gedachte er der Mission mit Seufzen und empfahl sie der Erbarmung Jesu mit inbrünstiger Wehmuth und rechtem Ringen für ihr Wohl und wiederholtem Flehen für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Er nahm das heilige Abendmahl, welches Herr Kohlhoff und ich gemeinschaftlich mit ihm genossen haben, mit demüthiger Rührung und Freude und war dann voll Dankens und Lobens." Dann legte er sich ermattet nieder, redete hin und wieder etwas confus; sobald aber von göttlichen Dingen geredet und gebetet wurde, sprach er vernünftig und betete inbrünstig mit. Endlich fiel er in einen langen Schlaf. Vom Doctor geweckt, sagte er: Meine ganze Meditation ist der Tod Christi und daß ich ihm ähnlich werden möchte; und dann wieder:

Die ganze Welt ist eine Maske, ich wünsche aber in der Sache selber zu sein. Dann ging der Doctor fort, Jänicke blieb und sprach mit ihm: „Ja, wiederholte er, dem Tode Christi ähnlich zu sein, das ist die Sache. Da wird viel gesprochen, aber die Application, die Application des Todes Christi, die wird erfordert. Da dann seine Zunge vor Schwäche etwas stammerte, so bat ich ihn sich mit Sprechen nicht abzumatten, und sprach dann über diese Materie und von der ewigen Herrlichkeit. Hernach las ich ihm etwas aus dem Schatzkästlein vor, worüber er einige treffende Anmerkungen gemacht hat."

Auf diese Nachrichten traf zunächst Pohle ein am 4. December und sprach noch am selben Tage zweimal kurz mit dem Kranken. Beide waren vergnügt zusammen und redeten von des HErrn Willen, der immer gut ist. Am nächsten Tage sah der Patient viel besser aus und freute sich über das Grün des Gartens. An den beiden folgenden Tagen hatte er manches angenehme Gespräch mit Pohle, einmal von Christo dem Arzte. Pohle bemerkt dazu: „Wenn man sich lange mit ihm unterhält, so vergißt er sich, doch besinnt er sich bald wieder. Sein Herz ist ja herrlich gestellt und ruhet in Jesu und genießt den Frieden Gottes. Alles, was ihm der Arzt verordnet, nimmt er mit der ihm eigenen Freundlichkeit." Am 8. erkundigte er sich wieder nach seinen Schlüsseln und stand etwas auf, und an den beiden folgenden Tagen ließ er sich im Garten herumtragen, so daß Pohle von ihm und dem Prinzen Serfogi *), der häufig seinen erkrankten Lehrer und Vormund besuchte, getrosten Muthes Abschied nehmen konnte. Seitdem besserte es sich stetig, nur das Gedächtniß blieb schwach. Am Weihnachtstage besuchte er zur großen Freude der Gemeinde wieder die Kirche. Die Gebete der Seinigen waren erhört. Sehr schön bemerkt Pohle: „Für ihn ist sehr viel und von vielen gar herzlich gebetet worden. Da er schon aufgegeben war, unser Gebet aber gnädig erhöret worden, so ist es, als hätten wir ihn von den Todten wieder genommen. Allein ob er wohl auf Erden ist, so ist sein Wandel (conversatio) mehr im Himmel als hier, und an ihm kann man einen Mann sehen, der schon auf Erden selig und himmlisch ist. Lieber Heiland, gieb uns auch Gnade, recht viel Gnade!"

Als am 8. Januar 1798 Cämmerer ankam, wunderte Schwartz

*) Der Prinz hatte sich nach seiner Rückkehr von Madras einen Garten neben dem Missionsgehöfte angelegt und ein Haus darin gebaut. Durch die nahe Wohnung war es denn auch erreicht, daß Schwartz und Kohlhoff ihm regelmäßige Unterrichtsstunden geben konnten.

sich sehr, da ihm ja nichts fehle und er sich recht wohl befinde. Er hatte um sich die Katecheten und etwa sechszig Schulkinder versammelt, unterrichtete sie und sprach wohl zusammenhängend und lebhaft von göttlichen Dingen. Zur Abendbetstunde versammelten sich alle in seinem geräumigen Zimmer, er stimmte selbst ein Lied an und katechisirte über ein Kapitel aus Matthäus. Das Schlußgebet sprach er fließend mit größter Inbrunst und kindlicher Demuth. Von äußeren Dingen, auch in der Mission, wollte er nichts mehr hören, er dachte und redete von nichts als Himmel, Gott und Christo. Als ein theilnehmender Heide ihn besuchte und von Stadtneuigkeiten berichtete, wies er ihn ab: „Das Auffallendste von allem ist, daß ihr so lange schon die Lehren des Christenthums gehört habt und von der Wahrheit derselben überzeugt seid und euch dennoch weigert, dasselbe anzunehmen und ihm gehorsam zu werden." Gegen Cämmerer pries er die Gnade Gottes, die ihn gewürdigt habe, Missionarius zu werden. Dies sei der seligste Dienst, der mit keinem auf der Welt zu vergleichen: „Freilich kommt manches Kreuz, aber mein Bruder, das ist uns heilsam, dadurch wird unser Herz mehr zu Gott gezogen, wir werden in der Demuth erhalten, welche das eigensinnige und stolze Herz so bald vergißt. Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen. Ach wenn ich bedenke, wie väterlich mich Gott bisher geleitet, aus welcher Noth er mich errettet, mich bei meinen so vielfachen Sünden so geduldig getragen und noch erhält, so muß ich ausrufen: Gelobet sei sein Name. Glauben Sie, das Glück ist unaussprechlich groß, in Christo Vergebung der Sünden zu haben. Ach was hat mein Heiland für mich armen Sünder gethan!"

Am 2. Februar kamen dann, wie schon erwähnt, Gericke und der neue Missionar Holzberg an und trafen den Patriarchen recht wohl. Er saß völlig angekleidet in seinem Stuhl, empfing sie mit großer Munterkeit und segnete den neuen Gehülfen. Die Freude über die Ankunft eines neuen Missionars und das Wiedersehen seines liebsten Freundes und Collegen war jedoch wohl zu angreifend für ihn. Noch an demselben Tage fingen die Füße zu schwellen an, und als er Nachmittags Gericke aus seinem Zimmer rufen ließ, den Fuß anzusehen, an dem er schon so oft bald dies, bald jenes Leiden gehabt, fürchtete derselbe gleich Schlimmes. Von einer nothwendigen Reise nach Tritschinopoli am siebenten zurückkehrend, fand er den Arzt sehr besorgt, es möchte der kalte Brand dazu schlagen. Energische Mittel verhüteten zwar dies Schlimmste, aber es entstand eine tödtliche Schwäche. Der starke active Mann wurde auf einmal hülflos und

mußte wie ein Kind gehoben und getragen werden. Gegen die tamulischen Gehülfen, die treulich beistanden, war er sehr freundlich und dankbar, gegen die Missionare sich äußernd: Man muß auch um der armen Leute willen, die gewiß thun, was sie können, nicht viel klagen, damit ihnen ihre Dienstleistungen nicht erschwert werden. Bis Sonnabend den neunten Februar sagte er öfters, daß er sein Ende sich noch nicht nahe dächte, es würde wohl unter manchen Schmerzen erfolgen. Am Abend aber fing er an seine Hoffnung auszusprechen, er würde nun wohl bald zum himmlischen Vater gehen. Am zehnten verschlimmerte sich der Zustand so, daß man die letzte Stunde gekommen glaubte. Am folgenden Tage waren zur Verwunderung der Aerzte die Todesanzeichen wieder verschwunden und am Fuß eine unerwartete Besserung eingetreten. Am 12. Nachmittags wollte Gericke abreisen und empfing die Mahnung, allen Brüdern zu sagen, daß sie stets auf die Hauptsache sehen möchten. Der Arzt aber bat ihn zu bleiben, da die Schwäche fortdauernd zunähme. Am Vormittage des 13. Februar, einem Mittwoch, schlummerte der Kranke wie von einer Schlafsucht befallen; wenn er erwachte, sprach er zwar einige Worte, aber sie blieben unverständlich, hingegen schien er jedes Wort zu verstehen, wiederholte manches von den vorgesprochenen Gebeten und sprach deutlich Amen. Man meinte, er werde hinüber schlummern, aber gegen Mittag wurde er wieder munterer, sang selbst das angestimmte Lied mit: Christus, der ist mein Leben. Dann sprach er sehr demüthig von sich und herrlich von seinem Erlöser, er wünschte aufgelöst und bei Christo zu sein. Hätte es Ihm gefallen, sprach er, mich länger zu erhalten, so wäre mir es lieb gewesen; ich hätte dann den Kranken und Armen noch ein Wort sagen können, aber sein Wille geschehe. Er nehme mich nur in Gnaden an! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott! Hernach sangen die tamulischen Gehülfen die letzten Verse von: O Haupt voll Blut und Wunden. Er stimmte noch manchmal mit ein, ruhte ein wenig und schien sich etwas zu erholen, hernach wollte er aufgehoben sein, öffnete unerwartet den Mund und verschied „um halb fünf Uhr sanft und ohne alle Verzückung.“ Es war erfüllt, was er oft gegen Gericke geäußert, wenn er ihm von seinen besondern Lebensschicksalen erzählt hatte: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen.“ Ihm ist auch in seinem Ende so viel Barmherzigkeit widerfahren, daß er den Lehrern beizuzählen ist, welcher Ende uns die Schrift anzuschauen ermahnt, daß wir auch ihrem Glauben nachfolgen. Der treue Knecht Gottes hat sein Leben gebracht auf 71 Jahre 3 Monate und 21 Tage.

Sehr beweglich war das Weinen und Schluchzen der tamulischen Christen in den beiden christlichen Dörfern zu beiden Seiten des Gartens, welches man die ganze Nacht hindurch hörte. Serfogi kam und netzte den Todten mit seinen Thränen, ehe der Sarg geschlossen wurde und folgte mit den Leidtragenden. Am 14. Februar Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr fand die Begräbnißfeierlichkeit Statt. Europäer trugen den Sarg, obwohl die tamulischen Gehülfen es sich ungern nehmen ließen. Auf dem Wege sollte gesungen werden, aber Wehklagen erstickte den Gesang. In der Kirche vor dem Altar neben der geöffneten Gruft wurde der Sarg niedergesetzt, und vor und nach der Einsenkung ein Lied gesungen. Als die Europäer sich entfernt, stimmten noch die Tamulen ein Lied an und erwarteten von Gericke eine Ansprache; aber er konnte kaum einige Worte sprechen und mußte sich stark machen, nur die Gebete zu lesen. Des verstorbenen Diener aber hielt ihm die beredteste Grabrede, indem er in die Worte ausbrach: Nun ist unser Verlangen dahin. Dies war ja aus dem Herzen Vieler in der Nähe und Ferne, unter Heiden und Christen gesprochen. Nicht nur die Mission und die Missionare, die Gemeinden und Schulen, nein das ganze Land hatte einen Vater verloren, und wer ihn nur je gekannt hatte, der weinte.

Am Abend des nächsten Tages hielt Gericke doch noch eine tamulische Gedächtnißrede über Jakobs Abschiedsworte: Ich sterbe, und Gott wird mit euch sein. Er führte manche Aussprüche des Seligen über seine Gemeinde an und über seine Hoffnung für die Ausbreitung der Mission. Das Reich Gottes werde sich im Tamulenlande ausbreiten, aber es werde dabei durch Leiden und Trübsal gehen. Zu helfen, daß alle Glieder der Gemeinde in den Himmel kommen, sei sein letzter Auftrag an seine Mitarbeiter für die Gemeinde gewesen. Die kurze Frist bis zur Abreise benutzte dann Gericke noch zu einer Durchsicht der Papiere, da ihm die Ausführung des Testaments übertragen war.

Den Inhalt des Testaments kennen wir schon, die Missionen zu Tanjour und Palamkotta sollten erben und von den Zinsen des baaren Capitals, welches sich auf 9000—10000 Pfund Sterling belief, erhalten werden. Da auf einigen Seiten Verwunderung ausgesprochen ist, wie Schwartz ein solches, von der Tradition allerdings noch verdoppeltes Vermögen habe sammeln können, so mögen noch Gericke's erklärende Worte hier Aufnahme finden, obwohl ein auf-

merksamer Leser dieser Mittheilungen die Quelle, aus der dieses Vermögen geflossen, schon kennt: „Sein zeitliches Vermögen hat er schon mehrere Jahre vor seinem Ende den Missionen zu Tanjour und Palamkotta und den dahin gehörigen Gemeinden und Anstalten hingegeben und darüber mich zum Bevollmächtigten und Herrn Breithaupt mir zum Beistand gesetzt, daher er auch in seiner Verordnung keiner Executoren gedenkt. Was er hatte um die Zeit, als ich nach Madras kam und die weperische Mission übernahm, sandte er alles hierher, und ich kaufte dafür Compagnie-Bonds; da die Compagnie ihre Bonds abzahlte und hernach wieder Bonds zu acht Procent gab, nahmen wir dafür einen großen Compagnie-Bond. Auf Verlangen des sel. Mannes wurde er gemacht auf seinen Namen, auf den Namen aller Missionare in Tanjour und auf meinen Namen, damit es dadurch kund werden möchte, daß alles schon der Mission Eigenthum sei und nicht mehr Herrn Schwartz gehöre. Weil der sel. Mann Zuschuß von dem Gouvernement hatte, von dem er alle Ausgaben in Tanjour und Palamkotta bestreiten konnte, so ließ er die Interessen und manchmal auch sein Salarium zu dem Missionscapital schlagen. Auch vermehrte dieses sich dadurch, daß wir Compagnie-Bonds für den Preis kauften, den die Besitzer verlangten, und der damals angefangen hatte in den Zeitungen bekannt gemacht zu werden. Es darf sich also Niemand wundern, daß er so viel für die äußere Erhaltung der Mission thun konnte."

Ein andrer Punkt im Testamente, der Erläuterung bedarf, ist die Art und Weise, wie Schwartz seiner Verwandten gedenkt und sie bedenkt: „Weil meine Anverwandten von dem, was ich hinterlasse und der Mission gewidmet habe, nichts zu fordern haben, so hinterlasse ich ihnen 500 Sternpagoden als ein Zeugniß meiner Liebe, welche die Kinder meiner Geschwister in gleiche Theile unter sich theilen sollen." In erfreulichen Verhältnissen lebte ja von allen Verwandten nur die Familie der rechten Schwester Maria Sophia Knospe, man könnte also aus dem Uebergehen der armen Verwandten Schwartz einen Vorwurf machen. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß er für seine Verwandten nach Ausweis der Acten stets sehr freigebig gesorgt hat und während seiner Lebzeiten nicht unerhebliche Summen ihnen hat auszahlen lassen. Mit seinem ehrenwerthen Schwager Knospe und, nach dessen am 15. Mai 1787 erfolgten Tode, mit dessen biederem und frommem Sohne Meister Christian Friedrich Knospe, der auch als treuer Missionsfreund pünktlich seinen Jahresbeitrag nach Halle sandte, hat er bis an sein Lebensende in regelmäßigem Brief-

wechsel gestanden. Noch in seinem letzten Brief klagt er, im letzten Jahre keine Nachricht von seinen Verwandten erhalten zu haben. Bis auf entfernte Vettern und Basen erstreckte sich seine Fürsorge; wenn er durch Mittelspersonen Genaueres über sie erfahren hatte, schickte er ihnen gern eine Unterstützung. So unterstützt er durch den Bruder seines Collegen, den Pastor Jänicke, eine Mutterschwester, die Muhme Frau Rostin, welche in Berlin bei ihrem Sohn einem Sergeanten wohnte, so wandert Geld an eine Schwestertochter die Wittwe Reich nach Frankfurt und an eine andre, die Frau Kienast nach Pribrow. Den Kindern der unglücklich verheiratheten Stiefschwester Frau Martini, welche ihn überlebend 1805 starb, sicherte er umsichtig Haus und Aecker, indem er seine Unterstützungen als Hypothek auf der Kinder Namen eintragen ließ. Selbst für seinen Bruder Karl Ludwig bezahlte er noch, als dieser längst Pastor war (er stand vom August 1775 bis an seinen Tod April 1811 als Pastor in Hohenziatz bei Möckern), 50 Thaler Universitätsschulden. Wenn er aber die im Verhältniß zu seinem eigentlichen Missionsgehalt nicht unbedeutenden 500 Sternpagoden d. i. etwa 1300 Thaler nicht seinen Geschwistern, sondern deren Kindern vermacht, so wird diese Fassung allerdings nicht blos mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Frau Martini gewählt sein, sondern um Karl Ludwig *), der keine legitimen Kinder hatte, zu übergehen, da über seine Amtsführung nach kurzem bessern Anlauf nur traurige Nachrichten nach Indien gekommen waren. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß trotz dieser Enterbung er seines verstorbenen Bruders in aller Ehrerbietung und Bewunderung gedenkt, auch um fernere Zusendung der Missionsberichte und um ein Portrait seines Bruders bittet.

Mit letzter Bitte bewies er freilich, daß er bisher sich um die Missionsnachrichten wenig bekümmert hatte, denn denen war schon im Jahre 1790 Schwartzens Portrait beigegeben. Als Jänicke herauskam, mußte er nämlich allen Missionaren den Wunsch der Londoner Societät mittheilen, ihre Bildnisse einzuschicken, welche in Oel gemalt, sollten im Sitzungssaal aufgehängt werden. So überschickte denn auch Schwartz eine wohlgerathene Zeichnung, nach welcher in Halle ein Kupferstich gefertigt und ein Theil der Abdrücke für England mit

---

*) Er schreibt sich Schwarze, während der Missionar in Indien sich stets Schwartz oder anglisirt Swartz geschrieben hat. Der noch lebende betagte Brudersohn, ein Organist und Musiklehrer, schreibt sich wieder Schwarze.

englischer Unterschrift abgezogen wurde. Der König von Tanjour Serfogi (er kam schon im Juni 1798 nach Amir Sings Absetzung auf den Thron und regierte bis 1834) hatte ein wohlgerathenes Portrait unter seinen Ahnenbildern hängen. Da der Fürst öfter Copien an Engländer geschenkt hat, ist dieses vielleicht das Original zu dem Bildniß vor der englischen Biographie, welches von dem alten Halleschen (im Chorrock, und Profil) ganz verschieden ist. Das schönste bis jetzt existirende Bildniß, welches nach der treuen und saubern Copie eines Eingebornen von Tanjour gestochen, dem Leipziger Missionsblatt von 1864 beigegeben ist, und durch Freundlichkeit des Leipziger Missionscollegiums auch diese biographischen Notizen wieder begleitet, ist dem Londoner Abdruck so ähnlich, daß wohl eine gemeinsame Quelle anzunehmen *).

Die dankbaren Verehrer des Missionars haben aber an einfachen Portraits sich nicht genügen lassen. Als Uebele in der Londoner Societät die Trauernachricht verkündigte, wurde der präsidirende Bischof sehr bewegt und beantragte, die Societät möchte den unschätzbaren Mann durch Errichtung eines Denkmals in Madras ehren, was sofort, nach Nachricht vom 1. April 1799, angenommen wurde, und der früher in Kalkutta stationirte Prediger Owen verfaßte auch ohne Zögern eine lateinische Inschrift zu dem Denkmal. Wie

*) Bei dem Leipziger Portrait ist als kleine Ungenauigkeit zu bemerken, daß unter dem rechten Auge eine kleine Warze sein sollte. Daß es verschiedene Abnahmen gegeben hat, zeigt auch eine Notiz Pohle's in seinem Tagebuch unterm 10. Dec. 1801: „Der jetzt hier commandirende Oberst, ein großer Freund von unserm sel. Vater Schwartz, machte mir ein Geschenk mit einem Kupferstich von demselben. So wohl getroffen habe ich sein Bildniß noch nie gefunden, ob ich gleich verschiedene Abbildungen von ihm gesehen habe. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns und rührte uns bis zu Thränen. Ich habe hernach erfahren, daß jeder dieser Kupferstiche hier 10 Sternpagoden (gegen 25 Thaler) kostet." Dies scheint sich auf eine andere Abnahme zu beziehen, als diejenige, welcher im Briefwechsel Kohlhoffs mit den Duffins Erwähnung geschieht. Mrs. Duffin dankt für ein ihr am 30. März 1795 übersandtes Portrait: „Wir empfingen Herrn Schwartzens Bild, gezeichnet von Baron Reychel. Es ist gut, obwohl nicht schmeichelnd. Wir werden es unser Leben lang bewahren und sind dem Baron für die Zeichnung und unserm würdigen Freund für das Sitzen dazu dankbar." Bei der Gelegenheit erfährt man, daß Schwartz sehr gegen solche Abnahmen war und einen Freund, der ihn während der Predigt abgenommen, scharf zurechtwies. Von Reychel ist weiter nichts bekannt, als daß er für den König in Tanjour ein Palais baute und am 17. Mai 1796 starb. cf. Madr. Quart. Miss. Journ. II, 355.

es gekommen ist, daß dieser Beschluß nicht unverzüglich ausgeführt wurde, so daß später ein directes persönliches Schreiben Serfogi's vom 28. Mai 1801, ihm ein Monument für die Fortkirche in Tanjour zu senden, jenen ersten Beschluß entweder modificirte oder ganz überholte, läßt sich nicht erkennen. Jedenfalls wird Taylors Unterstellung, als sei Serfogi's Brief und die ganze Denkmalunterhandlung eine von Gericke gemachte Sache durch die viel frühere, selbständig ohne Anregung gefaßte heimische Resolution hinfällig. Selbst für den höchst unwahrscheinlichen Fall, daß Taylors Argwohn, als ob der Raja die Kosten des Denkmals nicht selbst getragen habe, wahr sein sollte, welches wir weder bestreiten noch begründen können, wäre die Tragung der Kosten von der Societät nur eine Folge ihrer Resolution, und das Denkmal dennoch ein Beweis auch der Dankbarkeit des Fürsten, der ja auch an diesem Einen Erweise sich nicht genügen ließ, sondern in aller Weise die Christen und die Missionare begünstigte und dadurch nicht wenig dazu beitrug, daß so viele seiner Unterthanen in den nächsten Jahren nach Schwartzens Tode den christlichen Glauben annahmen. Das von dem Künstler Flaxmann ausgeführte Marmordenkmal mit schönen Basreliefs zeigt Schwartz auf dem Todtenbette. Hoffnung des ewigen Lebens blitzt aus dem brechenden Auge, das ganze edle Antlitz ist wie vom Heiligenschein verklärt. Gericke mit der Bibel in der Hand steht im Talar zu Häupten, vor ihm neigt sich der Raja mit zwei eingebornen Dienern, drei Waisenknaben trauern nicht weit vom Fußende. Die englische Unterschrift giebt Geburts- und Todestag an und schließt: „Seine natürliche Lebhaftigkeit gewann die Zuneigung, die fleckenlose Rechtlichkeit und Reinheit seines Lebens forderte als Tribut die Achtung der Christen, Muhamedaner und Hindus. Denn regierende Fürsten, Hindu wie Muhamedaner erwählten den demüthigen Pastor zum Vermittler bei ihren politischen Verhandlungen mit der britischen Regierung und dieser selbe Marmor, welcher hier seiner Tugenden erinnert, wurde errichtet durch die freigebige Zuneigung und Achtung des Raja von Tanjour, Maharaja Serfogi." Anfänglich konnte sich der Fürst gar nicht vom Denkmal trennen, und als er es an der Westmauer der Kirche im kleinen Fort aufstellen ließ, kam er noch Jahrelang täglich es zu besuchen, wobei freilich heidnischer Aberglaube mitwirksam gewesen sein könnte. Die schönen englischen Verse auf der Granitplatte, welche in der Grabeskirche des ehrwürdigen Missionars Gebeine deckt, sind auch aus der Feder dieses Hindufürsten geflossen und mögen da-

her, obschon wiederholt ins Deutsche übertragen *), auch hier wieder stehen, und zwar in Dr. Graul's Uebersetzung:

Fest warst Du, weise, demüthig;
Redlich, rein, unverstellt gütig;
Vater der Waisen, der Wittwen Stütze;
Tröster in jeglicher Trübsalshitze;
Denen in Finsterniß Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit;
Segen den Fürsten, den Völkern und mir;
Daß ich, mein Vater, nachwandele Dir,
Wünschet und bittet Dein Serfogi hier.

Im October 1807 sandten die Directoren der Ostindischen Compagnie ein andres Marmordenkmal heraus, welches in der Fortkirche zu Madras aufgestellt werden sollte. Das Begleitschreiben spricht in den anerkennendsten Ausdrücken über die hohen Verdienste des verewigten Missionars: über keinen Gegenstand sei der Hof der Directoren so einstimmig gewesen wie in dem angelegentlichsten Wunsch, das Gedächtniß dieses ausgezeichneten Mannes zu verewigen und andere zur Nacheiferung seines großen Beispiels anzueifern. Der Künstler Bacon hat gleichfalls die Sterbescene dargestellt, Waisenkinder und Missionare umgeben Schwartz, seine Hand zeigt auf das von einem herabschwebenden Engel getragene Kreuz. Embleme des Missionsdienstes sind darunter angebracht. Die ausführliche, alle Hauptthaten seines Lebens anzeigende Inschrift ist von dem schon erwähnten Freunde Hudleston, der damals einer der Directoren der Compagnie war. Als das Denkmal aufgestellt war, erschienen sämmtliche hohe Behörden und hörten die Gedächtnißrede des Kaplans Kerr an, welcher passend das Schriftwort zu Grunde gelegt war: Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren. Nach ausdrücklichem Befehl der Directoren mußten auch die Eingebornen zur Besichtigung des Denkmals eingeladen und die Inschrift in die Landessprachen übersetzt überall verbreitet werden, wo Schwartz gewirkt hatte. Solche ausgesuchte Ehre ist von der englischen Regierung selten einem Europäer in Indien erwiesen worden; die stolze englische Nation suchte wirklich ihre Ehre darin, den schlichten deutschen Missionar in dem sprüchwörtlich gewordenen altmodischen, abgetragenen Rock dankbarst zu erheben.

---

*) Z. B. von Krohn in seiner Uebersetzung von Bischof Hebers Leben. Berlin 1831. II. p. 387.

Gegen solche Anerkennung treten die Ehrenbezeugungen der eignen deutschen Landsleute ganz in den Schatten. Doch thut es zunächst wohl, von seinen deutschen Collegen nur Worte der Bewunderung und Verehrung zu hören. Manches Wort hat schon angeführt werden dürfen, und kaum war er verschieden, so bemühten sie sich als ein Liebesdenkmal alles auf sein Leben Bezügliche zu sammeln, um es dann herauszugeben. Pätzold, indem er von diesen Bemühungen Nachricht giebt, namentlich daß von Kohlhoff und Jänicke englisch und deutsch Manches aufgezeichnet wäre, auch daß verschiedene seiner Katecheten wichtige Bemerkungen über sein Leben und seinen Charakter wie über seine Amtsführung gesammelt hätten, fügt sehr schön und treffend bei: „Unwidersprechlich wahr ist es, Herr Schwartz war ein Mann, nicht nur von außerordentlichen Gaben des Verstandes, sondern auch von außerordentlichem und unerschrockenem Muthe, und dabei ein Mann von ungeheuchelter Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Gottvertrauen. Er konnte mit allem Rechte bei der Mission ein zweiter Luther genannt werden, weil er fast 50 Jahre lang mit beispiellosem Eifer in diesem Felde arbeitete, und dabei weder die Hitze des Tages, noch die Schrecknisse gefahrvoller Nächte scheuete. Er war der Retter, Wohlthäter, Vater und Versorger vieler tausend Elenden und Hülfsbedürftigen unter Heiden und Christen, in guten und bösen Tagen, in Kriegs- und Friedenszeiten. Dagegen wurde er auch von allen, die ihn kannten, in Ehren gehalten." Die verschiedenen Sammlungen von Notizen flossen dann in Gericke's Hände zusammen, welcher am 11. Februar 1802 erfreulicher Weise melden konnte: „Ich habe in der Regenzeit einen guten Anfang gemacht, das Leben des seligen Schwartz zu beschreiben, das so viele vornehme Freunde in England von mir verlangt haben und hoffe es fortsetzen und vollenden zu können, ehe ich nächstens wieder eine Reise unternehme."

Die Inhaltsangabe des zu erwartenden Werkes wird von den Trankebarschen Missionaren voraufgeschickt, und da sie in kurzen Worten auch das Resultat der hier vorgelegten Forschungen giebt, möge sie auch hier als Recapitulation aufgenommen werden: „Das Andenken an unsern lieben verstorbenen Bruder Schwartz bleibt unvergeßlich bei uns Allen, die wir so glücklich gewesen sind, durch seine christliche Weisheit, seinen glühenden Eifer und vor allem durch sein fast unübertreffliches Beispiel belehrt, erbaut und geleitet zu werden. — Hiermit vereinigte er Talente, die man nur selten so vereinigt findet. Seine Gespräche waren so unterhaltend und einnehmend, daß nicht

nur die Christen dadurch entzückt und erbaut wurden, sondern auch Heiden von verschiedener Denkungsart ihn bewunderten. Viele wurden durch ihn erweckt, und Andere wurden wenigstens von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und sahen ein, daß ein wahrer Christ wirklich ein höchst glücklicher Mensch ist. Er war immer derselbe in Palästen und Hütten, unter Vornehmen des höchsten Standes und unter der ärmsten Klasse von Menschen. Ob es gleich unläugbar ist, daß wahre Christen ihre Feinde haben, so können wir doch bei ihm eine Ausnahme machen und versichern, daß er, so viel wir wissen, keinen hatte, wenigstens keinen, der es lange geblieben wäre. Wenn er in einer Gesellschaft, die aus noch so verschiedenen und entgegengesetzten Charakteren bestand, zu sprechen anfing, war Jedermann erfreut ihn anzuhören, da er mit so viel Sanftmuth sprach, und immer von Gegenständen, die der ganzen Gesellschaft interessant waren. Er wußte das Gespräch so geschickt auf religiöse und erbauliche Gegenstände zu leiten, daß ihm Jedermann gern zuhörte. Nie fehlte es ihm an Worten oder wichtigen Materien, nie wurde er durch unerwartete Einwürfe verlegen gemacht: er beantwortete sie mit so viel Gegenwart des Geistes und mit solcher Scharfsinnigkeit und Genauigkeit, daß Jeder dadurch überzeugt oder doch zum Stillschweigen gebracht wurde. Mit diesen Fähigkeiten verband er so viel Demuth, daß er nie solche beschämte, die ihm an Talenten nachstanden; nie ließ er sie sein Uebergewicht fühlen, sondern er erweckte und ermunterte Andere, auch ihre Meinung zu sagen, welches er mit Ruhe erwartete und anhörte, ohne Jemand durch unangenehmes Einreden zu unterbrechen. — Er bekannte Christum vor hohen und niedern Ständen, und nie wissen wir, daß er aus einer Gesellschaft gegangen wäre, ohne dies gethan und einen guten Samen in die Herzen ausgesäet zu haben. Er überließ es dann denen, die ihn hörten, was für einen Boden dieser Same in ihren Herzen finden würde. Wir haben Beispiele, daß er früher oder später aufgegangen ist, und es ist erfreulich, wenn man noch oft von Vornehmen und Geringen das wiederholen hört, was er ihnen sagte, und was mehr oder minder Eindruck auf sie gemacht hat. Wenn er Hohen oder Niedrigen sein Mißfallen zu erkennen gab, so geschah es immer mit einem so freundlichen Benehmen, daß Niemand nur im Geringsten dadurch beleidigt werden konnte. Wir könnten von dem, was wir bisher gesagt haben, redende Beweise anführen, davon wir uns aber enthalten müssen, da wir von seinem unvergleichlichen Charakter wohl ein gan-

zes Werk schreiben könnten, wenn wir Alles weitläuftig beschreiben wollten."

Leider ist dies aus Gericke's Hand zu erwartende Werk nicht erschienen. Nachdem der hochbegabte und fromme Jänicke, der den ausgezeichnetsten Missionaren beigezählt werden muß, am 10. Mai 1800 seinem langen Leiden erlegen und neben Schwartz gebettet war*), hatte Gericke, kaum klingt es glaublich, neben Madras noch die Sorge für die südlichen Gemeinden in Tinnewelly zu übernehmen, wo Schaaren sich zur Annahme des christlichen Glaubens drängten. Da war an schriftliche Arbeit nicht zu denken, die Arbeit überwältigte ihn, und am 2. October 1803 ereilte ihn, den man Schwartzens Melanchthon zu nennen pflegte, auf einer Berufsreise der Tod. Nun wäre die Verpflichtung zu ausführlicheren Mittheilungen über Schwartzens Leben auf die Tanjourschen Missionare übergegangen, aber dort stand seit April 1803 Kohlhoff ganz allein. Holzberg war nämlich gar nicht wohl eingeschlagen, er behandelte Kohlhoff ganz verächtlich und wollte in Tanjour einen ganz neuen Grund legen, Gericke berichtete mit bedenklichen Kopfschütteln auch eine bezeichnende Aeußerung nach London: „Hier ist nichts zu machen, hier soll es beim Alten bleiben; so wie es Vater Schwartz gemacht hat, so soll es unverändert fortgehen." Da kam im März 1803 von London die Bestätigung der von sämmtlichen Missionaren geforderten Versetzung Holzbergs nach Kudelur.

Dadurch wurde der Mecklenburger Horst, der seit 1792 von Gericke als Lehrer und Katechet dort gehalten war, disponibel. Er hatte vollständigen Gymnasialcursus genossen und angefangen Medicin zu studiren, war dann aber als Soldat nach Indien gegangen, um da wieder zu wechseln und das Schulfach zu erwählen. Horst, der im Rufe eines überspannten Pedanten stand, kam nun zunächst nach Trankebar, um das Tamulische zu lernen und wo möglich zur Ordination vorbereitet zu werden, welche sein Schwager Pohle schon lange angelegentlich betrieben hatte. Schon zu Schwartzens Lebzeiten war diese Frage aufgeworfen, wie Gericke erzählt: „Da Herr Pohle mit unserm seligen Vater Schwartz von Herrn Horst gesprochen und den Wunsch geäußert

*) Jänicke's Leben ist beschrieben von einem Anonymus zu St. Alban Hall in Oxford. Das kleine Werk, welches leider nicht zu erlangen war, ist betitelt: »Memoirs of the Rev. J. D. Jaenicke, a fellow labourer of Schwartz at Tanjore, interspersed with many original letters and notices of Schwartz, London 1833.«

hatte, daß man ihm doch zur Ordination verhelfen möchte, schrieb letzterer gleich an mich, daß er geradezu und im Ernst gesagt hätte: Nein. Mir war der Vorschlag damals ganz unerwartet, und ich schrieb an Herrn Schwartz, daß, ob ich gleich viel Gutes an dem Mann gefunden hätte, ich doch meine großen Bedenklichkeiten wegen des Vorschlags hätte, insonderheit daß er nach erhaltener Ordination nicht mehr so lenksam sein würde. Der selige Vater schrieb darauf, daß er daran sehr zweifle." Trotzdem befürwortete Gericke noch selber die Ordination wegen der traurigen Lage der Mission und da auch Horst sein wunderliches Wesen mehr und mehr ablege. Nach dreijähriger Anwesenheit in Trankebar ging denn Horst 1806 nach Tanjour und wurde von Pohle unter Assistenz von Kohlhoff und Holzberg am ersten Advent des Jahres examinirt und ordinirt ohne Betheiligung der Trankebarschen Missionare *)." Pohle war zu diesem Schritt durch den bekannten, auf die kirchlichen Verhältnisse Indiens so tief einwirkenden Claudius Buchanan ermuthigt, und es war wohl Dankbarkeit, wenn Horst gemeinsam mit Pohle für Buchanan, der eine Biographie von Schwartz schreiben wollte, im Jahre 1809 sehr schätzbares Material über die Zeit von 1726—1758 übersandte, welches aus den gedruckten deutschen Berichten und Predigtmanuscripten geschöpft war. Im nächsten Jahre wollte Horst den Rest senden, aber siehe, im Juli 1810 senkte man ihn in die Gruft neben Schwartz.

Für Kohlhoff war nicht sobald ein europäischer Gehülfe zu erlangen, er mußte sich 1811 mit der Ordination von vier eingebornen Katecheten behelfen. Der im Herbst 1813 zu seiner Unterstützung herausgekommene Missionar Jacobi aus Sachsen, der in Concession gegen die episkopale Strömung **) in Kopenhagen ordinirt war, starb als

*) Aus Trankebar wird darüber geschrieben: „Von Kudelur kam Herr Horst nach Trankebar, um an der portugiesischen Gemeinde zu arbeiten, in der malabarischen Sprache unterrichtet und entweder Herrn Kohlhoff oder Herrn Pohle assistirt zu werden. Er hielt öfters bei uns an hier ordinirt zu werden, welches wir aber aus gewissenhaften Gründen für bedenklich hielten. Es wurde uns deswegen das Vorhaben, ihn zu ordiniren, nicht vorher gemeldet, noch einer von uns dazu eingeladen, welches doch allemal bei jeder Ordination von den dänischen Missionaren gegen die englischen beobachtet worden. Wir wollen diese gegen die ehemalige brüderliche Verbindung streitende Handlung hier nicht beurtheilen, sondern nur wünschen, daß Herr Horst als ein würdiger Missionar nützlich werden möge."

**) Möglicher Weise hatten sich auch die Verhältnisse in Wernigerode geändert, so daß dort keine Ordination mehr sein konnte, denn der 1818 berufene

zweiundzwanzigjähriger Jüngling nach viermonatlicher Krankheit am 22. Februar 1814, und wieder wurde neben Schwartzens Gruft ein Grab gegraben. Daß bei solchen Unglücksfällen und der ungeheuern Arbeitslast Kohlhoff keine weiteren Beiträge zur Lebensgeschichte seines Pathen und Lehrers liefern konnte, liegt auf der Hand. So ist es denn gekommen, daß die Biographie von dem Engländer Pearson gearbeitet werden mußte, dem die Ostindische Compagnie ihre Archive, Schwartzens englische Freunde ihre Correspondenz zur Verfügung stellten. Es ist und bleibt eine sehr werthvolle Arbeit, aber sie vermag doch das Bedauern nicht zu unterdrücken, daß die werthvollen speciellen Nachrichten, welche allein von den deutschen Amtsgenossen gegeben werden konnten, unwiederbringlich verloren sind.

Einen geringen Ersatz versuchen nun die vorstehenden Blätter zu geben, über welche als in einem Nachwort eine kurze Aussprache gestattet sein möge. Die nach Halle gesandten Briefe der Missionare konnten aus verschiedenen Gründen ihrer Zeit nicht vollständig veröffentlicht werden, und nur Unverstand kann der Redaction der alten Halleschen Missionsberichte einen Vorwurf daraus machen. Vertraute Privatbriefe zu veröffentlichen wäre Bruch des Vertrauens gewesen, manche persönliche Nachrichten gehörten nicht vor das große Publicum oder hätten dasselbe, so lange die Träger des Namens noch unberühmt waren, nicht interessirt. Schwierige und discrete Verwaltungsfragen mußten verschwiegen bleiben, wenn nicht die fernere Leitung der Mission unmöglich gemacht werden sollte. Selten sind es hiernach ganze Briefe, zumeist nur einzelne Sätze, die in früheren Zeiten nicht verwerthet werden konnten. Solche übrig gebliebenen Brocken zu sammeln ist dem zu Folge Hauptzweck der gegenwärtigen Schrift, es waren also überall die eigenen Worte der Manuscripte zu geben und nicht in leichter fließender Sprache ihr Inhalt darzulegen. Ferner mußten nach dem Plane sonst bekannte wichtige Ereignisse oft nur kurz berührt, bisher unbekannte Kleinigkeiten aber nicht selten ausführlichst behandelt werden. Endlich steht diese Arbeit nicht allein, sondern verfolgt mit zwei früheren Schriften über „Fabricius“ und „Ziegenbalg und Plütschau“ den gleichen Zweck, was im Halleschen Missionsarchive an unverwerthetem Material noch zu finden ist, den Missionsfreunden zu

---

Schwarzburger Speerschneider wurde im großen Versammlungssaal der Franckeschen Stiftungen in Halle ordinirt.

bieten. Diese Absicht ist nun jetzt im Großen und Ganzen ausgeführt, so daß wesentlich neue Nachrichten über die alte Mission in dem Archive nicht mehr zu finden sein werden. Dies bei dem Umfang der Acten nicht leicht erreichbare Ziel bedingte wiederum die Aufnahme mancher Notizen, die zu einem Leben von Schwartz nur in entfernter Beziehung stehen, aber für die ganze Missionsgeschichte von Bedeutung sind. Wenn daher der Vorwurf laut werden sollte, es sei hier keine einheitliche Arbeit, keine vollständige Biographie, keine eingehende selbständige Charakteristik geboten, sondern nur eine Materialiensammlung als Grundlage zu weiteren Arbeiten, so wird es der Verfasser schweigend hinnehmen, so sehr er getrachtet und bisweilen gehofft hat, das Leben und Wirken des ehrwürdigen Missionars werde trotz der unvermeidlichen Mängel der Darstellung schließlich lebendig und frisch und um manchen einzelnen Zug bereichert den Missionsfreunden vor Augen stehen.

Und nun noch ein Geständniß, welches Worte des Bischofs Heber einleiten mögen: „Ueber Schwartz und seine funfzigjährige Wirksamkeit unter den Heiden, seinen außerordentlichen Einfluß und die Beliebtheit, in welcher er sowohl bei den Hindu als bei den Muselmanen und den mit einander wetteifernden europäischen Regierungen stand, brauche ich nichts weiter hinzuzufügen, als daß meine Idee von ihm sich sehr gehoben hat, seit ich in den Süden Indiens kam. Ich pflegte wohl zu argwöhnen, daß bei all seinen großen Eigenschaften doch eine zu große Mischung von listigen Kunstgriffen in seinem Charakter gelegen habe; daß er zu viel politischer Prophet gewesen, und daß die Verehrung, welche ihm die Heiden zollten und noch zollen, worin sie ihn fast wie ein höheres Wesen betrachten, indem sie Kränze und brennende Lichter vor seine Statue hinstellen, durch ein unverantwortliches Uebereinkommen und durch Nachsicht mit ihren Vorurtheilen erkauft sei. Nun aber finde ich mich ganz getäuscht. Er war einer der thätigsten und furchtlosesten, sowie einer der erfolgreichsten Missionare, welche seit den Aposteln aufgetreten sind. Zu sagen, daß er uneigennützig hinsichtlich des Geldes gewesen, würde nichts sein; — er war aber ganz unbekümmert um Macht, und großer Ruf reizte ihn nie, selbst wenn er dabei auch in dem äußerlichen Schein der Niedrigkeit stand. Sein Wesen war ganz einfach, offen und liebevoll und in seinen politischen Geschäften, die er nicht suchte, die ihm aber in den Weg traten, nahm er nie den Schein der Unparteilichkeit an, sondern handelte wie der öffentlich anerkannte, aber gewiß immer erfolgreiche und scharfsinnige Agent des seiner Sorge anvertrauten verwaisten Fürsten, gegen

welchen er des Bekehrungsversuchs zum Christenthum aus einer Art Ehrgefühl sich enthalten zu haben scheint."

Mit Ausnahme des ganz falschen und hinlänglich widerlegten Vorwurfs in den letzten Worten, ist dies Geständniß auch völlig das meinige. Obgleich ich selbst an den Schauplätzen der Wirksamkeit des großen Missionars geweilt, an seinem Grabe wie an seiner Wiege gestanden, hat doch erst ein genaues Studium der alten Acten mir meine anfänglichen Vorurtheile, namentlich bezüglich seines politischen Wirkens, und als sei er von späteren Historikern zu sehr gelobt worden, gänzlich genommen. Mit großem Widerstreben und im Bewußtsein, manchem Bewunderer Unangenehmes offenbaren zu müssen, habe ich den Wünschen einsichtiger Missionsfreunde nachgegeben. Aus einem gewissen Mißtrauen gegen mich selbst und mit zur Selbstüberzeugung habe ich alle Urtheile, namentlich der Zeitgenossen, gesammelt und angeführt, um nun erst meiner eignen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß er auch mir als Mustermissionar dasteht in seiner Bereitschaft und Fertigkeit, überall und zu jeder Zeit und stets passend Zeugniß abzulegen von Christo und der Seligkeit im Glauben an Ihn, dasteht in der Fernhaltung, wie in der Verbindung und Verwerthung der politischen Geschäfte zu Missionszwecken, bewundernswerth auch wegen der seltenen Gabe, ohne die geringste Verläugnung eigner Ueberzeugung im persönlichen Verkehr Niemanden zu verletzen und sich feind zu machen — zweifach bewundernswerth in einer so überaus elenden, glaubenslosen Zeit, eine hochragende Säule und Ruinen rings umher, ein Leben spendender Quell, der eine grünende Oase um sich schafft in der Wüste!

Und dieser größte Missionar der neueren Zeit ist ein Sohn der lutherischen Kirche, ja der lutherischen Kirche Deutschlands. Von seinen Glaubensgenossen und seinen Landsleuten ist ihm kein Marmordenkmal gesetzt, nur eine einfache Tafel in der Kirche seiner Geburtsstadt erinnert an ihn *), aber zu einem schöneren und dauernderen Denkmal

*) Da der englischen Inschriften gedacht ist, muß mit Beziehung auf S. 2 die Inschrift der bescheidenen deutschen Denktafel doch auch noch gegeben werden: „Gedenktafel dem Missionar von Ostindien, dem seligen Christian Friedrich Schwartz, geb. in Sonnenburg am 22. October 1726, gestorben in Tanjore am 13. Februar 1798, errichtet von Freunden der Mission in und um Sonnenburg den 22. October 1855. Daniel 12, 3." In einem Artikel der Biene Februar 1868 über jene Gedenktafel heißt es sehr schön und richtig: „Schwartz war ebenso groß als Missionar, wie als Staatsmann, aber in beiden Beziehungen derselbe Bote des Friedens." Demselben Artikel ist auch zur Ergänzung und Richtigstellung des über Schultze's Reisen S. 11 Gesagten zu entnehmen, daß derselbe 1745 und 1749 Sonnenburg besucht hat.

können und sollen wir unausgesetzt Bausteine hinzutragen, zu der Erhaltung und Erweiterung der von ihm gegründeten Mission. Ein edles und hochbegabtes Volk ist das Object seiner Missionsthätigkeit gewesen, ein Volk, welches grade für die Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche besonderes Verständniß und Bedürfniß zeigt, ein Volk, unter welchem seit der Apostel Tagen, auch das Mittelalter hindurch, wie die Geschichte der Thomaschristen Indiens lehrt, mit Erfolg missionirt ist. Dem tamulischen Volk war die erste Missionsliebe unserer frommen Väter geweiht.

Es war große Gefahr, daß der lutherischen Kirche dies ihr umbetetes und gesegnetes Missionsfeld verloren ging, daß eine fremde Confession erntete, was die edelsten Söhne unserer Kirche gesäet, ja noch trauriger, daß die mit viel Thränen geweideten Seelen ins Heidenthum zurückgestoßen wurden. Mit welcher Wehmuth würden wir dann das Leben von Gottesmännern wie Ziegenbalg, Fabricius und Schwartz lesen und bearbeiten, nur aus historischem Interesse. Jetzt aber ist es ein Studium, aus welchem man Früchte hoffen darf für die Missionsarbeit der Gegenwart, welches eine reiche Schatzkammer von Missionserfahrungen aufschließt, um so werthvoller, als wir sie, Gott Lob! auf demselben Felde verwerthen dürfen, auf dem sie einst im Glauben gesammelt wurden. Zwar in den Missionshäusern und Kirchen, die Schwartz in Tritschinopoli, Tanjour und Combaconum erbaute, sind seine Landsleute und Glaubensgenossen jetzt beargwöhnte Gäste, von seinem reichen Legat haben nicht nach seinem Willen die „deutschen Brüder" den Nießbrauch, sondern englische hochkirchliche Missionare ohne Verständniß für das deutsche Gemüth und die lutherische Tiefe und Innigkeit ihrer Vorarbeiter in diesem Weinberge. Der äußere Besitz ist uns verloren, aber die lebendigen Bausteine sind uns geblieben: an den Enkeln der von Schwartz aus dem Heidenthum und Papstthum gewonnenen Tamulen wird in Tanjour, Tritschinopoli und Combaconum, ja darüber hinaus in Negapatnam und Coimbatur wiederum von lutherischen Missionaren, und zwar mit großer Treue und Hingebung, gearbeitet. Zwar fehlt es überall noch äußerlich, hier an Kirchen, dort an Missionshäusern. Der Gunst und Unterstützung der Herren des Landes und fremder Confessionsverwandte haben sie sich auch nicht zu erfreuen, aber dafür beten und arbeiten mit ihnen die Lutheraner aller Länder und Sprachen.

Möchte diese helfende Missionsliebe immer mehr sich vertiefen und erweitern, möchte auch die erweiterte Kenntniß von den Thaten und Leiden der alten Missionsväter zu brünstigeren Gebeten und zu

reichlicheren Gaben anreizen helfen! Gott sei gepriesen, daß er uns solche Führer und Vorläufer in der Missionsarbeit gegeben hat. Es müsse zu ihren Ehren die Losung aller lutherischen Missionare draußen und aller Missionsfreunde daheim sein und bleiben:

Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.

Anhang.

I.

WohlEhrwürdiger
In dem Herrn theuerster Bruder Herr Pasche,

Ihre brüderliche Zuschrift habe vor einigen Monaten erhalten nebst den mir sehr angenehmen Anmerkungen über den Fall Petri ꝛc.*), wofür Ihnen gar brüderlich danke. Daß bisher sich noch kein Subjectum für hiesige Mission gefunden, ist freilich traurig; indeßen hoffe zuversichtlich, der gnädige Gott werde um Christi Willen an uns und die armen Heiden gedenken, und zu seiner Zeit einen Mann, der sich für hiesige Umstände schicket, senden. — Auf Ihn und seinen weisen Rath wollen wir demütig sehen und uns demselben von Hertzen unterwerfen. Er ist der HErr, er thut nicht was unsrem Eigenwillen, sondern was Ihm, dem weisen, heiligen und gnädigen Gott wohlgefält! — Wegen des Schreibens der Tranqueb. Brüder an die Societät, habe alles, nach des theuren Vater Herrn Ziegenhagen, väterlicher Meinung einzurichten gesucht. Ich höre auch, daß der l. Bruder Herr Gerike das Schreiben der Brüder in Trankenbar ins Englische übersetzet hat. — Die Bücher so Mr. Bourdillon begehret, sind auch, wie mir von Trankenbar aus berichtet worden, abgesandt worden, welche sie ihm, unter hertzlichem Grus übergeben wollen. Kan ich einige Zeit ersparen, so will selbst ein paar Zeilen an ihn schreiben.

Von hiesigen Umständen will nicht viel mehr melden, da Ihnen mein kurtzes Diarium zusende, welches Sie, nach beliebiger Durchlesung, nach Halle an den theuren Herrn Prof. Freylinghausen gütigst befördern wollen.

Sonst befinde mich durch göttl. Güte noch wohl mit den 9 Gehülfen. Viermal habe eine Reise ins Land gethan außer den kleinen Touren. Die Catecheten haben ebenfals Reisen gethan und manches von Gutem und Bösem bemerket.

---

*) Aus Hofprediger Ziegenhagens Erbauungsstunden.

Nach menschlichem Ansehen solte man denken, wenn einen Gehülfen gehabt, so hätte dis und jenes geschehen können. Allein es ist beßer gantz still zu seyn und auf die Hülfe des Herrn, welcher zur besten Zeit Rath schaffen wird, zu harren.

Anitzo ist Herr John bei mir, welcher ein lieber Mann ist. Sein Hertz ist sehr auf die Ausbreitung des Werkes Gottes gerichtet. Er hat ein freundliches, aufgewecktes Wesen, auch gute Geschicklichkeit in der Sprache, welche er immer beßer zu excoliren suchet. Ich hoffe, Gott werde ihn zum brauchbaren und geseegneten Werkzeuge machen. Er hat zweimal eine Krankheit ausgestanden, wovon die letzte ihn ziemlich angriff. Ich schrieb deßhalben an die Brüder, bittende Sie wolten ihm eine Reise hieher thun laßen, damit auch sein schwacher Körper sich erholen möchte.

Er ist hier an 10 Tage gewesen — künftigen Monat werde mit Ihm nach Wallam und Tanschaur gehen, damit er im Lande etwas bekant werde. Er sendet seinen brüderlichen Gruß an Sie.

Die Landes-Umstände sind eine Zeit lang gar Trübsals voll gewesen, wegen der anhaltenden Theuerung. Die Noth stieg manchmal ziemlich hoch. Und doch hat der Herr unser Gott uns gnädiglich geholfen. Gelobet sei seine Güte!

Nun heißt es daß die Engelländer eine Garnison in Tanschaur legen wollen, — ja daß sie den König selbst werden einsetzen wollen, doch so, daß sie das Fort mit ihren eigenen Leuten bewahren wollen.

Gott lenke alles zur Ausbreitung seines Reiches. Er zerstöre mächtiglich alle Bollwerke des Satans und gebe Gnade daß die Einwohner zur lebendigen Erkentniß seiner Herrlichkeit und Gnade gelangen mögen!

Weil meine Augen so gar schwach werden: so wolte um 2 grüne vergrößernde Brillen bitten, doch muß das grüne Glas nicht See-Gras, sonder dunkel- oder Gras-grün seyn.

Der HErr unser Gott seegne und stärke Sie, gel. Bruder — Er fördere das Werk Ihrer Hände und laße Sie sehen und erfahren, daß Sein Seegen über Sie walte — Ich bin

Tranqueb. Jan. 18. 1776.

Ihr ger. Mitbruder in dem Herrn
C. F. Schwartz.

II.

HochEhrwürdiger Herr Professor [Freylinghausen],
In dem HErrn theuerster Herr und Gönner,

Ew. HochEhrwürden angenehmes Schreiben habe richtig erhalten und preise Gott für alle die Liebe, so er in Dero Hertzen gegen diß sein Werk gewirket. — Daß Dieselben noch keinen Gehülfen für dis Werk haben finden können, ist eine Materie der Demütigung. Indeßen sind Gottes Wege allezeit heilig, gerecht und gut. In seinem Willen kindlich zu ruhen, auf Ihn zu harren und in Demut seiner

Stunde zu erwarten ist unsre Pflicht, so zwar schwer, aber doch seelig ist — Das sind wir alle überzeugt, daß Ew. HochEhrwürden hertzlich gewünscht und ernstlich sich bemühet diesem Werke zu helfen. Der Herr wolle sich erbarmen und uns Hülfe nach seinem heiligen Rath senden. Ihm soll aller Ruhm und Preis dafür gebracht werden — die Ernte ist groß, der Arbeiter aber wenig, der Herr der Ernte wolle und wird Arbeiter nach seinem Hertzen senden! — Eben itzo ist Herr John bei mir, ein lieber, theurer Bruder, welcher gern und mit gläubigem Ernst an dem Werk arbeiten hilft. — Ich hätte ihn gern vor 2 Jahren gehabt; allein meine lieben Brüder in Tranquebar wolten ihn nicht mißen. Sonst wo ich ihn hätte, auch nur auf eine Zeit bekommen können, hätte es ihm und mir würden angenehm seyn. — Was dieses Werk betrift, so habe ein kurzes Diarium gesendet, welches der liebe Bruder Herr Pasche an Ew. HochEhrw. senden wird.

Durch Gottes Güte stehe noch auf diesem Posten und preise Gott in Demut, welcher mich so gnädiglich gestärkt, daß auch nicht einen Tag meine Arbeit, einiger Unpäßlichkeit halber, habe aussetzen dürfen.

Die Gehülfen sind gleichfalls noch bei Gesundheit und Kräften, deren 9 an der Zahl. Sie sind willig, mir nach ihrer ihnen geschenkten Gabe, zu helfen. Mit Schwachheiten und Uebereilungen muß man Geduld tragen, wohl erwegende, was der Vater im Himmel an uns täglich übersiehet und träget.

Die Zahl der Herbeygekommenen ist mit Kindern 206. Gott gebe, daß das ihnen verkündigte Wort ihnen zum ewigen Seegen gereiche. Die Arbeit an den armen Leuten ist zwar angreifend, und doch nicht ohne Vergnügen. Es hat wohl Mühe, die Gnade aber macht, daß mans nicht achtet. — Es wird mir schwehr auch nur einige Zeit zum Studieren auszufinden. Indeßen denke an das was b. Franckius geschrieben: Wenn man sich nicht zu Tische zu setzen Zeit hat, so nimt man hie und da ein Stücklein in den Mund und wird doch auch satt. — Nach der Arbeit wird sichs wohl ruhen.

Die 2 Schulen sind itzo in ziemlicher Ordnung. Gott wolle und wird uns weiter helfen.

So haben sich aus dem Lande manche Familien herbeygefunden, welche wir als ein Licht oder Saamen ansehen, wovon wir noch, wo wir treulich mit ihnen umgehen, neuen Seegen erwarten. Daher wir an ihnen fleißig arbeiten.

In dem verfloßenen Jahre habe 4 Reisen gethan, wobey manches zur Freude bemerkte, manches auch zur Betrübnis. Indeßen hoffe, Gott werde uns noch einen Seegen schenken in diesem Lande. — Der Feind hat lange Zeit sich in possession erhalten. Der Stärkere aber wolle ihn binden und sein vermeintes Recht ihm nehmen.

Hier um Tiruchinapally herum hat der Nabob Cavallery-Regimenter, bey welchen einen ordentlichen Gottesdienst habe zu befördern gesucht. An einem ist es mir auch schon zum Theil gelungen.

Hier scheint es, als ob mit Tanschaur wieder eine Veränderung vorgehen werde. Ein neuer Engl. Gouverneur Lord Pigot wird, wie es heißt, den König von Tanschaur wieder einsetzen. Gott lenke alles zu seinem Ruhm und Ausbreitung seines Namens.

Künftigen Monat, als den 21. huj. gedenke mit unserem Bruder Herrn John ins Land zu gehen, erst nach Wallam und von da nach Tanschaur. Der HErr unser Gott gehe mit uns und leite uns!

Ich hoffe noch einmal in diesem Monat an Ew. HochEhrw. zu schreiben, und so etwas vorfällt von Wichtigkeit, davon Nachricht zu geben.

Der gnädige Gott seegne Ew. HochEhrw. und Dero theure Gehülfen, das liebe Wayfenhaus — Er laße seinen Seegen auf selbiges immer mehr kommen und mache es immer herrlicher, daß noch viele aus selbigem ausgehen und seinen Namen verkündigen mögen.

Mit diesem Wunsche verharre

Ew. HochEhrwürden

Tiruchinapally d. 19. Jan. 1776.

im HErrn verbundener Diener
C. F. Schwartz.

P. S. Noch habe keine Zeile von meinem Bruder gesehen. Bitte hertzlich um ein paar dunkelgrüne, vergrößernde Brillen. — Meine Augen werden schwach.

III.

WohlEhrwürdiger
Theuerster Bruder in dem HErrn,

Ihr brüderliches Schreiben vom 11. Mart. dieses Jahres, habe richtig erhalten. Die Nachricht von dem Hintritt unsres so theuren Vater Ziegenhagens war mir, wie auch allen meinen Brüdern, gar schmertzlich, ob wir uns gleich seit mehrern Jahren darauf gefaßt halten mußten. Gelobt sei der gnädige Gott, der Ihr Hertz zur Liebe gegen das Mißionswerk gelenket hat. Er seegne Sie überschwenglich und laße Ihre liebreichen Bemühungen, mein theuerster Bruder, viel Nutzen schaffen. Was Sie in dieser Arbeit und aus Liebe zu diesem Werk, an äußerlichen Vorteilen verleugnen, das wolle der himlische Vater Ihnen auf andere Weise ersetzen.

Was Sie wegen der Briefe bemerkt, soll treulich beobachtet werden. Für die 20 Pfd. St. so Sie diesem Werke alhier liebreichst gewidmet haben, danke Ihnen hertzlich.

Da von dem Zuwachs dieser Gemeine gemeiniglich im Januar Erwähnung thue: So will dismal nur von andern Umständen, so dieses Werk betreffen, etwas melden.

Bisher hat der gnädige Gott mich und die Catecheten um Christi Willen väterlich erhalten, und auch in trüben und Leidens-Umständen seine Hand über uns Alle gehalten, wofür Ihm Lob und Anbetung gebühret. O Er mache uns Alle recht dankbar für alle uns erzeigten Wohltaten!

Dis Jahr ist voll von Revolutionen im Aeußern. Gott gebe, daß sein Reich unter und bey allen diesen Veränderungen wachsen möge.

Es wird Ihnen wohl schon bekant seyn, daß der König von Tanschaur wieder in den Besitz seines Reiches eingesetzet. Ich war eben in Tanschaur, da er den ersten Brief von Lord Pigot erhielt, worinnen ihm die fröliche Nachricht gegeben wurde, daß er kein gefangener sondern regierender König seyn solte und daß in kurzem er mehr davon vernehmen solle. Da der Brief in Engl. Sprache geschrieben war: So bat mich der König, daß ich ihn übersetzen und beantworten solte, welches ich auch that. Ich sprach ihn, ehe Lord Pigot nach Tanschaur kam, mannichmal, und nahm alle Gelegenheit in Acht, ihn auf die gnädige Absicht bei dieser großen Veränderung zu führen. Gott hat es gethan, sagte ich zu ihm, und nicht Menschen — Er hat euch erst tief herunter gesetzt — und nun erhöhet er euch wieder, damit ihr ihn erkennen und anbethen möget. Erweget daher den Ernst und die Güte Gottes, so er an euch bewiesen. — Er gab vieles zu, erkante auch, daß er sich vormals so und so versündiget — sagte aber daß seine Voreltern in eben dem Heidentum gelebet und daß große Leute es so angeordnet hätten — daß er kein Geistlicher, sondern Welt-Mann sey.

Aus diesen kurzen Bemerkungen werden Sie leicht erkennen, wie viel noch da aufzuräumen ist.

Nachdem Lord Pigot ihn wieder eingesetzet, merkte man deutlich, daß das Gemüt auf eine Zeit gantz trunken war.

Und das war auch kein Wunder. Manche tausend sogenante Christen werden gantz trunken von viel geringeren Vortheilen, so ihnen zu Theil werden.

Lord Pigot hätte freilich viel Gutes thun können. Allein seine Grundsätze schadeten dem armen König mehr, als daß sie ihm hätten Gutes thun können. Das Gentoo-Government sey so vortreflich, so sanft gelinde ꝛc. Man muß sich entsetzen, wenn man unsre Europäer so reden hört. — Wars doch als wenn sie mit sehenden Augen blind seyn wolten.

Da ich kein Haus in Tanschaur hatte, indem das, so ich mit ziemlichem Rechte hätte haben sollen, von mir genommen war. So bat den König um eine Wohnung oder Platz dazu — Er gab mir eines, so von einem Europäer erbaut war, welches ich itzo zur Wohnung bequem mache; nemlich bey Einsetzung der Thüren und Fenster.

Eben da er mir den Gebrauch des Hauses zugestand im August: So kam die ihn in neues Schrecken setzende Nachricht, daß Lord Pigot arretiret sei. Dis war wie ein Donnerschlag so Ihn gewaltig erschreckte. Doch wurde er von dem neuen Gouverneur getröstet mit Bezeugen, daß er nach wie vor geschützet werden solte.

Wie es nun weiter ergehen wird, müßen wir mit Geduld und Auffsehen auf die Alles regierende Hand Gottes erwarten. Gewiß ists, daß Gott nicht umsonst diese Veränderungen veranstaltet. Sein Zweck ist und muß seyn, die Menschen-Kinder näher zu sich zu bringen. GOtt öfne ihnen die Augen, daß sie bey Zeiten erkennen mögen, was zu ihrem Frieden dienet, da er nicht genötiget werde schärfere Mittel zu

brauchen. — Die Erwegung hiesiger Landesumstände ist so beschaffen, daß man eher Gerichte, ja Zorn-Gerichte erwarten muß. Indeßen ist es unsere Pflicht zu wirken, weil es Tag ist. GOtt kann mehr thun, als wir bitten und verstehen. Ihm sey Ehre und Lob! Sonst habe in diesem Jahre manche Tage mich inne halten müßen. Im Winter hatte einen traurigen Zufall — Ich war an einem Morgen in Tanschaur. — Als ich in einer engen Straße auf meinem kleinen Pferde gantz sachte ritte, fiel ein Stück aus der Mauer hernieder, worüber das Pferd sich entsetzte und auf mich fiel. Mein rechtes Knie hatte viel gelitten von dieser harten Contusion, so daß über einen Monat lahm war. Ich hielt zwar Präparation und predigte, aber oft unter ziemlichen Schmertzen. Ich preise Gott auch für diese Züchtigung, besonders, da er der gütige Hüter, es ohne Schaden abgehen laßen. — Du unterhältst mir auch mein Leben.

In diesem Jahre habe 2mal einen gar hülfreichen Besuch von dem lieben Bruder Herrn John gehabt, welches mir bey meiner Schwäche gar sehr zu statten kam. Er ist ein sehr redlicher Jünger Christi, — Gott stärke und unterhalte ihn! Unsre Schulen werden fortgesetzt — nicht ohne Merkmale des Seegens Gottes. Die Schulen werden mir immer wichtiger, weil die jungen Leute, welche von Kindheit auf in der Lehre Christi unterrichtet worden, vorzüglich brauchbar sind, wofern ein redlicher Sinn in ihnen gewirket worden.

Hätte ich einen lieben Gehülfen, so könte hier und im Lande manches besser besorget werden. Nun unser himlischer Vater weiß, was wir bedürfen und wird uns helfen zu seiner, das ist, zur besten Zeit ꝛc. ꝛc.

IV.

HochEhrwürdiger Herr Professor [Freylinghausen],

In dem HErrn theuerster Gönner,

Ew. HochEhrw. liebreiche Zuschrift habe wohl erhalten und danke Denenselben für alle Liebe, Sorgfalt und Mühe, so Dieselben auch dieses Werks Gottes halber gehabt, wie auch für die liebreiche Auszahlung der 50 Rthlr. an meine arme Schwester, und Schenkung derselben an hiesige Mißion, welche ich nun, so bald als möglich abzalen will. Wegen eines rechtschaffenen Gehülfen, so Ew. HochEhrw. für mich suchen, flehe zu Gott, daß Dieselben auf eine solche Person fallen mögen, so mit Verleugnung eignen Willens und Bequemlichkeit, sich lauterlich dem Werke Gottes widmet und zu Diensten des HErrn dargiebet.

Der gnädige Gott wolle um Christi Willen sich dieses Landes erbarmen und demselben Hirten nach seinem Hertzen schenken! Mit unläuteren oder eigenwilligen Leuten würde diesem Werk der gröste Schaden geschehen. — Gott wolle aus Gnaden solche Leute zurückhalten!

Die Gemeinde hier und im Lande wird von den Catecheten und mir besorget.

In diesem Jahre habe öfters Reisen nach Tanschaur gethan, auch weiter ins Land hinein. Der Bruder Herr John ist hier 2 mal gewesen, hat sich auch sonderlich das letzte mal einige Monate hier aufgehalten und gearbeitet. Er schickt sich vortreflich zu dem Amte eines Missionarii. — Nur Schade, daß er durch nächtliches Studiren in Tranquebar das Malum hypochondriacum sich zugezogen. Beßer wäre es gewesen, wenn er in der Mal. Sprache etwas später zur Fertigkeit gelanget. In den heißen Monaten litte er ziemlich von dieser Krankheit. —

Ich habe in diesem Jahre mehr zu Hause bleiben müßen als vielleicht in allem meinem Hierseyn. — Ein schmertzhafter Zufall, welcher durch den Fall des Pferdes auf meine rechte Knie verursacht wurde, hat mich über einen Monat inne gehalten.

Doch preise göttliche Güte, daß ich bei diesem schmertzlichen Zufall nicht zu sehr im Gemüte angegriffen wurde. Ich hatte eben damals eine Präparation, welche ich ohne Hinderniße zu Ende brachte, und da mein Fuß beßer wurde, konte den kleinen Haufen der Präparanden taufen.

Die große Veränderung in diesem Lande wird Ew. HochEhrwürden nun schon bekant sein. — Das Gefängnis des Königs von Tanschaur ist zu Ende — und er ist wieder in dem Besitz seines Landes, doch so, daß das Fort eine Engl. Besatzung eingenommen. Ich wünschte, daß die vorige Demütigung — und die darauf erfolgte göttliche Hülfe des Königs Hertz zu dem gelenket, der alles regieret. Aber er scheinet in dem vorigen Wust der Sünden sich mehr und mehr zu versinken. Die Erbarmung Gottes helfe Ihm! Meine Hofnung ihn zu Gott zu führen, ist schwach, indeßen verzweifele nicht gantz. Bey Gott ist kein Ding unmöglich. Hiemit empfehle mich Ew. HochEhrw. Gebet und Liebe und bin Dero

Tiruchinapally, Oct. 14, 1776.

im Herrn ergebenster Diener
C. F. Schwartz.

V.

Schwartz an Pasche, Tanjour 20. August 1776.

Der Ueberbringer dieses ist Major Stevens *), welchen Sie als einen aufrichtigen Jünger Christi finden werden. Seine Familien-Umstände haben ihn bewogen, eine Reise nach Europa zu thun. Er hat sich aber vorgesetzt wieder zu kommen. Da ich nur 1 Stunde Zeit habe dis zu schreiben, und auch überdem ungewiß bin, ob Sie dieses bekommen werden: so melde Ihnen, daß durch göttliche Güte ziemlich gesund bin. Freylich ist meine Gesundheit nicht mehr wie vorhin. Meine Constitution hat in diesem Jahre manchen Anfall ausgestanden.

*) Vgl. S. 305 die Erzählung von Stevens' Tod.

Unsre Zeit, Kräfte und alles übrige stehet in Gottes Händen. Vor einigen Wochen, da die zwei neue Missionarien gesund in Tranquebar ankamen, wurde von dem seel. Hintritt unseres theuren Vater Ziegenhagens berichtet. Wie wohl wird ihm seyn bey seinem so hochgeschätzten Heylande! Wir aber trauern billig über den großen Verlust. Der gnädige Gott erwecke andere an seine Stelle, die sein Werk mit Ernst treiben!

Major Stevens meinte, daß er bei der Direction versuchen wolle, für hiesige Mißion ein gut Wort zu reden, und etwa vorstellen die hohe Nothwendigkeit, sich der Erziehung der Kinder mit Sorgfalt anzunehmen. Gott lenke alles! Hier ist bey dem wiedereingesetzten Könige nicht viel Hofnungsvolles anzutreffen. Unsere Augen aber sehen auf Gott, von welchem all unsre Hülfe komt. Von allen hiesigen Umständen, wird Ihnen Major Stevens völlige Nachricht ertheilen; da er das Werk hertzlich getrieben und an meiner Statt in Tanschaur den öffentlichen Gottesdienst im Englischen besorget, auch zur Schule und derselben Einrichtung alles mögliche beygetragen ꝛc. ꝛc."

Diesen Herrn Stevens habe noch nicht gesehen und gesprochen. Den Brief hat er mit der Pennypost gesandt!

Friedr. Wilh. Pasche.

VI.

S. T.

Theuerster Bruder in dem HErrn!

Auf Ihr letztes angenehmes Schreiben habe schon geantwortet. Ich preise Gottes Güte, der Sie willig gemacht die Angelegenheiten dieses seines Werkes zu besorgen, und darüber manche Vortheile zu verleugnen. Er thue Ihnen dafür reichlich wohl und laße Ihre Arbeit gesegnet seyn. — Besonders ist mir sehr erfreulich, daß Sie die wichtigen Manuscripta des sel. Vater Ziegenhagen haben und der christl. Kirche communiciren werden. Es ist zu wünschen ja zu hoffen, daß viel Gutes daher entstehen werde. Viele Stücke, so unter den Christen Streit und Zwietracht erreget, sind von dem seel. Manne so deutlich und überzeugend erkläret worden, daß diejenigen, so die Wahrheit lieben und ernstlich suchen, viel Vergnügen und Befestigung im Glauben daraus erhalten werden. Der Gnädige sey seiner armen Kirche gnädig und laße sein Licht recht helle scheinen. Es ist fast ärgerlich, wenn man die neuen Schriften, so nun publiciret werden lieset und mit Schmertzen bemerket, daß die Quelle alles unsres Friedens, Kraft und Lebens, ich meine die evangelische Lehren von der Büßung und Versöhnung Christi, vom Glauben an den Herrn Christum ꝛc. so gar traurig weg erklärt werden, daß fast nichts übrig bleibt als die Pflichten nach den 10 Geboten. Gott erbarme sich und schaffe Hülfe in Zion!

Von hiesigen Umständen will nun etwas melden.

Im vorigen Jahr hat der Herr unser Gott uns gezüchtiget, aber nicht dem Tode übergeben. Ich bin 2 mal krank gewesen, welches mich

ziemlich in meinem Amt gehindert hat, wenigstens am Ausgehen unter die Heiden. Die zweite Krankheit war eine Brust-Krankheit, welche über einen Monat anhielt. Ich reisete nach Tanschaur im August, da noch nicht völlig restituiret war, fand aber die Reise mehr zu meiner Stärkung als Schwächung, wofür Gott preise.

Die Catecheten sind meistens wohl, Einer, und zwar wie ich und andre glaube, der beste, ist von dem Herrn der Ernte heimgerufen worden, welches einen ziemlichen Schmertz erregte. Gottes Wege aber sind heilig — und sollen unsern Augen daher wohlgefällig seyn. Der junge Mann mit Namen Rajappen, welcher von uns genommen im Julio, hat ganz ausnehmende Gaben. In seinem Christentum war etwas festes — Sein Glaube an den Herrn Christum, seine Liebe zu dem Werke, seine ausnehmende Sanftmut auch gegen die, welche ihn grob anfielen, sein ordentlicher Vortrag, seine demütige Vergnügsamkeit machten ihn in meinen Augen sehr liebenswürdig. Er war mir wie ein Bruder. Nun Gott helfe uns um Christi Willen! Er schenke Arbeiter in seinen Weinberg! Wir müßen noch bis auf diese Stunde seufzen: Der rechtschaffnen Arbeiter sind wenige.

Meine häufigen Reisen, welche in dem vorigen Jahre vorgefallen, haben mich veranlaßet meine Tranqueb. Brüder um Hülfe zu ersuchen. Sie sind auch gar willig gewesen zu helfen, so viel als sie gekont. Herr John ist 2mal in Tiruchinapally gewesen, und hat nicht nur an der Malabar. Gemeinde gearbeitet, sondern auch Prayers in der Engl. Gemeinde gelesen und zwar zu Jedermanns Verwunderung ,indem auch sogar diejenigen, welche sich für Kenner der Sprache ausgeben, an seiner Aussprache wenig zu tadeln gefunden.

Was Tanschaur betrift: So glaube, daß ein Bethhaus und Schule wird gebauet werden. Gott gebe, daß ich nun bald einen treuen Gehülfen bekomme. Meine Augen sehen auf ihn wie in allen, so besonders in dieser Angelegenheit. Er erbarme sich seines Werks alhier und schenke treue Arbeiter! Meine Kräfte und sonderlich meine Augen nehmen merklich ab. Indeßen kan und wird der HErr stärken, so lange er mich in seinem Werke brauchen will.

Den König von Tanschaur betreffend: So fährt er zwar fort eine Neigung gegen mich zu bezeugen; allein seine Lebens-Art macht ihn immer täglich ungeschickter die Wahrheit zu suchen und anzunehmen. Der Fleisches-Sinn ist eine Feindschaft wider Gott und hindert den Menschen an der Erkentnis sowohl als Ausübung des Willens Gottes. Es wird gesagt, daß er der Trunkenheit Platz gibt. Vor einigen Monaten heiratete er zwey Weiber, da er doch vorher drey hatte. Was soll man sagen oder denken? Gott öfne ihm die Augen, seine Gefahr worin er schwebt, und den Weg, derselben zu entfliehen, lebendig zu erkennen. —

Nun mein theuerster Bruder [Herr Pasche] ich wünsche, daß der Herr Sie überschwenglich seegnen und in Seiner Kirche brauchbar machen wolle. Ich verbleibe mit vieler Liebe

Tanschaur, 21. Jan. 1777.

Ihr geringer Mitbruder
C. F. Schwartz.

VII.

HochEhrwürdiger Herr Professor [Freylinghausen],
In dem HErrn theuergeschätzter Gönner,

Vor einigen Wochen schickte ich das Diarium an Herrn Pasche — fand aber nicht Zeit einige Zeilen an Ew. HochEhrw. beizufügen. Herr Pasche wird das Diarium und vielleicht auch den Brief, so an ihn schrieb, Denenselben zuschicken — diesen Brief schreibe in Tranquebar in eben dem Hause, wo vor 26 Jahren ankam. Erbarmungsvoller Gott, welche Liebe und unverdiente Treue hast du an mir erwiesen diese vielen Jahre hindurch! Ich will nicht hier wiederholen, was schon im Diario kürtzlich gemeldet, sondern vielmehr einige andre Puncte berühren.

Bis hieher hat mich Gott gnädiglich erhalten wie auch die mehresten Catecheten. Einigemahl habe darniedergelegen. Der HErr aber hat um Christi Willen immer geholfen. Unter den Catecheten habe den besten mit Namen Rajappen durch einen frühzeitigen Tod eingebüßet. Das Exempel dieses jungen Menschen werde nie vergeßen. Seine Geschicklichkeit im Vortrage, sein Glaube an den Herrn Christum, seine Liebe das Evangelium den blinden Heiden bekant zu machen, sein demütiger und sanftmütiger Sinn machten ihn in meinen Augen sehr schätzbar, seinen Tod aber sehr schmertzlich. Ich habe um ihn geweinet wie einer um seinen Bruder weinet. Gott aber ist gütig und stark genug andere Werkzeuge sich zuzubereiten.

Eine meiner Haupt-Absichten ist noch immer rechtschaffene und geschickte Catecheten zu bekommen. Die Notwendigkeit ist gar offenbar aus dem großen Nutzen, welchen man von solchen Leuten sich unter dem Seegen Gottes versprechen kan, und welchen man ohne solche Gehülfen schwerlich erlangen wird. Der Herr unser Gott wolle sich über uns erbarmen!

Auf einen Gehülfen habe mit Schmertzen gewartet und warte noch darauf. Indeßen senke mich und alle hiesigen Anliegen in die Vater-Hände Gottes, welcher am besten weiß, wie und wann er helfen soll. In und um Tiruchinapally ist ein weites Feld zu arbeiten. Dazu komt nun Tanschaur, welches von den Engelländern mit einer Guarnison versehen wird. Es wird, da die Guarnison ziemlich stark ist, itzo darauf gedacht, ob wir nicht eine Kirche dort bauen, und den öffentlichen Gottesdienst wie auch eine Schule aufrichten können. Der Gouverneur in Madras scheint nicht dagegen zu seyn, wie weit es aber wird befördert werden, weiß man noch nicht.

Da diese Einrichtung die Gegenwart eines Missionarii nöthig macht: So bin anitzo hier bey meinen Brüdern, um sie zu bitten mir Herrn John auf einige Monate wenigstens zu überlaßen, welches sie auch willig thun wollen, obgleich nicht ohne Unbequemlichkeit, da einige unter ihnen alt und schwach werden und Herr Rotler und Gerlach ihnen noch wenig helfen können. Die Ernte ist groß — der Arbeiter aber wenig. Der HErr der Ernte aber wolle gnädiglich helfen!

Von dem Könige in Tanschaur kan nicht viel Hofnungsvolles melden! Sein Trieb und Neigung zu fleischlichen Lüsten benebelt und verdüstert sein Gemüt. Aeußerlich ist er gegen mich liebreich, läßt sich auch, sonderlich wenn er allein ist, zureden. — Ich beobachte eine jede Gelegenheit an Ihm zu arbeiten und ruhe in Gottes Willen — Gott kann überschwenglich mehr thun als wir bitten und verstehen!

Unsere Schulen in Tiruchinapally sind in ziemlicher Ordnung. — In der Tamulischen Schule sind einige Kinder, welche eine Hofnung erwecken, daß sie dereinst brauchbar werden seyn. Gott aber helfe um Christi Willen!

Ich habe gestern mit Herrn Gerlach viel von der Schule so er errichten will, geredet. Freilich ist ein solch Schema vielen Hindernißen unterworfen, sonderlich da man nicht sogleich Arbeiter wie man wünscht, haben kan. Indeßen muß man auf Gott sehen im kindlichen Vertrauen auf seine Hülfe und Seegen. — Der große Nutzen, welchen eine solche Anstalt haben könte, ist gar offenbar. Es würde die Welt denn auch eingestehen müßen, daß wir nicht nur fromme Christen, sondern auch geschickte Bürger fürs gemeine Wesen zu ziehen bemühet werden. Indeßen muß Herr Gerlach eine oder zwei Sprachen lernen, wofern er die Dirigirung eines solchen Werkes verwalten will. Ich wünsche und erbitte ihm vielen und reellen Succeß.

Unsre übrigen l. Brüder hier sind, außer Herrn Zeglin, wohl. Daß Herr Kohlhoff sich wieder erholt, ist mir sehr merkwürdig. Vor drey Jahren, da ihn das letzte mahl sahe, dachte, daß es ganz unmöglich (vor Menschen Augen) sey. Unsere Zeit (der Krankheit und Gesundheit) ist in Gottes Händen.

Mein Bruder hat mir geschrieben, daß er in dem Magdeburgischen einer Gemeinde vorgesetzt sey, und daß er sich in äußerlichen Ackerbau einlaßen müße. Wolten Ew. HochEhrw. ihn in meinem Namen bitten, den Ackerbau einem geschickten Bauer zu verpachten, damit er dem Gebet und Verkündigung des Wortes Gottes desto beßer obliegen könte, würde es für eine große Wohlthat halten. — Ich will es ihm auch schreiben.

Was die 50 Rthlr. betrifft, so Dieselben meiner armen Schwester ausgezahlt, so danke dafür ergebenst — und habe sie der Mißion mit fröhlichem Hertzen erstattet. —

Ich dachte nicht, daß ich weiter an sie etwas würde senden — Allein wider alles Vermuthen habe seit einigen Monaten erfahren, daß eines Capitains Witwe, welcher Ehemann in Tiruchinapally gestorben, mich und Herrn Gerike in Cuddalore in ihrem Testament mit 50 Pagoden beschenket. Ich entschloß mich also, dieses Geschenk, welches zwar noch nicht ausgezahlt ist, welches aber doch in einigen Monaten erhalten werde, meinen beyden Schwestern zu widmen; nemlich der Fr. Knospin 50 Rthlr. und der armen Fr. Martinin 50 Rthlr. Wolten Ew. HochEhrw. so gütig sein und diese 100 Rthlr. an Herrn Inspector Campen senden: So will sie hier auszahlen wie Dieselben es bestimmen werden. So bald als Herr Gerike die 50 Pagoden mir zusenden will: So will ich sogleich 100 Rthlr. deponiren — Solte sich noch etwas von Wichtigkeit zutragen: So will es mit dem zweiten Schiffe, welches von Madras abgehen wird, melden. —

Der HErr unser Gott thue Ew. HochEhrw. überschwenglich wohl — setze Dieselben zum bleibenden Seegen — und laße vornemlich Dero Arbeit zum Besten des Wayſenhauſes und der darin ſich befindlichen Jugend zum Seegen gereichen. — Wie dieſer mein Wunſch und Flehen gar brünſtig iſt: So mag wohl ſagen, daß es zugleich ein Gebet für unſre Mißion iſt, weil es uns wohl gehen wird, wenn es dem dortigen Werke des Herrn wohl gehet.

Ich verharre mit vieler Hochachtung

Ew. HochEhrwürden

Tranquebar, 3. Febr. 1777.

dankbarlich verbundenſter Diener

C. F. Schwartz.

L. J.

Der Herr Ephorus D.

Vor wenigen Tagen

Schreiben d.d. 20 v.

Ich ermangle nicht Ihnen

Brief weiterbeförderung zu

Herr die Hon-bles

Soll verfehlt werden

Druck –

Von Herr D Gabl

Ihren Brief vom 24

Rechten ist auch zu

Unserer Lehr. Fa

gerade an Sie zu

Ihnen fehlt es schon ge

seinen ge

Hoffe bald

Freudigkeit

Herrn von

Ihnen von

Verwandt

Freude und

anzuführ

Schreiben –

Der Herr

Gott ab

der Herr

der Herr

Zweck A

Hergeht

Ich

L. S.

Tanjore
Jan 24. 1797.

An den Ehrwürdigen Brüder H. Wehe

Vor wenigen Tagen empfing Ihr werthester
Schreiben d.d. 20 May 1796 –
Ich wünschte sehr daß sie das Vergnügen
Ihn zu umarmen möchten –
daß die Hon^ble Society den Missionarien
Schutz verleihen will ist mir sehr erfreulich
Denk –
Von Herr D Gaskin haben wir noch
keinen Brief empfangen, ihr Leiden
Kasten ist auch noch nicht angekommen
Unsere Br. H. Janicke sahe gar nöthig
gedacht an Sie zu schreiben, der Vorfall
hat selbst ihnen gar nicht. Ob aber

[illegible] gewesen Schwachheit so zurück wird
Gott bald zu wenden. Seit der gar starken
Fieberkrankheit welche sie in Folge dieses
Jahr wechselt, hat uns keine Zeit so
[illegible] erfüllt wie diese Sorge
verursacht.
Fürchtet Euch nicht an K. d. Schulze bitte
anzusagen ob sie auch an Sie
schreibt –
Wir Kostkeits sind Gottlob wohl
Gott aber sorgen unsere Arbeit an
uns Leben.
Sorgen auch Ihr wohl in Eurer Ihrer
Zweck Arbeit an Euch möglich zu
sorgen sey.
Ich bin mit vielen Liebe
Ihr
alte Mutter in der
Eisenschwarz.

B : 25

